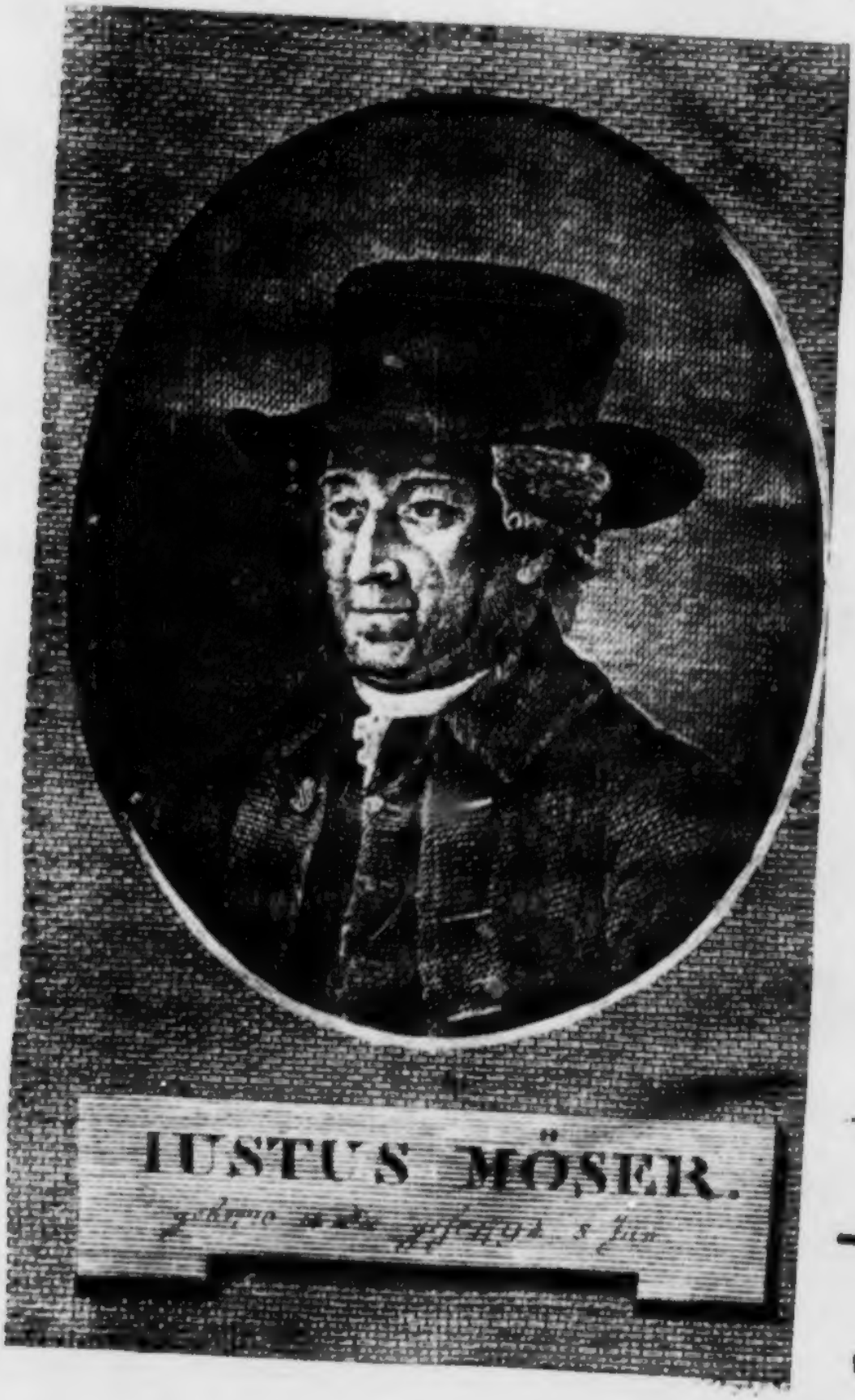

IUSTUS MÖSER.

Vermiſchte Schriften

von

Juſtus Möſer

Erſter Theil

Nebſt

deſſen Leben.

Herausgegeben

von

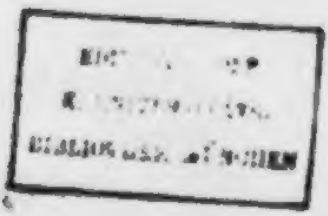
Friedrich Nicolai.

Mit Königl. Preuſſiſcher Kurbrandenburgiſcher allergnädigſter Freyheit.

Berlin und Stettin,

bey Friedrich Nicolai. 1797.

Universitäts
Bibliothek



Leben
Justus Mösers.

EIGENTUM DER
K. UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Der große Mann der auf ſein Vaterland und auf ſein Zeitalter wirkt, gehöret ſeinem Zeitalter und der Nachwelt an; der originale Schriftſteller, den Leſern die ihn faſſen können; der intereſſante Geſellſchafter, dem geſelligen Zirkel dem ſein Umgang lehrreich und angenehm iſt; der edle Freund, ſeinen ihm gleichgeſtimmten Freunden; der gewiſſenhafte Geſchäftsmann ſeinem Wirkungskreiſe; der wohlwollende Menſchenfreund, denen deren Schickſal er verbeſſerte, und den Hülfsbedürftigen die er unterſtützte; der ſorgſame und liebreiche Hausvater, ſeiner durch herzliche Liebe mit ihm vereinigten Familie. Möſer war alles dieſes in vorzüglichem Maaße: ich habe ihn in allen dieſen Verhältniſſen und in den meiſten genau gekannt; und doch fühle ich, daß ich ſeinen Werth weder ſo lebhaft, noch ſo anſchaulich, noch ſo innig ſchildern kann, als ich ihn empfinde. Möſers Leben ſelbſt, ſeine individuelle Lage, die Beſchaffenheit ſeiner Handlungen, die Entwicklung und die Anwendung ſeiner Talente, die Wirkung ſeiner Schriften, machen daß das Unter-

nehmen, dem großen vermiſchten deutſchen Publikum einen Mann in ſeinem ganzen Verdienſte darzuſtellen, den es nur durch einige Schriften kennt, mit vielen innern Schwierigkeiten verknüpft iſt.

Der Mann, deſſen Loos war, Thaten zu thun die jedermann in die Augen fallen, der Eroberer, welcher Länder beſiegte, der Staatsmann, welcher großen Ländern eine andere Geſtalt gab, macht es ſeinem Biographen leicht, ſein Verdienſt und Unverdienſt in helles Licht zu ſtellen; denn alle allgemein bekannte Handlungen erklären und beſtimmen ſelbſt jedem Leſer die Talente und den Charakter. Aber es giebt auch der Handlungen ſehr viele, welche Stärke des Geiſtes, Größe der Seele, Feſtigkeit des Charakters, wohlwollende Theilnehmung, feines Empfindniß, und vorzügliche Geiſteskräfte ſo nothwendig erfordern, daß wer während ſeines Lebens ununterbrochen auf dieſe Art handelte, nothwendig ein großer Mann geweſen ſeyn muß; nur daß dieſe Handlungen, ihrer Natur nach oder durch die ſie begleitenden Umſtände, dem vermiſchten Publikum, das ganz Deutſchland erfüllet, im großen allgemeinen Gemälde oft nicht anſchaulich darzuſtellen ſind. Der Frühlingsthau erquickt und befeuchtet das Land; wer mag es wagen, ſein Bild vor die Augen zu bringen? So war Möſer!

Er ſcheint von ſich ſelbſt dergleichen Gedanken gehabt zu haben, eben ſo ſehr aus Beſcheidenheit, als aus Beurtheilungskraft. Unter ſeinen nachgelaſſenen

Schriften fanden sich zwey unvollendete eigenhändige Aufsätze, worin er auf ganz verschiedene Art versucht hat sein eigenes Leben zu beschreiben. Der erste Aufsatz besteht nur aus folgenden wenigen Worten:

„Sie wollen ich soll Ihnen mein Leben beschreiben, „und zwar auf eine Art die mir Ehre mache. Allein „Sie haben nicht bedacht, daß ein Mann, von dem „man immer sagt: er sitzt und schreibt, wenig erlebt; „und wenn er sich eidlich verpflichtete, alles was ihm „anvertraut werden würde, mit sich ins Grab zu neh„men, noch weniger zu erzählen hat."

Zwar hätte dieser vortrefliche Mann gewiß sehr viel höchst Interessantes von sich erzählen können! Wohl wahr aber ists, daß vieles, was er that, in der Erzählung nicht ganz den Werth haben kann, als in der Wirklichkeit selbst. Er hatte Zeitlebens auf ein ganzes Land den wichtigsten und wohlthätigsten Einfluß; aber auf ein Land, das klein, und dessen innere Verfassung in Deutschland nur Wenigen bekannt ist. Seine Schriften haben einen ganz originalen Charakter, und erheben den Verfasser zu einem der ersten deutschen prosaischen Schriftsteller; aber wegen der beständigen Beziehung auf das, was ihm am nächsten lag, sind sie in Deutschland bey weitem nicht genug bekannt und gelesen. Er besaß seltene Weltkenntniß, Menschenkenntniß, und gesellige Tugenden, die aber nur in einem eingeschränkten Zirkel, obgleich ganz auszeichnet, glänzten.

Der Biograph eines verdienten Mannes in England oder Frankreich darf vorausſetzen, daß ſeine in der Hauptſtadt verſammelten vorzüglichſten Leſer jenen perſönlich kannten, oder wenigſtens doch von vielem was ihn anging, einen anſchauenden Begriff haben. Der Biograph eines deutſchen großen Mannes muß ſich erinnern, daß der beträchtlichſte Theil ſeiner Leſer den Schriftſteller vielleicht nur obenhin, und den Menſchen gar nicht kennt. Wenn ich alſo unternehme, Möſers Verdienſte und Charakter zu ſchildern, ſo darf ich nicht hoffen, beide vollkommen in das Licht zu ſetzen, worin ich eigentlich wünſchte daß ſie erſchienen. Ich werde vielleicht denen, welche den großen Mann kannten, zu viel, und denen die ihn nicht kannten, nicht genug ſagen. Ich kann nur einzelne Züge ſammeln; vielleicht iſts nicht bloß meinem Unvermögen zuzuſchreiben, wenn ſie für das große deutſche Publikum nicht in Einen Punkt zuſammenzuſtellen ſind, wodurch das Auge des Leſers den Mann von ſeltenen Verdienſten in ſeiner ganzen Größe erblickt.

Möſers Familie ſtammt aus der Kurmark her. Sein Urältervater war zu Ende des ſechszehnten Jahrhunderts Rathsverwandter der Stadt Brandenburg an der Havel. Sein Aeltervater war ſucceſſiv Konrektor zu Magdeburg, zu Kiel, und zu Hamburg am Johanneum; deſſen älteſter Sohn Johann, Möſers Großvater, zu Hamburg gebo-

ren, ward 1683 Prediger zu Osnabrück; und dessen Sohn Johann Zacharias war daselbst Kanzleydirektor und Konsistorialpräsident, ein Vater von vier Söhnen, von denen ihn nur unser Möser überlebte. Da dieser keine männliche Erben hinterlassen hat, so geht der Namen aus; es wäre denn daß in der Mark Brandenburg noch Seitenverwandte vorhanden wären.

Im zweyten eigenhändigen Aufsatze Mösers über sein Leben, beschreibt er die Zeit seiner Kindheit und Schuljahre mit der ihm eigenen Laune, und in ganz neuer Einkleidung, indem er einen Andern folgendermaßen von sich reden läßt:

„Wenn ich meinen Möser zu bitten pflegte, daß „er mir einige Umstände seines Lebens, um sie zu sei„nem Andenken aufzuschreiben, mittheilen möchte: „so verwies er auf seines Vaters, des um sein Va„terland wohl verdienten Kanzleydirektors und Konsi„storialpräsidenten Johann Zacharias Möser, große „Bibel, worin derselbe eigenhändig beurkundet hätte, „daß ihm den 14ten Dec. 1720 ein Söhnlein geboren „worden, welcher in der Taufe den Namen Justus „empfangen habe; und wenn ich ihn um die Art sei„ner Erziehung befragte, antwortete er insgemein, „daß er sie so gut und nicht besser als Andere seines „Gleichen empfangen hätte. Sein Fleiß verdiene „keinen besondern Ruhm: er hätte vieles geschwin„der als Andere gelernt, und das Wenige was er ge„wußt, glücklicher gebraucht als Andere; übrigens „glaube er, daß seine beiden Freunde von der ersten „Kindheit an, der nachherige Helmstädtsche Professor

„Lodtmann *) und der Superintendent Bert„ling **) weit mehrern Fleiß angewandt hätten. „Er wäre der Liebling seiner Mutter und ihr guter „Junge in der Haushaltung gewesen, der in der Obst„lese lieber auf einem Baum als hinter einem Buche „gesessen hätte. Das Merkwürdigste, was ihm in „seinen jüngern Jahren begegnet wäre, bestände da„rin, daß er, als er kaum das funfzehnte Jahr er„reicht gehabt, aus seines Vaters Geldschranke eine „Kleinigkeit ***) entwandt und, als sein Informator

*) Karl Gerhard Wilhelm Lodtmann, war 1720 zu Osnabrück geboren, bekannt als Schriftsteller durch die Monumenta Osnabrugensia. Er kam im Jahr 1761 als Professor der Philosophie und Rechte nach Helmstädt, und starb im Jahr 1775. N.

**) Ernst August Bertling, geboren zu Osnabrück im Jahre 1721. Er studirte mit Mösern zugleich in Jena anfänglich die Rechte, ging aber bald zur Theologie über. Er ward im Jahre 1748 als Professor der Gottesgelahrtheit nach Helmstädt berufen. Als er daselbst im Jahre 1749 Doktor der Theologie ward, ließ unser Möser als Glückwunsch an seinen vertrauten Freund die Abhandlung de veterum Germanorum et Gallorum Theologia mystica et populari drucken, wovon jetzt in seinen vermischten Schriften ein deutscher Auszug erscheint. Bertling ward im Jahre 1750 Generalsuperintendent zu Helmstädt, 1763 kam er als Rektor und Professor des Gymnasiums nach Danzig, wo er 1769 starb. — Es ist beynahe zu schließen, daß Möser diesen angefangenen Aufsatz über sein Leben schon zwischen den Jahre 1750 und 1763 geschrieben habe, weil er seinen Freund einen Superintendenten nennt. N.

***) Zwölf Groschen. N.

„solches gemerkt und seinem Vater hinterbracht, die „Flucht genommen hätte, da er sich dann zum Thor „hinaus gemacht, und in Gesellschaft einiger Preu„ßischen Ausreißer, worauf er von ungefähr gestoßen „wäre, die Stadt Münster erreicht hätte. Hier „wäre er, weil er kein Geld bey sich gehabt, einen „ganzen Tag die Gassen auf und nieder gegangen. „Hundertmal hätte er sich gegen eine Thür gewandt, „und ein Almosen bitten wollen. Allein wenn er den „Mund aufgethan, wäre ihm die Stimme vergan„gen, bis ihn endlich der Hunger überwältigt und ge„zwungen hätte, eine Bitte zu wagen, worauf ihm „ein Mann sechs Pfennige gegeben hätte *). Damit „wäre er in voller Freude zum Bäcker, und mit dem „Brote zum Thore, worin er hereingekommen, hin„ausgelaufen, wo er sich, ohne zu wissen was er thun „wollen, auf einen Stein niedergesetzt und sein Brot „verzehrt hätte **)."

„So weit ging seine Erzählung von seinen Schul„jahren; dem ich jedoch nach dem Berichte von An„dern hinzusetzen muß, daß er zwar flüchtig, schalk-

*) Es war ein Domherr M. hatte noch einen Treſſenhut auf, an dem mochte der Domherr merken, daß es nicht ein gemeiner Knabe war; er sagte ihm daher ernstlich, er sollte wieder nach Hause gehen. M.

**) Sein Vater hatte ein Haus in Iburg, dahin ging er, um sich einige Wäsche u. s. w zu holen; denn er war willens nach Amsterdam, und von da nach Ostindien zu gehen. Die Magd im Hause merkte etwas, gab Nachricht, und so kam seine Mutter ihn abzuholen, ging auch gleich mit ihm in die Kirche, damit niemand die wahren Umstände merken sollte. M.

„haft und wild, jedoch alles mit guter Art, und bey „einem jeden beliebt gewesen, auch nach der Schule „und von seinen Lehrern als ein feuriger Kopf, und „besonders als ein treflicher Redner bewundert wor„den, der Stoff genug zu finden gewußt, um eine „Deklamation von zwey Stunden zu halten. Hierin „hätte er alle von seinem Alter übertroffen. In seinem „zwölften Jahre hätte er und vorgedachte seine bei„den Freunde mit andern eine gelehrte Gesellschaft „errichtet, worin sie sich einer eigenen von ihnen er„fundenen Sprache bedient. Sie hätten zu dieser „Sprache ihre besondere Grammatik gemacht. Bert„ling hätte das Wörterbuch geschrieben, er aber die „gelehrte Zeitung in dieser Sprache und die Kalen„der verfertigt, und das Siegel der Gesellschaft ge„stochen. Sie hätten sich zusammen dieser Thorheit „so sehr überlassen, daß die Lehrer sie mit allen Schlä„gen nicht davon zurückbringen können."

Von einem Jünglinge, der schon in der Schule mit so viel Fähigkeit, zugleich eben so viel eigenthümliche Laune und von innen herausarbeitende Thätigkeit zeigte, ist zu vermuthen, daß er in seinen Universitätsjahren viel werde gelernt haben: eben weil ihm lernen so leicht ward, und weil sich nachher zeigte daß er so viel wußte; aber es ist auch zu vermuthen, daß er viel früher als andere Jünglinge fähig und geneigt gewesen, nicht bloß zu hören oder nachzuschreiben, sondern durch seinen hellen gesunden Verstand die von seinen lehrern gehörten Ideen zusammenzustellen, zu vergleichen, zu beurtheilen, und dadurch eigene Gedanken zu erwecken.

Wir Deutschen suchen noch immer lebenslang einen größern Werth, als andere Nationen, in dem was im gemeinen gelehrten leben Studiren heißt, nämlich in dem lernen auf Schulen und Universitäten: denn nicht wenige Deutsche vermeinen noch immer, wenn sie die Anfangsgründe der Wissenschaften sich haben vorsagen lassen, hätten sie die Wissenschaften selbst erlangt. Daher berichten auch die Biographen unserer berühmten Gelehrten oft umständlicher als nöthig wäre, nicht nur auf welchen Universitäten und wie lange der Verstorbene studirt habe, sondern auch welche Lehrer ihm mit der Metaphysik, dem ersten Gegenstande deutscher Studentenweisheit, oder mit dem was etwa neue scholastische Mode an die Stelle der ältern Metaphysik setzt, den Kopf so sehr angefüllt haben, daß für nützlichere Wissenschaften weniger Raum blieb, oder welcher steifgelehrte Antecessor und Ordinarius den Schüler durch die Irrgänge der Pandekten ohne herausleitenden Faden geführt, oder dessen gesunden Verstand über die dornichten Wege des kanonischen Rechts nicht ohne einige Verletzung habe stolpern, oder ihn im Kriminalrechte aus Vorliebe zu Kaiser Karls peinlicher Halsgerichtsordnung habe lustwandeln lassen.

Die Methode zu studiren auf den deutschen Universitäten, war in Mösers Jünglingsjahren noch ziemlich auf dem gelehrten Grundsatz gebauet: daß man für die Schule, aber eben nicht fürs menschliche leben lernen müsse; wie denn damals der Glauben

faſt allgemein war: der Sitz der Gelehrſamkeit ſey ausſchließend nur auf hohen Schulen*), ſo daß man alle Gelehrſamkeit nur allein in Beziehung auf dieſelben betrachtete. Die theologiſchen Doktoren bewahrten damals das Syſtem ſeligmachend zu lehren allein in ihren Fakultätsſeſſionen, und in ihren Hörſälen zogen ſie neue theologiſche Doktoren, die wieder das Syſtem bewahrten, und nur allzugelehrte Prediger, unbekümmert ob Layen in der Welt wären, und ob denſelben die theologiſche Syſteme und die Gelehrſamkeit der Doktoren etwas nützten. Die Rechtsgelehrten, gleich ſchwerfällig, wenn ſie gelehrt und wenn ſie elegant ſeyn wollten, verachteten den gemeinen Rechtsgebrauch, und wann es viel war, ſprach ihre Fakultät Recht wie im alten Rom

*) Ich ſelbſt habe einen ſehr gelehrten Mann gekannt, der noch im Jahre 1762 ganz im Ernſte behauptete: Es ſey zweckwidrig, in Reſidenzſtädten öffentliche Bibliotheken anzulegen, welche, ſeiner Meinung nach, nur auf Univerſitäten vorhanden ſeyn müßten: „Denn, ſagte er, auf „Univerſitäten ſind die Lehrer alles menſchlichen Wiſſens „verſammelt, welche davon durch ihre Schüler in dem „übrigen Lande ſo viel ausſpenden als nöthig iſt. Dieſe „Lehrer alſo haben öffentliche Bibliotheken nöthig. Die „wenigen, in Reſidenzſtädten und ſonſt befindlichen Ge„lehrten und gelehrte Geſchäftsleute, können zu den Bü„chern, welche ſie etwa nöthig haben, ſich das Geld füg„lich vom Kaffee und anderm unnöthigen Luxus abſparen.“ Es ſcheint, die Theorie dieſes gelehrten Mannes ſtellte ſich, vermuthlich a priori, den Luxus der Gelehrten in den Reſidenzſtädten ſehr groß vor. M.

Rom; ja selbst ihr deutsches Jus publicum war sehr gelehrt aufs Herkommen und auf die Demonstration gebauet, ohne Rücksicht was etwa im H. Röm. Reiche deutscher Nation, auch nur seit Kaiser Leopolds des Ersten Zeiten, sich zugetragen, oder verändert hätte: denn ein Pütter oder Steck lehrten damals noch nicht! Die Philosophen — wie sie freylich immer zu thun pflegen — disputirten und demonstrirten a priori, als wäre gar keine wirkliche Welt vorhanden, und die Erfahrung nichts werth. Bloß die Aerzte, von Sydenham und Friedrich Hoffmann geführt, suchten wenigstens das kranke wirkliche Leben einigermaßen kennen zu lernen, obgleich damals, wo nicht mehr, doch gewiß eben so viel Menschen an allzugelehrt schiefen theoretischen Systemen mögen gestorben seyn, als jetzt an der allzugelehrt schiefen praktischen Beobachtung.

Der steife Lehrerton ward damals für eine unvermeidliche Beylage ächter Gelehrsamkeit gehalten. Zu der Zeit, als Möser im Jahre 1740 zuerst die Universität bezog, war es in ganz Deutschland mit der Art zu studiren beynahe so beschaffen, wie mit der damaligen Art sich zu kleiden. Steif, eingezwängt, unnatürlich waren alle Kleidungsarten; man mußte die Schlafröcke erfinden, um wenigstens zu Hause ungezwungen zu leben. Seitdem ist freylich die Art sich zu kleiden geändert und etwas natürlicher geworden, so wie auch unsere Art auf Universitäten zu studiren. Doch kommt es mir zuweilen vor, als

wäre in der letztern hin und wieder noch manches von theoretiſchen groſsen Haarbeuteln, ſpekulativen langen fein gerade gefalteten Manſchetten, und deducirten ſteifen Schöſsen, welche dadurch weder bequemer, noch natürlicher, noch zweckmäſsiger ſitzen wollen, weil ſie nach einer neuerfundenen Form zugeſtutzt ſind, die ein anderes Anſehn hat als diejenige, mit welcher im Jahre 1740 unſere Univerſitäten ſich ſehr zierlich dünkten.

Möſer ſtudirte in den Jahren 1740 und 1741 zu Jena, und im Jahre 1742 zu Göttingen, einer Univerſität, welche damals ſchon, ſonderlich in der Rechtswiſſenſchaft, unter der Kuratel eines der einſichtsvolleſten Geſchäftsmänner, vorzüglich beſtimmt war, eine hohe Schule auch für die wirkliche Welt zu werden; das war ſie aber, wenigſtens damals, noch nicht. Wie viel, unmittelbar nach Möſers Zurückkunft von beiden Univerſitäten, die damals gebräuchliche Schulphiloſophie und die darnach modificirten Lehrmethoden in allen Wiſſenſchaften auf ſeine Art zu denken mögen Einfluſs gehabt haben, iſt nicht bekannt. Gewiſs iſts, daſs er in reifern Jahren dem abſprechenden Lehrertone, welcher ſonſt auf Univerſitäten noch allgemeiner wie jetzt herrſchte, eben nicht gewogen war. Und ſo tolerant er über Meinungen urtheilte; ſo lächelte er dennoch, ſonderlich in den letzten Jahren ſeines Lebens, bey bekannten Veranlaſſungen über die Anmaſsung derjenigen, welche glauben, durch Lehren der Theorie die Praxis der

bürgerlichen Gesellschaft regieren zu können, besonders aber derjenigen, welche jetzt wieder so laut ankündigen, daß sie mit ihren theoretischen formalen Grillen die wirkliche Welt, die sie nicht kennen, sehr kräftig verbessern oder gar umkehren wollen.

Möser wußte übrigens damals schon, daß man auf Universitäten, wenn man da nur hört, eigentlich nicht studirt, sondern daß man alsdann eigentlich zu studiren anfangen sollte, wenn man die Hörsäle verläßt; und daß das menschliche Leben, mit seiner großen Mannichfaltigkeit, ein höchst studirenswürdiges, aber nur für den hellen und beobachtenden Kopf offenes Buch ist. Die früheste Bildung im väterlichen Hause muß ihn außerdem schon dürrer Schulweisheit abgeneigt gemacht, und ihn eher auf Weisheit geführt haben, im menschlichen Leben anwendbar. Diese wird weder durch sperrige Demonstrationen noch durch steife Deduktionen erlangt, sondern bildet sich nach und nach durch Kenntniß der Neigungen und Charaktere der Menschen, und durch helle Reflexionen darüber.

Sein Vater war ein im Lande sehr angesehener, äußerst thätiger Geschäftsmann. Seine Mutter gehörte zwar zu den guten westphälischen Hausfrauen, welche das Wirthschaftswesen für den ersten Zweck ihres Daseyns halten, und die also ihre Kinder auch hauptsächlich dazu erzog; aber sie liebte doch die französische Sprache, und wies ihre Söhne auch von Jugend auf dazu an. In einem Schreiben

an mich*) berichtet er selbst, „daß er seine ersten „Schulübungen nach Marivaux gemacht, und „damals seinen St. Evremont mehr als zehnmal „durchgelesen habe." Wenn man die Schreibart und die Weltkenntniß dieser beiden französischen Schriftsteller gegen die rohe Schulgelehrsamkeit hält, welche damals in Deutschland nur allein für Gelehrsamkeit galt, so ist leicht einzusehen, daß ein Jüngling, der schon in seinen frühen Jahren ihnen so viel Geschmack abgewann, daß er sie mehrmals durchlas, hellere Ideen über Schulweisheit und wirkliches menschliches Leben von der Universität zurück brachte, oder doch bald nachher sich erwarb, als mancher von seinen grundgelehrten Lehrern je erlangt hat. Ueberdieß ist zu bedenken, daß Möser in seiner frühern Jugend sich nicht etwa nach Marivaux spitzfindigen dramatischen Stücken bildete, sondern nach dessen beiden Romanen, wie aus seinem obigen Schreiben erhellet. Diese sind aber in ihren höchst interessanten Situationen, in ihren so sehr wahren und so fein nüancirten Charakteren, voll treffender Menschenkenntniß und biegsamer Philosophie des Lebens, welche die Menschen nimmt und beurtheilt wie sie sind und seyn können, worauf die störrische erfahrungslose Schulweisheit gewöhnlich gar nicht achtet. Dem Jünglinge, der schon jene zu fühlen und zu schätzen fähig war, konnte diese wohl eben nicht sehr, wenigstens nicht lange behagen.

*) S. im gedruckten Briefwechsel Nr. 36.

Im Jahre 1746 heurathete er. Seine Gattinn, eine geborne Brouning*), war eine seltene Frau, an Geist und Herz und Kenntnissen, eines Mösers würdig. Auch der Umgang mit ihr setzte die Bildung seines Geistes auf dem angefangenen Wege fort, denn auch sie war eine Freundinn und Kennerinn der französischen Sprache und Litteratur. Zu seinen vertrautesten Freunden gehörte der Domherr von Bar, der durch drey Bände *Epitres diverses* in französischer Sprache bekannt ist, denen man zwar Härte in Absicht auf die Französische Sprache und Versifikation nicht ohne Grund vorwerfen kann, in welchen man aber den scharfsichtigen Menschenkenner und den wohlwollenden Menschenfreund auf jedem Blatte findet. Derselbe hatte eine Tochter**), eine der vollkommensten Personen ihres Geschlechts, von Mösern außerordentlich verehrt, und die, wie er bekannte, zu seiner Bildung viel beygetragen hat. Hier sind Spuren genug, wie sich Mösers Geist und Charakter sehr früh in einer Stadt in Westphalen sehr vorzüglich bilden konnte, zu einer Zeit, da noch in ganz Deutschland zur Bildung so wenig Gelegenheit war.

*) Ihr Vater war geheimer Sekretär des damaligen protestantischen Bischofs von Osnabrück, Herzogs Ernst August von York.

**) Man sehe ein Schreiben von ihr an Möser in Abbts Briefwechsel Nro. 16. S. 65.

Indeß würde Möſer durch eine bloß franzöſiſche Bildung, wenigſtens als Gelehrter und Schriftſteller, ſchwerlich der Mann geworden ſeyn, der er nachher ward. Man ſieht dieß aus ſeinen erſten Schriften, welche in dieſe Zeit fallen: aus dem **Verſuch einiger Gemälde von den Sitten**, aus ſeinen **Beyträgen zu der deutſchen Zuſchauerinn**, aus dem **Trauerſpiele Arminius**; welche Schriften alle zwiſchen Gottſched und Marivaux ſchwanken. Seine nachher herausgegebenen Werke ſind durchaus von einer ganz andern Art. Ein ganz anderer Geiſt wehet darin; von ſeiner frühern Bildung nach franzöſiſchen Schriftſtellern iſt darin faſt keine Spur.

Möſers Einſichten und Talenten einen mannichfaltigern Schwung zu geben, trug beſonders ein anderer, ſowohl mit ihm als mit dem Domherrn von Bar innigſtvertrauter Freund bey, Herr **J. F. von dem Buſſche**, deſſen Andenken Möſer hernach eine eigene, im Jahre 1756 zuerſt gedruckte Schrift: **der Werth wohlgewogener Neigungen** betitelt, widmete. Derſelbe hat zwar nie ein öffentliches Amt bekleidet, oder etwas zum Drucke geſchrieben, hatte aber ſeinen Geiſt durch das Studium mehrerer Wiſſenſchaften, und durch Reiſen in Italien, Frankreich und England ſehr ausgebildet. Möſer erwarb ſich die Kenntniß der Sprachen dieſer Länder, und die Lektur der beſten engländiſchen und italiäniſchen Schriftſteller gab ſeinen Einſichten und

Talenten auf mancherley Weise eine veränderte Richtung.

Dazu trug auch zugleich selbst der Kreis seines Geschäftslebens bey, welcher ihn nothwendig auf Landeskenntniß brachte, wozu Diplomatik und Geschichtsforschung — Studien, worin er sich nachher so groß zeigte — unumgänglich nöthig waren. Doch würde er vielleicht nur ein vorzüglicher Geschäftsmann, nicht ein so sehr vorzüglicher Schriftsteller geworden seyn, wenn nicht die thätigste Zeit seines Geschäftslebens, und zugleich sein Alter zwischen dreißig und vierzig Jahren — das Alter, wo gewöhnlich die Bildung eines Schriftstellers Festigkeit zu bekommen pflegt — in die Zeit des siebenjährigen Krieges gefallen wäre. Man muß sich die ganz individuelle Verfassung von Mösers Vaterlande, und die Lage der Sachen während und bald nach dem Kriege recht deutlich vorstellen, um einzusehen, welche wichtige Wirkung dieses alles auf seine Geistesfähigkeiten und Weltkenntniß, auf seinen Charakter als Geschäftsmann und als Schriftsteller gehabt hat.

Die Erschütterungen des siebenjährigen Krieges hatten, wie die Kriege überhaupt, den zufälligen Nutzen, daß viele Charaktere sich auf eine Art entwickelten, wie sonst nicht leicht. Dieser Krieg war für ganz Deutschland kritisch, noch mehr für den kleinen Staat Osnabrück.

Klein, und im Kriege, sagt schon genug für einen solchen Staat. Feinde durchziehen ihn, wel-

che durchaus ohne Bedenken alles nützen und nehmen, was der Kriegsgebrauch erfordert, den man des Wohllauts wegen Recht nennt; selbst wenn ihm Freunde durchziehen, vergessen sie nicht, auch zu nützen und zu nehmen, und wissen dieß allenfalls, dem Weltlaufe gemäß, auf irgend eine Art freundschaftlich zu benennen.

Dieser kleine Staat ist ein geistlicher Staat. Wer einen geistlichen Staat nennt, nennt eine Aristokratie, und von ganz besonderer Art, worin eine Menge Rücksichten Kombinationen und Unterhandlungen, wie in einen Brennpunkt, zusammenlaufen. Nur wenige, nämlich die Domherren, sind der Regierung, wo nicht in der That, doch dem Rechte nach, fähig, wenigstens zur Wahl des Regenten berechtigt. Jeder, der hierzu gehört, hat seine Absichten und seine Partey. Früh gewöhnt, jene und oft auch diese geheim zu halten, weil natürlich die Absichten Vieler müssen vereinigt werden, um die Absicht eines Einzigen zu erreichen, beobachtet jeder den andern beständig, sucht ihm unvermerkt zu Gefallen zu leben oder zuwider zu seyn, nachdem es die Umstände erfordern, seinen Zweck immer im Sinn behaltend und die Mittel dazu von weitem vorbereitend.

In einem solchen geistlichen Staate ist die Wahlfähigkeit im aktiven und passiven Sinne zwar in sofern angeerbt, daß die Ahnenprobe eine unnachlaßliche Bedingung ist. Aber es bleibt immer

Univ. Bibl.

ein groſses Problem der Klugheit, im Voraus zu sehen, wie viele von der nächsten wirklichen Regierung ausgeschlossen seyn werden, wie Wenigen es möglich ist gewählt zu werden, und wie wenig oder viel Wahrscheinlichkeit dazu bey jedem von diesen Wenigen Statt finde, um darnach sein Benehmen schon seit langer Zeit einzurichten. Zwar kann ein protestantischer Domherr in Osnabrück gar nicht Bischof werden, und seit länger als zweyhundert Jahren ist kein katholischer Domherr aus dem Kapitel, sondern immer ein Fürst oder Fürstensohn gewählt worden. Dieſs ist aber nur eine zufällige Folge auswärtiger Politik. Das Recht, den Bischof und Landesherrn zu wählen, und dazu gewählet zu werden, bleibt immer den Domherren; der Fall, daſs das letztere wirklich ausgeübt werde, kann durch einen Zusammenfluſs unvorgesehener Umstände täglich wieder kommen, und bey jeder Wahl, selbst wenn sie schon vorher auf einen auswärtigen Prinzen bestimmt wäre, wird nicht leicht ein Domherr seyn, der nicht eine Partie zu machen oder zu verstärken, Forderungen und Absichten zu erhalten oder zu hindern hätte: ungerechnet noch die Autorität, und die Absichten und das Wirken jedes Domherrn, welche in allen geistlichen Staaten Statt finden, wenn während einer Sedisvakanz das Regiment von dem Domkapitel geführt wird.

Die Lage wird in Osnabrück noch verwickelter dadurch, daſs neben dem regierungsfähigen Domkapitel, bestehend aus alten Edelleuten, die

Ritterſchaft oder die Eigenthümer der Burgſitze, welche die Landtagsfähigkeit im ritterſchaftlichem Kollegium haben, landtagsfähig ſind, an Geburt und Ahnen den Domherren gleich, an Intereſſe oft von ihnen abgeſondert, den unmittelbarſten Einfluß auf die Landesgeſchäfte haben; und in Osnabrück iſt noch dazu der gröſßte Theil der landtagsfähigen Ritterſchaft proteſtantiſch, hingegen das Domkapitel gröſßtentheils katholiſch *). Dieß ſetzt eine Menge Menſchen, die noch dazu ſehr nahe nebeneinander leben, in eine ſonderbare Thätigkeit, wovon man in einem groſßen monarchiſchen Staate kaum einen Begriff hat; und wenn dieſes beſtändige mannichfaltige Beſtreben auch nicht immer eine Schule der Menſchenliebe ſeyn ſollte, ſo iſt es gewiß eine ſehr lehrreiche Schule der Menſchenkenntniß, in die beſonders der unregierungsfähige Beamte des Staats geführt wird. Iſt er ein Biedermann, ſo muß er zwar innere Güte und Feſtigkeit des Charakters haben, aber früh lernen, ſich mit Klugheit und Vorſicht nach allen Seiten zu ſchmiegen, wenn er ſich ſelbſt erhalten will, um dem Staate dienen zu können.

Osnabrück iſt ferner ein geiſtlicher Staat von ganz beſonderer Art, nicht nur aus katholiſchen und proteſtantiſchen Domherren und Staatsbeamten zuſammengeſetzt, ſondern auch die Rit-

*) Die Anzahl der Domherrn iſt 25, worunter drey lutheriſch ſeyn müſſen, weil im Normaljahre 1624 dieſe Anzahl vorhanden war.

tergutsbesitzer sind meist protestantisch: und das Land ist einem Landesherrn und Bischofe aus beiden Religionen wechselsweise unterworfen. Hier stoßen die sonderbarsten Kombinationen im höchsten Maaße zusammen, indem der Geist des Protestantismus sich an den Geist des Katholicismus anschmiegen soll und muß. Die Regierungsform eines geistlichen Staats ist von jedem weltlichen Staate, er habe eine Form welche er wolle, wesentlich unterschieden; denn er ist ursprünglich katholisch, gegründet auf die nach Kirchengesetzen der finstersten Jahrhunderte über alles Weltliche weit hinaus reichen sollende geistliche Gewalt, welche der katholische größere Theil der Domherren, Priester oder nicht, durch den Cölibat, von jedem Laienstaate abgesondert, im strengsten Sinne behaupten muß. Dem Geiste des Protestantismus, welcher keine geistliche Gewalt erkennet die von der weltlichen allein rechtmäßigen Gewalt abgesondert, oder gar über dieselbe erhaben wäre, sind zwar die Begriffe einer geistlichen unabhängigen Hierarchie ganz zuwider; aber die wenigen Protestanten im Domkapitel und die Beamten, welche dieser Religion zugethan sind, müssen in Absicht ihrer öffentlichen Geschäfte schon die katholischen Grundsätze gewissermaßen annehmen: denn der Staat kann einmal nicht anders als nach denselben regiert werden, und das erste Erforderniß eines praktischen Staatsmannes ist doch, daß er helfe den Staat nach denjenigen Prinzipien regieren, auf die

er gegründet ist, mögen sie sonst auch beschaffen seyn wie sie wollen, weil jener sonst nicht bestehen kann. So wird in Osnabrück, wie in sehr vielen Staaten von allerley Beschaffenheit, Wahrheit auf Irrthum gegründet, und die Folgen finden sich auch nach dem praktischen Verhältnisse des Irrthums und der Wahrheit.

Endlich veranlasset auch die dem kleinen Osnabrückschen Staate ganz eigene Verfassung, welche sich bey keinem andern findet, daß nämlich dessen Landesherr wechselsweise ein Katholik oder ein Protestant ist, wechselsweise zum Cölibat gezwungen oder verheurathet, wechselsweise ein deutscher katholischer Edelmann, welcher sechszehn Ahnen aufzuweisen hat, oder ein Prinz aus einem deutschen Kurhause, welches aber seit Menschengedenken nicht eigentlich deutsch ist, ganz eigenthümliche und verwickelte Verhältnisse. So lange ein Bischof lebt, hängt es von ihm allein ab, wem er die Besorgung der Regierungsgeschäfte auftragen will. Ist also der Bischof katholisch, so haben die Katholischen die nächste Aussicht dazu: ist er protestantisch, die Protestanten; und es bleibt natürlich, daß die Religion zu welcher sich der Landesherr bekennet, seinen Religionsverwandten immer zu irgend einigem Vortheile gereicht. Die Lage eines Staats, zumal eines kleinen, der aus Katholischen und Protestanten gemischt ist, verursacht auch ganz natürlich mehr oder minder die Aufmerksamkeit beider Theile auf einander. Die katholischen

Geiſtlichen, Prieſter oder nicht, betrachten im Herzen die Proteſtanten immer als Uſurpatoren, welche ſie noch einmal zu ihrer Kirche, ſey es mit Gewalt oder mit ſanftern oder ſanfterſcheinenden Mitteln zurückzubringen hoffen, bis dahin aber durch Mittel beiderley Art, ſobald ſie nur können, möglichſt einzuſchränken, und ihre eigene Gewalt auszudehnen ſuchen: und dieß können und dürfen ſie vermöge ihrer größern Macht und der konſequentern Einrichtung ihrer Hierarchie wagen, und wagen es gern. Hingegen die Proteſtanten, ob ſie gleich die Nothwendigkeit zu ihrer Vertheidigung immer wachſam zu bleiben wohl einſehen, ſind dennoch allenthalben minder mächtig, in ihrer inneren Verfaſſung weniger konſequent, vielleicht oft auch weniger ſchlau. Sie geben katholiſchen Grundſätzen und Ueberlegungen leichter nach, als die Katholiſchen proteſtantiſchen, und merken ſehr oft die Folgen ihrer Nachgiebigkeit eher nicht, als bis es zu ſpät iſt. Wenn auch gleich Klugheit, Patriotismus, Achtung für Verfaſſung und verträgliche Geſinnungen, und Nachgiebigkeit, welche oft durch politiſche Rückſichten mehr, als durch eigentliche Aufklärung, der man ſie zuſchreibt, bewirkt werden, dergeſtalt das Gleichgewicht halten, daß der Staat in äußerlicher und innerlicher Ruhe bleibt; ſo gehen doch in den Gemüthern und in kleinen Zirkeln beider Parteyen Bewegungen vor, wovon man in einem bloß proteſtantiſchen Staate kaum einen Begriff hat. In dem Osnabrückſchen Staate

macht daher die jedesmalige Veränderung des Landesherrn, die allenthalben höchſt wichtig iſt, eine ſehr vervielfachte Bewegung in den Gemüthern. Ich kann ſie mir um deſto lebhafter vorſtellen, da mein Freund Möſer mir über manche dahin gehörige Gegenſtände oft mündlich ſo vieles darüber erzählte. Es iſt zum Beyſpiele natürlich, daß zur Zeit, wenn die Lebenszeit und Regierung eines proteſtantiſchen Landesherrn und Biſchofs zu Ende zu gehen ſcheint, die Katholiſchen aufmerkſam werden, welchem der benachbarten katholiſchen geiſtlichen Fürſten das Bisthum Osnabrück wohl zu Theile werden möchte, und daß beſonders die Domherren, welchen anſcheinend die Wahl zuſteht, die Augen nach allen Seiten richten, damit jeder von ſeinem Antheile am Wahlrechte, theils in Abſicht der Wahl ſelbſt, theils in ſeiner nachherigen Lage die möglichſten Vortheile ziehe. Eben ſo natürlich iſt es, daß wenn die Regierung eines katholiſchen Biſchofs zu Ende gehet, beyde Theile, Proteſtanten ſowohl als Katholiſche, ihre Augen auf das Kurhaus Braunſchweig-Lüneburg richten, und die Umſtände berechnen, welche jedem nach ſeiner Lage und Abſichten zuträglich oder hinderlich werden können.

Zu Möſers Zeiten, da der Eröffnungsfall des Biſchofthums gerade in die Zeit des ſiebenjährigen Krieges traf, ereigneten ſich ganz beſondre Vorfälle. Der Kurfürſt von Kölln Klemens Auguſt, ein gebohrner Prinz von Baiern, war ſeit 1729 auch Bi-

schof von Osnabrück. Da aber, nach Aufhebung der Konvention von Kloster-Seven, die alliirte Armee ins Stift rückte, so ward durch dieselbe der Bischof, als zur Oestreichschen Partey gehörig, so gut wie entsetzt. Die von demselben zur Regierung verordneten Personen führten dieselbe, gemeinschaftlich mit einigen landständischen Deputirten, nach dem Willen des kommandirenden Generals, bis zum Februar 1761, wo der Kurfürst starb. Nun trat die während der Sedisvakanz gewöhnliche Regierung des Domkapitels ein, welche bis in den Januar 1763, das heißt bis zu Ende des siebenjährigen Krieges, dauerte. Es sendete alsdann der König von England zwey Hannöversche Kommissarien zur Landesregierung, und befahl allen Einwohnern, denselben zu gehorchen. So blieb es bis in den Februar 1764. Da geschah was man vorher nicht gesehen hatte, daß der König seinem nur sieben Monate alten Sohne*) die Osnabrückische Inful und mit ihr den Osnabrückschen Scepter zuwendete, welches wenigstens für das Land den Erfolg hatte, daß es die alliirte Armee, von der es vorher nicht viel anders als feindlich behandelt ward, nunmehr in einer ganz entgegengesetzten Gestalt sah.

*) Sterne dedicirte Ihm daher zwey Jahre hernach, in seiner gewöhnlichen Laune, ein Buch folgendergestalt:

Dem Hochwürdigsten
in Gott Vater
(nur drey Jahr alt)

Aus Zusammenhaltung aller dieser Umstände läßt sich einigermaßen Mösers Lage ermessen, welche auf seinen Charakter als Geschäftsmann und als Mensch, und auch als Schriftsteller, unstreitig den sichtbarsten Einfluß haben mußte. Er lernte früh sich in Menschen aller Art, auch von den entgegengesetztesten Gesinnungen und von dem entgegengesetztesten Interesse schicken. Daher seine Toleranz gegen menschliche Meinungen und Gesinnungen; daher seine Neigung alle Gegenstände von mehrern Seiten zu betrachten, zuweilen absichtlich von denjenigen, von welchen man sie am seltensten zu betrachten pflegt, durch welche Neigung bey ihm so viel neue Ideen erzeugt wurden. Daher aber freylich auch seine hin und wieder merkliche Neigung zu Paradoxieen und zu skeptischen Sätzen, welche zum Theile auch durch die Rücksicht auf die verschiedenen Personen und Parteyen, welche er zu schonen nöthig hatte, hervorgebracht, allemal aber sowohl durch seinen hellen gesunden Verstand als durch das hohe Wohlwollen, welches wesentliche Bestandtheile seines Charakters waren, nicht nur gemildert und unschädlich, sondern auch nützlich gemacht ward.

Als Möser von der Universität zurück kam, ließ er sich unter die Zahl der Advokaten aufnehmen; und schon im Jahre 1747 ward ihm die ehrenvolle und wichtige Stelle eines Advocatus Patriae

triae *) aufgetragen. Nicht lange darauf erhielt er noch außerdem die Stelle eines Sekretärs, und nachher eines Syndikus, der Ritterschaft **). Diese letztern Aemter gaben ihm aber bis zu Anfange des siebenjährigen Krieges wenig Beschäftigung. Bis dahin, und auch noch nachher, bis zum Jahre 1768, da er zum Geheimen Referendar bey der Regierung ernannt ward, machte er sich vorzüglich als Advokat um das Vaterland verdient. Wider den an sich so nöthigen als nützlichen Advokatenstand sind nicht wenige Personen mit Vorurtheilen eingenommen, weil man freylich Beyspiele genug hat, daß er gemißbraucht worden, das Recht zu verdrehen, und hülflose Unterthanen und Mitbürger zu unterdrücken. Möser aber war ein Sachwalter der Unterdrückten im edelsten Sinne des Wortes. Er war unter allen Advokaten im Stifte Osnabrück der Einzige, welcher gegen den damaligen Statthalter und Geheimenrathspräsidenten, den Domprobst von K** †), die Feder führte. Mösers selbst und an-

*) In dieser Qualität lag ihm ob die Rechtshändel zu führen, welche der ganze Staat mit Auswärtigen sowohl als mit Einheimischen (z. B. wenn diese Exemtionen von Steuern oder andere Vorzüge und Privilegien verlangten) hatte, und er entwarf alle dazu nöthige gerichtliche und außergerichtliche Handlungen.

**) Die Landstände des Stifts Osnabrück sind in drey verschiedene Korpora eingetheilt, nämlich: 1) das Domkapitel, 2) die Ritterschaft, 3) die Deputirten der Städte. Jedes Korpus hat seinen Syndikus und Sekretär.

†) Er starb kurz vor dem Anfange des siebenjährigen Krieges.

dere glaubwürdige Personen schilderten jenen Mann als einen stolzen, herrschsüchtigen und höchst intoleranten Geistlichen. Möser allein wagte es, so oft sich die Gelegenheit darbot, das Recht der Unterdrückten gegen den sehr mächtigen und höchst despotischen Statthalter vor Gerichte zu vertheidigen. Schon hierdurch erhielt er früh das uneingeschränkte Zutrauen seiner Mitbürger, so daß auch im Lande nicht leicht ein erheblicher Rechtsstreit geführt ward, in welchem Möser nicht von einem Theile wäre um Rath gefragt worden. Daher bekam er auch auf Vermittelung der Landstände, besonders der größtentheils protestantischen Ritterschaft, wie eben gedacht, die Stelle eines Advocatus Patriae.

Es ist ein merkwürdiger Zug an Mösern, daß er von Jugend auf eine Abneigung fühlte ein richterliches Amt zu übernehmen — vielleicht, weil er nicht gern entschied —; und daß er hingegen, wie er selbst oft sagte, mit Leidenschaft Advokat gewesen war: — vielleicht, weil er da mehrere Seiten eines Gegenstandes besser untersuchen, entwickeln, und gegen einander stellen konnte. Diese seine Lieblingsbeschäftigung in seinen besten Jahren hatte gewiß keinen geringen Einfluß auf die in seinen Schriften so auffallende Manier, Gründe und Gegengründe gleichsam einander entgegen aufzuführen, ja wohl gar Gründe für eine Meinung aufzusuchen, welche nicht eigentlich die seinige war. Auch beförderte seine Praxis als Advokat wahrscheinlich bey ihm die

Neigung zu Studien, welche ihn nachher so sehr auszeichneten. Wenn er z. B. in einem Rechtshandel deutlich auseinander setzen sollte, in wie fern einem Stande oder einem Gute die Befreyung von einer Steuer oder einer Gerichtsbarkeit zustehe? welche Rechte der Landesherr, oder der Gutsherr gegen den Bauren, der Verfassung gemäß, habe? ob die Geistlichkeit, nach der ersten Einrichtung, statt der unter der Benennung des Zehenten erhobenen Abgabe nunmehr den zehnten Theil aller Naturprodukte zu fordern habe*)? u. dergl. m.; so mußte er nothwendig die ältere Geschichte und Verfassung seines Vaterlandes befragen, und dadurch entwickelte sich bey ihm der Keim zu vielen gelehrten Untersuchungen welche nachher in seinen Phantasieen und in seiner Osnabrückschen Geschichte so herrliche praktische Früchte trugen.

Mösers Talente als Advokat, und die Freymüthigkeit mit welcher er jederzeit, ohne alle Menschenfurcht, das Recht der Unterdrückten vor Gerichte darstellte und vertheidigte, machten daß die protestantische Parten im Lande, besonders die Ritterschaft, ihn als ihre vorzüglichste Stütze gegen die damals übermächtige katholische Geistlichkeit ansah. So ward er auch dem Hannöverschen Ministerium be-

*) Man sehe Mösers Briefe an mich No. 22: und den Auszug eines wichtigen Gutachtens über den letzten Gegenstand in den Phantasieen, IV. Th. S. 261.

merklich gemacht, welches während der Regierung eines katholiſchen Biſchofs natürlich immer geneigt iſt ſich der Proteſtanten anzunehmen. Der berühmte Premierminiſter G. A. von Münchhauſen ward von Möſers juriſtiſchen Kenntniſſen und Rechtſchaffenheit ſo ſehr überzeugt, daß er ihm in den erſten Jahren des ſiebenjährigen Krieges ſogar die wichtige Stelle eines Oberappellationsraths in Zelle anbot. Möſer aber verbat dieſelbe, theils wegen ſeiner Abneigung vor einem richterlichen Amte überhaupt, theils auf das dringende Bitten Osnabrückiſcher Patrioten, welche damals ſchon hoften, es würde ihm bey veränderter Regierung ein wichtiger Theil der Landesangelegenheiten aufgetragen werden, welche durch den Krieg ſchon in ſo kritiſcher Lage waren.

Als die Franzoſen mit ihrer Armee im Sommer 1757 ins Stift Osnabrück einrückten, nannten ſie ſich zwar Freunde, aber ſie forderten freundſchaftlich große Lieferungen und eine Menge Fuhren, und die Winterquartiere zehrten das Land aus. Als dieſe Truppen darauf, nach der Aufhebung der Konvention von Kloſter-Zeven, der alliirten Armee weichen mußten, wurden auch von dieſer dem Hochſtifte Osnabrück Lieferungen und Kontributionen aller Art aufgelegt *). Hier ward Möſer auf Veranlaſ-

*) Wie ſtark das Hochſtift, ſowohl durch die franzöſiſche, als durch die alliirte Armee mitgenommen worden, zeigt eine mit aktenmäßiger Genauigkeit, und zugleich mit vie-

ſung der Stände zu den dahin gehörigen mehrentheils ſo beſchwerlichen als delikaten Geſchäften gebraucht. Er mußte deshalb oft der alliirten Armee nachreiſen, und hielt ſich zuweilen Monate lang im Winterquartiere auf. Die allgemeine Stimme ſagt: daß durch die Art ſeines Betragens gewiß dem Lande einige hunderttauſend Thaler und ſehr viel Unannehmlichkeiten geſpart worden. Denn ſeine Einſicht, ſeine Uneigennützigkeit, ſeine Art die wahre Lage der Sachen ins Licht zu ſetzen, ſeine ſimpeln Plane, Alles ſo viel möglich zu wechſelſeitiger Zufriedenheit bald zu endigen, und das Offene und Gerade in ſeinen Handlungen, machten ihn allenthalben ſehr beliebt und erwarben ihm das Zutrauen des Herzogs Ferdinand *) und der vornehmſten Generale.

ter Laune geſchriebene kleine, jetzt ſehr rare Schrift: Lettre d'un Membre des Etats de l'Evechè d'Osnabruc, du 10 Nov. 1759 4. Doch ward von Ewaland nachher ein Anſehnliches wiederbezahlt; die freundſchaftlich einmarſchirten Franzoſen aber vergütigten nichts.

*) Damals, im Jahre 1760, ward das erſte Beyſpiel ſeines Talents zur launigen Schreibart gedruckt: das Schreiben Joſeph Patridgen, Generalentrepreneurs der Winterquartierluſtbarkeiten bey der hohen Alliirten Armee. (Gedruckt in dieſen vermiſchten Schriften, I. Th. S. 61 f.) Möſer kam zwei Tage vor dem Geburtstage des Herzogs im Hauptquartiere zu Marburg an, ſchrieb in wenig Stunden dieß feine Kompliment an den großen Feldherrn, und ſchickte es noch am Tage ſeiner Ankunft in die Druckerey. Es ward ſehr wohl aufgenommen, und that ihm und dem Lande, bey dem verwickelten Geſchäfte das er auf ſich hatte, gewiß keinen Schaden.

Mit welcher Menge von Menschen, in höchstverschiedenen Lagen, ein Mann der in Geschäften dieser Art thätig ist, zu verkehren hat, und welchen reichen Zuwachs von Kenntniß menschlicher Charaktere und menschlicher Gesinnungen aller Art der erhält, welcher mit Mösers feinem und schnellem Beobachtungsgeiste versehen ist, braucht nicht erst weitläuftig auseinander gesetzt zu werden.

Aber es war ihm noch eine vorzüglichere Gelegenheit vorbehalten, Welt und Menschen in noch weiterm Umfange kennen zu lernen, und zugleich seinem Vaterlande die wichtigsten Dienste zu leisten. Er ward im Jahr 1763 gegen das Ende des siebenjährigen Krieges von den Ständen, mit Einwilligung der damals regierenden Hannöverschen Kommissarien, nach London geschickt, um mit dem engländischen Kommissariate wegen der Lieferungen des Landes an die von England besoldete alliirte Armee zu liquidiren, und deren Bezahlung zu betreiben. Die Zeitumstände veranlaßten hier, daß seine Anwesenheit in London seinem Vaterlande indirekt noch nützlicher werden konnte.

Als der Bischof und Kurfürst Klemens August 1761 gestorben war (man s. oben S. 29.), und nun, dem westphälischen Frieden gemäß, ein protestantischer Prinz aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg der Nachfolger werden mußte: verzog sich die Bestimmung desselben doch noch zwey Jahre lang, weil der Hof zu London unschlüssig war, welcher

Prinz zu wählen sey. Man hielt endlich für vortheilhafter, anstatt des Bruders des Königs, der schon bey Jahren war, des Königs zweyten neugebornen Prinzen zum Bischofe zu machen, ob sich gleich dabey verschiedene Schwierigkeiten hervorthaten *). Gerade in diesen kritischen Zeitpunkt traf Mösers Aufenthalt in England. Da er schon vorher dem Ministerium zu Hannover so vortheilhaft bekannt war, so ward es ihm leicht, das Vertrauen des damaligen hannöverschen Ministers in London, Herrn von Behr zu erwerben, der ihn über manche die Regierung von Osnabrück betreffende Gegenstände zu Rathe zog. Die Geschäfte nöthigten ihn, acht Monate dort zu bleiben, und sein Beobachtungsgeist war nie müßig in London, in der kleinen Welt, wo für einen hellen Kopf so viel zu beobachten ist.

Der große Chatham war damals zwar nicht mehr im Ministerium, aber sein Vaterland empfand noch die wohlthätigen Folgen der weisen Verwaltung des Mannes, desgleichen keiner wieder gekommen ist. Großbritannien fand sich nach dem Frieden auf

*) Z. B. der Hof zu London verlangte vom Domkapitel zu Osnabrück, daß es, wenn der Prinz minorenn stürbe, abermals einen Prinzen aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg wählen solle, wozu es sich durchaus nicht verstehen wollte. Das Domkapitel wurde überhaupt unter der Hand vom kaiserlichen Hofe unterstützt; welches sich zeigte, sobald die alliirte Armee zurückgetrieben ward, und die französische Armee sich wieder dem Stifte näherte.

einem ſehr hohen Punkte der Nationalgröße ſo wie des Nationalwohlſtandes; und obgleich Beſtechung, Leichtſinn, Ueppigkeit, Verſchwendung und Sittenverderbniß ſchon damals nur allzuſehr begannen an deſſen vortreflicher Konſtitution unbemerkt zu nagen, ſo genoß Großbritannien doch die Früchte derſelben noch reiner und in viel größerm Maaße als jetzt. Die Einwohner fühlten ihr Glück, und waren damals weit mehr als jetzt, ſo wie ſie ihr Landsmann Goldſmith ſchildert:

Stern o'er each boſom reaſon holds her ſtate,
With daring aims irregularly great,
Pride in their port, defiance in their eye,
I ſee the lords of humankind paſs by.
Intent on high deſigns, a thoughtfull band,
By forms unfaſhion'd, freſh from nature's hand;
Fierce in their native hardineſs of ſoul,
True to imagin'd right, above controul,
While ev'n the peaſant boaſts theſe rights to ſcan,
And learns to venerate himſelf as man!

Eine ſolche Nation in ihrer genialiſchen Kraft, ja ſelbſt

Im Uebermuthe ihres Muthes,

erſcheint in unendlich mannichfaltigen Geſtalten. Alles ſtrebt mit einander und gegen einander, alles öffnet ſich lebendiger Beobachtung. Landesverfaſſung, Politik, Induſtrie, Handlung, litteratur, Schauſpiele, Nationalbeluſtigungen, und vor allem

menſchliche Charaktere von der intereſſanteſten und verſchiedenſten Art, beſchäftigten Möſers Aufmerkſamkeit. Auch das Geringſte entging ihm nicht *). Dieſer Zuwachs von Kenntniſſen hatte auf ihn als Geſchäftsmann und als Schriftſteller einen wichtigen Einfluß. Die Menge der Gegenſtände, worauf er nachher in ſeinen Schriften ſeine Augen richtete, deutet hierauf, und ſeine unnachahmliche Laune ward hier hauptſächlich wo nicht erweckt, doch noch mehr entwickelt.

Die Ernennung des jungen Prinzen Friedrich zum Biſchofe brachte verſchiedene publiciſtiſche Fragen in Bewegung. Das Domkapitel meinte der Vormund des minderjährigen Regenten ſeyn zu müſſen, weil er ein Biſchof war; und verlangte daher bis zu deſſen Volljährigkeit, das heißt, zwanzig Jahre lang, das Land aus eigener Macht und unabhängig zu regieren. Der Vater glaubte der natürliche Vormund zu ſeyn, weil der neuerwählte Landesherr ein Fürſt war, und ſetzte ſich ohne weiteres in Beſitz der Oberaufſicht und Anordnung der Regierung. Beide Theile hatten Gründe für ſich, welche ſie auch in gar gelehrten Deduktionen ausführten. Die

*) In ſeinen Phantaſieen (I. Th. S. 21.) beſchreibt er ein Speiſehaus für Bettler im Kirchſpiele St. Giles in London, wohin ihn der berühmte komiſche Schauſpieler Shuter führte, der zum Behufe ſeiner Kunſt, an ſolchen Orten die Natur im high life below ſtairs aufzuſuchen pflegte.

Gründe des Königs von England trug Möſer mit vieler Gründlichkeit und Gelehrſamkeit, und mit groſſem Scharfſinne vor *), ſogar aus dem kanoniſchen Rechte, wodurch das katholiſche Domkapitel hauptſächlich zu ſiegen gedacht hatte; und außerdem war auf Seiten des Königs noch die Macht. Beide Theile ſchloſſen endlich einen Vertrag, wobey der mindermächtige ſo viel erhielt, als der mächtigere ihm füglich laſſen konnte. Ferner war ein großer Streit: ob das Domkapitel oder der König den Geſandten beym Reichstage zu Regensburg ſenden; und ob während der zwanzig Jahre, die Stimme des minderjährigen Biſchofs (der doch gewiß ein Proteſtant war) auf dem Reichstage für eine proteſtantiſche oder vielmehr für eine katholiſche müſſe gerechnet werden? welches letztere, nach der ſonderbaren Behauptung des Domkapitels, nothwendig ſeyn ſollte. Man fand bald den kurzen Ausweg, daß den Rechten beider Theile unbeſchadet, während der zwanzig Jahre die Osnabrückſche Stimme am Reichstage ganz ruhen ſollte, wo ſo manche nicht ruhende Stimme wenig entſcheidet. Die Regierung des Landes

*) Die Deduktion iſt betitelt: Rechtliche Behauptung der Gründe, worauf die von Sr. K. M. v. Großbritannien in Anſehung der Osnabrückſchen Biſchofswahl und der Regierungseinrichtung im Stifte — genommenen Maaßregeln gebauet ſind. 1764. Fol. In den jetzt geſammelten vermiſchten Schriften Möſers, hat von dieſer Deduktion nichts eingerückt werden können, weil die Ausführung eines veraeſſenen publiciſtiſchen Streits allzuwenigen Leſern intereſſant ſeyn würde.

aber war wesentlich, konnte nicht ruhen; diese dem Könige von England zu lassen, der sie schon übernommen hatte, mußte das Domkapitel zugeben: und Möser, der eines Theils dieser Angelegenheiten wegen schon in London war zu Rathe gezogen worden, bekam vom Könige insgeheim den ehrenvollen Auftrag, daß nichts zur Ausführung beschlossen werden sollte ehe er sein Gutachten darüber gegeben hätte, die Sachen möchten nun vor den Hannöverschen Minister in London, oder vor die Regierung, oder vor die Landschaft gehören *).

Das heißt: Möser war während der Minderjährigkeit des Bischofs, also an zwanzig Jahre lang, nicht dem Titel und Range nach, aber in der That, der erste Rathgeber des Regenten, und hatte unmittelbaren Einfluß in die wichtigsten Regierungsangelegenheiten. Es läßt sich für einen angesehenen Geschäftsmann nicht leicht eine delikatere Lage denken: denn er diente zugleich dem Landesherrn, den der König von England vertrat, und den Ständen; und

*) S. Mösers Briefwechsel mit mir, den Brief No. 2. vom 26 Jun. 1765. Er sagt daselbst ausdrücklich: „Er sey „vom Könige dem kleinen Bischofe zugeordnet, und „schlechterdings instruirt in allen Sachen sein Gutach„ten vorher abzugeben." Diese eigenhändige Nachricht Mösers ist um deſto merkwürdiger, da Personen welchen sonst die Geschichte der letzten Regierungsveränderung wohl bekannt ist, nicht wußten, daß Möser schon von Anfang an einen so entschiedenen Einfluß in alle Regierungsangelegenheiten gehabt habe.

ſollte das ſo oft entgegengeſetzte Intereſſe zugleich beider Partenen beſorgen *). Der Einſichtsvolleſte hätte hier ſcheitern können; und es würde kein Beweis eines weſentlichen Fehlers ſeyn, wenn ein Geſchäftsmann in ſolcher ſchwierigen Lage, auch bey der unbeſcholtenſten Aufführung, irgend einer der entgegengeſetzten Partenen hätte mißfallen müſſen. Aber es iſt ein Beweis der ſeltenſten Geſchäftsgaben, verbunden mit unerſchütterlicher Rechtſchaffenheit, Uneigennützigkeit, Klugheit und Billigkeit: daß, bey ſo manchen vorkommenden äuſſerſt verwickelten Fällen, jedermann mit Mösern zufrieden war, auch nachdem der Fürſtbiſchof wirklich zur Regierung kam: eine Epoche wo ſich gewöhnlich manche Geſinnungen zu entdecken pflegen, die unter einer vormundſchaftlichen Regierung verborgen blieben. Und als damals in vielen Stücken Manches ſich änderte, blieb Mösern dennoch fortdauernd das Vertrauen des Biſchofs und der Stände.

Im Jahre 1702 war ihm mit Beybehaltung ſeiner andern Aemter, von dem während der Sedisvakanz regierenden Domkapitel, die mit einem gu-

*) Dieß dauerte viele Jahre lang. In ſeinem Briefe an mich No. 43, ſchreibt er bey Gelegenheit ſeines Amtsjubiläum (ſ. unten S. 46 die Note): „Ich kann mit Wahrheit ſagen, daß mich in den funfzig Jahren vieles erfreuet, wenig betrübt und nichts gekränkt hat ungeachtet ich in ſehr beſondern Verhältniſſen ſtehe, indem ich Herren und Ständen zugleich diene, für dieſe die Beſchwerden und für Jene die darauf zu ertheilenden Reſolutionen angebe, et ſic vice verſa."

ten Gehalte verknüpfte Stelle eines Justitiarius beym Kriminalgerichte*) in Osnabruck verliehen worden. Im Jahre 1768 legte er dieses Amt wieder nieder, als er die wichtige Stelle eines geheimen Referendars bey der Regierung erhielt, in welcher er zum großen Nutzen des Landes bis an sein Ende verblieb.

Im Jahre 1769 bekam er eine Zulage zu der Pension, welche er schon vorher, für die vielen dem Lande während des Krieges geleisteten Dienste, aus der Landeskasse genossen hatte. Es verdient hier wörtlich eingerückt zu werden, was Möser mit der ihm eigenthümlichen Laune über diese unverlangt erhaltene Zulage auf einen Brief des Hannöverschen Ministers eigenhändig geschrieben hat. Es charakterisirte Beider edle Gesinnungen. Möser sagt:

„So wie mir die neue Zulage ohne mein Wissen, „und ich möchte sagen wider mein Verlangen „zugelegt war, indem ich auf mehrmaliges Sondiren „der Regierungsräthe erklärt hatte, wie ich in allem „genug hätte, und doch nicht mehr als einen Pudding „auf den Tisch bringen lassen wollte, wenn ich auch „zehnmal so viel einzunehmen hätte; eben so hatten „sie noch an einen neuen Rang und neuen Titel**) für

*) Vermöge dieser Stelle hatte er die vorfallenden Inquisitionen zu führen, und das dahin gehörige zu besorgen.

**) Möser hatte bis dahin keinen Titel von der Regierung erhalten; der Titel eines Justizraths den er von 1762 bis 1783 führete, ward ihm vom Publikum nur zufällig gegeben, weil nämlich sein Vorfahr in der Stelle eines Justitiarius beym Kriminalgerichte denselben gehabt hatte;

„mich gedacht, wie mir der Regierungsrath v. d. „Busſche eröffnete: ich ſchrieb deswegen bey Gelegen„heit der Dankſagung für die Zulage an den Miniſter, „daß er mich ja mit Titeln und Hörnern verſchonen „möchte, indem ich das Recht durch einen Zaun zu „kriechen nie daran geben wollte. Hierauf antwortete „der Herr von Behr:

London, den 18ten Juli 1769.

„Die gute Geſinnungsart von Ew. Wohlgeboren „beſtätigt Deroſelben geehrtes vom 8ten dieſes Mo„nats; ich bin allemal davon überzeugt, und das „Wenige was der König, Namens des Herrn Bi„ſchofs, Denenſelben gnädigſt zugewandt haben, „bitte ich nicht als eine Ermunterung zu Dero fer„nern Bemühungen für das gemeine Beſte, ſon„dern als ein Zeichen des guten Willens anzuſehen, „den man ſtets für Dieſelben heget. — Was den „Titel anbetrift, ſo denke ich wie Ew. W., daß es „eine ſehr gleichgültige Sache für einen verdienten „Mann iſt. Denenſelben wird die Wahl darunter „allemal frey ſtehen. Ich mache mir aber eine „Ehre daraus, daß Ew. W. ich hierunter beſſer ge„kannt habe, als der Herr R. R. v. d. B. Wenn „es einſt ſo weit in einem Lande kommt, daß die „Ehrenſtellen darnach gerechnet werden, wie man „ſich am meiſten um das gemeine Beſte verdient „macht, ſo halte ich es für glücklich.“ — —

Im Jahre 1783, bey dem wirklichen Regierungsantritte des Fürſtenbiſchofs, nahm Möſer auf

Aber das Domkapitel, welches Mösern die Juſtitiarſtelle ertheilte, kann ſede vacante zwar erledigte Aemter vergeben, aber nicht Titel beylegen. K.

wiederholtes Verlangen der Regierung den Titel als Geheimer-Justizrath an.

Wie große Dienste er dem Hochstifte Osnabrück geleistet hat, läßt sich hier vor den Augen des ganzen Deutschlands nicht deutlich schildern. Möser mag mich selbst entschuldigen, ungeachtet der bescheidene Mann, als er eine allgemeine Wahrheit vortrug, gewiß nicht an sich selbst dachte. Er sagt*):

„Deutschland macht kein recht vereinigtes Ganze „aus, wie andere Reiche. Es hat keine Hauptstadt „wie Frankreich und England, und folglich stehen „diejenigen Personen, welche dem Staate und gemeinen Wesen dienen, oder auch sonst in stiller Größe „leben, nicht auf der Höhe und in dem Lichte, worin sie sich in jenen Reichen befinden. Wir können uns „also nie schmeicheln, solche Biographien zu erhalten, wie unsere Nachbarn haben. Wir können „höchstens Helden und Gelehrten (und dergleichen „Muster brauchen wir sogar viel nicht); aber nie den „Mann, der dem Staate im Kabinette und auf dem „Rathhause dienet, zu einem Türgot oder Beckford „machen. Der Minister eines Bischofs oder Reichsgrafen mag seinem kleinen Staate noch so große „Dienste leisten und zehntausend Unterthanen glücklich „machen; sein Ruhm wird mit ihm bald in die Grube sinken, wenn er auf einen solchen Biographen „warten soll, wie die Engländer und Franzosen „haben."

Meine Leser werden es mir also um so leichter vergeben, daß ich von Mösers Verdiensten als Ge-

*) S. Phantasien I. Th. S. 361.

schäftsmann hier weiter nichts genauer auseinander setze, selbst verschiedene wichtige Gegenstände betreffend, wovon ich unterrichtet seyn könnte. Dieß bliebe allenfalls einem Biographen überlassen, der ihn bloß für Osnabrückſche Leſer ſchildern wollte. Aber es iſt leicht einzuſehen, daß Möſers Verdienſte in ſeinem Geſchäftsleben außerordentlich groß geweſen ſeyn müſſen, wenn man ſich die oben beſchriebene komplicirte Verfaſſung des Stifts Osnabrück deutlich vorſtellt, nach welcher bey jedem dortigen Geſchäftsmanne, der nahe am Ruder der Regierung ſteht, manche ſchwer zu befriedigende Forderungen zuſammen kommen müſſen; und wenn man dabey bedenkt, daß Möſer in einer ſo langen Reihe von Jahren und unter ſo mannichfaltigen Veränderungen, dennoch ununterbrochen den Beyfall aller Parteyen, zugleich des hannöverſchen Miniſters, des Biſchofs, und der Landſtände*), ja des ganzen Publikums Vertrauen bis an ſein Ende hatte, und daß beſonders auch das Domkapitel, dem er zuweilen entgegen arbeiten mußte, ihm nie die ſeiner Rechtſchaffenheit gebührende Hochachtung verſagte.

Und dieſes ſeltene Vertrauen erhielt Möſer nicht etwa durch jene ſchleichende Politik, welche bey Män-

*) Ein Beweis einer ausgezeichneten Hochachtung iſt das Feſt auf Möſers funfzigjährige Amtsfeyer, welches die Osnabrückſche Ritterſchaft den 17ten Jänner 1792 (zwey Jahre vor ſeinem Tode), veranſtaltete, welches Hr. D. Kleuker in der Berliniſchen Monatsſchrift (März 1792 S. 300) rührend beſchrieben hat.

Männern, die sich in wichtigen Staatsbedienungen lange erhalten, nur allzuoft zu finden seyn soll. Er wußte nicht etwa bey jeder Partey sich schlau hinzuzudrängen, kleine Absichten zu errathen, um durch deren Beförderung größere Absichten für sich selbst zu erreichen, ungebührliche Gefälligkeiten zu erzeigen um gleiche zu erwarten, den guten Namen eines andern zu untergraben um dessen Einfluß zu mindern, zwey Parteyen zu erwecken um eine durch die andere zu lähmen, auf geheimen Wegen das zu suchen was auf öffentlichen ohne Scham nicht zu erlangen wäre, seine wahren Absichten und Handlungsarten unter fremden Schein zu verstecken, um die welche sie hindern konnten irre zu führen, den der seinen Absichten nicht entsprach insgeheim zu stürzen damit er nicht schaden könne, und wo dies nicht Statt fände, allenfalls sich zu rächen um furchtbar zu bleiben; und was der Künste mehr sind welche in vielen Ländern die Staatspraxis von jeher an die Hand gegeben hat. Möser kannte sie alle; dafür bürgt seine große Welt- und Menschenkenntniß. Aber sein Charakter war viel zu edel, als daß er sie selbst jemals hätte brauchen wollen. Zwar besaß er vollkommen die feine Weltklugheit, welche lehret Menschen und ihre Absichten richtig zu beurtheilen, und schnell die Mittel zu finden wie man auf sie und durch sie wirken kann. Er wußte, wann er schonen, wann er nachgeben, wann er einen Theil aufopfern mußte, um das Ganze zu erhalten. Er wußte, wann er zu schweigen

und wann er zu reden hatte, und wie mit jedem zu reden war, um ihn zu dem geneigt zu machen was ausgeführt werden sollte. Vorzüglich viel wirkte auch das Vertrauen, welches jeder in ihn setzte; und die Hauptstütze dieses Vertrauens waren die allgemeine Meinung von seiner so oft erprobten Klugheit, die einstimmige Ueberzeugung von seiner großen Einsicht und Erfahrung in allen Landesgeschäften, wodurch er fähig war Alles leicht einzusehen und auszuführen, sein allgemein erkannter Biedersinn, seine allgemein erkannte offene und redliche Art zu handeln. Wer etwas Schlechtes suchte, durfte nicht hoffen ihn seinen Zwecken geneigt zu machen; wer aber etwas Gutes, etwas Billiges, etwas dem Vaterlande Ersprießliches auszuführen meinte, dem zeigte er sich immer bereit so viel möglich beyzustehen. Doch war es ihm nicht genug daß gute Absichten auszuführen wären; er ließ die besten Vorschläge ruhen, bis er die Mittel ausgefunden hatte welche deren Ausführung möglich machten: wohl wissend daß ohne Ausführung die schönsten Vorschläge wenig werth sind. Zugleich war er weit von dem Eigensinne der theoretischen Staatsmänner entfernt, welche, wenn sie unzulängliche Mittel ausgedacht haben, diese blindlings anwenden, ohne Rücksicht ob je dadurch der Zweck könne erreicht werden *).

*) Mercier saat sehr treffend von dem durch sein Wohlwollen so schätzbaren und durch seine Unfähigkeit zur Ausführung der Geschäfte als Staatsminister so unbe-

Es giebt nicht wenig Geschäftsleute die mit den Geschäften beynahe zu Werke gehen wie die Engländer bey Bezahlung ihrer Ausgaben: die kleinen welche ihnen eben unter die Hand kommen, werden mit baarem Gelde, alle gröſsere aber durch Papier und Anweisungen auf Andere abgemacht. Möser arbeitete in allen wichtigen Geschäften selbst; und wenn er Andern minder wichtige übertrug, so hatte er auch diese reiflich durchdacht, und gab entweder im Voraus Anleitung wie sie auszuführen waren *), oder beurtheilte das was jene gearbeitet hatten, nach eigener

deutenden Türgot: „Trop entêté de ses idées, avec des „lumières et des vertus, il n'avait aucune connaissance „des hommes. Demi-économiste, pétri de bonnes in„tentions, voulant le bien et le cherchant, son en„têtement le mit de niveau avec l'ignorance, parce qu'il „lui ôta la connaissance détaillée et la vraie conduite de „l'homme d'état proprement dit." (*Tableau de Paris* T. VIII. Chap. DCXLVI.) Man könnte etwas ähnliches von Necker sagen, bey welchem Selbstvertrauen und guter Willen ohne Kraft vielleicht ungefähr so wirkten, wie bey Türgot Theorie und Eigensinn. Auch kann man beynahe auf Necker anwenden, was Mercier gleich darauf von Türgot sagt: „Il débuta par des réformes absolument „inutiles, *au lieu de profiter de l'instant de faveur et d'en„thousiasme qu'il avait inspiré*, et dont il jouissait, pour „frapper avec force et fermeté un coup régénérateur."

*) Möser legte in den Phantasieen (IIr Theil Seite 222.) einem reisenden Franzosen folgendes in den Mund das sehr vermuthlich von ihm selbst gelten soll: „Was würde es für eine beschwerliche Arbeit seyn, alle Sachen „selbst einzusehen, und so wie euer Hr. M . . . thut,

Einſicht, ohne ſich jemals bloß auf Andere zu verlaſſen. Hiezu half ihm ſein durchdringender Geiſt, von jeher gewohnt jeden vorkommenden Gegenſtand ganz durchzudenken und nichts anzugreifen was er nicht überſah.

Mösers gründliche Gelehrſamkeit unterſtützte ſeinen natürlichen Scharfſinn, und hinderte oder verwirrte nie den klaren Blick des geſunden Verſtandes, welches ſonſt bey gelehrten Geſchäftsleuten eben nicht ſelten iſt. Addiſon, einer der erſten engländiſchen Schriftſteller, welcher durch Gunſt und durch die große Meynung die man von ſeinen allgemein anerkannten Talenten hatte, die hohe Würde eines Staatsſekretärs erhielt, mußte ſie niederlegen, weil er bald ſelbſt ſeine Unfähigkeit fühlte *). Er konnte im Parlamente nicht reden, ohne daß ſeine Begriffe ſich verwirrten, ja er blieb einmal gleich beym Anfange der Rede ſtecken; er war zurückhaltend, taciturn und ängſtlich, wenn er im Geheimenrathe und ſonſt über Geſchäfte ſprechen ſollte; er konnte oft ſelbſt mit gemeinen Expeditionen nicht fertig werden, weil er in der Wahl der Ausdrücke künſtelte, und immer ſchön ſchreiben wollte. Das war bey Mösern

„bey jedem Ja und Nein, was er auf die einkommenen Vorſtellungen ſetzt, mit einem Buchſtaben noch beſonders zu bemerken, ob das Nein ſolle piano, andante, andantino, grave, forte, piacevole, grazioſo, oder staccato und allabreve ertheilt werden?“

*) S. Johnſon's Life of Addiſon in Johnſons Works (London 1787. gr. 8.) Vol. III. S. 67. ff.

gar nicht der Fall, dem alles leicht ward was er unternahm, der jederzeit natürlich und zweckmäßig redete und ſchrieb, und weil er überhaupt niemals Gelehrſamkeit zeigen wollte, ſich auch nie einfallen ließ, nach Gelehrſamkeit oder zierlicher Schreibart da zu haſchen, wo ſie nicht hingehören.

Ein Engländer welcher über Gelehrte und gelehrtes Weſen ein zwar nicht ſchlechtes, aber doch auch nicht klaſſiſches Buch geſchrieben hat, behauptet*): „Gelehrte könnten Staatsmänner, aber „Staatsmänner nicht leicht Gelehrte werden.“ Dieß mag wahr und falſch ſeyn, nachdem man es nimmt; wie mehrere allgemeine Sätze. Staatsmänner werden freylich nicht leicht eigentliche Gelehrte werden können oder wollen, weil Gelehrſamkeit, ſo wie wir ſie nun einmal jetzt durch Bücherleſen erlangen und durch Bücherſchreiben anwenden, von Jugend auf ein anſtrengendes Studiren erfordert; daher ſchwerlich jemand im reifern Alter ein ſolches Studium erſt wird anzufangen luſt haben, wenn er nicht etwa gelehrt war, ehe er zu den Geſchäften kam, wie z. B. Thuanus, Grotius, und Bolingbroke. Daß aber zum Geſchäftsmanne andere Talente gehören als zur Gelehrſamkeit, davon iſt ſchon Addiſon ein ſehr auffallendes Beyſpiel, ein Mann der noch dazu nicht ein bloßer Stubengelehrter war,

*) S. Eſſay on the manners and Genius of the literary character, by J. d'Iſraeli, (London 1795. 8.) S. 182.

ſondern in der groſſen Welt lebte. Noch weniger wird alſo der Gelehrte, welcher bloß in ſeiner Studierſtube mit Büchern umzugehen gewohnt iſt, und am allerwenigſten derjenige, bey dem ſelbſt das was er praktiſche Vernunft nennt, wenig mehr als theoretiſches Formenſpiel genannt zu werden verdient, der Gelehrte, der an einer todten politiſchen Theorie klebt, womit er doch meint den Staat regieren oder gar umformen zu können, auch nur in den untern Geſchäftsſtellen je ein mäßig brauchbarer, geſchweige ein vorzüglicher Mann werden; er müßte denn die unter den Weiſen a priori ſo ſeltene Klugheit beſitzen, ſeine ſpekulative Weisheit auf der Studirſtube zu laſſen, wenn er in die wirkliche Welt tritt. Denn in jedem Staate, ja in den kleinſten oft am meiſten, kommt alles bloß auf Wirkung und Gegenwirkung an, wobey die todte formale Spekulation ſo gut wie gar nichts hilft: weil bey dieſer alles auf einförmigen einſeitigen Gang eigener Ideen, nichts auf Gegenwirkung berechnet iſt, welche doch in der Welt nirgend fehlt und fehlen kann*). Daher wird, um in

*) Ich kann nicht umhin, hierbey auf Herrn Büſch's Erfahrungen zu verweiſen, beſonders im 1ſten Bande auf die überaus ſchöne Abhandlung über die Einförmigkeit und auf die eben ſo treflichen Geſpräche über den geſunden Menſchenverſtand worin dieſe und andere von der Menge unſerer Stubengelehrten oft verkannte Wahrheit mit vielem Scharfſinne auseinandergeſetzt ſind. Beſonders S. 134. S 169 ff. S. 209. S. 214. S. 217 S. 258. 271 Dieſes höchſt ſchätzbare Buch wird bey weitem nicht ſo allgemein geleſen, als es verdiente. Es

allen Geſchäften, beſonders aber in Staatsgeſchäften brauchbar zu ſeyn, hauptſächlich erfordert, eine lebendige Kenntniß der Menſchen, ihrer Charaktere, ihrer Geſinnungen, beſonders des großen Hebels aller menſchlichen Geſchäfte, der Leidenſchaften und Neigungen der Menſchen, und der Art auf dieſe Neigungen zu wirken. Dieſe Kenntniß erwarb ſich Möſer ſchon ſehr früh, und benutzte mit hellem Sinne ſeine zufällige Lage, um ſie leicht erwerben zu können, wie oben iſt angeführt worden. Dieß machte ihn vorzüglich geſchickt zu allen Weltgeſchäften überhaupt und zu Staatsgeſchäften insbeſondere.

Ob aber Möſer gleich in einer langen Reihe von Jahren in Staatsgeſchäften, bey Kriegesheeren und überhaupt in dem großen vermiſchten Zirkel des Weltlebens zubrachte; ſo ward dadurch doch nie ſein Herz verhärtet oder unempfindlich gemacht*).

ſollte in jedes jungen Mannes, der zur Gelehrſamkeit oder zur Geſchäften erzogen wird, beſonders aber auch in den Händen der Prinzen und ihrer Lehrer ſeyn.

*) Tout homme qui vit beaucoup dans le monde, me perſuade, qu'il eſt peu ſenſible; car je ne vois presque rien qui puiſſe y intéreſſer le coeur, ou plutôt rien qui ne l'endurciſſe; ne ſut-ce que le ſpectacle de l'inſenſibilité, de la frivolité & de la vanité qui y regnent. S. *Oeuvres de Chamfort* T. IV. p. 85. So war das Weltleben im ehemaligen Frankreich; in Deutſchland iſts hoffentlich nicht völlig ſo arg. Doch giebt auch bey uns das Weltleben, ob es gleich nicht zu vermeiden iſt, und nicht vermieden werden muß, dem denkenden und wohl-

Nie verlor er im geräuschvollen Weltleben weder den innigen Sinn für Moralität und Tugend, die Frucht reifen Nachdenkens im einsamen Studirzimmer; noch den Sinn für häusliche Glückseligkeit, für Menschlichkeit, für Theilnahme am Wohle Anderer, für Mitleiden und für alle feine Empfindungen und gesellige Tugenden, die vorzüglich seinem eigenen häuslichen und freundschaftlichen Zirkel eigen waren.

Der Vorsatz solche für die Menschheit und die bürgerliche Gesellschaft wohlthätige Gesinnungen unter seinen Mitbürgern zu befördern, gab Gelegenheit zu den Aufsätzen welche ihn in der zweiten Hälfte seines Lebens am meisten beschäftigten. Sie wurden nachher unter dem Titel: **Patriotische Phantasien** in vier Bänden zusammengedruckt, und er ward dadurch hauptsächlich in ganz Deutschland als einer der vorzüglichsten Schriftsteller bekannt.

Im Oktober des Jahres 1766 fingen nämlich die **Osnabrückschen Intelligenzblätter** *) unter Mösers Aufsicht an, und blieben unter seiner Aufsicht bis in die Mitte des Jahres 1782. Er hatte im Sinne, in diesen Blättern den Einwohnern des Landes von den Landtagsverhandlungen, von den Gesetzen, und

wollenden Manne Gelegenheit genug sich in seine Hütte zu wünschen wo er sich selbst leben kann.

*) An den Osnabrückschen Unterhaltungen, welche der jüngere D. Lodtmann zu Osnabrück herausgab hat Möser nie Antheil gehabt, ob dieß gleich im Gelehrten Deutschlande vermuthet wird.

der Verfassung des Landes Nachricht zu geben, wozu er die Materialien aus seinem eigenen Geschäftskreise nahm; aber eine andere Absicht welche er weniger öffentlich ankündigte, war: verkannten Wahrheiten unter einer angenehmen Hülle unvermerkt Eingang zu verschaffen, und „nützliche Wahrheiten die ihm „von seiner Erfahrung aus dem täglichen Leben in „die Hand gegeben wurden, auf eine dringende Art „einzuprägen*),“ menschlichere Gesinnungen mehr zu verbreiten, häusliche Frugalität zu befördern, selbst für feinere Empfindungen und bessern Geschmack mehr Raum zu gewinnen, dadurch die Einwohner, worunter mehrere selbst vornehmen Standes noch ziemlich roh waren, einer bessern Kultur näher zu bringen und eine gewisse Vereinigung der kultivirten Menschen unter sich zu bewirken. Hiezu wendete er seinen Geschäftskreis, seine Gelehrsamkeit, seinen Witz, seine Welterfahrung, und seine ernsthafte und Erholungs-Lektur an. Er war gleich einer arbeitsamen Biene, welche, ihrem kleinen wohlgeordneten Staate dienend, Zelle an Zelle gebauet hat, und sodann ausfliegt in anmuthige, von der Sonne beschienene Gefilde, Honig aus den schönsten Blüthen zu saugen, aber mit dem Honige Stoff zu neuen Zellen einbringt und also selbst durch ihre angenehme Wanderung das allgemeine Wohl befördert.

*) Möser sagt dieß wörtlich in seinem im Briefwechsel abgedruckten Briefe an mich Nr. 11.

Daher ſind viele von dieſen höchſtſchäzbaren durch den Abdruck der Phantaſieen in ganz Deutſchland bekannt gewordenen Aufſäzen eigentlich nur lokal für Osnabrück. Es geht dabey für uns Leſer außer dieſem Lande freylich etwas verloren. Sollten wir aber dieſe edlen Trauben gar nicht koſten wollen, weil ſie einen gout de terroir haben? Jeder bewundert gewiß immer in Möſers patriotiſchen Phantaſieen ſeine weitläuftige Gelehrſamkeit, welche er auf eine bisher kaum irgendwo bemerkte Art zum allgemeinen Beſten anzuwenden wußte, ſeinen Reichthum von Einkleidungen, um oft geſagten Wahrheiten den Reiz der Neuheit zu geben, die unerſchöpfliche Laune womit er ernſthafte Gegenſtände aufheiterte, und die über das Ganze ausgebreiteten milden Geſinnungen des Wohlwollens, der Gutherzigkeit und der Menſchlichkeit.

Freylich war es hieben etwas unbequem, daß mehrere Gegenſtände, welche ſich auf die innere Verfaſſung von Osnabrück beziehen, ungeachtet der gelegentlichen Erklärungen, zuweilen von auswärtigen Leſern nicht genug gefaßt wurden, und daß er wegen der Art wie er ſich über manche Gegenſtände wegen der lokalen Lage in Osnabrück ausdrücken mußte, auch hin und wieder mißverſtanden ward. Dahin gehört beſonders, was er in den Phantaſieen an mehrern Orten über Leibeigenſchaft ſagt. Es iſt alles mit richtiger hiſtoriſchen Entwickelung und mit ſeltenem Scharfſinne ausgeführt; aber es

fiel sehr auf, daß Möser die Leibeigenschaft zu vertheidigen schien. Um zu sehen, daß er hierüber und über andere Gegenstände nicht anders schreiben konnte wie er schrieb, verdient seine Vorrede zum dritten Bande der Phantasieen nachgelesen zu werden. Er sagt darin unter andern:

„Mir war mit der Ehre, die Wahrheit frey ge„sagt zu haben, wenig gedient, wenn ich nicht damit „gewonnen hatte, und da mir die Liebe und das „Vertrauen meiner Mitbürger eben so wichtig waren, „als das Recht und die Wahrheit; so habe ich um „jenes nicht zu verlieren und dieser nichts zu vergeben, „manche Wendung nehmen müssen, die mir, wenn „ich für ein großes Publikum geschrieben hätte, „vielleicht zu klein geschienen haben würde. — Der „wahre Kenner wird sich durch diese Blendungen „nicht irre machen lassen. — Das Sonderbarste aber „ist, daß man mich daheim als den größten Feind des „Leibeigenthums, und auswärts als den eifrigsten „Vertheidiger desselben angesehen hat."

Wie er hier verstanden seyn wolle, erklärte er noch deutlicher in einem Briefe an mich vom 24sten Jänner 1778 *), da er in einem freundschaftlichen Briefe offenherziger sprechen konnte, als öffentlich. Folgendes sind seine Worte:

„Ich wünschte nicht gern in dem Verdacht zu „seyn, daß ich das Pro und Contra über viele Gegen„stände hie und da mit bloßem Muthwillen behauptet „hätte. Sehr wichtige Lokalgründe haben mich „dazu genöthigt, und ich würde gewiß dem Leibei-

*) S. in dem gedruckten Briefwechsel, No. 13.

„genthume einen offenbaren Krieg angekündigt „haben, wenn nicht das hieſige Miniſterium und die „ganze Landſchaft aus lauter Gutsherren beſtände, „deren Liebe und Vertrauen ich nicht verſcher„zen kann, ohne allen guten Anſtalten zu ſcha„den."

Es möchte freylich wohl wehe thun, daß ein edler Möſer über das Leibeigenthum nicht in eben dem hohen menſchenfreundlichen Tone ſchreiben konnte, mit welchem Voltaire die Leibeigenen auf dem Jura vertheidigte, und mit welchem Wilberforce noch jährlich im Engländiſchen Parlamente für die Freylaſſung der Neger ſpricht. Daß aber der edle Möſer nicht aus Heucheley und Mantelträgerey ſo ſchrieb, wie er ſchrieb, werden billige Leſer einſehen, welche bedenken daß wir nirgend in Deutſchland wahre, das heißt, uneingeſchränkte Freyheit haben, über Gegenſtände welche auf Mißbräuche von Landesverfaſſungen deuten, ohne weitere Umſtände ſo zu ſchreiben wie ein Voltaire ſchrieb und ein Wilberforce ſpricht. Es ſcheint zuweilen als wäre dieſe Freyheit in Deutſchland da, und die Gelehrten welche gern auf die Wirkung ihrer Schriften einen großen Werth ſetzen mögen, bereden es ſich ſelbſt; aber wirklich iſt dem nicht ſo. Auch Möſer mußte ſich begnügen wenig Gutes zu ſtiften, wenn er nicht vieles ſtiften konnte. Wollte er die oben bemerkten allgemeinen Zwecke ſeiner Blätter erreichen, wollte er das Vertrauen und die Liebe des aus Gutsherren beſtehenden Miniſterium und der Landſchaft

behalten; so konnte er manche Wahrheiten nicht gerade heraus sagen, so mußte er sich hüten zu beleidigen; und es wird leicht für Beleidigung geachtet, wenn man Vorurtheile geradezu angreift, die mit dem Nutzen der Mächtigen verknüpft sind.

Um Mösers Aufsätze über das Leibeigenthum nicht unrichtig zu beurtheilen, muß man auch immer vor Augen haben, daß er lokal von dem im Hochstifte Osnabrück noch bestehenden Leibeigenthume spricht, welches allerdings von andrer Beschaffenheit und an sich viel milder ist, als in manchen andern Ländern, und dadurch daß die Rechte des Gutsherrn und des Leibeigenen bestimmt sind, und daß der Leibeigene gegen seinen Herrn Recht erlangen kann, weit erträglicher wird; wobey auch nicht vergessen werden muß, daß mit dem freilich immer an sich harten Zustande der Leibeigenschaft zufällige Vortheile verknüpft seyn können *). Möser gehörte nicht zu den theoretischen Politikern, welche sich mit Träumen über ein leicht zu entwerfendes, nie aber auszuführendes Ideal einer vollkommenen Staatsverfassung herumtreiben; sondern er lebte in der wirklichen Welt, und suchte darin zu wirken. Er wußte sehr wohl, daß ein Uebel, welches in eine gegebene Verfassung tief eingreift, nicht allemal ganz gehoben, sondern oft nur gemildert werden kann; und zur Milderung dessen was die Leibeigenschaft Hartes hat, war Möser in seinem Ge-

*) Man sehe z. B. Mösers Phantasien, IV. Theil. S. 303.

schäftsleben, sonderlich durch Beförderung einer unparteyischen Rechtspflege, äußerst thätig.

Mösers verschiedene Aufsätze über das Leibeigenthum in den Phantasieen haben überdieß mannichfaltigen Nutzen. Er hat zuerst den Ursprung des Leibeigenthums historisch auseinander gesetzt, und zugleich die Spuren und Folgen desselben in einer noch bestehenden Verfassung gezeigt, welches die Begriffe davon berichtigt und für die alte deutsche Geschichte, für die Verfassung und die Rechte mehrerer deutschen Länder, für die menschenfreundliche Philosophie selbst, welche gern den Leibeigenen helfen wollte, gleich wichtig ist. Z. B. sein Aufsatz: **Ueber den Unterschied der Hörigkeit und Knechtschaft** *), desgleichen die **Gedanken vom Ursprunge und Nutzen der sogenannten Hyen, Echten oder Hoden** **), sind Meisterstücke, wodurch eine Menge allgemeiner Vorurtheile und Irrthümer in dieser Materie vertilgt und ganz neue Aussichten geöffnet werden. Seine übrigen Aufsätze über den Ursprung (oder, wie er es zuweilen nennt, über die Naturgeschichte) des Leibeigenthums***), wenn gleich manches mehr scharfsinnig als ganz genau historisch richtig seyn sollte, indem der Eigennutz, der Druck und die Herrschsucht mächtiger Grundbesitzer

*) S. Phantasien, III. Theil. S. 187.

**) S. den III Theil S. 347.

***) Z. B. Phantasieen, III. Th. S. 261. IV. Th. S. 311.

über Aermere und Schwächere noch weit mehr in Anschlag hätte kommen können *), zeigen doch die unstreitige Wahrheit, daß ehemals oft das Leibeigenthum zum Besten der Leibeigenen eingeführt und mehrentheils von ihnen selbst gewählt worden, daß daher leibeigen zu seyn ehemals ein Vortheil seyn konnte, und es noch bis jetzt in gewissen Verfassungen unter gewissen Umständen seyn kann. Nur sollten menschenfreundliche und billige Landesherren und Gutsbesitzer bedenken, daß die Umstände worunter das Leibeigenthum vortheilhaft war, fast allenthalben sich völlig geändert haben. Es ist mit der Leibeigenschaft beynahe eben so als mit dem Leibzolle der Juden. Die Juden selbst bewirkten ehemals im Mittelalter, daß sie auf allen Heerstraßen einen Leibzoll gaben, um bey ihren Handlungsreisen sicher für ihr Leben und ihre Güter zu seyn. Aber jetzt bey ganz veränderten Umständen ist der Leibzoll der Juden nichts als eine schimpfliche Erniedrigung, und eine unwürdige Gleichsetzung eines Menschen mit einem Stücke Vieh oder einem Stücke Waare. So wie dieser Zoll, sollte auch das Leibeigenthum aufgehoben werden. Daß dieses nicht geschehen sollte, wird dadurch nicht bewiesen, daß fast in allen Ländern, wo Leibeigenthum seit undenklichen Zeiten herrschet, der Bauer nicht von demselben entbunden seyn und für sich selbst sorgen mag. Dieß zeigt nur ent-

*) Man sehe unter andern Schmids Geschichte der Deutschen, I. Band, S. 433. 434.

weder ſtupide Unthätigkeit und Sorgloſigkeit, oder auch ſo viel obgleich groben, doch geſunden Verſtand, um einzuſehn, daß bey einer bloß nominalen Freyheit ohne Mittel ſie zu gebrauchen, ein ſchlechter Zuſtand noch ſchlechter werden kann. Und wenn im Hochſtifte Osnabrück, ſo wie in manchen andern Ländern, Fälle vorkommen, daß Bauern ſich ſelbſt ins Leibeigenthum ſogar einkaufen; ſo deutet dieſes nur auf höchſtfehlerhafte Einrichtung in Abſicht auf die nöthige und ehrwürdige Klaſſe der ackerbauenden Menſchen: daß nehmlich dieſe ihr dem Staate ſo unentbehrliches Geſchäft nicht treiben kann oder darf, bis ſie ihrer körperlichen Freyheit entſagt; ſo wie ehemals bey einer fehlerhaften Verfaſſung, welche die Landſtraßen unſicher machte, die Juden das Recht ihren Leib zu verzollen, auch wohl erkaufen mochten, weil ſie ſonſt ihren Leib und ihre Güter gar verloren. Es iſt aber in der Natur der Sache, daß Leibeigenſchaft die mehrere Hervorbringung der natürlichen Produkte und die mehrere Bevölkerung hindert. Da nun beſſere Einſichten in die Regierungskunſt und in die Staatswirthſchaft die Wichtigkeit beider Gegenſtände zeigen; ſo wird eine zweckmäßige, nicht tumultuariſche Aufhebung immer wünſchenswürdig bleiben, und die Art ihrer Entſtehung nebſt der Art ihrer jetzigen verſchiedenen Beſchaffenheit muß an jedem Orte zu einer vernünftigen Aufhebung den Weg bahnen, wobey beiden Theilen ſo wenig als möglich zu nahe geſchieht. Möſer ſah dieß ein, und that in verſchiedenen

denen Aufsätzen ziemlich angedeutet, und in verschiedenen andern unverhohlen angezeigt, daß das Leibeigenthum könne und müsse aufgehoben werden, und hat auch geradezu Vorschläge zur Art der Freylassung in Osnabrück gethan*). Ich weiß nicht ob ein Osnabrückscher Gutsherr es versucht hat, einen von diesen Möserschen Vorschlägen**) auszuführen. Rühmlich würde es ihm seyn: denn von obenherab muß solche Verbesserung kommen, der Bauer kann und soll nicht den Anfang machen; daß dabey zweckmäßig zu Werke gegangen werden müßte, versteht sich von selbst, und das von Mösern entworfene Formular zeigt, wie reiflich er alle dazu nöthige Umstände erwogen hatte.

Diesem Menschenfreunde war zwar, es ist nicht zu leugnen, durch die besondere Osnabrückische Verfassung, welche er beständig nicht nur im gemeinen Leben sondern auch im Geschäftskreise vor Augen hatte, der Begriff der Leibeigenschaft gewöhnlicher geworden; und, nachdem sein Scharfsinn aus der Geschichte die Entstehung entwickelt hatte, lebte er in Gedanken mehr in der alten Zeit, wo Hörigkeit und Leibeigenthum noch wohl überwiegende

*) Z. B. im III. Theile S. 230. und im IV. Theile S. 321, 334.

**) Wie mir zuverläßig versichert worden, hat die Landesregierung in Osnabrück die Aufhebung der Leibeigenschaft in einzelnen Fällen gern, und hält sie also doch für nützlich, und wenn der Gutsherr mit seinen Bauern einig ist, hat kein Dritter etwas dabey zu erinnern.

Vortheile waren, und der Beſitz des Grundes allein die Nation formirte. Er konnte daher von Heloten und Leibeigenen, welche nothwendig in die Brüche fallen müßten, wenn ſie keine Aktie in der Geſellſchaft die das Land unter ſich theilte, hätten erlangen können, mit mehr Gleichgültigkeit reden, als in der jetzigen lage der Dinge eigentlich ſchicklich ſeyn möchte, wo das was eine Nation bildet, noch auf andern Gegenſtänden beruhet, als auf der urſprünglichen Theilung des Bodens, und wo man nicht mehr als ein Wehr in den Krieg ziehet. Freylich, die Unvolkommenheit aller menſchlichen Dinge veranlaſſet, daß in jedem Staate mehrere Menſchen in die Brüche fallen: denjenigen aber, denen dieß wiederfährt, iſt es nicht gleichgültig, daß ſie ſo fallen und wie ſie fallen, und dem Menſchenfreunde kann es auch nicht gleichgültig ſeyn. Wenn gleich alſo vielleicht ein etwas einſeitiger Geſichtspunkt zuweilen Mösers Scharfſinn zu ſtark in Bewegung ſetzte; ſo ſchlug doch ſein Herz warm für die Menſchheit. Er wußte ſehr wohl und fühlte auch recht innig das Elend das den Leibeigenen, wenn auch vielleicht in Osnabrück nicht ſo ſehr, doch gewiß an vielen andern Orten *) mannichfaltig drückt. Er wußte wohl, es

*) Man leſe z. B. nur ein mit Verſtande und warmer Menſchenliebe geſchriebenes Buch das traurige Wahrheiten hierüber enthält: Die Letten vorzüglich in Liefland am Ende des philoſophiſchen Jahrhunderts von G. Merkel (Leipzig 1797. 8.)

Gehn viele da gebückt und welken
In Elend und in Müh,
Und andre zerren dran und melken
Wie an dem lieben Vieh.

Und iſt doch nicht zu defendiren
Und gar ein böſer Brauch,
Die Bauern gehn ja nicht auf Vieren,
Es ſind ja Menſchen auch.

Aber freylich wußte Möſer auch, daß mit der blo-
ßen Wärme eines Menſchenfreundes wenig ausge-
richtet wird; und daß die Großen und Mächtigen,
welche ſich im Beſitze alter Rechte befinden, die durch
die gänzliche Veränderung der Umſtände dem allge-
meinen Wohle ſchädlich und für ihre Nebenmenſchen
äußerſt drückend geworden ſind, erſt müſſen wo nicht
großmüthig, doch billig handeln wollen, wenn Hülfe
eſchaft werden ſoll; er deutete alſo gern alle Mittel
n, welche dazu führen können, ohne eine nicht zu
ändernde Verfaſſung umzuſtoßen. Mehrere Auf-
ße in den Phantaſieen *) zeigen genugſam, wie gern
Möſer der edle Menſchenfreund alle Unbilligkeiten
d Bedrückungen rügte, worunter zuweilen auch

*) Z. B. „Alſo ſind die unbeſtimmten Leibeigenthumsge-
„fälle zu beſtimmen“ im III. Theile S. 330. „Gedan-
„ken über den Stilleſtand des Leibeigenen“ im III. Theile
S. 375. „Alſo ſollte jeder Gutsherr ſeine Leibeigenen
„vor Gerichte vertreten, und den Zwangdienſt mildern,“
im IV. Theile S. 349. „Ueber die Osnabrückſchen
„Zehnten,“ im IV. Theile S. 351 u. a. m.

in Osnabrück, so wie anderwärts, der Landmann noch seufzen mag, und daß er sie wenigstens zu lindern suchte, da noch keine Hoffnung zu seyn scheint sie ganz abgestellt zu sehen.

Ferner hat Möser viel dazu beygetragen, den Schulunterricht, soweit er auf die Religion das Schreiben und Rechnen geht, im Stifte Osnabrück zu verbessern. Er veranlaßte es auch, daß das Kloster Berßenbrück aufgehoben und die Hälfte von dessen Einkünften zur Besoldung der Schulmeister auf dem Lande bestimmt wurde. Es gehörte indeß zu seinen Eigenheiten in Absicht auf den Landmann, daß er bey den neuern Bemühungen die Landleute durch Unterricht aufzuklären, nicht ganz in das allgemeine Lob einstimmte. Theils mochte er hier auch wohl den Osnabrückschen Schulunterricht zunächst vor Augen haben, und der Meynung seyn, daß jener von diesem nicht viel zu erwarten hätte. Theils überhaupt hielt er nicht viel von theoretischem Unterrichte, der durch Lehren und Anhören erlangt wird und nicht zur Erfahrung und zum Selbsthandeln führt, sondern wollte — besonders bey Landleuten, welche handeln, nicht lesen sollen — Alles praktisch betrieben, und die Jugend früh auf die wirkliche Welt aufmerksam gemacht, und dahin geführt wissen. Nun ists freylich wohl wahr, wenn der Bauer allenthalben durch das Beyspiel seines Gutsherrn, Amtmannes und Predigers praktisch zu Fleiß, Frugalität und zu allen moralischen Neigungen erzogen

würde, wäre es unendlich besser. Es könnte auch wohl seyn, daß in Deutschland einige scharfsinnige und menschenfreundliche Männer nicht nothwendig auf die neue Wissenschaft, jetzt Pädagogik genannt, hätten denken dürfen, wenn wir in Verfassungen lebten wie in England, wo die Jugend durch die Nation und durch die Verfassung selbst erzogen wird. Möser konnte sich bey der Idee, Landleute durch Schulunterricht zu verbessern, von der Idee des gewöhnlichen Schulunterrichts voll unnützer Lehren und vergeblicher Zergliederungen *) nicht ganz losmachen. Er hatte die Rekansche Landschule und die Potsdamsche Garnisonschule nicht gesehen. Doch nahm er mit größtem Beyfalle die Idee auf, die Dorfschulen so einzurichten, daß in denselben hauptsächlich der gesunde Verstand der Bauerkinder entwickelt würde; ob sein Scharfsinn gleichfalls auch sich Zweifel machte, wie es den Kindern gehen möchte, wenn sie hernach im gemeinen Leben so viel dem gesunden Verstande zuwider laufendes finden würden. Hierüber mag freylich dem Menschenfreunde überhaupt wohl ein Seufzer entfahren, wobey aber doch die Ueberzeugung fest seyn kann, daß nicht bey Bauerkindern allein, sondern auch bey Kindern aller

*) Man sehe im zweiten Abschnitte des Briefwechsels sein Schreiben an Hrn. Rath Becker in Gotha. Es ist auch abgedruckt in Schlichtegrolls Nekrolog, IV. Bandes 2s St.

Stände in den Schulen hauptsächlich der gesunde Verstand entwickelt werden sollte.

Ich habe mich über diese Gegenstände etwas umständlich herausgelassen, weil es mir scheint, es sey Mösern hierüber am meisten mißverstanden worden. Was ich darüber gesagt habe, kann auch dienen, manche Stellen in Mösers Schriften zu erklären, die man für Paradoxie hielt, und die eher Ironie waren, worunter seine durch die lokale Lage nöthig gemachte Behutsamkeit gute Absichten versteckte *).

Zwar sprach sich der gutmüthige Mann in vertrauter Unterhaltung selbst nicht von aller Neigung zur Paradoxie frey. Nihil enim humani a se alienum putabat. Doch hatte bey ihm vieles das wie Paradoxie aussah, noch einen besondern Zweck, der ebenfalls aus seiner Lage zu erklären ist.

Man erlaube mir hier etwas von meiner eigenen gelehrten Bildung zu sagen; weil Mösers Art manche Gegenstände in seinen Phantasieen darzustel-

*) In dem obengedachten Briefe an mich No. 19. sagt Möser darüber: „Eine sehr kitzliche Sache war es immer für „mich, wenn ich entweder den Präsidenten meines Kolle„giums, oder den Herrn Landmarschall, deren Stellen der „Lokalleser kannte, öffentlich zur Schau stellte, und über „Sachen, worüber ich in den Kollegien vortrug, meine „Meinung ins Publikum schrieb. Hiezu gehört eine ganz „eigene Behutsamkeit. — Zur Stelle wußte man meine „wahre Meinung recht gut, und diejenigen die ich zum „Besten hatte, lachten mit mir, ohne böse zu werden, „weil sie wußten, daß ich es gut meinte."

ten, dadurch kann erläutert werden. Zwiſchen mir und meinen verewigten Freunden Leſſing und Moſes Mendelsohn war von der erſten Zeit unſerer Freundſchaft das ſtillſchweigende und hernach das ausdrückliche Uebereinkommen, daß wir jeder in ſeinen Principien dogmatiſch, in der Unterſuchung aber ſkeptiſch ſeyn wollten. Ueber Dinge, von welchen wir wußten, daß wir in Principien nicht einig waren, diſputirten wir nicht leicht; es wäre denn, daß wir in der Folge unſers beſtändigen Gedankenwechſels übereingekommen wären, einer des andern Grundſätze ausdrücklich zu prüfen. Sonſt war es uns gewöhnlich, über Gegenſtände womit wir entweder noch nicht ganz ins Reine zu ſeyn glaubten, oder die wir zur nähern Prüfung von mehrern Seiten betrachten wollten, Gründe und Zweifel für und wider alle Meinungen unſkeptiſch aufzuſuchen, und oft lebhaft einer gegen den andern auseinander zu ſetzen; bloß der Unterſuchung wegen, ohne Rückſicht auf eines jeden ſonſtige Ueberzeugung. Da ich hierüber ſo wie über manches meine verewigten Freunde betreffend, mich mit Möſern oft unterhielt; ſo hatte es ſeinen vollkommenſten Beyfall, als das beſte Mittel, die Beurtheilungskraft zu ſchärfen, und ſich parteyloſer zu machen, indem alle Seiten eines Gegenſtandes betrachtet und die Gründe abgewogen würden, die Wahrheit genauer zu erforſchen, indem ſie in mannichfaltigen Geſichtspunkten geſucht würde, Widerſpruch ertragen zu lernen, und ſich in eines an-

dern Stelle zu ſehen fähig, tolerant gegen Anderer Meinungen und eben dadurch weniger einſeitig und abſprechend zu werden. Er geſtand daß er in ſeinen Schriften öfter für eine Meinung Gründe geſucht habe, die nicht eigentlich die ſeinige war *). „Ich mußte dieß," ſagte er, „ſchriftlich thun, weil „ich keinen Leſſing und Moſes zum mündlichen Gedankenwechſel hatte." Und wie oft haben wir in Pyrmonts ſchattigen Gängen auf gleiche Weiſe über wichtige Wahrheiten wechſelſeitige Zweifel aufgeworfen und durch wechſelſeitige Gründe zu löſen geſucht, oder ſie auch ungelöſet gelaſſen: zufrieden mit dem Gewinne für Geiſt und Herz, der durch die unparteyiſche Unterſuchung der Wahrheit erlangt wird!

Möſers zweytes noch wichtigeres Werk iſt ſeine **Osnabrückſche Geſchichte**; ein Buch welches für die Geſchichte des ganzen Deutſchlands eine neue Epoche macht, aber als ein ſolches vielleicht noch nicht bekannt genug iſt. Er ließ es im Jahr 1765 zuerſt bogenweiſe drucken, hernach ward es ſehr verändert und verbeſſert, und mit einem zweyten Theile vermehrt im Jahre 1780 neu gedruckt.

Ich habe ſchon bemerkt **), daß Möſers Geſchäftskreis ihn bey Unterſuchung vieler rechtlichen Fragen natürlich auf diplomatiſche Forſchungen brachte. Die diplomatiſchen Sammlungen ſeines Freundes **Lodtmann** gaben ihm dazu noch nähere Ver-

*) Man ſehe oben S. 32.

**) S. oben S. 21. 32.

anlassung, wie er selbst in der Vorrede erzählt. Aber es ward ein weitumfassender Geist erfordert, um in der Geschichte eines kleinen Landes, bey dem er, zur richtigen Darstellung der neuern Zeiten, bis in die ältesten Zeiten zurückgehen mußte, den Keim zu den wichtigsten Aufschlüssen in der allgemeinen deutschen Geschichte zu finden. Er überzeugte sich nämlich, daß man jede alte Geschichte auf die Beschaffenheit und Verfassung der gemeinen alten Einwohner gründen müsse; worunter die gemeinen Landeigenthümer die wahren Bestandtheile der Nation wenigstens so lange waren, als noch nicht durch den mehr verbreiteten Gebrauch des Geldes, der Boden aufhörte ausschließend Werth zu haben. Bis auf Mösern hatte die alte deutsche Geschichte nur in der Geschichte der Könige und ihrer Kriege bestanden, und die ältesten Nachrichten des Cäsar, des Tacitus u. s. w. waren sehr mißverstanden worden, weil man die natürliche Beschaffenheit des Landes und die eigentliche Verfassung seiner Einwohner aus der Acht ließ, und Zeiten und Einrichtungen auf eine unverantwortliche Art verwechselte.

Die Wohnung und Verfassung des gemeinen Landeigenthümers im Hochstifte Osnabrück und in einem großen Striche von Westphalen, ist zum Theile noch ganz eben so wie im Mittelalter, zum Theile trägt sie die deutlichsten Spuren dessen was sie damals war; ja man wird veranlaßt zu muthmaßen, sie gebe ein ziemlich genaues Bild von der Verfas-

sung der Sassischen gemeinen Landeigenthümer zu Cäsars Zeiten. Die Bauern in Osnabrück wohnen noch in abgesonderten durch Wall und Graben befriedigten Höfen; und von vielen der ältesten deutschen Rechte und Einrichtungen, welche in andern Ländern beynahe völlig aus der Uebung gekommen und veraltet sind, findet man hier noch ganz frische Spuren. Daher konnte auch Möser, wie er ebenfalls in der Vorrede seiner Geschichte erwähnt, den Anfang dieses Werk zu schreiben, welches eine unermeßliche Belesenheit voraussetzt, auf seinen Reisen im siebenjährigen Kriege machen und die Beweise aus den ersten Quellen erst nachher zusammenlesen, welches sonst ein unerklärliches Wunder wäre. Es war aber vorher von ihm, durch seine praktischen Geschäfte und Studien, der Hauptfaden der Geschichte schon sehr genau gefaßt, und je mehr er nun las, desto deutlicher mußte alles werden, weil er die Hauptanlage richtig gemacht hatte. Indeß, nach seiner unumschränkten Wahrheitsliebe, änderte und besserte er unermüdet, so wie er in den historischen Quellen fand, daß er irgend worin möchte geirrt haben, wovon besonders die zweyte Ausgabe sehr viele Beweise liefert.

In der allerälteſten deutschen Geschichte, welche bis zu den Zeiten Cäsars hinaufgeht, giebt Mösers Werk die wahrscheinlichsten Aufschlüsse, da es zuerst auf die wichtige Bemerkung führt, wie wesentlich sich die Völker welche ihrer Verfassung nach

Saſſen waren, (auch noch ehe dieſer Namen ſelbſt aufkam) die Völker nämlich, wo jeder gemeine Landeigenthümer auf ſeinem Hofe ſaß und ſeinen Acker baute, von den Sueven, die keine abgeſonderte Landeigenthümer waren, unterſchieden geweſen, und warum dieſe natürliche Feinde von jenen ſeyn mußten. Da aber die Verfaſſung der Saſſen Mösern ſo deutlich vor Augen ſchwebte, hingegen die ehemalige ſueviſche Verfaſſung *) ihm weniger deutlich

*) Möſer meint §. 6, 7. ſeiner Einleitung: Die ſueviſche Einrichtung ſetze ſchon eine Revolution voraus, und ſey in der gröſten Noth vorgenommen worden. Er behauptet nämlich (§. 8. S. 11): die Verfaſſung der Saſſen, „wo „jeder Hof gleichſam ein unabhängiger Hof war" ſey die erſte Anlage der Natur. Mir ſcheint dieſe ſaſſiſche Verfaſſung keinesweges die erſte oder älteſte zu ſeyn; ſondern ich halte die ſueviſche für viel älter, und obgleich für viel kriegeriſcher, doch für viel unvollkommener. Die ſaſſiſche ſetzt ſchon einen Landfrieden und Ackerbau voraus. So weit waren die ohne Landeigenthum in Stämmen lebenden Sueven noch nicht, da in jedem Stamme der Ackerbau höchſt unbeträchtlich, und Krieg und Jaad, höchſtens Viehzucht nebſt Müßiggang alles war. Tacitus ſagt: (Germ. cap. XV.) Quoties bella non ineunt, multum venatibus, plus per otium tranſigunt, dediti ſomno ciboque, fortiſſimus quisque ac bellicoſiſſimus nihil agens, delegata domus et penatium et agrorum cura feminis ſenibusque et *infirmiſſimo cuique* ex familia, ipſi hebent; mira diverſitate naturae, cum iidem homines ſic ament inertiam et *oderint quietem*. Das waren gewiß keine für ihren Hof beſorgte Saſſen! Seneka (de ira, lib. I. cap. 11.) ſagt von den Germaniern ſeiner Zeit, nämlich von denen zwiſchen dem Rheine und der Donau, welche den Römern bekannt waren: Armis innaſcuntur innutriunturque, quorum *unica cura eſt*, alia *negligentibus*. Ich habe im XI. Bande meiner Reiſebeſchreibung in der Beylage XII. 1.

war; so beurtheilte er die letztere vielleicht noch nicht ganz richtig, so treffliche Fingerzeige er auch gab, und hat einem künftigen deutschen Geschichtschreiber noch Raum gelassen, die von ihm eröfnete Bahn weiter zu verfolgen: zumal da sich gewiß in alten oberdeutschen Rechten einige Spuren der ältesten suevischen Verfassung finden werden, obgleich freylich gewiß nicht so deutlich als im nördlichen Deutschlande von der sassischen Verfassung, eben weil die suevische älter ist und nothwendig eher untergehen mußte, da in Oberdeutschland sich viel früher alles verbürgete *). Schmid hat diesen weitern Schritt nicht gethan. Denn so schätzbar auch sein Werk in Absicht auf die

die Verfassung der Sueven, — welche in Stämmen lebten so wie die Clans in Schottland, und ungefähr in dem Grade der Kultur seyn mochten wie die kriegerischen Wilden in Amerika, — im Gegensatze der Sassen, wie es mir scheint, deutlich auseinander gesetzt. Der Keim zu allem diesen liegt schon in Mösers osnabrückscher Geschichte, und ich habe ihn nur weiter entwickelt. Es ist sonderbar, daß er selbst nicht einen Schritt weiter ging. Ich habe nicht Gelegenheit gehabt, oder eigentlich nicht daran gedacht, mündlich mit ihm darüber zu reden, weil die Ideen, welche ich schon lange hatte und die ich jetzt nur bey Gelegenheit bekannt machte, mir in seiner Gesellschaft nicht beyfielen.

*) Ueber diese lichtvolle Idee Mösers sehe man im Briefwechsel, im Briefe an mich No. 5. vom 5. April 1767 seine vortreffliche Ideen über die Art, wie man die älteste Geschichte schreiben sollte. Sie ist ganz genau sowohl auf die älteste deutsche, als auf die älteste römische Geschichte anzuwenden. Man sehe auch was er in dem Briefe No. 21. vom 14 Dec. 1778 über den angehenden amerikanischen Staat sagt.

älteste deutsche Geschichte ist, und ob man gleich deutlich sieht, daß er Mösers osnabrückische Geschichte zur Hand hatte; so begriff er doch gar nicht den wesentlichen in der Geschichte so sehr fruchtbaren Unterschied zwischen Sueven (oder in gewissem Verstande Germanen *)) und Sassen, worauf Möser deutet **), ohne ihn genau anzugeben. Daß Schmid Mösers Idee nicht ganz begriff, kam wohl theils daher, daß er sich die sassische Verfassung, wovon jetzt in Oberdeutschland kaum eine Spur übrig ist, nicht deutlich genug vorstellte, theils auch daher, weil Möser in seiner Geschichte in der That manches als bekannt voraussetzt, was den Lesern ausser Westphalen, wenn auch nicht ganz unbekannt ist, doch wenigstens nicht so deutlich vor Augen stehet.

Mösers Werk ist voll von seinen gleichsam nur beyläufig hingeworfenen Bemerkungen, welche ganz neue Aufschlüsse in der alten Geschichte geben ***)

*) Man sehe von der Heermannie: Osnabr. Geschichte, I. Th. S. 35 und 44

**) Z. B. Osnabrückische Geschichte, I. Band. S. 136. 138. Man sehe auch in den Phantasieen (I. Th. S. 251.) den Aufsatz: warum die alten Sassen sich der Bevölkerung widersetzt haben. Wenn man dann der weiter nachdenkt, so wird man finden, daß die alten Sueven gar keine Ursache hatten, die Bevölkerung nicht zu begünstigen, daß also selbst ihre zunehmende Anzahl sie zu Auswanderung und Krieg geneigter machen und ihnen im Kriege durch die Anzahl solcher Leute, die zu Hause nichts zu verlieren hatten, ein großes Uebergewicht geben mußte.

***) Dahin rechne ich, besonders in Absicht auf die älteste Geschichte, zwey Bemerkungen: 1) Im 1sten Theile,

demjenigen, welcher darauf zu achten weiß. Daher will daſſelbe aber auch nicht ſowohl geleſen, als viel-

S. 49. „Daß als Cäſar in Gallien ankam, die Nation „ſchon in dem Privatgefolge einiger Fürſten ſteckte.“ Davon finden ſich in den alten Schriftſtellern Spuren, und es iſt hierin wohl der hauptſächlichſte Unterſchied zwiſchen Galliern und Germanen zu finden, welche ſonſt in Abſicht auf Verfaſſung und (wie ich wenigſtens, aus guten Gründen, glaube) auch in der Sprache ſo viel ähnliches hatten. Es gewinnen alle damalige Kriege und die ganze Geſchichte der damaligen Z[illegible] ganz anderes Anſehen, wenn man ſich die Gallier [illegible] Gefolge und die Germanen als in einer Heermannie vorſtellt; wenn man nämlich vorher bey Möſer den Begriff des Gefolges und einer Heermannie recht deutlich gefaſſet hat. Arioviſto Heer, deſſen bloße Avantgarde (Harudes, Har - ud; ſ. meine ebengedachte Beylage zur Reiſebeſchreibung im 11ten Bande S. 33. und im 12ten Bande S. 132) 24,000 Mann ſtark über den Rhein ging, war gewiß kein Privatgefolge. Aber, wie man aus Cäſars Geſchichte ſiehet, die Galliſchen Aedui und Arverni und Sequani hatten Fehden, wo Gefolge Statt fanden. 2) Im 1ſten Theile S. 335: „daß ein Germanier ſehr „wohl dreyerley zugleich ſeyn konnte: ein Bojer von ſeiner Nation: ein Markmann, weil er im Gränzbanne „ſtand; und ein Hermundur, weil er im Gränzbanne „den Vorpoſten hatte.“ Hier liegen die Grundzüge zu der in der älteſten Geſchichte ſehr weitgreifenden Wahrheit, daß ein groſſer Theil der Namen, welche wir in den alten Schriften als Völkernamen finden, oft ganz andere, theils einzelne, theils kollektive Bedeutungen haben. Ich habe dieſe Wahrheit, wie es mir ſcheint, dadurch noch einleuchtender gemacht, daß ich in den oben gedachten Beylagen zu meiner R. B. die Bedeutungen mehrerer Namen aus den keltiſchen Sprachen zu erklären geſucht habe. Alles, was ich darüber ſeitdem geleſen habe, beſtätigt mich in dieſer Entdeckung. Haben aber Möſer und ich Recht, ſo bekömmt vieles in der älteſten Geſchichte eine ganz andere Geſtalt.

mehr studirt seyn. Es wäre daher auch zu wünschen, daß der vortrefliche Mann mehrere seiner herrlichen fruchtbaren Ideen etwas näher auseinander gesetzt und deutlicher gemacht hätte. Noch mehr aber wäre zu wünschen, daß er die Geschichte hätte weiter fortsetzen wollen; denn sie geht bloß bis auf das Jahr 1192 oder bis auf den Ausgang des Karolingischen Stamms. Daß er in der deutschen Geschichte des Mittelalters etwas ausserordentliches würde geleistet haben, ist gewiß, da er die wichtigsten Quellen mit so großer Sorgfalt und philosophischer Uebersicht gelesen hatte, sie so genau beurtheilen konnte, sich daraus die wahre Beschaffenheit der deutschen Verfassung im Mittelalter so deutlich auseinandergesetzt hatte, und den Faden, an den er die Geschichte knüpfte, so fest hielt. Dieß zeigt auch sein neuer Plan der deutschen Reichsgeschichte, in den Phantasieen (IV. Theil S. 153.), welcher mit Rücksicht auf Schmids Geschichte der Deutschen entworfen ist, mit welchem Buche Möser, so sehr er es auch von einer gewissen Seite, wie billig, schätzte, dennoch im Ganzen gar nicht zufrieden war. Und in der That, so viel auch der würdige Schmid vor andern ehemaligen deutschen Geschichtschreibern voraus hat, so würde er, Mösers treflichen Aussichten folgend, noch viel mehr haben leisten können.

Ich komme nun zu Mösers vermischten Schriften *), welche ich jetzt gesammelt habe und

*) In der Ostermesse 1797 erscheint nur der erste Theil der

aufs neue herausgebe. Ich will kurz davon Rechenschaft ablegen. Sie ſind in vier Abtheilungen getheilt.

I. Die bereits gedruckten Schriften.

Sie waren theils einzeln, theils in periodiſchen Schriften erſchienen. Die Jugendarbeiten rechne ich nicht dazu, welche ganz wieder zu drucken nicht dienlich ſeyn würde, daher in der vierten Abtheilung nur Auszugsweiſe einige Proben davon gegeben werden. Ich habe nur wegen folgender Schriften und Aufſätze etwas zu erinnern.

Der Werth wohlgewogener Neigungen und Leidenſchaften. Dieſe Schrift erſchien zuerſt im Jahre 1756 und ward 1777 in Bremen wieder gedruckt. Sie hält gleichſam das Mittel zwiſchen den oben (S. 20) ſchon angeführten Jugendarbeiten und zwiſchen den reifern Schriften. In der Schreibart merkt man hin und wieder den jungen Mann, an einer gewiſſen Wortfülle, wovon Möſer nachher weit entfernt blieb. Aber ſie iſt voll ſchöner Gedanken, und mit Theilnehmung, mit Würde und zuweilen mit einem hinreißenden Feuer geſchrieben, welches Möſers beſter Zeit Ehre machen würde.

vermiſchten Schriften. Der zweyte und letzte Theil derſelben wird noch vor Ende des Jahres herauskommen, und zugleich ein allgemeines Regiſter über die Phantaſieen, die Osnabrückſche Geſchichte und die vermiſchten Schriften enthalten.

de. Sie handelt den Satz ab: Man dürfe in seine Tugend kein Mißtrauen setzen, wenn sie gleich nur durch natürliche Güte und durch Neigungen gewirkt werde; ein Satz welcher zu jetziger Zeit auch wohl zu beherzigen ist, da eine neue strenge Philosophie die Neigungen von der Moral ganz ausschließen und die letztere beynahe bloß zur Logik machen möchte. Diese Schrift war übrigens dem Andenken seines vertrauten Freundes, des schon oben *) angeführten Herrn J. F. von dem Busche gewidmet. Möser ward der Vormund von dessen sechs nachgelassenen Kindern. Unter denselben war einer der an Mösern lebenslang mit unumschränktem Vertrauen hing, und im reifern Alter nur auf dessen Vorstellung die wichtige Stelle als Geheimerrath annahm, worin er dem Hochstifte Osnabrück ganz vorzügliche Dienste leistete.

Die launige Vorstellung Joseph Patridgen ist oben schon erwähnt. Auch hievon erschien im Jahre 1777 eine neue Auflage.

Harlekin, oder Vertheidigung des Groteskekomischen, erschien zuerst im Jahre 1761 zu Hamburg, und ward 1777 zu Bremen wieder gedruckt. Diese kleine Schrift voll Laune und Menschenkenntniß, zeigte Mösern zuerst als einen Schriftsteller von nicht gemeiner Art. Sie ward vermuthlich dadurch veranlaßt, daß damals verschiedene Schrift-

*) S. Seite 20.

ſteller die Verbeſſerung der deutſchen Schaubühne auf gut Gottſchediſch darein ſetzen wollten, daß die luſtige Perſon verbannt würde *), aber dagegen Stücke auf die Schaubühne brachten, elender als alle Harlekinaden. Dieſe Veranlaſſung iſt jetzt nach mehr als dreyßig Jahren in dieſer Schrift kaum merklich; denn Möſer ſpielte nur leicht auf die Dummköpfe ſeiner Zeit an. Er zeigte mit unnachahmlicher Laune, daß dem Weiſen auch Frohſinn und Lachen nicht unziemlich iſt; und auch jetzt noch wird ſeine Schutzſchrift des Poſſenſpiels treffend und nicht veraltet ſeyn, da die heitere Laune **) von der

*) Man ſehe die Briefe, die neueſte Litteratur betreffend, XI. Th. S. 306 ff.

**) So wie überhaupt die deutſche Sprache, bisher bloß gebildet von einem kleinen, unter dreißig Millionen lebender Menſchen ſchreibenden und leſenden Völkchen von Schriftſtellern und Leſern, immer noch in Ausdrücken des geſelligen Lebens und beſonders der Konverſation am ärmſten iſt; ſo haben wir auch kein Wort das franzöſiſche gai zu bezeichnen. Es begreift mehr als Munterkeit und weniger als Luſtigkeit. Eben ſo wenig haben wir Wörter für die engländiſchen Begriffe arch oder fun oder wag. Selbſt humour wird durch Laune nur unvollkommen ausgedrückt. Figaro iſt gai in ſeiner ganzen Rolle; auch habe ich wenigſtens dieſe Rolle noch von keinem deutſchen Schauſpieler ſo ſpielen ſehen, wie ſie eigentlich geſpielt werden ſollte. Vielleicht wollen oder können wir Deutſchen nicht gai ſeyn, ſobald wir über fünf und zwanzig Jahre alt ſind, und vor dem fünf und zwanzigſten Jahre können es auch ſo wenig Jünglinge. Unſere Jugend von ſeynſollendem poetiſchem Genie aufgeſchwollen, oder von theoretiſcher Schulweisheit ausgedörrt, iſt ja oft ſo exemplariſch geſetzt und ſolenn, daß ſie im dreyßigſten Jahre vor lauter Weisheit und Genie ſchon

deutſchen Schaubühne gewichen zu ſeyn ſcheint, da die meiſten Luſtſpiele platte Schilderungen ganz gemeinen Lebens und ganz gemeiner Charaktere enthalten, hingegen im Tragiſchen ſo ſehr oft ſich nichts als nur plumpe und platte Karrikatur findet, und vielleicht kein einziger Schauſpieler vorhanden iſt, der den goſſo grazioſo ſpielen wollte — oder könnte!

Möſer entwarf auf ſeiner Reiſe nach England im Jahre 1763 ein Nachſpiel mit Harlekin, betitelt: die Tugend auf der Schaubühne, gleichſam einen Beleg zu ſeiner Vertheidigung des Groteſkkomiſchen. Er ſendete es mir aus London mit einem ernſthaften Schauſpiele; und dieß war der Anfang unſerer Korreſpondenz, welche den erſten Grund zu der vertrauten Freundſchaft legte, deren Andenken mich noch glücklich macht. Ich gab beide Stücke dem Schauſpieler Döbbelin, der ſie aufzuführen verſprach, nach vielen Jahren ſie nicht aufführte, und ſie mir, ich mochte anfordern ſo viel ich wollte, auch nicht wiedergab. Bloß das Nachſpiel ward durch die Bemühungen eines eifrigen Liebhabers der Litteratur endlich wieder gefunden. Ich glaube, ob es gleich als theatraliſches Stück wenig Verdienſte hat, wird doch den Leſern nicht unangenehm ſeyn, daß ich es als den Nachlaß eines Mannes abdrucken laſſe, der bey der

alt und kindiſch wird. Die gaité eines ſechzigjährigen Franzoſen, den eine muntere Jugend gern zwiſchen ſich hat, kennt man in Deutſchland faſt gar nicht.

gründlichſten Gelehrſamkeit und bey dem unbeſcholtenſten moraliſchen Charakter das dulce deſipere in loco gar nicht unter ſeiner Würde hielt, und den Vorſchlag, den alten Geckorden wieder zu erneuern, nicht etwa bloß im Scherze that. Es würde dieß eine wichtige Verbeſſerung vieler jetzigen, theils ſehr hochweiſen, theils ſehr hochſteifen, theils ſehr hochnaſerümpfenden, theils ſehr hochſpielenden, allemal aber hochlangweiligen Geſellſchaften ſeyn. Ich bitte nachzuleſen, was Möſer darüber ſagt, wie es zugegangen, „daß unſere Vorfahren ſo geſund, ſo hungrig, ſo aufgelegt zur Freude geweſen *);" doch auch ſeine feine Kautel, daß die Geckheit zünftig, nicht aber unzünftig ſeyn müſſe, dabey wohl zu beherzigen.

Harlekin gab übrigens Gelegenheit, daß Abbt Möſers Bekanntſchaft ſuchte **), welche bald in zärtliche Freundſchaft überging. Abbt kam mit Möſern in die genaueſte Verbindung und war in deſſen Hauſe zu jeder Zeit willkommen. Möſer ſchätzte Abbts Talente und Herz, und würde zu deſſen Bildung noch viel mehr beygetragen haben, wenn Abbt nicht ſo früh geſtorben wäre; und wahrſcheinlich hätte er länger gelebt, wenn er Möſern gefolgt, und nicht an einen Hof gegangen wäre ***).

*) In dem Aufſatze: den alten Geckorden ſollte man wieder erneuern, in den Phantaſieen, II. Band, S. 244 ff.

**) S. Abbts Werke, III. Theil, S. 60.

***) Man ſehe Möſers vortreffliches Urtheil über Abbt in ſeinem Briefe an mich No. 11.; desgleichen auch Abbts Werke, VI. Theil, S. 7.

Das Schreiben an den Herrn Vikar in Savoyen, abzugeben bey dem Herrn Johann Jakob Rousseau, erschien zuerst 1765, und 1777 zum zweytenmale. Es ist eine durch den sel. Abt Jerusalem veranlaßte scharfsinnige und sehr fein gewendete Vertheidigung des Satzes: daß eine bloß natürliche Religion für große Gesellschaften nicht hinreichend seyn würde. Die Anmerkungen, welche Abbt über diese kleine Schrift machte *), verdienen nachgelesen zu werden.

Das Schreiben an Herrn Aaron Mendez da Kosta, Oberrabbinen zu Utrecht, über den leichten Uebergang von der pharisäischen Sekte zur christlichen Religion, erschien zuerst im Jahre 1773, bloß als Manuskript für Freunde, und ward durch eine neue in Bremen 1777 erschienene Auflage öffentlich bekannt. Es enthält eine sehr sinnreich vorgetragene Hypothese, nach welcher ein Jude von der pharisäischen Sekte ganz natürlich zur christlichen Religion geführt werden müßte. Die Veranlassung war eine Aeußerung Moses Mendelsohns in einem Briefe an Abbt, über einige Wahrheiten der christlichen Religion **). Dieses Schreiben von Moses ist nicht vorhanden, und man

*) S. Briefe die neueste Litteratur betreffend, XXIV. Theil, S. 37. Desgleichen seinen Brief an Möser, in Abbts Schriften, VI. Band, S. 10 und S. 17.

**) Man sehe im Briefwechsel, Brief an mich No 7.

weiß alſo nicht, was er darin geäußert haben mag. Da aber im Jahre 1777 Möſers Schreiben an den Oberrabbinen öffentlich bekannt ward, ſo konnte es faſt nicht fehlen, daß es mußte mißverſtanden werden, da der Leſer weder Veranlaſſung noch Zweck wußte. Es fand ſich daher unter Möſers nachgelaſſenen Schriften ein Aufſatz welcher, ohne die eigentliche Veranlaſſung anzugeben, den Sinn dieſer kleinen Schrift näher zu beſtimmen ſuchte. Er war vermuthlich für eine neue Ausgabe beſtimmt, und findet am Ende des jetzigen Abdrucks ſeinen gehörigen Platz.

Das Sendſchreiben an Voltaire über den Charakter D. M. Luthers, ließ Möſer franzöſiſch drucken. Aus einem Schreiben an mich *) ſieht man, daß ſeine Abſicht zugleich geweſen, Voltairens Manier nachzuahmen. Wenn er auch zugeſteht, daß ihm dieſes nicht gelungen, ſo iſt doch der Aufſatz geiſtvoll, und vertheidigt Luthers Reformation ſehr gut wider einige leichtſinnige Einfälle Voltairens. Einen franzöſiſchen Abdruck habe ich aller Mühe ungeachtet nicht auftreiben können; genau weiß ich auch deshalb das Jahr der Originalausgabe nicht anzugeben. Beym Abdrucke in dieſer Sammlung iſt das Jahr 1765 genannt; allein wahrſcheinlich erſchien das Original ſchon früher: denn die Ueberſetzung, welche ich hier abdrucken laſſe, kam zu Lübeck und zwar, wie der Titel ſagt: 1765 zum

*) Im Briefwechſel No 36.

zweytenmale heraus. Uebrigens mag wohl diese Ueberſetzung freylich dem Originale nicht ganz Gerechtigkeit wiederfahren laſſen; einige offenbare Nachläſſigkeiten ſind verbeſſert.

Das Schreiben über die deutſche Sprache und Litteratur erſchien im Jahre 1781. Es ward durch den bekannten Brief K. Friedrichs II. an ſeinen Miniſter Herzberg über die deutſche Sprache und litteratur veranlaßt. Dieſe kleine Schrift zeigt, mit welchen hellen Augen Möſer unſere litteratur überſah, und wie ſcharfſinnig er das beſondere Verdienſt jedes der vorzüglichſten Schriftſteller unterſchied; ein gleich deutliches Zeichen, wie ſehr er ſeinen geiſtigen Genuß vermannichfaltigte und wie fein er wählte. Dieſes Schreiben iſt unter allen Schriften, welche bey dieſer Gelegenheit herauskamen, die kürzeſte und bey weitem die beſte. — Unter Möſers Papieren findet ſich eine franzöſiſche Ueberſetzung dieſes Schreibens; man weiß nicht, von weſſen Hand.

Möſer hat zur allgemeinen deutſchen Bibliothek nur eine einzige Recenſion geliefert *), welche in gewiſſer Rückſicht eine zweyfache genannt werden kann, da ſie zwey Bücher beurtheilt. Sie betrift hauptſächlich ein nun vergeſſenes Büchlein: Von dem deutſchen Nationalgeiſte, welches im Jahre 1765 ein Mann herausgab, gegangen durch

*) Abgedruckt in des VI. Bandes 1ſtem Stücke.

böſe und gute Gerüchte, der damals in mehrern Schriften, beſonders in dieſen und in zwey andern, betitelt: **Reliquien**, und **Was iſt gut kaiſerlich?** ſeine Gelehrſamkeit und Einſicht auf die niedrigſte Art zu hämiſchem und politiſchem Parteygeiſte mißbrauchte *). Es kam damals unter dem Titel: **Noch etwas zum deutſchen Nationalgeiſte**, ein mit vielem Geiſte geſchriebenes Büchlein heraus, das zu den guten deutſchen proſaiſchen Schriften gehört, und jetzt noch geleſen zu werden verdient. Der Verfaſſer war Hofrath **Bülow** in Zerbſt, ein Mann von treflichen Talenten, der nur zu früh ſtarb. Er beleuchtete die Schrift: **vom deutſchen Nationalgeiſte**, mit vieler Gelehrſamkeit und Munterkeit, und zeigte, die Schrift hätte eigentlich betitelt ſeyn ſollen: **Von der Unterthänigkeitspflicht der deutſchen Reichsſtände gegen den Kaiſer.** Möſer beurtheilte in der Allgem. Deutſch. Biblioth. beide Schriften mit ſeiner originalen Laune; daher ich glaube, dieſer Aufſatz werde billig in dieſer Sammlung aufbehalten. Es ſcheint, der Verfaſſer der erſten Schrift habe ſeitdem ſeine Meinung geändert, und betrachte wenigſtens jetzt das politiſche Unding, **deutſcher Nationalgeiſt** genannt, von einer etwas andern Seite **).

*) Man ſehe die Allgemeine deutſche Bibliothek, IX. Band, 1 St. S. 227. IX. B. 2 St. S. 96.

**) S. v. Moſers Mannigfaltigkeiten (Zürich 1796. 8.), IIr Band, S. 14. verglichen mit dem Iſten Bande, S. 153.

II. Bisher ungedruckte Schriften.

Das Nachspiel: die Tugend auf der Schaubühne, habe ich schon oben angeführt. Das übrige sind meist unvollendete erste Entwürfe; wovon aber keiner eines Möser unwürdig ist. Ich will hier eine kurze Nachricht davon geben.

Vom **Antikandide**, oder der Fortsetzung des Voltairischen berühmten Kandide ist nur der **Plan** und das letzte **Kapitel** vorhanden, nebst wenigen **Fragmenten**. Schade, daß dieser philosophische Roman nicht ganz vorhanden, und, wie es scheint, auch nicht ganz ausgearbeitet worden ist! Das wenige Vorhandene zeigt, was es unter Mösers Händen geworden seyn würde.

Zwey Fragmente zu einer **Bauerntheodicee** sind in Mösers gewöhnlicher launigen Manier.

Mehrere Fragmente, voll der mannichfaltigsten Ideen, zu einer Abhandlung über des berühmten Kant Aufsatz: **Ueber die Theodicee**, lassen gleichfalls bedauern, daß diese Abhandlung nicht geendigt worden.

Fragmente zu zwey ganz verschiedenen Abhandlungen, die eine: **Ueber den Leibeigenthum** *),

*) Möser schrieb allezeit der Leibeigenthum, so wie man etwa schreibt, der Reichthum. Ich schreibe, mit Adelung, das Leibeigenthum; denn dieß Wort ist ja eine Zusammensetzung des Worts Eigenthum, welches den Artikel das erfordert.

und die andere: Gegen den Leibeigenthum. Mösern lag diese Materie sehr am Herzen, und da die Praxis seines Landes ihm genugsam zeigte, daß das Leibeigenthum dort schwerlich werde aufgehoben werden, so war er immer bereit, auf mancherley Art zu deduciren, wie das Leibeigenthum ehemals ganz natürlich habe entstehen müssen.

III. Briefwechsel.

Der erste Abschnitt enthält aus meinem acht und zwanzigjährigen Briefwechsel mit Mösern dasjenige, was das Publikum interessiren kann. Es sind sehr viel Züge darin, welche den herrlichen Mann schildern, so wie er war. Dabey finden sich manche interessante gelehrte Anmerkungen und Ideen, es findet sich manches, das zur Geschichte seiner Schriften gehört, und man wird es mir hoffentlich auch verzeihen, daß ich viele Beweise seiner wahren Freundschaft gegen mich und der Sympathie mancher seiner Gedanken mit den meinigen abdrucken lasse. Es ist wohl eine unbescholtene Ruhmredigkeit nicht zu verbergen, daß man eines Mannes wie Möser vertrauter Freund war. Von meinen Briefen sind nur ein Paar abgedruckt, welche dienen, etwas in Mösers Briefen zu erläutern.

Der zweyte Abschnitt enthält den vermischten Briefwechsel. Er ist nur klein, doch nicht unwichtig. Es ist ein Brief Mösers an Abbt, ein Paar

ungedruckte Briefe von dem Minister Grafen Herzberg an Möser, einer vom Geschichtschreiber Schmid an denselben, zwey Briefe von Möser an Hrn. Geh. R. Ursinus in Berlin, Balladen und Minnelieder*) betreffend. Die letztern beiden Briefe zeigen, wie sich Mösers biegsamer Geist in alle Arten der litteratur schmiegte. Ein schon gedruckter **) Brief an Hrn. Rath Becker in Gotha ist merkwürdig durch Mösers Gedanken über den Unterricht des Landmannes.

IV. Jugendarbeiten.

Davon ist etwas weniges beybehalten, das Mösers nicht unwürdig ist. Es sind einige Stücke aus den Gemälden der Sitten und der deutschen Zuschauerinn, zu zeigen, wie der Mann in seiner Jugend schrieb, der nachher allgemein den Ruhm eines der ersten deutschen prosaischen Schriftsteller erlangt hat. Ferner ein großer Theil der Vorrede des Trauerspiels Arminius, welches zeigt, wie gut Möser schon damals die alte deutsche Geschichte studirt hatte. Das Trauerspiel selbst, da es aus der Gottschedschen Zeit, nach französischer Manier geformt, in gereimten Alexandrinern geschrieben ist, würde jetzt nicht interessiren. Möser war kein Dichter, aber

*) Die darin erwähnten Fragmente von Westphälischen Minneliedern sind abgedruckt in den Phantasieen, III. Theil. S. 240; desgleichen in der Allg. d. Bibl. XXXVII. Band. S. 370.

**) S. oben S. 67.

wer macht in der Jugend nicht Verse? und zu zeigen, daß er dazu wohl einiges Talent hatte, ist auch ein kleines Gedicht zur Probe abgedruckt.

Möser als Schriftsteller überhaupt genommen, war nicht in der Lage, Plane zu weitläuftigen Schriften zu entwerfen und auszuführen. Seine osnabrückische Geschichte, ein Werk voll Gelehrsamkeit und Scharfsinn, welches das entscheidendste Talent voraussetzt, entwarf er anfänglich gleichsam nur zum häuslichen Gebrauche *). Erst, indem sein weit umfassender Geist die Gegenstände entwickelte, bildete sich das Resultat zu ganz neuen fruchtbaren Aussichten in die allgemeine deutsche Geschichte überhaupt.

So entstanden auch alle seine herrlichen Aufsätze entweder aus dem Zirkel seines Geschäftslebens oder aus der Begierde die Sitten der zunächst um ihn lebenden Gesellschaft zu bessern.

In tenui labor, tenuis non gloria!

Denn er brachte zu diesen kleinen Aufsätzen Talente, welche auch zu größern Werken hinlänglich gewesen wären. Erfindungskraft, verbunden mit Scharfsinn, ächtem Witze und munterer Laune, vor allem aber eine Menschenkenntniß und eine Philoso-

*) In seinem Briefe an mich No. 14. vom 1sten Juli 1776 versichert er, die Endigung dieses Werks liege ihm am Herzen: „weil der (damals noch minderjährige) Bischof „mit der Zeit von der Verfassung des Landes, was er „regieren soll, unterrichtet werden muß" Ob und in wie fern der Bischof dieß Werk studirt hat, ist mir nicht bewußt.

phie des Lebens welche nur in der wirklichen Welt erlangt wird. Daher findet man in Mösers Schriften nie weder den Dünkel noch die Einseitigkeit unserer vielen theoretischen Stubengelehrten, welche nichts an sich und andern beobachten mögen, sondern ohne Erfahrung, deren Werth sie nicht kennen, alles aus ihrem Gehirne herauszuklügeln vermeinen und daher weit suchen, ohne zuweilen sogar nur das zu treffen, was vor Augen liegt. Man findet bey Mösern gründliche Gelehrsamkeit, selten aber in gelehrter Gestalt; nie die trockne Schulweisheit des Katheders, nie die beredtseynsollende Wortfülle der Kanzel, oder den steifen Resolutionsstyl der Kanzley, sondern allenthalben die Stimme der reifen Erfahrung, vereint mit dem schlichten gesunden Verstande, wodurch allein die menschliche Gesellschaft besteht und regiert wird. Alles lebt in diesen Aufsätzen, allenthalben sehen wir die mannichfaltige wirkliche Welt vor uns, alles können wir auf uns anwenden, alles ist uns nahe ohne gemein zu seyn; und wo auch der Gegenstand gemein wäre, wird er gehoben durch die Wichtigkeit des Einflusses den uns der Schriftsteller mit großer aber versteckter Kunst vor die Augen zu bringen weiß, und durch die mannichfaltige Art der Einkleidung, die dem Gegenstande so natürlich zusagt, daß sie nicht für Einkleidung, sondern für einen Theil des Gegenstandes selbst zu gelten scheint. Möser hatte die Gabe anmuthig zu seyn, doch nicht fade, munter zu seyn ohne Gemwih,

freymüthig zu seyn ohne zu beleidigen, viel zu sagen ohne Prätension, belehrend zu seyn ohne Lehrerton, ausführlich ohne Langeweile, deutlich ohne Seichtigkeit, gründlich ohne Dunkelheit und Steifsinn.

Möser mußte durch diese Talente bey uns um so mehr glänzen, je seltner sie von jeher in Deutschland bey den Schriftstellern waren, welche für die Welt zu schreiben vermeinten. Sie schrieben oft nur für sich und ihren engen Gesichtskreis. Es möchte von nicht wenigen deutschen Schriftstellern, auch von denen welche uns ihre eigene reine transscendentale Wortreflichkeit selbst auseinander zu setzen bemühet sind, wohl mit Recht heißen können: „Cet homme „a bien du merite, mais c'est du baume dans un vi„lain vase. S'il est savant, tant mieux pour lui, „mais non pas tant mieux pour les autres *)." So war Möser nicht.

Möser als Schriftsteller ist schon sehr richtig mit Franklin verglichen worden **). Allerdings findet sich in allen Aufsätzen beider Schriftsteller „ein „Anstrich von Sonderbarkeit, verbunden mit thäti„ger gesunder Vernunft und Menschenliebe." Bey beiden sind „Originalität, Eifer zur Verbreitung „heilsamer gemeinnütziger Wahrheiten, Witz und „Laune" beynahe in gleich großem Maaße anzutreffen. Indeß da Franklin's gelehrte und politische Laufbahn ganz anders gerichtet war als Mösers, so

*) S. Sturz Schriften I. Th. S. 115.

**) S. Berlinische Monatsschrift 1783. Jul. S. 37. 38.

scheint mir, unter den Ausländern, niemand als Schriftsteller Mösern näher zu vergleichen wie Addison, der ihm an Fähigkeit zu Geschäften so ganz unähnlich war; obgleich der Geschäftskreis beider Schriftsteller einige Aehnlichkeit hatte. Beiden war die feine Weltkenntniß, die ungesuchte Eleganz, der Sinn für das Schickliche, die mannichfaltige Einkleidung und die Gabe, ganz kleine Gegenstände zu wichtigen Folgen anzuwenden gemein. Der Zuschauer und die Phantasieen stehen in gleichem Range.

Unter den Deutschen ist Möser an reifer Weltkenntniß und an Eifer sie zum Besten seiner Mitbürger anzuwenden Büsch*) am meisten zu vergleichen; nicht in der Einkleidung, welche bey Büsch, nach seiner Absicht, milde Belehrung seyn sollte die nie in Lehrerton ausartete, so wie auch bey Knigge in seiner Schrift vom Umgange. Engel und Lichtenberg sind in Absicht auf Sinn und Einkleidung Mösern, jeder auf eine andere Art, gewissermaßen mehr kongenial. Lessing und Wieland, deren Gesellschaft Möser sonst nicht unwürdig ist, haben Gegenden der Litteratur angebauet, die von der seinigen zuweit entfernt sind.

Sturz**) ist ihm gewissermaßen am ähnlich-

*) In Büsch's Erfahrungen, besonders in der meisterhaften Abhandlung über die Einförmigkeit im 1. Bande.

**) Im deutschen Museum, im Oktober 1781 S. 359 und im Febr. 1781 S. 178 sind über Möser und Sturz als Schriftsteller sehr feine Bemerkungen, welche nachgelesen zu werden verdienen.

ſten, aber doch ſehr weſentlich von ihm unterſchieden. Beide beſitzen die reife und mannichfaltige Weltkenntniß, die unter den Gelehrten aller Nationen nicht ſo gar gemein iſt, unter den Deutſchen aber am ſeltenſten gefunden wird. Beide haben Menſchen aus allen Ständen kennen lernen, und ſchildern ſie mit gleich großem Talente nach dem leben und mit lebendigen Farben. Aber jeder von dieſen Schriftſtellern ſah Welt und Menſchen aus ganz verſchiedenem Standpunkte, beurtheilte ſie alſo auch anders.

Sturz lebte am Hofe und unter Hofleuten; Möſer im Geſchäftskreiſe und in der bürgerlichen Geſellſchaft. Möſer kannte die feine Geſellſchaft auch, wenn nicht durch den Hof, doch durch die welche an den Hof gehen, und trug auch das Seinige bey, den Ton des Mittelſtandes unbefangener und feiner zu machen. Da aber die bürgerliche Geſellſchaft weitumfaſſender iſt, und höhere Zwecke hat als bloß den Ton, ſo ſind auch Möſers Abſichten weitumfaſſender, und gehen mehr aufs Nützliche. Sturz amüſirte ſich ſelbſt und ſuchte andere zu amüſiren, freilich mit einer Feinheit, mit einer Weltwiſſenſchaft, mit einer Kenntniß der Konvenienzen der Lebensart in der großen Welt und in einer leichten Schreibart dieſer Konvenienz ſelbſt angemeſſen, dergleichen vor ihm bey keinem deutſchen Schriftſteller zu finden war. Sturz, wie ein Hofmann, ſah an Menſchen und Gegenſtänden vorzüglich die äußere Seite, ſo wie ſie ſich in der feinen Geſellſchaft mit Vortheile oder

Nach-

Nachtheile zeigt; Möser, immer den Mittelstand und die bürgerliche Gesellschaft vor Augen, wußte ins Innere der menschlichen Charaktere und Handlungen zu dringen, und stellte sie vor in der Absicht das menschliche Leben überhaupt zu bessern und angenehm zu machen. Jener, als ein Hofmann hat immer etwas Gemächliches in Beobachtung und Schreibart, und fast beständig die höfliche Wendung die das Widrige was zu sagen ist, verschleyert, und wie von ohngefähr etwas Verbindliches einfließen läßt. Dieser, beständig in thätigem Leben, kennt auch die sehr nöthige Schonung, aber indem er äußerlich schont, vergiebt er der innern Energie nichts. Sturz war sehr oft, und wie man merkt, sehr gern, in dem was die große Welt Gesellschaft heißt, wo — um seinen eigenen Ausdruck zu brauchen*) — „wo alle schwatzen, niemand sich unterhält, — im „Gedränge wo man einsam ist." Möser kannte die große Welt auch, war oft in großer Gesellschaft und hatte dergleichen nicht selten in seinem Hause, nicht aus Neigung sondern Anstandes wegen; und dennoch war er in solchem Gedränge weniger einsam als ein Hofmann, sondern gleichsam immer zu Hause, weil seine Menschenkenntniß vielseitiger war. Er konnte also jeden tiefer beurtheilen, und selbst an dem alleruninteressantesten Menschen, wenn er mit einem

*) Sturz Schriften I. Theil S. 104.

solchen in Gesellschaft seyn mußte, eine interessante Seite finden *), und mit der Gutmüthigkeit, welche am Hofe und in der polirten Welt so selten ist, wußte er Menschen an Menschen zu knüpfen. Sturz sah das menschliche Geschlecht vom Hofe aus und aus den glänzenden Weltgesellschaften, welches eben nicht der erfreulichste Gesichtspunkt ist. Er sagt mit Bitterkeit: „lernt euer brüderliches Geschlecht an Hö„fen, lernt euern Nebenbuhler im Amte, im Ver„stande, im Glücke kennen, erhebt euch durch irgend „ein Verdienst, und glaubt in der Unschuld eures „Herzens, daß man euch liebt und schätzt, weil man „euch umlächelt und umarmt. Wenn endlich unter „euch der Boden wegsinkt, durch freundliche Mör„der untergraben — dann seht, wie sich eure Freun-

*) Es kam mehrere Jahre nach Pyrmont ein Mann, mit welchem fast nichts zu reden war, und den also Leute von Geiste eben nicht suchten, und sich zuweilen wohl gar unvermerkt von ihm wendeten. Möser entdeckte seine einzige vorzügliche Seite, daß er ein guter Whistspieler war, und spielte fast täglich ein Stündchen mit ihm. Mösers vortreffliche Tochter sagt (in der Vorrede des IV. Bandes der Phantasieen) von ihrem Vater: „Er hasse „die Schreiber wie die Spieler, ob er gleich sehr gern schreibe „und spiele.“ Er war aber weise im Spielen wie im Schreiben. Da ich gar nicht spiele, sagte er mir oft im Scherze: Wer ein rechter alter Deutsche nach dem Tacitus (Cap. XXIV.) seyn wolle, müsse wie unsere Vorväter ernsthaft und hoch, lucrandi perdendiue temeritate, spielen. Er liebte auch hoch zu spielen; doch wendete er nie mehr Zeit und Geld aufs Spiel als er sich vorgesetzt hatte.

„de retten, als vergiftetet ihr die Luft; wie eure „Klienten euch für genossene Wohlthaten anspeyen; „ertragt der Glücklichen stolzes, niedertretendes, er„würgendes Mitleid, und liebt die Menschen, wenn „Ihr könnt *).“ Möser hingegen schrieb die herrliche Politik im Unglücke **), worunter er hauptsächlich rechnete, „das Leere der glänzenden Freuden „zu erkennen.“ Wäre er unglücklich geworden, würde es ihm leicht gewesen seyn, diese Politik selbst auszuüben, ihm der ganz andere Freuden kannte. Er würde, hätte er unglücklich werden sollen, leicht „der „Glücklichen stolzes, niedertretendes Mitleid“ ertragen haben, welches Sturz auch ertrug, aber mit trauriger Anstrengung. Möser hätte freylich verzweifelt, diese verächtliche Menschen lieben zu können, aber nicht überhaupt die Menschen zu lieben; denn er kannte die Menschen mannichfaltiger: und wirklich erscheint die Menschheit viel liebenswürdiger im Gesichtspunkte des thätigen und häuslichen Lebens betrachtet, als in dem Gesichtspunkte des Hofes und der großen Welt. Sturzens Schilderung ist schrecklich wahr, aber nur von wenigen der Menschen, „die im Leeren der glänzenden Freu„den leben.“ Der Hof kann sehr leicht eigensüchtig und fühllos machen, so wie die Macht den Fühl-

*) Sturz Schriften, I. Band, S. 134.

**) S. Phantasien, III. Band. S. 24 — 42.

losen im Kriege hart und übermüthig, und die äuſſerſte Noth den Unterdrückten grauſam. So ſind aber nicht die Menſchen überhaupt. Der thätige Mittelſtand, der ſich beſtändig wechſelſeitig braucht, iſt ſittſamer und milder, und man darf nicht ſo leicht an ihm verzweifeln, auch hebt ſich eher ſeine Moralität wieder durch eigene Kraft, und dieſer ſchätzbare Mittelſtand war Möſers eigentlicher Wirkungskreis als Schriftſteller. Die verſchiedene Art Menſchen von verſchiedener Art zu betrachten, hat auf beider Schriftſteller ſo verſchiedenes — es iſt kein deutſches Wort da; die Franzoſen nennen es *faire* — den ſichtbarſten Einfluß. Doch geht zuweilen einer unvermerkt in des andern Manier über. Sturzens: **Wer iſt glücklich?** und deſſen berühmte **Reiſe nach dem Deiſter** *), ſind beynahe Möſeriſch, und Möſers: **Ein kleiner Umſtand macht vieles** **), iſt beynahe Sturziſch.

Die Lage, worin Möſer ſeine Lebenszeit zubrachte, erklärt zwar genugſam, warum ſich vieles in ſeinen Schriften auf eine gewiſſe Art bildete und modificirte; aber manche deutſche Leſer einer Biographie wollen mehr wiſſen. Es ſoll ihnen pſychologiſch gezeigt werden, wie ein Schriftſteller gerade das geworden iſt, was er war: eine Forderung, wel-

*) S. Sturzens Schriften, I. Band. S. 241 und S. 252.

**) S. Möſers Phantaſien, IV. Band. S. 68.

cher ſogar manche Lebebensbeſchreiber Genüge zu thun dachten, ohne recht zu wiſſen, was ſie eigentlich wollten. Bey dem Manne, der ſeine Brotwiſſenſchaft zunftmäßig erlernt, oder ſein Syſtem nach der Schulmethode begriffen hat, um es methodiſch wieder mündlich oder ſchriftlich von ſich zu geben, kann man auch recht methodiſch zeigen, wie er dazu kam. Man kann im Haustalender genau annotiren, wann und wie der Garten mit einer blühenden Dornenhecke umzogen, und wann ſie ſchadhaft geworden und wieder geflickt ward. Aber du fragſt, wie es zugeht, daß dieſer Obſtbaum vor allen andern, die um ihn ſtehen, ſo ſchlank gewachſen iſt, daß Stamm und Zweige ſo geſund, daß deſſen Früchte ſo vorzüglich ſchön ſind. Ich ſage: er iſt ſo gewachſen aus eigener innerer Kraft; ſetze dich in ſeinen Schatten und geneuß die edlen Früchte. Wer Möſers Schriften nicht fleißig und con amore geleſen hat oder leſen will, wird wenig von dem verſtehen, was ich darüber ſagte.

Der perſönliche Charakter eines Mannes läßt ſich für den, der nicht perſönlich mit ihm umging, ſelten recht anſchaulich, noch weniger individuell ſchildern, und derjenige, der mit ihm umging, bedarf der Schilderung nicht. Und doch mag der Leſer von einem geliebten Schriftſteller gern, ſo wie jeden Lebensumſtand, ſo auch jeden Charakterzug kennen, wenn es auch unvollkommen wäre! — Und nur ſehr

unvollkommen kann der edelſte Charakter geſchildert werden, der, deſſen Eigenheit nicht im mindeſten an Karrikatur gränzt, der, wo alle Fähigkeiten des Verſtandes und alle gute Eigenſchaften des Herzens im vollkommenſten Ebenmaße ſtehen, ſich wechſelſeitig dergeſtalt erleuchten, daß ſie ein großes, vollkommenes, in ſich zuſammenſtrömendes Licht ausmachen.

Daß Möſers Charakter vorzüglich geweſen ſey, erhellet ſchon daraus, daß er bey den ſchwierigſten Geſchäftsführungen viele Jahre lang das allgemeine Vertrauen bis an ſein Ende genoß, in einem Lande und in einer Verfaſſung, wo das allgemeine Vertrauen zu erhalten eben nicht leicht iſt; aber, wie vorzüglich ſein Charakter geweſen, wer wagt es ſo auseinander zu ſetzen, daß es ganz deutlich wäre? Der Mann war redlich, bieder, patriotiſch, uneigennützig im höchſten Grade, menſchenfreundlich, wahr, zuverläſſig, feſt ohne Eigenſinn, nachgebend ohne Schwachheit, unverzärtelt ohne Rauhigkeit, gutherzig ohne Unbeſonnenheit, froh und munter ohne Leichtſinn, gleichmüthig ohne Gleichgültigkeit, ſeines Werths ſich bewußt ohne Egoismus, frugal ohne Geiz, mildthätig ohne Praleren, gaſtfrey ohne Verſchwendung. — Alles höchſt wahr; im Allgemeinen! Der du damit nicht zufrieden biſt, der du genauer geſchildert verlangſt, wie alle dieſe herrliche Eigenſchaften ſich individuell zu einem noch herrlichern Ganzen vereinigten, ſage mir erſt, wie der

schneeweiße Honig schmeckt, den Preußens Bienen aus den vollen Blüten hundertjähriger Linden saugen und mit deren Süßigkeit auch den holden Duft in ihren Honig übertragen. Oder, hast du ihn gekostet, vergeistige das Bild, wenn du kannst, und du hast Mösers Charakter!

Er war glücklich im häuslichen Leben mit einer Gattinn voll Verstand, Theilnehmung und allen wirthschaftlichen Tugenden. Er hatte das Unglück, daß sein einziger sehr hoffnungsvoller Sohn im zwanzigsten Jahre auf der Universität zu Göttingen starb. Aber dieser Verlust ward ihm ersetzt durch die unbeschreibliche Liebe seiner einzigen Tochter, einer Frau an Geist und Herz, ihres Vaters ganz würdig. Sie hing fast mit noch mehr als kindlicher Liebe an ihm, und war auch wieder die Freude seines Lebens. Nach dem Tode seiner Gattinn *) widmete seine Tochter sich ihm ganz, und alle Sorgfalt, alle Pflege, alle geistige Unterhaltung, welche die zärtlichste Liebe gewähren kann, wendete sie an, sein Leben zu versüßen. Nächst ihr war ihm der Enkel seines ehemaligen vertrauten Freundes, Herr Kanzleyrath von Bar, der ihn bis in den Tod mit ununterbrochner Ergebenheit liebte, vorzüglich zugethan. Diesen, und seiner geliebten Schwester Kinder, welche in Osnabrück verheurathet sind, sah er wie seine eigene Kin-

*) Sie starb im Jahre 1787.

der an, und liebte ſie väterlich. Ihnen und ſeinen dortigen Freunden, welche den Zirkel ſeines Umgangs ausmachten, dankte er die glücklichſten Stunden ſeines Alters. Er erwähnte ihrer oft gegen mich bey unſerm Aufenthalte in Pyrmont, wenn er ſich ſeines zufriedenen Lebens in ſeiner Vaterſtadt freute. Mit welcher innigen Freundſchaft ich ſelbſt an ihm hing, ſowohl ehe ich ihn perſönlich kannte, als nachdem ich ihn im Jahre 1781 perſönlich hatte kennen lernen, wie vieles Vertrauens er mich würdigte, an wie vielen Seiten unſere Geſinnungen ſich berührten, hier zu beſchreiben, würde vielleicht anmaßend ausſehen, und doch meinem Herzen nicht genug thun; meinen Leſern aber würde jede Beſchreibung nur ſchwach ſcheinen: denn die Innigkeit der Empfindungen vertrauter Freundſchaft und der Liebe können ihrer Natur nach dem großen Publikum nie ganz offen ſeyn.

Möſers Perſon war von mehr als gewöhnlicher Größe, ſo ſehr daß ſich ſein Vater nicht traute, ihn vor dem Jahre 1740 außer Landes auf eine hohe Schule zu ſchicken, bis König Friedrich Wilhelm I. von Preußen geſtorben war, welcher bekanntlich glaubte, auf alle Jünglinge, höher als fünf Fuß ſieben Zoll, ein göttliches Recht zu haben, ſie ſeiner großen Grenadiergarde einzuverleiben. Er war ſtark von Gliedern, alle im äuſſerſten Wohlverhältniſſe. Sein Gang war feſt, nicht ſchwankend, nicht ſtattlich, nie übereilt. In ſeinem Angeſichte war eine

Uebereinstimmung von Treuherzigkeit und Würde ohne Anmaßung, von Verstande, vereinigt mit Fülle und Feinheit der Empfindung, die sich nicht beschreiben läßt, aber Jedem Zutrauen zu diesem Gesichte einflößte. Ich wünschte, es möchte das Bildniß, was vor dem Titel steht, diesen unnachahmlichen Ausdruck, den es nicht verfehlt, ganz haben fassen können. Er ist beynahe erreicht in der herrlichen Zeichnung, wornach es gestochen worden, gezeichnet von einem Frauenzimmer voll Geist, welche hohe Charaktere würdigen und empfinden kann, und welcher die Freundschaft und Verehrung Mösers ihre ohnedieß schon sichere Reisfeder zu noch innigerm Ausdrucke führten. Der Umriß im Profile am Ende dieser Lebensbeschreibung ist geätzt nach einem Wachsbilde in gleicher Größe vom Hrn. Wessel, einem geschickten Bildhauer in Osnabrück, der sich in seiner Kunst in England vervollkommnete. Die Münze auf dem Titel ließen einige Freunde Mösers im Jahre 1760 zu seinem sechszigsten Geburtstage prägen. Sie hat bloß Werth als ein Denkmal der Freundschaft.

Zu seinem ganzen Wesen war Ernst mit Freundlichkeit verbunden. Sein Mund lachte selten, aber fast beständig schwebte auf seiner heitern Stirn und auf seinem ganzen Antlitze das unauslöschliche Lachen das Homer seinen Göttern zuschreibt. Er war gastfrey und hielt ein ansehnliches Haus; er selbst war

ſend, aber urban, ſo wie ſein Scherz, ſeine Satire milde, nie bitter. Er urtheilte nicht nach Laune, aber oft ſkeptiſch. Seine Urtheile von einzelnen Menſchen waren weder heftig, noch hämiſch; aber treffend wahr, ſobald es ſich thun ließ, ſeine Meinung ganz zu ſagen. Er ſprach nie beleidigend, und hielt ſich durch Worte oder Widerſpruch nicht beleidigt; und wenige hätten auch einen ſolchen Menſchen beleidigen können, der gegen alle, die er um ſich ſah, indulgent, nur gegen ſich ſelbſt ſtreng war.

So lebte er in beſtändiger Beobachtung ſeiner Pflichten und in ungeſtörtem Geiſtesgenuſſe, glücklich in ſeinem Hauſe, in der Stadt und im Lande verehrt und geliebt, ſeinem eigenen Ausdrucke nach, erfreut durch vieles, betrübt durch weniges, gekränkt durch nichts. Er war meiſt geſund, und vorbeygehende Beſchwerden ertrug er gleichmüthig; er ging daher auch jährlich nach Pyrmont, nur um ſich mit ſeinen Freunden zu unterhalten, und um die heitere Luft zu genießen, brauchte aber weder Brunnen, noch Bad.

Bey herannahendem Alter, empfand er öfter eine Art von Krämpfen, die einige Tage anhielten. Es war dieſes vielleicht bloß eine der gewöhnlichſten Unbequemlichkeiten des Alters; er ſchrieb es aber einem kalten Bade zu, das er einſt genommen hatte, und erklärte dieſe innern Spannungen durch eine ſehr ſinnreiche Hypotheſe, vermöge welcher er zu de-

dueiren wußte, die Natur arbeite von innen heraus, um nach und nach das Gleichgewicht der körperlichen Oekonomie wieder herzustellen *). Diese Gedanken, bey ihm zu einer festen Ueberzeugung gediehen, machten, daß er, sobald er seine Beschwerden verspürte, sich ganz ruhig aufs Bette streckte, um die vermeinten wohlthätigen Bemühungen der Natur abzuwarten, selbst schlaflose Nächte nicht achtete; denn das Uebel brachte gewöhnlich Schlaflosigkeit mit sich, und er war nicht zu bewegen Mittel zu nehmen, welche die Schmerzen gelindert und vielleicht endlich die Krankheit ganz gehoben hätten. Er scherzte oft mit seinen Freunden über seine eigene Beharrlichkeit, aber diese gründete sich auf die feste Ueberzeugung, daß die Natur das Uebel durch das Uebel selbst heben werde, welches er ganz gewiß hoffte, um so mehr, weil die Krämpfe von Zeit zu Zeit aufhörten, er sich zu bessern glaubte, sich auch wirklich besser befand, welches bey so dauerhaftem Körper und so gleichmüthigem Geiste nicht zu verwundern war.

Er empfand im Anfange des Jahres 1794 einen unbedeutenden Katarrh, der ihm nicht ungewöhnlich war, wobey er sich leidlich befand und zuweilen bey ziemlich munterer Laune war. In der

*) Man sehe im Briefwechsel seinen Brief an mich Nr. 25. von 17 Dec. 1785, und das hinter demselben abgedruckte in Mösers Nachlaße gefundene Blatt, desgleichen den folgenden Brief Nr. 26.

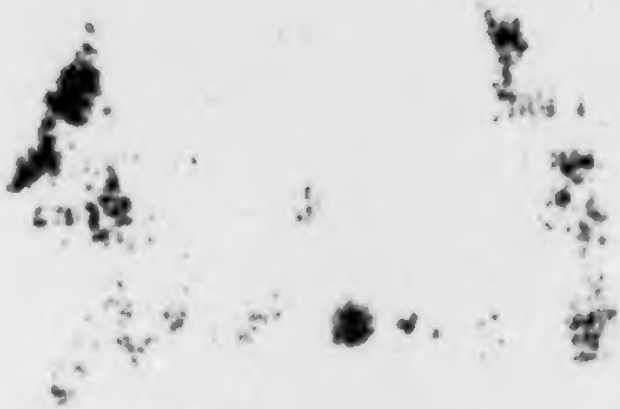
Nacht vom ſiebenten zum achten Jänner empfand er ängſtliche Bewegungen. Er hielt ſie anfänglich nach ſeiner gewöhnlichen Art für eine Wohlthat der Natur, den Körper von innen heraus von dem alten Uebel zu befreyen. Bald aber merkte er ſeinen Irrthum, fühlte daß es Todesſchweiß war, und ſagte, eingedenk ſeines Streits mit ſeinen Freunden über die Richtigkeit ſeiner Hypotheſe, mit gröſſter Gleichmüthigkeit: „Ich habe den Prozeß verloren!“ Er gab ruhig noch einige Aufträge *), ließ ſeiner vortreflichen Tochter, der zweyten Hälfte ſeines Herzens, für alle Beweiſe ihrer Zärtlichkeit danken, und ſagte: Er ſey nun müde und wolle ſchlafen. — So entſchlief er, ruhig, ſo wie er lebte.

Noch mehr über den Mann und den Freund zu ſagen, erlaubt mir meine Empfindung nicht, die mich übernimmt, indem ich ſchreibe.

Seine Beerdigung war äuſſerſt feyerlich, nicht des Pomps wegen, ſondern wegen der herzlichen Theilnehmung, da eine große Anzahl Menſchen aus allen Ständen dazu freywillig und ungebeten kamen, ſogar Bauern vom Lande, um einem allgemein verehrten Manne das letzte Zeichen ihrer Zuneigung zu geben.

*) Man ſehe Hrn. D. Kleukers Nachricht von Möſers Tode in der Berl. Monatsſchrift 1794. May. S. 483.

Es gilt von ihm, was Tacitus vom Agricola ſagt: Finis vitae eius nobis luctuoſus, patriae triſtis, extraneis etiam ignotisque non ſine cura fuit.



I.

Bereits gedruckte Schriften.

München

Der Werth wohlgewogner Neigungen und Leidenſchaften.

Dem Andenken
Herrn Johann Friedrichs von dem Buſche
gewidmet *).

Vorrede.

Gegenwärtige Abhandlung hat vielleicht ihre beſte Zeit ſchon überlebt, ehe ſie einmal im Druck erſcheinet, indem ſchon mehrere Jahre verfloſſen ſind ſeitdem ſie angefangen worden. Den Anlaß dazu gab die vortreffliche Gemahlinn desjenigen, dem ich ſie nunmehr nach ſeinem Tode gewidmet habe. Sie fand ihre gröſte Beruhigung darin, die Gröſe ihres erlittenen Verluſtes beſtändig vor Augen zu haben; und weil mein Herz durch

*) Zum erſtenmal gedruckt „Hannover, 1756, bey Jo„hann Wilhelm Schmid,“ auf 64 Seiten in Groſoktav. Voran ſteht auf 5 Seiten ein franzöſiſches Gedicht von Herrn von Bök auf den genannten Herrn von dem Buſche: Les ombres. A Madame la Douairiere de Buſch, née de Ledebur. Par l'auteur des Epitres diverſes. Möſers Vorrede iſt unterzeichnet: „Osnabrück, den 24. März, 1765.“ — Zum zweitenmal erſchien dieſe Schrift: „Bremen, bey Johann Heinrich Cramer, 1777.“ 116 Seiten klein Octav.

eben diesen Verlust außerordentlich gerühret war, so durfte ich meine eigenen Empfindungen nur einigermaßen ausdrücken, um ihre traurige Absicht zu befördern. Sie, die beste Gemahlinn, die treueste Mutter, die standhafteste Christinn, die eifrigste Freundinn, ist nunmehr auch in ihrem blühenden Alter *) gestorben, und eines Wunsches gewähret worden, welcher sich auf nichts weniger als auf eine ewige selige Vereinigung mit ihrem theuresten Gemahle erstreckte. Ich hatte also bey mir beschlossen, ihrem beiverfertigten Andenken in stiller Betrübniß nur ungesehene Thränen zu widmen, als eine schmeichelhafte Erwartung mich wegen dieses Stillschweigens zur Rechenschaft fordern wollte.

Da ich mich nun hierauf verbunden erachtet, meine angefangene Arbeit zu vollenden, und dem Drucke zu überlassen: so habe ich, um den Nutzen davon etwas allgemeiner zu machen, meine erste Absicht in einigen Stücken verändert, und in einem moralischen Charakter den Werth wohlgewogner Neigungen und Leidenschaften nach ihren verschiedenen Wirkungen, und besonders auch in unsern letzten entscheidenden Stunden gezeigt, wobey ich jedoch das Urbild immer vor Augen gehabt, und mich nur in diejenigen Fälle eingelassen worin dasselbe sich im Leben und Tode befunden.

Diese Aenderung meines ersten Vorsatzes gefiel mir um so viel mehr, weil der Herr von dem Busche in die außerordentliche Güte seines Herzens, und in die edle Stärke seiner Leidenschaften, welche Leben und Güter für eine große schöne That verachtet hätten, ein redliches

*) Frau Henriette Dorothee Johanne von dem Busche, geborne von Ledebur, starb den 1 Oct. 1755, und war geboren den 8 Nov. 1717.

ches aber fast zu starkes Mißtrauen setzte; wie er denn noch in seinen letzten Tagen, als ihm die Abhandlung von der herrschenden Mode großmüthig zu sterben durch ihren würdigen Herrn Verfasser *) überschickt wurde, sehr unzufrieden mit sich selbst war, daß sein angeborner Muth in ihm eine Geduld mit wirkete, welche er bloß dem Glauben zu danken haben wollte. Ich hatte darüber vorher schon eine Unterredung mit ihm gehabt, und darin zu erweisen mich bemühet, daß die natürliche Güte und Ordnung unsrer Leidenschaften in Absicht unsrer zeitlichen Ruhe und Glückseligkeit sehr große Gaben eines weisen Schöpfers wären, welche wir mit einer dankbaren Zufriedenheit erkennen, und nur dabey bedenken müßten, daß die vollkommenste unter allen uns nicht den mindesten Anspruch auf die ewige Glückseligkeit geben könnte, weil diese eine bloße Gnade wäre, welcher wir nicht anders als unter den damit verknüpften Bedingungen theilhaftig werden möchten; der natürliche Mensch könnte zu keiner Gerechtigkeit, welche vor Gott gelte, gelangen; und also wäre sein größtes Verdienst in dieser Vergleichung vollkommen ungültig und untüchtig. Allein er könnte seine zeitliche Ruhe und Zufriedenheit, sein rechtschaffenes Vergnügen auf Erden und auch in der letzten Stunde damit befördern, und sein Gemüth solchergestalt überdem in eine Verfassung bringen, worin es der Gnade Gottes desto ruhiger und seliger genießen könne. — Und auf diese Weise beruhigte er sich um so vielmehr, je stärker diese edle Gemüthsverfassung in ihm durch den Glauben geheiliget wurde.

Ueberhaupt aber habe ich längst eine Gelegenheit gewünscht, unsern Neigungen und Leidenschaften eine

*) Den Generalsuperintendenten Jacobi zu Zelle.

mehrere Aufmerksamkeit zu erwerben, den Werth ihres starken und glücklichen Einflusses in alle Arten von Tugenden zu zeigen, und dadurch ein Vorurtheil zu schwächen welches die Tugend schlechterdings zu einer Frucht unsers Verstandes macht, und solche sogleich einer Falschheit beschuldigt wenn eine Süßigkeit der Empfindung, ein sanfter Hang der Neigung, oder eine starke Leidenschaft sich mit ihr vereiniget. Der Graf von Shaftsbury hat diese Lehre zwar schon in ein schönes System gebracht, und den Anbau unsrer Neigungen zu dem Hauptvorwurf seiner Sittenlehre gemacht; weil es aber manchem, welcher die Tugend bloß für die moralische genommen, zu gefährlich geschienen solche schlechterdings von unsern Neigungen abhangen zu lassen, da doch, in einem allgemeinen Begriff, die Güte eines jeden Dinges auch seine Tugend ist: so habe ich die Güte unsrer Neigungen und Leidenschaften erstlich als eine Tugend in diesem allgemeinen Verstande genommen, und sie hernach zur moralischen erhoben, wenn der Verstand diese Neigung als eine solche gebilligt, welche unsern Pflichten und unsrer Bestimmung gemäß gewesen.

Und auf diese Art ist den guten Neigungen ihr vortrefflicher Werth behalten, und das Feld der menschlichen Tugenden erweitert worden, ohne daß mir der Vorwurf gemacht werden kann, welcher dem Grafen von Shaftsbury gemacht worden. Ich halte es für eine sehr traurige Bemühung, die Falschheit der menschlichen Tugenden gar zu genau aufzusuchen, und Leibnitz hat schon aus diesem Gesichtspunkt die bekannte Französische Abhandlung davon mißbilligt. Denn wenn man so weit gehen und die ganze Kraft der besten Neigungen für nichts rechnen, mithin alles auf eine freye Wahl der Seele ankommen lassen will: so befürchte ich,

wir

wir werden wirklich einen gefährlichen Handel treffen, und das Sichere weggeben, ohne das Beſſere aber Unſichere dagegen wieder zu erhalten. In Abſicht der Wirkung thut es zur Sache wenig, ob wir aus freyer Wahl oder aus freyer Neigung tugendhaft geweſen. Koſtet letzteres unſerm Verſtande nichts: ſo kann auch die Seele durch eine beſtändige gute Wahl zuletzt eine ſolche Gewohnheit oder eine ſolche Fertigkeit in der Tugend erlangen, daß die Ausübung derſelben eben ſo leicht wird, als wenn ſie durch die Neigung gewirkt worden. Neigung und Verſtand ſind beide Gaben eines Schöpfers; ſie können beide verderbt, beide aber auch natürlich richtig und gut ſeyn; ſie können beide durch gute und böſe Erziehung gelenkt, und durch zufällige Umſtände verändert ſeyn. Es iſt ſo ſchwer, wider eine Ueberzeugung, als wider eine herrſchende Neigung zu handeln; unſere Ueberzeugung kann aus falſchen Gründen, unſre Neigung aus unrichtigen Empfindungen entſprungen ſeyn. Der Eigennutz des Verſtandes iſt vor dem Eigennutze des Herzens nicht privilegirt, und wo der Verſtand ſeine Wolluſt aus den erhabenſten Betrachtungen ziehen kann, da hat das Herz ein Recht, ſeine edlen Empfindungen mit Vergnügen zu fühlen. Kann man dem Verſtande die myſtiſche Pflicht auflegen, an Gott ohne den Vortheil eines Vergnügens zu denken; ihn zu lieben, ohne den Gedanken dieſer Liebe ſanfter als einen andern zu denken: ſo wird ſich auch ſchon ein Metaphyſikus finden, welcher das Gefühl des Schönen von ſeiner Wirkung abſtrahiren kann. Iſt aber beides unmöglich, ſo muß der ſyſtematiſche Stolz ſich unter die Erfahrung demüthigen, und wenigſtens der Neigung erlauben, ſich mehr an einer freyen Wahl, als an einem edlen Triebe zu ergötzen.

Ich behaupte also hieraus, daß wir wohl thun, unsre Neigungen und Leidenschaften, so viel immer möglich, zu verbessern; oder, wo sie von der besten Art sind, und sich so wenig verbessern als erweitern lassen, welches auf den Beyfall der Sittenlehre ankömmt, solchen getrost zu folgen, und mit diesem sichern Führer eben den Weg zu wandeln, welchen wir nach einem freyen Entschlusse unsers Geistes gewandelt seyn würden, wenn die Neigung nach einer schlimmern Seite gerichtet gewesen. Was die Pflicht eines Christen weiter erfordere, solches übergehe ich hier der Kürze halber mit Fleiß, weil es in der Abhandlung selbst an einigen Stellen mit angeführet worden.

* * *

Sie haben mir zwar schon oft angelegen, Philokles, daß ich Ihnen das Gemüth desjenigen schildern möchte, welcher in der Erfüllung seiner Pflichten, und besonders der großmüthigen Bemühung Andre glücklich zu machen, ein so außerordentliches Vergnügen fand. Allein der traurige Gedanke, daß ich Ihre Forderung nicht erfüllen konnte, ohne mir zugleich die ganze Größe meines Verlustes auf das lebhafteste wieder vorzustellen, hat auch eben so oft meinen besten Vorsatz unterbrochen. Und vielleicht würde ich ihn niemals vollführt haben, wenn nicht ein neuer Verlust die bisherige Schonung meiner Ruhe auf einmal vereitelt hätte. Der vierte Frühling wird nun bald anfangen mir ungefühlt vorüber zu gehen, und ihm werden viel mehrere folgen, ohne mir die Tage wiederzubringen welche mich jeden Morgen zufriedener erblicken liessen; die Tage, worin mir die Schöpfung ihre Vollkommenheit in jenem würdigen Menschenfreunde erklärte. So lange ist es schon, daß ich Ihn verliere.

Sie

Sie erinnern ſich vielleicht noch, Philokles, der letztern Unterredung welche wir mit ihm hatten. Es war eben einer von ihren Lieblingsabenden, und wir gingen ungehört und ungeſucht unſre Gedanken über die nun ſittſamern Reizungen der Natur zu zerſtreuen; die ſtille Hoheit der Nacht ſchien ſich mit einer vertrautern Verehrung zu befriedigen; die von ihrer Arbeit gleichſam ruhende Natur goß auch in unſre Seelen ſanftere Empfindungen, und wir redeten von dem Vergnügen einer ſolchen Ruhe nach wohlvollbrachten Tagen: als er uns unvermerkt auf die Glückſeligkeit lenkte, welche derjenige empfinden müßte, der ſich an einem ſolchen Abende erinnern könnte, daß wenigſtens ein Unglückſeliger durch ſeine Fürſorge unbekümmerter ſchliefe, und morgen mit dem Danke für ſeine Wohlthat zufriedener erwachte. Wie ſtark war nicht ſeine Rede! Mir deucht, ich höre es noch wie er zu uns ſagte: Dieſe Erinnerungen laſſen mir manchen Abend in ſanften Entzückungen verfließen, und manche freudige Thräne danket dem Schöpfer der Freude für die Mittel wodurch ich die Sorgen eines Elenden vermindre; ich ſuche oft die der Betrachtung ſo günſtige Stille des Abends, um für mich allein neue Entwürfe zum Beſten dieſes oder jenes Unglücklichen zu machen; ich überlege, wie ich ſeinen Wünſchen zuvorkommen, ſeiner Empfindlichkeit ſchonen, und ſeine bedrängten Umſtände ſo unvermerkt verändern wolle, damit ſeine Tage in geſegneter und freudiger Arbeit, ſeine Nächte ohne ängſtliche Rechnungen, und ſeine Abende eben ſo ruhig, als jetzo der unſrige iſt, dahin gehen mögen. Dann ſtelle ich mir die Zufriedenheit dieſes Mannes vor, ich male mir ſein dankbegieriges Herz, ſein Vergnügen über den Schöpfer, die Empfindungen womit er mich bewillkommen würde, wenn er ſeinen Wohlthäter kennete: und alle dieſe reizenden

Gegenstände setzen mich in eine Bewegung, welche, meines Ermessens, den höchsten Grad der zeitlichen Wollust ausmachen muß. . . . So freundschaftlich das Vertrauen war, worin sein Herz sich solchergestalt auflöfete: so wenig dachten wir damals, daß das Gebet so vieler getrösteten Witwen und so vieler erfreueten Armen den Vater der Menschen nicht bewegen sollte, ihnen diesen Segen zu lassen. Wer hätte es doch wohl denken sollen, o Philokles, daß der Himmel uns Uebrige so sehr, so sehr erniedrigen, und durch seinen frühen Abgang den Werth so vieler Geschöpfe verringern würde? Werden den Frommen ihre Tage verkürzt, um sie vor einem künftigen Rückfall zu bewahren; werden sie den Bösen verlängert, um ihnen Zeit zur Besserung zu geben: wo bleibt denn die zeitliche Verheißung der erstern? und wie mögen wir uns in der letzten Stunde beruhigen, wenn der Rathschluß des Allmächtigen uns arme Sterbliche auch nach den möglichen Handlungen eines fernern Lebens richtet?

Verzeihen Sie mir, Philokles, wenn ich unterweilen meine Empfindungen zu Worten kommen lasse; selbst die Zweifel, die unser Herz in solchen Fällen brechen, geben eine Erleichterung. Ich will mit meinem Schmerze oft reden; vielleicht gelingt es mir, mir ihm vertrauter zu werden.

Wie oft habe ich mich mit Ihm in eben diesen reizenden Betrachtungen unterhalten, wozu uns damals die aufmerksame Stille der Nacht so feyerlich bereitete! Das Vergnügen, welches die Tugend ihren Verehrern zubringt; die sanfte Beruhigung, welche wir aus der Erfüllung unsrer Pflichten ziehen; die göttliche Freude Gutes zu thun, und immer Mehrere glücklich zu machen; die Entzückung eines Fürsten bey dem Anblick segnender

Völ-

Völker, in deren Augen jetzt eine Schöpfung neuer Freuden vorgehet, gaben ihm noch das letztemal zu so manchen erhabenen Gedanken Anlaß, daß wir unsre Rührungen mit dem Zweifel unterbrechen mußten: Ob man sich diesem Vergnügen, wenn man es gleich mit Recht genösse, auch wohl zu sehr überlassen könnte?

Zu sehr? fragte ich. Ja, wo das Vergnügen Gutes zu thun, bloß zu einer Angelegenheit unsrer Eigenliebe gemacht wird; wo das Wohlthun nur eine edlere Art des Verschwendens, und die Dankbarkeit bloß eine Befriedigung unsers Stolzes ist; wo der Fürst von seiner unzugänglichen Höhe auf den niedern Theil der Menschen, als auf veredelte Insekten, herabschauet, und ihnen bloß in der Absicht Gutes thut, um ihnen unter seinem Thronhimmel eine irdische Gottheit zu scheinen: da braucht man freylich nicht lange zu fragen, ob man sich einer solchen Wollust auch wohl zu sehr überlassen könne. Allein, wo die Gerechtigkeit gegen sich und Andre die Ueberwallung unsers gutthätigen Herzens in starken Strömen fortführet; wo die Wohlthat von aller Erniedrigung desjenigen der sie empfängt, befreyet ist; wo der Undank uns mehr bekümmert als verdrießet, und niemals abschreckt; wo die süße Menschenliebe, und die mit ihr befreundeten Neigungen, der bescheidenen Güttigkeit eines edlen Bodens gleichen, welcher seinen prächtigen Blumen die Bewunderung der Zuschauer erwirbt, sich selbst aber nur die huldreiche Sorge vorbehält ihre Wurzeln zu tränken und zu ernähren: da wird die billige Zufriedenheit mit sich selbst, diese Frucht der Weisheit, diese unberühmte und sichere Vergeltung der Tugend, je süßer und größer sie wird, allemal nur die Beweggründe vermehren, welche uns die große und vortreffliche Pflicht auflegen uns immer vollkommner zu machen.

Aber,

Aber, versetzte er, diese mit der Tugend befreundeten Neigungen; diese glänzenden Körper, welche so leicht die Farbe der Tugend annehmen, und uns durch ihren Wiederschein verführen; wie oft erschleichen sie sich nicht unsern Beyfall? wie oft bekleidet nicht die natürliche Güte unsrer Leidenschaften die Stelle der Tugend? Unser Herz hat seine eigne Sittenlehre, und der Verstand wird von ihm, als von einem Lieblingssystem, übereilet; wir erklären Alles daraus, und glauben oft mit dem erhabenen Schwunge der Tugend uns schon dem Throne der Gottheit zu nähern, wenn uns etwa die Schnellkraft einer glücklichen Leidenschaft über die Sphäre solcher Menschen erhebt, welche von der Natur minder gütige Neigungen, als wir, empfangen und mit aller Mühe lange nicht die Höhe erstiegen haben, welche wir ohne große Kosten erreichen. Wie oft sehen wir die Wirkungen eines natürlichen Mitleidens für Handlungen der Menschenliebe an? Wie oft borgt die Verschwendung den Titel der Großmuth, die Bequemlichkeit den Namen der Mäßigung, und der Haß den Schein der Gerechtigkeit? Wie geneigt sind wir nicht, dem edlen und demüthigen Anstand des schuldigen Unglückseligen seine Schuld zu vergeben? Wie billig sind wir nicht gegen die Ausschweifungen glücklicher Leidenschaften? Wie schwer wird es uns, gegen die rührenden Thränen einer strafbaren Schöne die Schärfe der Gesetze zu gebrauchen? Und wer kann sagen, daß er allemal der Tugend, wenn sie nicht zu ihrem Vortheil gebildet gewesen, die schuldige Gerechtigkeit wiederfahren lassen? Wenn aber so mancherley unvermerkte Ursachen sich in unsre schönsten Thaten einflechten, wenn die Güte unsrer Triebe, die Süßigkeit wohlthätiger Empfindungen, die Begierde zu gefallen, mehrern Eindruck auf wohlgerathene Seelen haben können, als die Vorstellung der Tugend

gend selbst, wenn wir rechtschaffen handeln können aus Ehrgeiz und Vergnügen, wenn wir wohlthun können aus Weichlichkeit, wenn wir aus einer natürlichen Neigung zur Ruhe die mühsamen Laster fliehen, und in einem sanften melancholischen Augenblick unsern Pflichten getreuer sind, als wenn die Freude unser Geblut in flüchtige Wallungen setzt: haben wir dann nicht Ursache in unsere Tugenden ein Mißtrauen zu setzen, und die Wollust nicht gar zu groß werden zu lassen, welche aus der Betrachtung unsrer tugendhaften und gutthätigen Handlungen entsteht? Sind nicht also die Quellen unsrer edelsten Thaten in ihren ersten Adern verfälscht, und können wir wohl jemals versichert seyn, daß wir hier das wilde Wasser von der gesunden Quelle geschieden haben?

Hier, o Philokles! hätte ich mir die Deutlichkeit und Stärke Ihres Vortrages wünschen mögen, damit ich diesen feinen Wölkungen *), diesen unmerklichen Verwandtschaften der Thorheit und Weisheit, einen Körper, eine Größe, eine Deutlichkeit ertheilen können, worin sie sich dem Verstande in einer wohlgeordneten Reihe dargestellt hätten. Welch eine unendliche Mannichfaltigkeit der Schatten fand sich in diesem Gemälde! Aus jedem Stande ein neuer Gesichtspunkt; so manches Auge, so manche Veränderung; so manches Urtheil, so mancher Unterschied.

Jedoch, sollten die glücklichen Leidenschaften, dieses zärtliche Gefühl, diese natürliche Güte des Herzens, diese süße Thräne, welche mir Ihre Freundschaft ablocket,

*) Möser gebraucht auch in andern seiner frühern Schriften dieses Wort statt des Französischen und itzt auch im Deutschen allgemein aufgenommenen Wortes Nüancen.

locket, sollten diese die Tugend verfälschen können? Nein, Philokles. Kann die Religion sie heiligen, warum sollte nicht auch die Tugend sie veredlen können? Der wohlthätige Schöpfer pflanzte mit seinen göttlichen Händen Triebe in unser Herz, sanfte, edle Triebe, Triebe der Erkenntlichkeit gegen seine unendliche Güte. Ehe die Tugend unsre Schritte lenkte, und die Vernunft unsern Pfad bereitete, waren sie da. Wir fühlten Mitleid, ehe die Religion uns lehrte barmherzig zu seyn; und die nothwendigen Neizungen der Schönheit erhielten den Beyfall unsrer Empfindungen, ehe der Verstand ihren Werth untersuchte. Die Neigung knüpfte das erste Band der Freundschaft; göttlicher Augenblick! Und wie die Tugend kam solches noch mehr zu befestigen, waren die sanftesten Entzückungen schon vorüber. Die Liebe ist eine Tugend; wer sie aber von allen demjenigen entblößen wollte, was sie von der Güte unsrer Neigungen, von der Harmonie der Empfindungen, von einem zärtlichen Kummer, von einsamen und unzerstreuten Entzückungen, und andern durch menschliche Ausdrücke noch nie geschwächten Begeisterungen erhält; wer ihr die Neizungen der Schönheit, die Schmeicheley der Siege, die sinnliche Erkenntlichkeit, und das Gefühl keuscher Wollust entziehen wollte: der würde zwar die Liebe, wie sie als eine Tugend von den Weltweisen beschrieben wird, behalten, aber hoffentlich nicht so grausam seyn um sie unter Menschen zu suchen.

Ich mußte hier anhalten, weil ich aus einer freundschaftlichen Bewegung einen Einwurf zuvorsah, welcher mit einiger Mühe zurückgehalten wurde. Ich räume dieses alles ein, fing er an: allein, die natürliche Schönheit der Seele gleicht der Schönheit des Körpers. Gleichwie wir aber wenig Ursache haben auf einen so wohl-

wohlfeil erhaltenen Vorzug ſtolz zu ſeyn, und mit gar zu vielem Vergnügen daran zu denken: ſo können wir auch die erſtern gar nicht zur Tugend rechnen, und unſrer bebenden Eigenliebe damit ſchmeicheln. Die wahre Tugend muß aus einem freyen Entſchluſſe des Geiſtes das Gute welches ſie für ihre Pflicht erkennet, wählen; ſie muß weiter als die Empfindungen gehen, und das Feld ihrer Vollkommenheiten durch Ueberlegung erweitern. Das Gefühl wird oft gerührt, wo die Tugend ſtrenge ſeyn muß. Standhaftigkeit und Muth wohnen ſelten bey der Zärtlichkeit: und dieſe mildert wiederum nicht allemal die Härte der erſtern. Die Ueberlegung muß alſo bey der Wahl den Vorſitz haben. Und wenn wir alsdann ſtrenge oder gelinde ſind, wie es die Wahrheit, die Gerechtigkeit und unſre Pflicht erfordert: ſo verdienet die Strenge oder Gelindigkeit erſt den großen Namen einer Tugend. Eine glückliche Leidenſchaft übertreibt gemeiniglich diejenige Tugend welche ihr Liebling iſt. Sie gleicht der Fluth, die ein Schiff nicht in den Hafen, ſondern über die Ufer aufs Land ſetzt. Selten wird ſie das Verhältniß zwiſchen allen Tugenden gleich unterhalten; und doch entſteht aus dieſem Verhältniß die wahre Gröſſe des Tugendhaften. So iſt oft das Vergnügen Gutes zu thun weit vor der Gerechtigkeit voraus, welche wir uns und Andern ſchuldig ſind. So iſt oft die Großmuth zu ſtolz, Wohlthaten anzunehmen welche gleichwohl ihre Selbſterhaltung insgeheim erfordert. Der ſanfte Reiz, unſre Feinde verſöhnen zu wollen, bricht oft in tyranniſche Wohlthaten aus, wenn dieſer ihr Edelmuth zu ſeiner Beruhigung von uns keine erniedrigende Gröſſe, ſondern eine ſchmeichelnde Schwäche erfordert hätte. Wie oft würde ein Feind ſein Leben als eine Wohlthat annehmen, wenn es ihm unvermerkt gelaſſen und nicht mit gar zu ſichtbarer Gü-

tigkeit

tigkeit geschenkt würde? Man sehe die mehrsten großen Leute an welche jemal in der Welt gewesen. Jeder von ihnen hat sich in eine gewisse Tugend verliebt, welcher alle andre zum Opfer werden müssen. Einer hat sich die Tapferkeit, ein Andrer die Großmuth, ein Andrer die Barmherzigkeit, Dieser die Armuth, Jener die Keuschheit zum Günstling erwählt, ihm sein ganzes Vertrauen geweihet, und solchergestalt die allgemeinen Bande der Tugenden zerrissen. Was waren aber diese Tugenden? Werke der Neigungen. Bey starken und glücklichen Leidenschaften hat also die Vernunft am mehrsten zu arbeiten, damit die mit der Neigung vertraute Tugend die andern nicht zurücklasse, und zwey Freunde allein vorausgehen, ohne sich nach der Gesellschaft umzusehen. So bricht ein vorsichtiger Gärtner oft die Blüten einem jungen Baume ab, welcher der Liebling seiner Erwartung ist, damit er sich auch im Fruchtbringen nicht erschöpfen, und darüber einige gute Zweige saftlos lassen möge. Dieses alles aber erfordert Einsicht, Entschluß und Ueberwindung: diese aber sind Früchte des Verstandes, und keiner natürlichen Neigungen. Wir müssen also das Vergnügen mäßigen, welches nicht sowohl aus unsrer wahren Rechtschaffenheit, als vielmehr aus einigen zufälligen Tugenden unsers Geblüts, daß ich sie so nennen mag, entspringet.

Wie aber? war meine Antwort: wenn die Seele so schön gebildet, und von der Hand ihres Schöpfers so vollkommen gerathen ist, daß sie der kleinen Verbesserungen unsers Verstandes nicht bedarf? Wie, wenn unser Verstand selbst von Natur so richtig ist, daß er die Leidenschaften vom Anfang an gemäßigt und zum Guten gewöhnt hat? Wie, wenn es eben unser glücklicher Ehrgeiz ist, dem Rath der Vernunft und unsern

Pflich-

Pflichten zu folgen? Wenn unsre wohlgeordneten und eilfertigen Neigungen den Aussichten des Verstandes zuvor kommen, wenn es unsre einzige Wollust ist tugendhaft zu seyn? Wenn der Geist nur bloß erfinden darf was unsre Pflicht sey, um unsre fertigen Triebe in eine dahin aufs stärkste abeilende Bewegung zu setzen? Sollte der glückliche Besitzer einer solchen Seele nicht tugendhaft seyn, ob er schon nicht nöthig hat sein Herz erst durch Gründe und Ueberwindung zum Gehorsam zu bringen? Sollte die Schönheit des Körpers um deswillen, weil sie nicht unser, sondern des Schöpfers Werk ist, uns minder angenehm seyn? Sollte die Schönheit der Seele mit wenigerm Entzücken empfunden werden, weil sie von Natur eine so vortreffliche Richtung und Stärke erhalten, daß es unserm Verstande und dem allerbesten Entschlusse unmöglich ist, das geringste daran zu verbessern?

Die Ueberwindung, wovon uns so viel gesagt wird, ist auch gar nicht nothwendig, den Werth unsrer Tugenden zu erhöhen. Zwar lehrt uns unser Stolz, daß ein Held welcher die halbe Welt besieget, unsers Weihrauchs würdiger sey, als ein andrer, welchem, zum Beweise seiner Größe, die schreckliche Gelegenheit gefehlt den ganzen Erdball zu verwüsten; und wir sind mit unsrer Verehrung gegen erstern um so viel verschwenderischer, weil wir uns heimlich schmeicheln, für einen jeden kleinen falschen Triumph über unsre Neigungen, wobey doch gemeiniglich eine vornehmere Thorheit die geringere nur zur Schau stellet, wenigstens von dem Pöbel unsrer eignen Gedanken als Helden gepriesen zu werden. Allein die Kosten der Ueberwindung, überhaupt betrachtet, geben nur ein zufälliges Maaß ab zur Berechnung der Tugend. Ein Strom, welcher in dem Ab-

grund versunkener Thäler seine stürzende Last fortwälzet, jetzt mit königlichen Kosten in seinem Laufe gehemmt, über Berge geführt, von neuem ins Thal gestürzt, und durch die Nebenbuhlerinn der Natur gezwungen wird sich in den Wolken zu ergießen, bringt freylich der Hand, welche der Natur diese Gesetze vorschrieb, unendliche Ehre. Sollte aber die reiche Quelle, welche aus dem Gipfel des Berges rauschet, und sich sogleich von selbst ins Thal stürzt, woraus ihre Fluth mit wenigern Kosten wieder in die Höhe gebracht wird, um deswillen weil sie weniger Kosten verursacht, den Werth ihrer prächtigen Wirkungen vermindern? Zwar bleibt zwischen den Meistern, welche hier ihre Größe zeigen, ein wichtiger Unterschied. Allein dieses kann den Werth der Sache an und für sich nicht verändern; oder man müßte auch einen Dichter welcher in vierzig Jahren eine Ilias verfertigt, einem andern vorziehen welchem sie mit weniger Mühe in vierzig Tagen gelungen.

Kömmt es bloß auf die Ueberwindung an: so muß die Beleidigung des besten Freundes, wenn sie mit der mühseligsten Erstickung unsers zärtlichsten Gefühls, und nach einem blutigen innerlichen Kriege geschieht, eben so edel seyn als die Großmuth des Scipio, welcher die Macht der kühnsten Reizungen, die Pracht eines stolzen und neuen Ebenmaßes jener gefangenen Spanierinn kräftig fühlte, und jung und Sieger war, dennoch aber ohne Mühe sich eine Freude daraus machte sie ihrem geliebten Allucius zurückzugeben.

Die Ueberwindung ist ein Sieg unsers Verstandes; der Verstand ist ein Vorzug, womit sich ein Jeder gern schmeichelt. Sollte also wohl die Ueberwindung nicht um deswillen so sehr gerühmt werden, weil sie alles dasjenige auf die Rechnung des Verstandes bringt was

wir

wir unsern guten Neigungen abzwacken? Hat nicht vielleicht Sokrates sein eignes Herz um deswillen so böse beschrieben, damit er dessen Besserung zu einem selbsterworbnen Verdienste machen, und seinem Verstande mehr als seinem Schöpfer danken möchte? Wie schlecht hätte die Religion der Christen für uns gesorgt, da sie unsre Bekehrung einer fremden Gnade zugeschrieben, wenn die Größe der Tugend nothwendig ein Werk unsrer eignen Vernunft seyn müßte?

Der kühnste Gedanke, welchen jemals ein Sterblicher denken konnte, war dieser: daß er Gott gefallen wollte. Der große Begriff, welchen wir uns von einer Verehrung gegen ihn machen können, ist dieser: daß alle unsre Kräfte verleugnen, und auch diese vollkommene Selbstverleugnung als eine bloße Wohlthat unsers Schöpfers verehren. Sollte es aber seiner allmächtigen Güte unmöglich seyn, das Herz eines Sterblichen so fühlbar, so erkenntlich, so vollkommen zu bilden, daß er seine einzige Wollust in der Vermehrung seiner Dankbarkeit setzte, und durch die vollkommenste Selbstverleugnung seinen wahren Ehrgeiz befriedigte? Sollte ein solcher Auserwählter um deswillen, daß ihm seine Größe weder Ueberwindung noch Mühe kostete, minder tugendhaft seyn als ein Andrer, der durch einen großen Hang zu Lastern in den Stand gesetzet worden ein Märtyrer seiner Leidenschaften zu werden?

Hier, o Philokles! merkte ich aus seinem Lächeln, daß er glaubte ich hätte die Sache zu weit getrieben, und aus meiner Einbildung Menschen erschaffen die wohl niemals zum Vorschein kommen würden. Ich ließ ihm auch gern hierin stillschweigend Gerechtigkeit wiederfahren, weil er an seinem eignen Herzen am besten sehen konnte, wie weit der Schöpfer einen Menschen mit so

vollkommenen natürlichen Neigungen begaben wollen. Allein, der Schluß blieb doch immer richtig, daß wir nicht nöthig hätten sogleich in unsre Tugenden einen Verdacht zu setzen, wenn solche gleich aus unsern natürlichvollkommenen Neigungen ihren Ursprung genommen, und durch dieselben ohne Kosten und Mühe zu einer solchen Höhe getrieben worden, daß es dem menschlichen Verstande, außer der Religion, nicht möglich gewesen größere Vollkommenheiten zu erreichen.

Wir vereinigten uns jedoch zuletzt dahin, daß die Ueberwindung einigen Werth behalten, und der Weise, welcher seine bösen Neigungen glücklich besiegte, befugt bleiben sollte, sich der süßen Ruhe zu überlassen, welche den müden Sieger in der stillen Wohnung seiner Betrachtungen bewillkommt. Dagegen aber sollte auch der zärtliche Freund, der großmüthige Wohlthäter, der standhafte Patriot berechtigt seyn, sich von den Reizungen seiner eignen Rechtschaffenheit rühren zu lassen, wenn dieselbe gleich kein selbsterworbnes kostbares Verdienst, sondern ein bloßer Adel des Geblüts zu nennen seyn möchte. Wir glaubten auch nicht, daß die Empfindung einer solchen Wollust, welche eigentlich den höchsten Grad der sinnlichen Erkenntlichkeit gegen den allgemeinen Wohlthäter bestimmte, diesem mißfallen könnte, da alle seine Gesetze lediglich zu unserm Vergnügen abzielten, und derselbe sich so bewundernswürdig gnädig gegen uns erwiese, daß er uns durch unendliche Aussichten einer ewigen Wollust — wozu? zu der angenehmen Pflicht verbunden, uns vollkommner, glücklicher und, nach einer nothwendigen Folge, auch vergnügter zu machen; da wir keine natürlichgute Handlung verrichten könnten, ohne nicht in ihr selbst und ihren Folgen neue Erweiterungen unsers Vergnügens zu finden;

finden; und wenn wir gleich diese Belohnung bey den sittlichguten Handlungen bisweilen vermißten (indem einer, der mit Wahl lasterhaft ist, hierin glücklicher seyn kann), dennoch auser einer stillen innerlichen Beruhigung und dem angenehmen Gefühl des Sittlichschönen, eine ewige und überschwängliche Schadloshaltung vor uns behalten.

In solchen Unterredungen haben wir manche ruhige Stunde zugebracht, und ich erinnere mich derselben noch immer mit dem gröſten Vergnügen, obschon diese Erinnerungen mich manche Thränen kosten. Denn seitdem mein Schmerz zu einer gelassenen Betrübniß gereift; seitdem der gröſte Verlust, welchen ich nachgehends erlitten, meine traurige Erwartung nicht mehr befremdet: kann ich sie Ihnen, Philokles, mit einer Empfindung erzählen, welche den bewölkten Sommertagen gleicht, die eben durch ihre Dunkelheit gefallen. Ich fand es auch zu meiner Absicht nöthig, weil ich den Werth guter und wohlgewogner Neigungen und Leidenschaften zuvor einigermaßen überhaupt bestimmen und einige scheinbare Einwürfe heben muste, ehe ich Ihnen sagen durfte, daß die edle Seele, deren natürliche Schönheit ich Ihnen entwerfen wollte, hierin vor vielen andern besonders glücklich gewesen.

Die mehrsten Menschen sind so stolz, daß sie dieses edelste Geschenk der Natur für keine sonderliche Wohlthat erkennen, und auf den Ruhm eines guten Herzens gar nicht eifersüchtig sind, wenn sie nur den Preis des Verstandes davon tragen können. Sie bewundern einen bekehrten Böſewicht, und lassen den stillen Rechtschaffenen unbemerkt vorüber gehen, welcher die Macht seines Schöpfers oft mehr, als jener, verherrlichet. Allein was ist der beste Verstand gegen das beste Herz? Und wie

leicht ist der Grad der Versuchung auszurechnen welcher den Klügsten verführt, wenn die Leidenschaften sich auf die Seite der Versuchung lenken! Ich zittre, und schweige bey einer so entsetzlichen Betrachtung.

Ein gutes Herz ist unstreitig ein Meisterstück, worin die Allmacht ihr segnendes Antlitz abgedruckt. Dieses, o Unsichtbares! hatte Ihm die erstgeborne Tochter der Allmacht, die Natur, aus ihrem eignen Busen gegeben, und die ersten Eindrücke der freudigen Erkenntlichkeit darin gelassen, womit die ganze Schöpfung ihren Urheber gleichsam bewillkommt hatte, als sie ihr Daseyn von seiner Liebe empfangen. Dieses Herz empfand seinen Werth mit einer angenehmen Ueberzeugung, und bebte von Empfindungen der Dankbarkeit, ehe der Verstand den Gedanken zeugte, daß die Erkenntlichkeit gegen Andre als sich selbst durch ihre Größe beschwerlich werden könnte. Eine tiefe Mischung von allgemeiner Wohlgewogenheit, von Zärtlichkeit und Mitleid schwächten es zu allen sanften Empfindungen, welche aber durch starke und dauerhafte Leidenschaften wiederum gestärkt und eingeschränkt wurden. Eine natürliche Großmuth floß mit dem Geblüt durch die weiten Adern, und Standhaftigkeit und Muth erhoben sich in den starken und reizbaren Nerven. Dieses war die erste vortreifliche Anlage der Natur. Eine lange gute Gewohnheit, die zufällige Frucht der Erziehung, hatte manches hinzugethan oder befestigt, ohne daß man sich dessen mehr erinnern konnte. Alle Gegenstände gewannen bey einer solchen glücklichen Verfassung, indem sie sich immer nur von ihrer besten Seite in seinem Herzen abbildeten. Daraus war durch die Uebung eine Billigkeit der Empfindung entstanden, welche bey der größten Lebhaftigkeit die Eindrücke von Glück und Unglück gelassener annahm. Und gleichwie

das

das Schöne und Regelmäßige in seiner übereinstimmenden Lage eine gewisse Freude zeigt, indem alle Theile mit möglichster Bequemlichkeit einander zu tragen, und mit freundschaftlichen Kräften ihren Endzweck zu befördern scheinen: also belohnten auch hier die wohlgeordneten Neigungen, welche mit der glücklichsten Eintracht, und ohne sich einander zu zerstören, ihrer Richtung folgten, ihren Besitzer mit einer Freude welche sich durch ein reflektirtes Gefühl verdoppelte. Diese Freude breitete ihre sanften Reizungen über alle seine Pflichten aus; und so wie das Vergnügen allen Bewegungen des Körpers eine allgemeine Gefälligkeit mittheilt: so erhielten auch seine Tugenden einen ungezwungenen und einnehmenden Anstand von der angebornen Leichtigkeit, womit sie ausgeübet wurden.

Gute Neigungen sind aber nicht zulänglich, einen Menschen in seiner Art groß zu machen, wenn sie nicht durch den Schwung der Leidenschaften immer mehr und mehr erhoben werden. Die Leidenschaften sind nützliche Stürme, welche in die Neigungen, wie in gespannte Segel, blasen, und solche schneller, als die Wünsche der Thoren, in ihrer Richtung fortjagen. Diese ruhen niemals und leiden keine schlummernde Seelen. Diese, und nicht das Laster, machen einen Staat blühend. Sie glänzen in der Pracht des Weisen, verschwenden oder geizen im Thoren, siegen im Helden, rasen im Tyrannen, zittern im Weichling, dauren im Unglück, und befördern die Tugend im allgemeinen Verstande, nach welchem auch die Grausamkeit eine nothwendige Tugend der Tyrannen ist. Gleichgültig in sich selbst, ist ihre Macht dem Tugendhaften nützlich, dem Thoren schädlich, und dem Bösen ein geflügeltes Mittel zum Ziel des Verderbens. Ihr Gebrauch allein macht sie gut oder böse.

Der Ehrgeiz, dieser unermüdete Vertheidiger der Tugend, war vorzüglich diejenige Leidenschaft, welche hier die wohlgewognen Neigungen wirksam und stark machte. Dieser allein würde Ihn angefeuert haben rechtschaffen zu seyn, wenn die Tugend auch nur ein leerer Name gewesen wäre, worunter Sterbliche eine unbekannte Gottheit verehren. Denn das Schöne und Regelmäßige in einer Handlung behält immer seine Reizungen; die Uebung der Großmuth wird allemal ein Herz vergnügen, das hierin bloß seinen natürlichen Trieben folgt.

Ich darf hier nicht befürchten, Philokles, daß Sie die Vortheile der Ruhe und Zufriedenheit, welche sich bey guten Neigungen und schwachen Leidenschaften allein einzufinden scheinen, zu sehr rühmen werden. Ich könnte Ihnen sonst mit eben dem Enthusiasmus antworten, womit Sie einmal das Gegentheil verfochten. Zufriedenheit? sagten Sie: stolzer Verzicht auf mehrere Vollkommenheiten? Für endliche Menschen? die für sich und ihre Freunde so gerechte Wünsche zu thun haben? Sollte diese des Wunsches eines Weisen werth seyn? Unvollkommen, und zufrieden seyn! Die prächtigste Aussicht unendlicher Glückseligkeiten vor sich zu haben, sich dem Himmel nähern zu können; und doch bey dem Ziele der Bequemlichkeit auf der so sehr betretenen Mittelstraße unbekümmert zu schlafen? welche gefährliche, welche unanständige Ruhe! Auch keinen Wunsch für einen Unglückseligen übrig zu haben? ruhig bey dem Schmerze seiner Freunde? bey dem Uebermuthe kleiner Tyrannen zufrieden? gelassen bey dem Wahnwitz königlicher Thoren? welche abscheuliche Zufriedenheit! Die natürliche Religion bauet auf der Unendlichkeit unsers Verlangens die Unsterblichkeit unsrer Seelen; der Naturforscher, wenn er alle bekannte Gegenden erforscht

hat,

hat, steigt auf drohenden Abhängen zu unersteigbaren Felsen, reiset in unwohnbare Wüsten, um neue Eroberungen von Ungeheuren zu suchen, oder steigt in die Tiefe der Erde, um, wo möglich, in der Werkstatt der Natur auch die Muster ihrer künftigen Arbeiten zu erforschen; der Eifrer des Herrn schifft durch unbesegelte Meere, um neue Länder, und in diesen Seelen zu entdecken, welche er glücklich machen könne. Wenn also die Weisesten unter den Menschen ihre Glückseligkeit mit einer beständigen Begierde nach einer grössern geniessen; wenn der Grossmüthige, welcher eine Welt beglücket, noch mehrere zu beglücken wünschet: wie können wir uns dann so sehr bey einer Zufriedenheit gefallen, welche sich gegen ihre gegenwärtige Ruhe um alle Ansprüche auf mehrere Vollkommenheiten vergleichet? Die wahre Zufriedenheit besteht also in starken regelmässigen Bewegungen, in unaufhörlichen Bestrebungen nach grössern und möglichen Glückseligkeiten; unsre Triebe, unsre Einsichten, unsre Ueberzeugungen, unsre Unvollkommenheiten beweisen diese Wahrheit. Niemand kann zufrieden seyn, als dessen wohlgeordnete Neigungen entweder von selbst dahin abeilen, oder durch die Vernunft dahin gelenkt werden.

Auf solche Weise, Philokles, behaupteten Sie den Vorzug einer glücklichen Zufriedenheit; und da ich Ihnen hierin Beyfall gebe: so werden Sie auch den Leidenschaften die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie unsre natürlichguten Neigungen in einer beständigen Arbeit unterhalten, und sie über das Ziel der Mittelstraße, welche ohnedas kein Messkünstler mit seinem Stabe bezeichnen kann, zur möglichsten Vollkommenheit treiben.

Ich könnte zwar auch die frohen Aussichten eines solchen Unzufriednen, die er nur mit den Augen genießt, und seine Ansprüche auf so viele Vollkommenheiten, die er niemals ausführen kann, wider Sie anwenden, und daraus die wahrscheinliche Nothwendigkeit folgern, daß der Mensch sich endlich mit dem Gegenwärtigen befriedigen müsse. Denn lassen Sie immerhin den Himmel vor einem solchen Unzufriednen sich erweitern; lassen Sie dasjenige, was eben der Gipfel seiner Vollkommenheit zu seyn schien, jetzt zu der allerkleinsten Stufe derselben werden; lassen Sie das unermeßliche Gefilde unendlicher Glückseligkeiten seinen Hoffnungen blühen, und sich seinen segnenden Bemühungen vergrößern; bewegen Sie tausend Elende, welchen er die Wangen getrocknet, mit ihrem Danke andre tausend herbey zu rufen, damit er, gleich der weisen Vorsicht, Diesem einen Trost, Jenem einen Rath, und Allen eine leutselige Willfährigkeit erzeigen möge; geben Sie ihm aber nicht die Kräfte, diese göttliche Sphäre zu erfüllen: so werden Sie gewiß ihren Unzufriednen höchst unglücklich machen. Allein weil dieser Einwurf die höhern Kräfte der Seele und das Urtheil des Verstandes betrifft: so muß ich ihn hier nothwendig verhelen, und die Folge nur zulassen, daß die unendliche Aussicht mehrerer Vollkommenheiten, und der unermüdete Eifer unsrer Neigungen solche zu erreichen, an und für sich die Menschen nothwendig glücklicher machen müsse, folglich unsre wahre Ruhe nichts dabey leide.

Lassen Sie mich also jetzt nur weiter gehen, und die Wirkungen der guten Neigungen, wie sie von starken Leidenschaften, und besonders von einem sanften Ehrgeize bey Ihm ausgearbeitet und getrieben wurden, in Seinen Tugenden betrachten.

Die Gottesfurcht iſt die erſte. Sein Herz floß von dankbaren Empfindungen gegen das gütigſte Weſen über, und ohne ein Chriſt zu ſeyn, würde ſeine Seele ſich beſtändig in Ehrfurcht und Erkenntlichkeit vor ihm erniedrigt und ausgebreitet haben. Die Begierde einem ſo großen Herrn zu gefallen, war ſein ganzer Ehrgeiz, und ſein zärtliches Gefühl von dem Großen und Schönen in den Werken der Schöpfung eine vollkommenſinnliche Religion. Ich glaube dieſen Ausdruck nicht zu mißbrauchen. Denn die bildende Gottheit ſchwebt gleichſam nah über ihren Werken; unſer Herz überraſchet ſie in ihrer Arbeit; ihre ſchönen Einrichtungen ſcheinen unſern Augen ihre heimliche Anweſenheit zu verrathen, und in jeder wachſenden Pflanze zeigt ſich ihre wirkſame Gegenwart: wenigſtens empfinden wir ſie, ohne uns durch förmliche Schlüſſe davon zu überzeugen. Und da ſo mannichfaltige Schönheiten, und die in ihrer Einrichtung unſern Sinnen erſcheinende Hand des Meiſters, nothwendig unſern Empfindungen ein Wohlgefallen erregen; das Wohlgefallen aber an ſich, wenn es durch die Leidenſchaften freudiger gemacht wird, in Erkenntlichkeit, Liebe und Verehrung ausbrechen muß: ſo nenne ich dieſe auch ohne Beyhülfe des Verſtandes Gottverehrende Neigungen eine Religion unſrer Empfindungen, eine Religion, worin es niemals Atheiſten gegeben.

Sie werden vielleicht ſagen, Philolles, daß ich die Güte der natürlichen Empfindungen zu ſehr erhoben. Allein, können Thiere gewiſſermaßen dankbar, treu, demüthig, ſtolz, großmüthig, zärtlich und herzhaft genannt werden; könnte man eben dieſer Güte ihrer Triebe einen höhern Namen beylegen, wenn der Menſch, gegen welchen ſie ihre Treue und Dankbarkeit beweiſen, ſo gewiß ihr Gott, als ihr Herr und Wohlthäter wäre: warum

warum wollten Sie denn dem edlen, zärtlichen, dankbaren Gefühl des Menschen, welches seinem Urheber weit getreuer ist als unser Verstand, weniger Ehre beweisen? Warum sollte es nicht eine Ehrfurcht, eine Dankbarkeit, eine Treue, und wenn solche den Schöpfer zum Gegenstand haben, auch eine Gottesfurcht und Religion unsrer Empfindungen geben? Ich rede hier nicht von der seligmachenden. Denn darauf hat der natürlich vollkommenste Mensch nicht den allergeringsten Anspruch.

Nicht leicht hat wohl Jemand einen gröſsern Ehrgeiz gehabt seine Neigungen zu erheben, als Er. Alles was ihm schön und liebenswürdig vorkam, reizte und führte ihn zu der allgemeinen Einrichtung der Schöpfung; er näherte sich dem Schöpfer auf lauter Thronen; die Planeten waren nur Stufen, um zu vollkommnern Welten zu steigen: und doch war das Kleinste seiner Verachtung nicht ausgesetzt, weil es seinen nothwendigen Werth in der Vollkommenheit des Ganzen zeigte. Auf solchen Höhen genoſs er mit Wollust seiner eignen Gröſse; sein Stolz wurde zärtlich, wie der Stolz eines gesegneten Vaters beym Anblick wohlgerathener Kinder, wenn er auf die Schönheiten herabschaute die er in niedrigen Sphären genossen; der Anblick so vieler reizenden Scenen vergröſserte sein Herz zu neuen Entzückungen; und Könige, welche sich an ihrer zufälligen Gröſse ergötzten, schienen ihm nur Kinder zu seyn, welche sich Kronen zu Puppen erwählt.

So viele erreichte Höhen, so viele neue Aussichten ins Unendliche, so starke unbefriedigte Begierden nach gröſsern Vollkommenheiten; ein solcher ehrgeiziger Trieb zur Wollust, lieſsen ihn ein schmales Grab keinesweges als das letzte Ziel seiner weiten Bestimmung erblicken.

Er

Er fühlte sich gröſſer, als alle endliche Schranken, und der Himmel muſte seinen unsterblichen Bemühungen die Laufbahn der Ewigkeit eröffnen. Eine sanfte Hoffnung, welche mit majestätischen Schritten über das Grab hinweg trat, reflektirte von diesen prächtigen Zinnen, und verlor sich in Ehrfurcht und Erstaunen, wenn sie das Unendliche der Allmacht auch mit ihren heftigsten Wünschen nicht erreichen konnte. Sein Ehrgeiz war nicht ruhig, ohne von seinem erhabensten Gegenstande alle nur mögliche Vollkommenheiten zu glauben, und seine Begierde zur Wollust wünschte seiner allmächtigen Liebe unendliche Ausdehnung. So arbeiteten Neigung und Leidenschaft gemeinschaftlich an einer Religion, welche das Herz auf ihrer Seite, und um deswillen so viel Macht hatte, daß alle Versuchungen und Hindernisse ihren unaufhaltbaren Bewegungen weichen muſten. Der Ehrgeiz erhielt sie beständig thätig; das Vergnügen Gutes zu thun öffnete ihre Hand, das Sanfte der Liebe stärkte ihre Andacht; jede Empfindung war Dankbarkeit und Ehrfurcht, jeder Ausbruch der Freude eine äuſserliche Verehrung des Schöpfers. Wie leicht muſte es also nicht der göttlichen Gnade seyn, ein so vortreffliches Gefäſs zu ihrer Ehre zu heiligen, und ihm dasjenige Verdienst mitzutheilen, was allein Menschen sich nicht geben können!

Der Einfluſs welchen die natürliche Güte des Herzens auf seinen Verstand hatte, war ganz ungemein. Sie verhinderte ihn, bey dem schönsten Witze ein Spötter zu werden; und wie ihm Jemand beweisen wollte, daß Millionen gute Welten möglich wären, und folglich wenigstens eine gute aus einem ungefähren Wurfe entstehen könnten: so begnügte er sich, ihn zu bedauren, daß er ein so schlechtes Gefühl von der Einheit, der

Absicht

Abſicht und der allgemeinen Kette des Schönen in der Welt hätte, und ſich und der ganzen Schöpfung den Werth einer weiſen Einrichtung rauben wollte, ohne welchen dieſelbe gleichwohl ihre wahre Schönheit verlieren, unſern Ehrgeiz nicht mehr befriedigen, und unſre Zärtlichkeit nicht reizen würde. Eben ſein Ehrgeiz erlaubte ihm nicht, ſich einen unvollkommnen Gott zu denken, der Alles ſo regelmäßig eingerichtet und nachmals die Verwaltung darüber dem blinden Zufalle anvertrauet hätte. Er hatte die Länder beſucht, wo böſe Neigungen und Leidenſchaften den Verſtand nach einer andern Seite ausgearbeitet hatten. Allein die glückliche Richtung der ſeinigen hatte ohne Mühe den feindſeligſten Angriffen widerſtanden. Sein wahrer Ehrgeiz erlaubte ihm niemals, in ſeinem äußerlichen Betragen gegen Gott ſeine Empfindungen zu verleugnen, und mit nachläßigem Eifer den Spöttern zu heucheln. Eine ernſthafte Grille, und ein Muth, welcher dem Thoren Geſetze und bisweilen auch den ſogenannten Ton zur Nachſtimmung gab, befahl dem Hohn ſich zu verbergen, und dem Witze beſcheiden zu ſeyn.

Bey dem allen empfand er ſeinen eignen Werth nur als eine Wohlthat, und erſterer konnte nicht zunehmen, ohne daß ſich nicht auch die letzte vermehrte. Dieſes brachte ihn zu einer gelaſſenen Selbſtverleugnung gegen Gott; erhob ihn aber auf der andern Seite wieder, wenn er das Vertrauen fühlte, welches ihm die Allmacht durch ſo viele Wohlthaten erwieſen. Die chriſtliche Religion war ihm die angenehmſte, weil ſie keine einzige von ſeinen rechtſchaffnen Neigungen zerſtörte, ſondern ſeine natürliche Dankbarkeit, Großmuth, Liebe und Zärtlichkeit mit erhabnern Beſchäftigungen beſeligte. Sie werden zwar ſagen, Philokles, daß ich bisweilen

das natürliche und moraliſche Gefühl vermiſche. Allein es findet ſich unter dieſen beiden eben die Verwandtſchaft, welche ſich zwiſchen Seele und Körper findet, welche beſtändig in einander übergehen, ohne daß wir die Gränzen von beiden Seiten mit Farben unterſcheiden können.

Die Menſchenliebe, dieſe würdige Neigung vernünftiger und zu einem Zweck verbundener Geſchöpfe, war eine Folge ſeiner Empfindungen; und ſo wie ein jeder Theil der Welt eine Lage, einen Hang oder Inſtinkt empfangen, ſich der Vollkommenheit des Ganzen zu fügen, und ſelbſt die ſo weit von einander entfernten Sphären unter ſich ihre Beziehung haben: ſo ſchien auch beſonders dieſer ſanfte Zug zum allgemeinen Beſten der menſchlichen Geſellſchaft die weſentliche Modifikation ſeiner Seele zu ſeyn. Er durfte nur ſeiner Neigung zum Vergnügen folgen, um aus der Glückſeligkeit ſeines Nächſten den Umfang ſeiner Wollust zu erweitern.

Ich will jetzt nicht unterſuchen, ob die Liebe zur Geſellſchaft ein urſprünglich beſondrer Trieb, und Liebe und Hochachtung Andrer zu unſrer Glückſeligkeit nothwendig ſey. Vielleicht iſt erſtere nur ein verdeckter Stolz, die Zahl unſrer Anbeter zu vermehren; vielleicht iſt letztere ein Gut, das wir zu theuer bezahlen. Allein ſo viel iſt gewiß, daß wir ein großes Vergnügen in beiden finden, und auf einer wüſten Inſel einſam, ungeliebt, ungeehrt, und von keinem Freunde bewillkommet, unendlich weniger vergnügt ſeyn würden.

Wir fühlen alſo die ſanfte Nothwendigkeit einer wechſelnden Abhängigkeit; unſer Herz deutet die Liebe Andrer als eine ſchmeichelhafte Erkenntlichkeit gegen ſeine eigne Größe aus, und der Ehrgeiz iſt viel zu aufmerkſam auf ſeinen eignen Vortheil, als daß er auch

nur

nur die Liebe und Hochachtung eines Einzigen ohne Noth verscherzen sollte. Selbst das Vergnügen, seine Dankbarkeit gegen den Schöpfer tausend Andere mit empfinden lassen zu können, läßt uns Menschen lieben und auf ihre Glückseligkeit mit bedacht seyn, damit sie ihre dankbare Freude mit der unsrigen vermischen mögen. Ich weiß nicht, Philokles, ob so viele natürliche Parteylichkeit seine edle Menschenliebe unterhielt, indem es mit dem Gemische unsrer Leidenschaft oftmal wie mit einer rührenden Musik geht, wovon wir die Schönheit des Ganzen empfinden, ohne die einzelnen Töne zu zählen. Allein wenn dieses auch gewesen wäre: so ist es doch allemal ein glücklicher Ehrgeiz, seine Größe in dem Glück einer ganzen Welt zu suchen.

Mit welcher Entzückung verbreitete sich nicht seine allgemeine Wohlgewogenheit gegen alle diejenigen, welche mit ihm einerley Beziehung hatten! und Alles was seiner bedurfte, hatte eine Beziehung auf seine Hülfe. Nichts war ihm angenehmer, als wenn Jeder seine ihm angewiesene Sphäre erfüllen, und also die Vollkommenheit des ganzen Systems nach seinem Maße mit befördern konnte. Aus diesem Gesichtspunkt, woraus die Gottheit zum erstenmal ihre ganze Schöpfung betrachtete, und sah daß Alles gut war, bemühte er sich Alles, so viel möglich, zu übersehen; und gleichwie die Wahrnehmung einer Unordnung in dieser besten Einrichtung seine Empfindung beleidiget haben würde: also war es auch im Gegentheil für ihn eine unerschöpfliche Quelle von Vergnügen, seine liebreichen Neigungen über alle Menschen zu verbreiten, und ihr Bestes zum Vortheil des Allgemeinen zu befördern.

Zu welchen erstaunenden Unternehmungen ist der Mensch nicht fähig, der lauter Empfindung und Lei-

den-

denschaft ist! Seine Seele ist Glut und Dauer; die Macht seiner Rede ist wie die Fluth eines starken Stroms, tief wie seine stillen Tiefen, und überwältigend wie seine stärksten Wogen; in seinem Plan sinken unersteigliche Felsen zu kleinen Hügeln; und sein stolzer Flug erhebt sich zu einer Bahn, wo Tempel und Thronen und Palläste den Weg des Adlers nicht unterbrechen können. Wagen Sie es einmal, Philokles, Sich den Höhen zu nähern, worauf sich die Liebe zum Vaterlande mit Hülfe des Ehrgeizes geschwungen. Wie göttlich zeigt sich hier die Leidenschaft! Wie richtig entdeckt sich hier dem Gefühl eine Tugend, eine dem menschlichen Geschlecht in den Kreisen seiner engern Bestimmung nothwendige Tugend, welche der Verstand, wofern er sich nicht vor der bessern Empfindung geschämt, längst für eine Chimäre erklärt hätte. Wie mannichfaltig ist die Pracht der Trophäen, womit hier die Leidenschaft ihre Tempel geschmückt! Am Maleischen Gestade in den Engen bey Thermopylä opferte Leonidas sein junges Leben für die Freyheit seines Vaterlandes, ein Leben, welches nicht eine verdrüßliche Stunde kannte. Die Natur rief vergeblich einen geheimen Schauer in seine Brust zurück. Umsonst bluteten die Thränen seiner liebenswürdigsten Gemahlinn in sein zärtliches Herz. Umsonst umklemmten in sprachloser Angst seine unmündigen Kinder die Kniee ihres Vaters. Der Held empfand in unaussprechlicher Wehmuth alle Macht der Liebe. Dennoch verließ er Alles, und fühlte in dem zärtlichen Weh nur die Wollust einer standhaften Ueberwindung. Er vergoß eine heimliche Thräne hinter seinem Schild, und eilete mit weiser Freudigkeit seinem von den Göttern verkündigten Tode entgegen, um sein Vaterland zu retten.

Minder zärtlich, minder glücklich, aber nicht weniger edel, entzieht ſich Cato dem Untergange ſeines Vaterlandes. Sein groſſes Auge überſieht mit ernſthaftem Mitleid Roms künftiges Schickſal. Der Schutzgeiſt dieſer Republik öffnet ihm mit fliehender Hand die mitternächtliche Scene ihres herannahenden Falles. Cäſar bietet ihm die Mitherrſchaft von Rom und der Welt an. Allein der römiſche Bürger iſt zu ſtolz, um ſich bis zum Thron eines Königs zu erniedrigen. Er unterredet ſich noch erſt mit der in ihm wohnenden Gottheit über ſeine künftige Hoffnung. Er fühlt die ganze Macht der traurigen Zweifel, welche ſeinen Entſchluſs beſtreiten. Dennoch aber beugt er ſich mit gelaſſenem Stolze in ſein eignes Schwerdt, und bezeichnet den Untergang ſeines Vaterlandes mit ſeinem Tode, da er ihn mit einem glänzenden Triumph bezeichnen konnte.

Nicht ſo prächtig, aber wohl ſo ſtark, arbeitete eine liebreiche Empfindung für das Vaterland in der Bruſt der Trojaner, wie ſie nach einer ausgedauerten zehnjährigen ſchweren Belagerung Alles verlaſſen ſollten. Der Himmel war Nacht; nur dieſen Unglückſeligen leuchteten die Flammen ihrer eignen Tempel und Paläſte zum alleinigen Anblick ihrer erſchrecklichen Verheerung. Priam, der König, der ſtolze Vater von funfzig Söhnen und Enkeln, wurde vom Pyrrhus bey ſeinen grauen Haaren aus den Armen ſeiner Gemahlinn, vor den Augen ſeiner eignen Götter, bis in das Blut ſeines erſtgebornen Sohns geſchleift, um mit ſeinem Blute den Altar zu entheiligen welchen ſeine königlichen Ahnen geweiht hatten. Die raſſelnden Flammen des heiligen und tauſendjährigen Lorbeers erhellten dieſes königliche Unglück, und zeigten ſeinen treuen Unterthanen den jetzt namenloſen Rumpf eines Königs. Das

Haupt

Haupt des Oberprieſters, noch mit der Binde des Apollo umwunden, rollte in ſeinem Blute an dem Altar hinweg; und überall herrſchte die Macht der Flammen, oder die Wuth unverſöhnlicher Feinde. Dennoch ſahen ſie es noch als eine Wohlthat an, den Schutt ihrer väterlichen Häuſer lebendig zu Grabhügeln zu erhalten, und eine Gottheit konnte die Familie des Anchiſes kaum bewegen, ſich ſelbſt nicht auf eine gleich entſetzliche Art dem Vaterlande aufzuopfern.

So prächtig iſt die Leidenſchaft in ihren Anlagen, in ihren Werken, in ihren Ruinen: und das Trauerſpiel, welches das Rührende, das Erhabene, das Erſtaunende, das Schreckliche aus der ganzen Natur ſich zu Nutze gemacht, hat noch nichts entdecken können, welches die Majeſtät einer durch die Leidenſchaften erhöheten Tugend übertroffen hätte.

Ich hätte wünſchen mögen, o Philolles! daß unſer theuerſter Freund ſich in einer gleichen Prüfung befunden, und Gelegenheit gehabt hätte in einem ſolchen Kampfe der Gottheit ſelbſt ein würdiges Schauſpiel zu geben. Allein die Vorſicht, welche Helden hervorzieht, und Helden in hoher und weiſer Stille ihre feyerlichen Tage erleben läßt, hatte ſeine Neigungen zu einer ruhigern Größe beſtimmt. Doch würde er die gute Sache der Ehre und der Freyheit ſeines Vaterlandes mit eben der Verleugnung ſeines Lebens und ſeiner zärtlichen Empfindungen vertheidigt haben, wenn ein Cäſar ſeinen Ehrgeiz mit dieſer erhabnen Pflicht belaſtet hätte. So aber bemühte er ſich nur, das ruhige Glück ſeiner Mitbürger zu einer Quelle ſeiner reinſten Wolluſt zu machen, die Verfaſſung ſeines Vaterlandes in ſeinen engern und weitern Syſtemen zu verbeſſern und zu befeſtigen, und

den gefährlichen Grundsätzen zu wehren, woraus man das Nothwendige der Unterthanen in unnütze und entbehrliche Reichthümer der Fürsten verwandelt. Er wohnte unter dem Schutze eines Fürsten, welcher seine Unterthanen liebte, und sich mit seiner väterlichen Fürsorge in ihre kleinsten Beschwerlichkeiten willig herabließ; eines Fürsten, welcher zu stolz war, den Zehnten von Almosen zu erheben; eines Fürsten, welcher zu zärtlich war, um einer kümmerlichen Witwe nichts als die traurige Hoffnung übrig zu lassen, durch den Tod ihres einzigen Sohns bald ein bessers Auskommen zu finden. Unter einem solchen Fürsten opferte die ganze Natur seinem Vergnügen, und die heitere Witterung eines stillen Lebens erhielt in seinem Gemüth einen beständigen Frühling.

Könige werden ohne Grund wegen ihrer Macht Wohl zu thun beneidet. Ist ihr Vermögen Gutes zu stiften gröſser; so ist die Sphäre ihrer wohlthätigen Bemühungen dieser Gröſse angemessen. Und oft ist ein Privatmann im Stande, den Zirkel seines Berufs mit mehrern Glückseligkeiten zu erfüllen, als der mächtigste, der wohlthätigste Fürst. Dieser ist fast niemals vermögend, die geheime Noth der Elenden zu entdecken. Die Angelegenheiten seiner Unterthanen zeigen sich ihm nur auf einer Universalcharte, wo alles nach dem verjüngten Maſsstabe aufgetragen, und eine ganze Provinz in den allerkleinsten Raume oft nur durch die Farbe zu erkennen ist, womit sie der Staatsminister bezeichnet: der wahre Nothleidende wird von dem Glanze der Majestät, oder von dem stolzen Höfling zurückgeschrecket; er jammert in seiner unbemerkten Hütte, und das Licht, welches die ganze Welt erheitert, fällt kaum mit einem zweymal gebrochnen Strahle in seine dunkle Höhle.

Ein

Ein Privatmann hingegen kennet, wie ein aufmerksamer Hauswirth, alle Vortheile und Abgänge seiner Haushaltung. Er weiß, was er sich von allen seinen Nachbaren zu versprechen hat. Ihre kleinsten Umstände sind ihm unverborgen. Und so kann seine Hülfe und Einsicht ihrem Mangel zu rechter Zeit und auf die rechte Weise zu statten kommen. Der Elende erhebt zu ihm sein Vertrauen, weil er minder von ihm entfernt ist, und die freundschaftliche Neigung des Wohlthäters begegnet ihm oft auf halbem Wege.

So war, Philokles, auch die zärtliche Neigung des Patrioten beschaffen; er kannte die geheimen Mängel seines Vaterlandes. Er wußte, wo dessen Verfassung in seinen feinern Theilen litt, und wo sie ohne Geräusch oft durch ein Wort zu rechter Zeit, oft durch eine schmeichelhafte Gefälligkeit, oder durch ein kluges Nachgeben verbessert werden konnte. Und auf solchen einfachen Wegen leitete ihn seine natürliche Wohlgewogenheit zu einem Ziele, welches oft Staatskluge mit Ueberlegung verfehlen. Sein feiner Ehrgeiz machte ihn gegen die Bestechungen der Schmeicheley unempfindlich. Ein edler Stolz weiß auch bisweilen aus der Vermeidung des Ruhms Ruhm zu suchen, und durch die Ueberlegenheit zu triumphiren, womit er das feine Gewebe der List, die wahrscheinlichen und ausgesuchten Lobeserhebungen auflöset und verachtet. Das niedrige Gewürm eigennütziger und sklavischer Geschöpfe, welche die Freyheit ihres Vaterlandes für kleine Vortheile oder wohl gar für ein allergnädigstes Schulterklopfen verkaufen; der süße, aber falsche Liebling; der allerliebste Bösewicht; der in seine eigne Größe entzückte Staatsmann; der prächtig leere Bediente, waren seiner großmüthigen Empfindung zum natürlichen Ekel. Er trat mit zer-

knirschendem Fuße über dieſe in goldnem Staube und zierlichen Krümmungen fortarbeitenden, am Ende zu flatternden Schmetterlingen beſtimmten Raupen hinweg.

Doch zeigte ſich niemals in ihm der rauhe Vertheidiger der guten Sache, vor welchem ſeine eignen Freunde beben oder erröthen; nicht der unbiegſame Stolz, welcher Fürſten unter ſeine Verachtung verſenken, und die Freyheit zu einer Göttinn machen will, um von ihrem Schoße Monarchen zuzulächeln. Nein; ein natürliches Gefühl der Ordnung, eine ſanfte Empfindung der Ruhe, ließ ihn den Werth einer edlen Abhängigkeit vernünftiger beurtheilen. Und ſo verhaßt ihm auch eine gewaltſame oder gnädige Unterdrückung war: ſo arbeitete doch ſeine angeborne Zärtlichkeit dieſen natürlichen Haß, dieſen erſten Guß der Natur, zu lieblichen Geſtalten aus. Die Redlichkeit, dieſe Nerve rechtſchaffener Neigungen, erwarb ihm Hochachtung, ſeine Gefälligkeit Liebe, und das Urtheil des feinern Stolzes die Zuneigung aller derjenigen, welche er durch eine anſtändige Herablaſſung über ſich zu ſtellen wußte. Kühn wagte er ſich den Gewaltigen unter Augen; ſanft wußte er ihnen die Sache der Unſchuld vorzutragen, unerſchrocken und dauerhaft zu vertheidigen. Eine freudige Heiterkeit des Gemüths beſänftigte die unangenehme Geſtalt der Wahrheit, der Morgenröthe gleich, welche die rauhen Spitzen der Felſen vergoldet. Ein Sieg welchen er mit Nachgeben gewann, war ihm lieber als ein rühmliches Unglück. Dieſes iſt die Frucht einer mit Zärtlichkeit untermiſchten Größe, welche die wahre beſcheidne Standhaftigkeit wirket, und der Wahrheit das feyerliche Anſehn leihet, womit ſie an der Schwelle des Throns erſcheint. Vielleicht würde niemals ein Staat ſeine Freyheit verloren haben, wenn

ſtets

ſtets wohlgewogne Neigungen und Leidenſchaften die gute Sache ſolchergeſtalt zu ihrem Vortheil gekleidet hätten.

Ich darf Ihnen wohl nicht ſagen, Philokles, wie ſtark die freundſchaftlichen Neigungen eines Mannes geweſen, welcher in den allgemeinen Kreiſen ſeiner Beſtimmung ſo viele natürliche Wohlgewogenheit und Rechtſchaffenheit zeigte. Dieſes aber muß ich nothwendig ſagen, daß er in dieſem Stücke ſeinem Herzen ein mehrers, als ſeiner Wahl zu verdanken hatte.

Die Freundſchaft iſt Empfindung, ſie iſt Neigung, ſie iſt Leidenſchaft, ſie iſt Tugend, ſie iſt ein Theil der Gottheit, welcher den lebloſen Klumpen beſeelte. Wie der Schöpfer die Freude erſchaffen wollte, ſo bildete er erſt die Freundſchaft, und ließ aus ihren göttlichen Augen den erſten Himmel ſich über das einſame Geſchöpf verbreiten. Von ihrem Munde floß ſanfte Weisheit in die Herzen der Edlen, und ihre Bewegungen waren entzückende Harmonieen. In ihrem Buſen wurde zuerſt die Freude zärtlich, und die Betrübniß ſüßer als rauſchende Freuden. Sie machte den Kummer lächeln, und die Freude aus Wolluſt weinen. Sie gab der Liebe dauerhafte Reizungen, und Dein Herz meinem zärtlichen Wunſche.

O Philokles! theureſter, theureſter Philokles! wie will ich, wie kann ich alle ihre ſanften Reizungen fühlen, ohne meinen ganzen Verluſt zu erwecken? Mein Herz glühet von geheimen Empfindungen, und ſchwillt von einer nicht überläſtigen Schwermuth. O! wie groß wird meine Seele, wenn ſie die Größe ihres Verluſtes überdenkt, und noch einmal alle Tugenden ihres Freundes genießt! Mir deucht, ich ſehe ihn noch, wie ſein Blick die Freude

verkündigte, und ihr das Vertrauen zu ihrer Ruheſtatt bereitete. Der Ton ſeiner Stimme bebte ſanfte Entzückungen durch meine Seele, und jedes Vergnügen wurde durch ſeine zärtliche Mitempfindung doppelt gefühlt, und jede Thräne an ſeiner Seite gelaſſener verweint. Sein Herz wallte in den ſtillen Vereinigungen der Freundſchaft tugendhafter, und ſtärkte ſich in erhabnern Empfindungen zu dem künftigen Gefühle der Gottheit, welcher er nun genießt, und ſo viel ſtärker genießt, je mehr die Freundſchaft ſeine Neigungen und Leidenſchaften zu dieſer größten von allen Empfindungen gereinigt und gezeitigt hatte.

Die Tugend iſt die Seele der wahren Freundſchaft; allein ohne Neigung und Leidenſchaft iſt ſie der morgenländiſche Monarch, der von ſeinen Unterthanen angebetet und mit Furcht geliebt wird. Die Neigung nähert edle Seelen einander, damit ſie ihre Tugenden vereinigen, und einer gemeinſchaftlichen Seligkeit genießen. Ja, die Tugend muß oft ihren Namen verbergen, und den Namen einer Neigung annehmen, weil Freundſchaftsdienſte welche aus Neigung geſchehen, ſanfter und angenehmer ſind, als wenn ſie unter dem ernſthaften Namen der Tugend verrichtet werden. So ſchrecken oft Großmuth und Barmherzigkeit die zerknirſchte Seele eines unglückſeligen Freundes, wenn der ſanfte liebreiche Hang einer Neigung, durch ſeine ſchmeichelhafte Herablaſſung, ſich mit ſeiner Kränkung verſöhnt. Vor ihm konnte die Wehmuth eines Freundes, ohne roth zu werden, ihre unglücklichen Klagen ausſchütten: ſie konnte ſeine Hülfe annehmen, ohne ihrem Herzen Gewalt anzuthun; ſie konnte ihm ihre Sache anvertrauen, ohne zu fürchten daß ſein herzhafter Eifer mit ihrer Ehre unbehutſam umgehn, und

wohl

wohl gar aus ſeiner Hülfe Ruhm ſuchen würde; ihre Klagen brauchten nicht heroiſch zu ſeyn, um ſeine Gütigkeit zu hintergehen; und er ſchätzte ſeinen unglücklichen Freund glücklicher, als ſich ſelbſt, weil, wie er ſagte, in der Freundſchaft der Wohlthäter das ſchlimmſte Theil, und nur bloß Gelegenheit hätte, ſeine Schuldigkeit zu thun: da es hingegen in des Andern Macht ſtünde, wenigſtens die Gelegenheiten zu vermehren, um ſeinen glücklichern Freund zu verbinden.

In ewigen verworrenen Geſchäften eines Freundes nicht endlich müde zu werden; nicht endlich einen Wunſch zu thun um wieder frey zu ſeyn: hierzu gehöret ſchon eine mehr als gemeine Standhaftigkeit, weil der Menſch, wenn er auch noch ſo dauerhaft iſt, dennoch endlich müde wird, unter der Laſt beſtändiger Unglücksfälle zu arbeiten, welche nirgend ein frohes Ende erblicken laſſen. Allein bey ihm kam die Leidenſchaft der Tugend unendlich zu ſtatten; die Ehre, alle Verdrüßlichkeiten mit einem würdigen Freunde auszudauren; ihn eben in den Umſtänden nicht zu verlaſſen, wo Andre ſeiner müde geworden ſeyn würden; in der weiteſten Ausſicht noch immer eine neue Folge von Schwierigkeiten zu entdecken, und doch immer gleich zärtlich, immer gleich bemüht und immer gleich freudig zu bleiben: dieſe Ehre ſchmeichelte ihm zu ſehr, um ſie nicht mit Eifer zu ſuchen, und das Vergnügen, ſeines Freundes ganzer Erkenntlichkeit zu genießen, war eine viel zu edle Empfindung, um ſie nicht mit Sorgfalt zu unterhalten.

Derjenige kennt die ſanften Entzückungen der Freundſchaft noch wenig, welcher bloß in dem Schatten einer blühenden Linde ſich mit ſeinem zärtlichen Freunde zum Genuſſe edelmüthiger Empfindungen vereiniget,

niget, oder von dem Glücke geſegnet, bloß mit bequemlichen Wohlthaten ſeines Freundes Buſen erhebt. In langanhaltenden ſchweren Unglücksfällen, in verdrüßlichen und unauflöslichen Verwickelungen, wo der Augenblick nichts entſcheidet, und eine einzige heroiſche Wallung des Geblüts die Sache nicht ausmacht: da wird erſt zween Freunden die geheime Größe ihrer Seelen bekannt; da erfahren ſie unter der Laſt ihres Schickſals die Vollkommenheit ihrer angebornen Tugend, und Neigung und Leidenſchaft zeigen in ihrer unüberwindlichen Dauer, wie ſanft die ſchwerſte Auflage ſey, welche die Freundſchaft von ihren Kräften fordert. Die gemeinſchaftliche Gefahr vereinigt alle ihre Schwächen zu ſtärkern Banden, und ihre Wünſche zu einer ewigen Verbindung.

Ich brauche die Empfindungen der Freundſchaft nur auf gewiſſe Gegenſtände allein zu lenken, um in ihm den zärtlichſten Ehemann, den liebreichſten Vater und beſten Verwandten zu erblicken. Die Liebe iſt Freundſchaft; und wenn ſich die Rechte der erſtern weiter erſtrecken ſollten, ſo müßte dieſes der Wille eines fremden Geſetzgebers ſeyn. Die Natur kennt dieſen Geſetzgeber nicht; und wo die Neigung rechtſchaffen iſt, da muß die Freundſchaft mit der Liebe gleiche Rechte behalten. Die Liebe iſt eben ſo ſchonend, eben ſo gerecht, und eben ſo aufmerkſam auf die Beförderung unſrer Glückſeligkeit, als es die Freundſchaft ſeyn kann; und wo erſtere mit Recht größere Anſprüche hat, da wird es auch der Freundſchaft frey ſtehen ſolche auszuüben.

Sie pflegten es zwar vordem, o Philokles! eine angenehme Schwärmerey zu nennen, wenn ich, aus philoſophiſcher Macht, der Freundſchaft alle Empfindungen erlaubte, welche ſich die Liebe, wenn man ſolche

in ihrer rechten Bestimmung nimmt, allein zueignet. Allein die wahre Gestalt, welche beide in Ihrem rechtschaffenen Herzen angenommen, hat Sie endlich fühlen lassen, daß die Liebe nichts durch die Schwachheiten verloren, welche sich mit ihr von ungefähr vermischt haben. Sie haben den würdigsten Freund als Gemahl und Vater gekannt. Sie haben die Tugend seiner Neigungen und Leidenschaften als Freund bemerket. War nicht seine Liebe so vollkommen, als seine Freundschaft? Konnte ihm seine Vernunft jemals eine Pflicht entdecken, welche seine glückliche Neigung nicht längst erfüllt hätte? Lehrte ihn sein Verstand oder sein Herz lieben? Wartete er auf das Urtheil der Religion, um seine Gemahlinn allen andern vorzuziehen? Nein; er war seiner Neigung getreu, und diese führte ihn mit ihrem liebreichen Zuge weit über die Gränzen der Pflichten hinaus. Wie reizend ließ ihn sein Ehrgeiz erscheinen, wenn er ihr das Vergnügen neuer Siege verschaffen wollte! Wie erkenntlich und bescheiden war er nicht mitten in dem Stolze, wozu ihn die Gegenliebe berechtigte! Wie entbrannte nicht sein Herz von dem heiligen Feuer der Leidenschaft, wenn er an sie und den Dank gedachte, welchen er der Gottheit dafür schuldig war!

Wahr ist es, in der Liebe zeigt die Leidenschaft oft ihre gefährliche Größe: vielleicht finden Sie auch solche in nachfolgenden Klagen einer zärtlichen Gemahlinn über den Verlust ihres Mannes.

. . . . Doch! hab' ichs nicht verdient? war er in meiner Brust
Nicht oftmals mehr als Du? hab' ich nicht oft die Lust.
Die mir sein Kuß erschuf, dem Himmel gleich geschaben?
Hat mein Gebet nicht oft sein stolzes Herz verlebet,
Wenn

Wenn er voll Zärtlichkeit und schmeichelnder Begier
Die Stunden mir verwies, die ich ihm nahm, und Dir,
O frommer Gott! mit Dank in stiller Andacht weihte?
Wie oftmals bracht' ich nicht, nach manchem innerm Streite,
Mein aufgelöstes Herz doch dem zum Opfer dar,
Der, folgt' ich meinem Trieb, mein Gott, mein Alles war?
Und wenn ich endlich dann aus seinen Armen eilte,
Und unter Dich und ihn nur eine Stunde theilte,
Wars er nicht doch allein, wofür mein Herz Dich pries?
Dacht' ich wohl an die Huld, die mir dies Glück erwies?
Hab ichs Dir je verdankt, was Du mir sonst gegeben?
Und bat ich was für mich, als nur um ihn zu leben?

Allein auch in dergleichen Verschwendungen entdeckt sich eine Pracht, welche in dem Gefolge der Tugend ihre Hoheit den Augen der Sterblichen glänzender darstellt. Wenn der Vater aller Menschen bey dem Anblick seiner schlafenden Geliebte über die Macht und Güte des Schöpfers entzückt wurde, der sie so liebenswürdig für ihn gebildet hatte; wenn ihm mitten in diesem seinem sanften Erstaunen schauerte, daß ein Tag kommen würde, wo so viele Reizungen ein Opfer des verschuldeten Todes werden müßten: so war seine Leidenschaft vielleicht ja so heftig, obschon sie sich in richtigern Empfindungen zeigte; und die größte Ueberlegung eines Philosophen konnte vielleicht keinen stärkern Gedanken, als hier die fühlende Liebe, erzeugen.

Ich glaube also nicht zu irren, wenn ich seine Gemüthsart und die Stärke seiner Leidenschaft zur glücklichsten Quelle seiner Liebe mache, und bey mir heimlich zweifle,

ob

ob dieſe Tugend in der Bruſt eines Weiſen, welcher ſeinem Herzen vorher überlegte Empfindungen gebieten kann, zu mehrer Vollkommenheit reifen können.

Seine ermunternde natürliche Aufmerkſamkeit, welche allen ſeinen häuslichen Freunden die wirkſame Begierde zu gefallen mittheilte; die zärtliche Sorgfalt, womit er ſeine geringſten Bedienten zu einem erkenntlichen und freudigen Gehorſam beſeelte; der angeborne Liebreiz, welcher alle ſchuldigen Dienſte als Gefälligkeiten aufnahm, floß aus eben dieſer lautern Quelle, und erfriſchte um ihn eine Gegend, worin ſich ſein Herz mit Wolluſt ſättigte. Sein Verſtand diente ihm faſt zu nichts, als nur um die Richtigkeit ſeiner Neigungen und Leidenſchaften, und ihre Uebereinſtimmung mit dem großen Zweck ſeines Daſeyns zu entdecken, und ihm durch ſeinen Beyfall die angenehme Verſicherung zu ertheilen, daß die Natur in ihm nach einer Seite arbeitete, wo er nothwendig auf die Tugend treffen müßte. Und dieſer Beyfall des Verſtandes drückte ſeinen Neigungen das Siegel der Tugend auf.

Ich hätte es bald vergeſſen, Philokles, Ihnen ſein väterliches Herz zu eröffnen. Sie haben vielleicht wohl gar ſchon gedacht, daß ich es mit Fleiß gethan, weil die Natur hier am ſchwächſten gearbeitet zu haben ſcheint, indem mancher Vater mehr Liebe gegen die erſte Pfirſich, welche auf einem von ihm erzognen Baume gewachſen, als gegen ſeine wohlgerathenen Kinder zeigt; mancher bey der Bewundrung ſeiner gelehrten Geburten die Erziehung ſeines einzigen Sohns vergißt; und mancher ſeine Kinder unglücklich macht, um einen Plan, welcher die Frucht ſeiner eignen Erfindung iſt, koſtbarlich auszuführen. Denn ſo ſcheinet hieraus zu folgen, daß die Liebe eines Vaters gegen ſeine Kinder

der nur eine gar zu ſtarke Eigenliebe ſey, welche ſich ohne Unterſchied in allen ihren eignen Arbeiten ſpiegelt, und zu ihrer Hütte ſpricht: Dieſe iſt die Burg, welche ich erbauet habe! Und wenn ich Ihnen dieſes einräumte: ſo wurden Sie wohl gar ſchließen, daß ein Vater am wenigſten Urſache hätte ſich mit ſeinen Kindern zu ſchmeicheln, weil ſie nicht, wie die Minerva vom Jupiter, aus ſeinem Gehirn geboren worden.

Allein im Ernſt davon zu reden, ſo traue ich doch der Natur hierin mehr Vorſicht zu; und wenn ich gleich zugeben muß, daß die Selbſtliebe den wahren Grund der Liebe eines Vaters gegen ſeine Kinder enthalte, weil ſich in dieſem Mittelpunkt aller Neigungen alle Strahlen vermiſchen: ſo iſt doch in der Empfindung eines Vaters gegen ſeine Kinder etwas, welches ſich in allen andern Arten von Liebe nicht findet. Die Natur hat nichts Unreifes hervorgebracht, welches ſie nicht auch zugleich in den Stand geſetzt, reifer und vollkommner zu werden. Sie hat Kindern glückliche Mängel, und Vätern die ſanfte und nächſte Verbindlichkeit aufgelegt, ſolche zu erſetzen; ſie hat den Vätern an den Kindern und den Kindern an den Vätern ſichre Stützen in den unvermögenden Jahren bereitet, und das Wohlverhalten der Kinder gegen die Eltern zur ſtrengſten Pflicht gemacht, und durch alle Arten von Religionen geheiliget, um das Vergnügen einer der ſchönſten Handlungen durch dieſes Mittel zu ſtärken und zu verſichern. Sie läßt ihre zarten Gewächſe in dieſer erſten und beſten Geſellſchaft zum Nutzen der allgemeinen aufwachſen, und frühzeitig die Empfindungen der Ordnung und Schönheit in ihnen keimen, welche dieſen großen Theil ihrer Oekonomie unter allen Völkern erhalten. Sie entlehnet Aehnlichkeiten von den Vätern, und ſchenket ſie den

Kin-

Kindern, um dieſe nothwendigen Triebe auch ſogar durch eine ſüße Schmeicheley zu verſtärken. So vorſichtig geht die Natur in ihrer wichtigſten Arbeit zu Werke; ſo ſorgfältig hatte ſie das Herz desjenigen gebildet, welcher von ihren weiſen Abſichten zeugen ſollte.

Wie ſtark, o Philokles! ſchlug nicht daſſelbe gegen ſeine würdigen Kinder! Jede Bewegung dieſes edlen Herzens war eine wohlthätige Begierde, ihr Glück zu befördern. Sein Auge erleuchtete ihre Wege, und die lebhafteſte Erkenntlichkeit belohnte und verſtärkte ſeine zärtlichen Bemühungen. Weil er die dauerhafte Güte glücklicher Neigungen kannte; ſo ſuchte er dieſe in ihnen zu erwecken, zu beugen und zu beleben, und beſonders die Empfindungen von Ehrfurcht und Erkenntlichkeit, als die feyerlichen Vorbereitungen zu Religion und Tugend. Er forſchte in ihren zarten Herzen nach dem Plan, wozu die Natur aus Vollmacht des Schöpfers ihre Anlage gemacht. Wie dieſer nothwendig der vollkommenſte ſeyn mußte; ſo bemühete er ſich hauptſächlich denſelben auszubauen, und wußte den Tugenden geſchmeidigere Geſtalten zu geben, wenn ſie ſich in ihrer völligen Größe mit der noch ſchwachen Neigung nicht fügen wollten. Auf ſolche Weiſe genoß er das Vergnügen eines Schöpfers, und bildete Seelen zu edlen Empfindungen, welche noch jetzt für ihre Unſterblichkeit bürgen.

Welch eine ſchmeichelnde Verſuchung iſt es nicht, ein rechtſchaffener Vater zu ſeyn, wenn ſo viele Süſſigkeiten mit dieſem Namen vermiſcht ſind; wenn wir in den jugendlichen Herzen unſrer Kinder unſern eignen Abdruck wahrnehmen, und in ihrer Betrachtung diejenigen unſchuldigen Jahre noch einmal durchleben, wo wir zum erſtenmal die angeborne Luſt der Bewundrung,

die

die Reize der Neuigkeit, die lebhafte Sehnsucht empfanden, als unser weiches Herz um die lieblichen Gestalten der Tugend floß, und sich nach ihrem Bilde formte! Wie stark ist ein solcher Trieb zum Vergnügen? Wie würdig ist hier das Ziel des Ehrgeizes? Und ist es möglich, so viele Schönheiten zu empfinden, ohne zu dem wirksamen Verlangen überzugehen, ihrer beständig zu genießen? Was ist der Wollüstige einfältig, wenn er seine Neigung zum Vergnügen auf eine schlechte Art befriediget, und sich in dem Schweiß seines Angesichts eine zeitliche und ewige Reue bereitet!

Die traurigste Betrachtung umwölket nunmehr diese heitere Sonne. Eine furchtbare Nacht verhüllt das lichte Gestade, welchem wir uns auf dem schwimmenden Glanze günstiger Wellen zu nähern glaubten. Er lebt nicht mehr, der Christ, der Menschenfreund, der Patriot, der Gemahl, der Vater, welcher jetzt nach unserm Wunsche die zeitigen Früchte seiner gesegneten Bemühungen von seinen ererbten Fluren genießen sollte. O Freund! zu wie vielen langen Jahrhunderten scheinen mir die Tage ausgedehnt zu seyn, welche seit diesem großen und schrecklichen Augenblick verflossen! Wie sehr drückt uns die Bewundrung der furchtbaren Weisheit nieder, mit welcher unsre Freundschaft zu rechten sich nicht unterstehet! Er ist nicht mehr, der liebenswürdigste Freund; und auch diejenige ist unserm zärtlichen Wunsche entrissen, ohne welche sein gütiges Herz die Seligkeit nur halb genossen haben würde. Die Natur hat die Edlen verloren, welche Gewähr ihrer Güte leisteten.

Eine langwierige schmerzhafte Krankheit bereitete ihn in Zeiten zu der großen Stunde, worin der Preis

der Gelübde ſinket, und Opfer vergebens rauchen, um den Himmel zum Mitſchuldigen der Bosheit zu machen. Er ſah ſie herannahen, ohne ſich dieſelbe mit Cäſarn plötzlich und unvermuthet zu wünſchen. Ein langſames ſchwindſüchtiges Sterben ſchien ihm das beſte für einen Chriſten zu ſeyn, welcher ſich nie Zeit genug wünſchen könnte, um ſich zur Ewigkeit zu bereiten: in allen andern Auftritten des menſchlichen Lebens, zerſtreueten unzählige nothwendige Sorgen dieſe feyerliche Bereitung; nur ein gewiſſer langſamer herannahender Tod wüßte unſre Betrachtungen am beſten zu vereinigen. So ſehr er aber auch von der Gewißheit deſſelben bey ſich überzeugt war: ſo erlaubte er dennoch der Hoffnung, ihm dann und wann mit fröhlichern Ausſichten zu ſchmeicheln, weil er fühlte, daß die Natur nicht dazu gemacht wäre dem Tode beſtändig entgegen zu ſehen. Ich weiß, ſagte er, daß ich ſterben muß; ich fürchte auch als ein Chriſt im geringſten nicht, mich dieſem, ewigen und ſündigen Menſchen heilſamen, Geſetze zu unterwerfen. Allein ich will es meiner Begierde zum Leben verzeihen, wenn ſie deſſen frohe Ausſichten verlängert, oder den Wurf welchen ſie nicht ändern kann, durch ihre Geſchicklichkeit zu verbeſſern ſich bemühet. Ich habe es oft mit Vergnügen bewundert, wenn der Ehrgeiz ein glückliches Leben gegen den Ruhm, wohl zu ſterben, vertauſchet. Ich fühle in einigen Augenblicken ein ähnliches Verlangen; und warum ſollte ich als ein Chriſt dieſen glücklichen Trieb unterdrücken, da ich gewiß weniger, als ein Römer, zu wagen habe? Warum ſollte ich mit meinen Leidenſchaften brechen, und mich mit ihnen in einen ſchweren Kampf einlaſſen, da ſie ſich von ſelbſt ſo wohl anſchicken, und während der Zeit, daß ich mit meinen Gedanken in die Ewigkeit vor mich hinausſehe, mein Herz gleichſam mit einem balſamiſchen

Weine ſtärken, und michgeſchickt erhalten, ohne Furcht und Unruhe, über die finſtern Ufer des Grabes hinweg zu treten? Jzt fühle ich meinen ganzen Verluſt, da ich an meine bald zu ſegnenden Freunde denke; mein Herz empfindet die ganze Süßigkeit des Lebens; alle die zärtlichen, die freundſchaftlichen und rührenden Empfindungen, worin es ſich ſo oft zu lauter Wolluſt aufgelöſt, würden es zu lauter Thränen ſchmelzen, wenn nicht ein erhabneres und ehrgeizigeres Gefühl ſich durch die ſchwachen Nerven ausdehnte, einen Trieb durch den andern ſtärkte, und ſolchergeſtalt ein glückliches Ebenmaß erhielte. Es ſind dieſes Umſtände, welche in Anſehung meiner künftigen Wohlfarth nichts entſcheiden, und ich wäre durch meinen Glauben verſichert, auch zitternd ſelig zu ſterben. Allein warum ſollte ich mein Sterbebette in der Kälte wählen, wenn ich in einem wärmern Zimmer bequemer und mit wenigern Zerſtreuungen mich zu dieſer wichtigen Handlung bereiten könnte? Warum ſollte ich einer fieberhaften Furcht Raum geben, wenn ich dieſe Schwäche durch eine angenehmere überwinden kann? Was habe ich nöthig zu wünſchen, dasjenige durch Vorſtellungen des Verſtandes zu unterdrücken, was ich mit einer ſtärkenden Arzeney, und dieſe iſt gewiß der natürliche Muth, verbeſſern kann? Oder ſollte es etwa eine edlere Befriedigung unſers Ehrgeizes ſeyn, wenn ich dieſe letzte Ueberwindung auf die Rechnung meines Verſtandes bringen könnte? Jſt es nicht glücklicher für mich, daß ich die Troſtgründe des Glaubens und der Religion bloß für meine unſterbliche Seele bewahren kann, ohne daß ich nöthig habe ihre balſamiſchen Kräfte für eine gar zu furchtſame Neigung zu verſchwenden?

So dachte dieſer große Mann, welcher die Vortrefflichkeit der Neigungen und Leidenſchaften genau abzuwä-

zuwägen wußte, von ihrem Werthe in den letzten Tagen eines abnehmenden Lebens. Schrecken, Bangigkeit, quälende Sorgen und feige Reue zerstreuten sich vor seinen Blicken, und wenn der geheime edle Kummer, welcher große Seelen vergrößert, seine Empfindungen vertiefte: so stärkte sich seine Großmuth mit der rührenden Vorstellung wohl zu sterben, und hielt es für keine Thorheit seine zärtlichen Neigungen durch das Bild eines edelmüthigen Todes zu erheben, damit sie ihn in seinen heiligen Betrachtungen nicht stören möchten. Die Religion veredelte seine nunmehr zu seligern Wollüsten bestimmten Empfindungen. Der Glaube heiligte die natürlichen Neigungen einem gnädigen und barmherzigen Gotte. Er weihte seinen Ehrgeiz dem hohen Gedanken, daß ein Gott sein Erlöser geworden; und sein freundschaftliches Herz, welches wirklich einer edlern als menschlichen Gegenliebe würdig war, näherte sich mit eben dem Vertrauen der himmlischen Liebe, womit es sich bisher dem Verdienste tugendhafter Sterblichen eröffnet hatte. Er sah mit einem Auge voll demüthiger Hoffnung auf seinen rechtschaffenen Wandel zurück, und fand in einer erhabnen Verleugnung eigner Verdienste die Ehre wieder, welche er als ein Christ zu verachten keine Ursache hatte. Die vollkommenste Erniedrigung gegen den Allmächtigen schien ihm der größte Gipfel menschlicher Ehre, und David im Sack und in der Asche gröſſer als König zu seyn. Der Gedanke, sich von einem so großen Herrn durch schwere Leiden geprüft, und was noch mehr war, durch die Mittheilung des Glaubens gestärket zu sehen, war ihm schmeichelhaft und unterhielt ihn in einer Geduld, welche um so viel gröſſer war, je weniger sie von weichlichen Neigungen geschwächt wurde. Der ewige Triumph, welcher seiner nach vollendetem Siege erwartete, vermehrte die

natürliche Freudigkeit seines Gemüths; und so glaubte er nicht zu sündigen, wenn solche auch mit der letzten Wallung des Geblüts sein sterbendes Herz noch einmal erquicken würde.

Diejenigen welche die große Vollmacht, die größte welche jemals Sterblichen zu Theil geworden, von Gott erhalten: für noch mehrere Seelen als ihre eigne zu sorgen, suchen insgemein die natürlichen Neigungen und Leidenschaften in diesen Vorbereitungen der Ewigkeit gänzlich zu ersticken. Und wer weiß, wie manche gerechte Ursache ihre Bemühungen in diesem Stücke rechtfertigt, da sie nach geendigtem Lustspiele die blassen und elenden Menschengesichter hinter den Scenen erblicken, welche einen Augenblick vorher Götter, Könige und Weltweisen auf der Schaubühne dieses Lebens gespielt haben? Es ist höchst wahrscheinlich, daß sie die Falschheit der menschlichen Tugenden aus einer traurigen Erfahrung kennen, und mehr als einmal durch die Bewegungen eines klopfenden Herzens den vergoldeten Panzer zersprengen sehen, womit sich eine feige Brust in sichern Tagen bewaffnet. Allein überhaupt glaube ich nicht, das es eben rathsam sey, der Natur ihre treuesten Freunde abspänstig zu machen, welche so redlich mit ihr aushalten, und auch den Tod selbst mit sanften Wallungen durch die schlaffen Adern schleichen lassen. Neigung und Leidenschaft sind in unserm Wesen gegründet, und wo sie die Tugend befördern, da sehe ich keinen Grund, solche in der letzten Stunde unsers Lebens zu schwächen. Ihre gänzliche Erstickung ist unmöglich, und derjenige welcher sie am glücklichsten besiegt zu haben glaubt, hat selten etwas anders ausgerichtet, als daß er eine furchtsamere Neigung an die Stelle der tapfern gepflanzet. So glaubt der verwegne Freygeist,

welcher

welcher in seinem Leben nichts glaubte, zulezt Alles was man seiner geschwächten Einbildung vorsagt, und meinet nunmehr seine Leidenschaften erstickt zu haben, da er die gegenseitigen erwählt. Es würde auch wider die Absicht des Schöpfers seyn, wenn wir diese zur Erhaltung und Beförderung unsrer Glückseligkeit von seiner Hand empfangenen Triebe zu einer Zeit ausrotten wollten, wo sie uns am besten zu statten kommen. Daß sie aber unter der Herrschaft der Vernunft und des Glaubens seyn müssen, dieses ist die Forderung, welche ich zum voraus als richtig erkannt, und solche nur in so weit abgelehnt habe, als diese Herrschaft zur Tyranney und auf die Vertilgung glücklicher und wohlgerathener Unterthanen ausgedehnet werden wollen.

Ich kann es auch keine blinde Verwegenheit nennen, wenn der stoische Weltweise mit einem überlegten Muthe dem Tode herzhaft unter Augen tritt; wenn ein sterbender Cäsar mit dem Anstand eines Helden sich in seinen Mantel wickelt, und der freudige Hurone sich in der Glut langsam zu Tode tanzet. Ich finde vielmehr darin eine Vorsorge der Natur, welche überall den Menschen mit Leidenschaften gewaffnet, und den einen zum schwersten Leben, den andern zum grausamsten Tode gehärtet hat. Und warum sollte Sokrates einer Verwegenheit und eines niedrigen Stolzes beschuldigt werden, daß er so gelassen den Tod erwartet, und seine Freunde zu Zeugen seiner Unerschrockenheit gewählt? In seinen Umständen konnte er sich mit der Vorstellung beruhigen, daß den ewigen Göttern seine erhabne Tugend nicht mißfallen würde. Und warum sollte er nicht den Ehrgeiz zu Hülfe und seine Freunde zu Zeugen seines Sieges wünschen, wenn ihr Lob die Bitterkeit des Todes versüßen konnte? Ich finde hierin

nichts als ein Merkmal seiner Einsicht in die menschliche Natur, und würde ihn sehr getadelt haben, wenn er bey der lebhaften Ueberzeugung welche er von der Unsterblichkeit der Seele hatte, auf einmal seine glückliche Leidenschaft des Ehrgeizes abgelegt, und den Giftbecher mit feigen Thränen vermischt hätte. Und gesetzt, er hätte denselben einsam im Gefängniß, ungetröstet und unbewundert, ausgeleert; wäre sodann nicht die sorgfältige Vermeidung der Ehre nur eine vollkommnere Probe seiner glücklichen Ruhmbegierde gewesen? Die Unterdrückung des Ehrgeizes ist nur ein größerer Sieg; und die Vermeidung der Wollust, eine höhere Art sich zu vergnügen. Auch Thränen des Schmerzens fliessen aus zärtlicherm Kummer, und der Ueberwinder aller seiner Leidenschaften hat nur eine vollkommnere Größe gesucht. Ja, wer den Menschen ganz ausziehen und sich in lauter Geist verwandeln könnte, der würde bekennen müssen, daß er sich über den Rang der Menschen zu erheben, und sein Vergnügen in Gott gesucht hätte.

Es verhält sich freylich ganz anders mit dem Tode eines wahren Christen. Diesem hat Gott die Ewigkeit in seinen sterblichen Tagen eröffnet, und ihn von seiner glücklichen und unglücklichen Erwartung zeitig benachrichtiget. Er müßte also mit Schrecken an die schwere Rechenschaft denken, welche er von einem jeden unnützen Worte, von einem jeden verschwendeten Augenblicke ablegen soll; er müßte mit Angst und Schrecken seine letzte Stunde erwarten, und um jede Minute des Lebens betteln: wenn diese wichtige Offenbarung nicht auch zugleich solche Gnadenmittel enthielte, womit er seine Seele beruhigen, und mit mehr als sokratischer Freudigkeit den Tod als eine Wohlthat annehmen könnte. Ein reuiges und zerknirschtes Herz, nebst

einem

einem gläubigen Vertrauen auf das Verdienst seines Erlösers, wird die Empfindungen seiner Wollust nicht schwächen, welche dadurch daß sie geheiliget ist, nur eine größere Vollkommenheit erwerben. Die völlige Uebergebung in Gottes Willen wird die natürliche Zufriedenheit seines Gemüths nicht ersticken; und so lange kein tödlicher Frost unser Herz seiner Empfindung beraubt, so lange wird die Zueignung eines göttlichen Verdienstes durch den Glauben die letzte Kraft seines Ehrgeizes erregen müssen.

Es scheinet mir fast, Philokles, als wenn Neigung und Leidenschaft in diesem letzten Kampfe getreuer und freundschaftlicher an unsrer Seite bleiben als alle Philosophie des Verstandes, und unsre Seele alsdann mehr Empfindungen als Gedanken habe. Wenigstens erfahren wir dieses in allen großen Begebenheiten des Lebens, wo der Gedanke als ein fruchtiger Ausleger hinter der Urkunde steht. Wenn dieses wahr seyn sollte, wie vieles muß die Andacht eines Christen nicht gewinnen, wenn sein Herz zu wohlgewognen Neigungen gebildet und von wirksamen Trieben zu seiner Vollkommenheit, oder welches eben dieses ist, von glücklichen Leidenschaften erhoben wird, sich mit einem unendlichen Schwunge seinem Ziele zu nähern? Wie stark, wie feurig mußte der Glaube desjenigen nicht seyn, welcher nicht allein eine so glückliche und kühne Neigung von dem gütigsten Wesen erhalten, sondern auch seine ganze Lebenszeit in beständiger Uebung derselben zugebracht, und sich dadurch zu einer solchen lebhaften Empfindung der Tugend, zu einem solchen Geschmack des Schönen gewöhnt hatte, daß er die Nothwendigkeit eines Erlösers, mit seinem zärtlichen Vertrauen auf die Güte eines barmherzigen Gottes, erreicht und ihn mit einer

Aehnlichkeit des Glaubens umfaſſet haben würde, wenn er unter jenen entfernten Zonen gelebet, wo die göttliche Offenbarung erſt in ſpätern Zeiten gewirkt hat.

In ſolchen edlen Empfindungen dauerte er ſeine ſchmerzhafte und langwierige Krankheit aus, bis ſich endlich die Stunde unvermerkt näherte, welche die letzte eines ſo glücklichen Lebens ſeyn ſollte. Sein Haus war beſtellt; die Pflichten waren erfüllt, welche er der Zeitlichkeit noch ſchuldig war; und die Hoffnung einer frohen Ewigkeit begeiſterte ſeine Bruſt zu mächtigen Entſchlüſſen, welche durch menſchliche Empfindungen nicht geſchwächt, ſondern nur zärtlicher und rührlicher gemacht wurden. Die fehlſchlagende Erfüllung ſo vieler mit Entzückung überrechneten Glückſeligkeiten, welche mit dem ſüßen Vaternamen verbunden ſind, und bey dem Anblick einer liebenswürdigen Gattinn von neuem entſtehen, erhielt zwar von ſeiner Zärtlichkeit eine heimliche Zähre. Sie würde aber heißer gefloſſen ſeyn, wenn nicht die göttliche Weisheit ihre Prüfung vollendet, und einen Augenblick zu ſeiner Auflöſung erwählt hätte, in welchem ihn Gemahlinn und Kinder der Ruhe überlaſſen hatten. Eine harte, aber unendlich ſchätzbare Wohlthat für denjenigen, welcher den Werth ſeines Lebens, als Freund, als Vater, als Gemahl empfunden, und jetzt Alles ruhig zu verlaſſen wünſchet!

Sanft neigte er ſein Haupt den Seligkeiten entgegen, welche die Religion nur Chriſten entdeckt und verſichert, wenn die Zukunft ihre nächſten Entwickelungen den kühnſten Muthmaßungen der Weltweiſen verhüllet. Seine letzten Worte floſſen aus der erhabenen Andacht und aus dem liebreichen Vertrauen auf ſeinen Erlöſer, welchem ſeine Leidenſchaften geheiligt waren. Eine

feyer-

feyerliche Stille beförderte seine letzte Ruhe, und klärte seine Seele zu gröſsern Betrachtungen auf, welche jetzt seinen unsterblichen Geist erweitern sollten. Eben dieſes zärtliche Auge, worin sich seine ganze Seele seinen Freunden beständig entdeckte; eben diese offne Stirn, womit er sie bewillkommte, zeigte sich in dem Schlummer, welcher ihn jetzt zur ewigen Ruhe bringen sollte. Seine erkalteten Lippen und Hände drückten noch Liebe und Andacht aus. Und die Natur, welche die Züge der Menschen nach ihren Neigungen bildet, verlieſs auch ihre Arbeit in diesem letzten Augenblick nicht. Man entdeckte noch in seinem erblaſsten Angesicht einen Theil der Seele, welche ehemals diesen Körper bewohnt, und man konnte ihn nicht ansehen, ohne zu empfinden daſs diese Seele und dieser Körper dermaleinſt wieder vereiniget werden müſsten.

So starb, o Philokles! dieſer Liebling der Natur, so groſs, und doch so zärtlich! so glücklich in seinem Leben, und doch so gelaſsen im Tode! Es gehöret vielleicht nur ein gemeiner Entschluſs dazu, ein Leben zu fliehen dessen weiteste Aussichten dem trüben Auge lauter finstre Gegenstände zeigen, und den ganzen Horizont mit einer Mitternacht bedecken wo die Hoffnung nirgends den Tag aufgehen sieht; wer aber nahe vor der Aernte seiner redlichsten Bemühungen stirbt, wer eine vortreffliche Anlage und groſse Entwürfe zur allgemeinen Glückseligkeit mit seinem Tode vereitelt sieht, wer aus der kummervollen Besorgniſs der Armen, aus den Thränen einer würdigen Freundinn, aus dem zärtlichen Jammer hoffnungsvoller Kinder, und aus dem traurigen Ernste seiner besten Freunde, die Gröſse seines eignen Verlustes mit einer so sanften als unruhigen Ueberzeugung vorher sieht: der wird auch bey dem vollkommensten

Entſchluſſe ſeine Ueberwindung nicht ohne Thränen vollführen. Und mit einer ſo menſchlichen Groſsmuth legte er ſein Haupt zur Ruhe, zur Ruhe auf die Erinnerung ſeines rechtſchaffenen Wandels, und auf den Glauben, ſelbigen durch das unendliche Verdienſt eines göttlichen Erlöſers mit ſich aus dieſer Sterblichkeit zu retten. Sanfter, gröſter und ſeligſter Augenblick, wo ein ſolches Andenken, eine ſolche ſelige Hoffnung, ein ſo edles Gefühl unſer Herz beruhiget, und die letzte Bewegung deſſelben gleichſam der unmittelbare Anfang einer ewigen Seligkeit iſt!

Gebeut, o Sterblicher, deinem Wunſche, und laſt dieſen prächtigen Augenblick, dieſe Morgenröthe ewig heitrer Tage vor deinen Augen vorübergehen! ſchaffe ihn, und laſs ſeinen göttlichen Glanz ſchon jetzo die Nächte erheitern, welche du einſam, bekümmert und troſtlos verweineſt: ſo wird die Freude, dieſe ewige Gefährtinn der Schöpfung, deine lange ſchwermuthsvolle Zärtlichkeit zu ſeligern Empfindungen ſtärken; ſo werden deine Neigungen, von mächtigen Leidenſchaften getrieben, ſich allein nach einer ſolchen wahren Glückſeligkeit beſtreben; ſo werden ihre Schmeicheleyen die Laſter nicht in den Geſichtspunkt der Tugend ſtellen können, wenn du ſie aus dem Glanze der letzten Stunde betrachteſt; ſo wird dein Stolz nichts, als den Triumph dieſer groſsen Stunde verlangen.

Lehrer der Menſchen! ſchwächet dieſen edlen Ehrgeiz, dieſe Vorempfindung einer ewigen Wolluſt nicht. Ihr entziehet euren Freunden einen Theil ihrer Seligkeit, wenn Ihr uns ohne Unterſchied dieſe Stunde, als die fürchterlichſte unter allen, als ein Gedränge von Angſt, Verleugnung und Zaghaftigkeit vorſtellet, und

die

die gänzliche Erstickung aller menschlichen Neigungen und Leidenschaften, als ein nothwendiges Opfer verlanget. Betet den sterbenden Helden in die Flammen verheerter Städte; laßt die Thränen der Mutter und das Blut hoffnungsvoller Jünglinge, welches für seine Thorheit geflossen, sein jetzt erweichtes Herz mit Schaam und Reue erfüllen; laßt den Tyrannen die segnende Thräne der Unschuld, welche noch zuletzt für seine Besserung floß, erschrocken wieder bemerken, und ihn unter der Last unersetzter Verwüstungen seufzen; laßt dem späten Mitleiden des sich so glücklich schätzenden Bösewichts die liebenswürdige Tochter, welche seine mißbrauchte Redlichkeit, seine unwahrscheinlichen Meineide und der Mißbrauch des edelmüthigsten Vertrauens, dem Vater zum Fluch und der Mutter zum Jammer gemacht, mit ihren unschuldsvollen Neigungen erscheinen, und die Rettung ihrer Seele von der seinigen fordern; laßt den unerbittlichen Minister das Gebet der verachteten Demuth öffentlich suchen, und zu seiner Zerknirschung finden; laßt den stolzen Freygeist sich in der abscheulichen Einöde wahrer Verdienste wüthend herumwälzen; laßt seine eigenen Mitschuldigen seiner Buße in der letzten Stunde spotten, und ihn über seine Thorheit in Gegenwart derjenigen erheben, deren Ermahnungen sonst sein Sport gewesen; laßt die geschäftige Eitelkeit in ihrem Putzzimmer, von allen Anbetern verlassen, das ganze Nichts ihres Lebens in ihrem geängsteten Gewissen überrechnen, und von ihrem Nachttisch einen Blick auf die entsetzliche Ewigkeit werfen; laßt den unersättlichen Geiz sein sauer erworbnes Gut seinen Kindern entziehen, und die Tempel, welche er im Leben beraubt, im Tode zu Hehlern seiner Diebstähle machen: nur stürzet den rechtschaffenen Christen nicht von der heitern Höhe herunter, welche er entweder un-

ter

ter der Last seiner Bürde kümmerlich erstiegen, oder von dem Throne betreten, welchen glückliche Neigungen dem Himmel entgegen gebauet haben. Seine Seele fühle die ganze Süßigkeit, welcher eine vortreffliche Gemüthsart fähig ist. Seine Brust umschließe in ihren Empfindungen den Himmel, und sein Glaube heilige die Rechtschaffenheit seines Wesens: so wird er sterben, o Philokles! wie unser Freund gestorben, welchen dermaleinst keine Engel, sondern freundschaftliche Neigungen und Empfindungen den ewigen Umarmungen seiner Freunde entgegen führen werden. Könnte ich mit einer angenehmern Vorstellung schließen?

Unter-

Unterthänigſte Vorſtellung und Bitte

Mein

Joſeph Patridgen, Generalentrepreneur der Winterquartiersluſtbarkeiten bey der Hohen Alliirten Armee.

praef. den 12 Jan. 1760.

in puncto des Abzugs von 1 p. C.*)

Durchlauchtigſter Herzog,
Gnädigſter Fürſt und Herr!

Euer Hochfürſtlichen Durchlaucht haben zwar endlich Dero Hauptquartier verändert. Allein meine Umſtände ſind

*) Dieſes feine und launicht gewandte Compliment an den Herzog Ferdinand von Braunſchweig ſchrieb Möſer, welcher ſich damal als Landesdeputirter bei der Alliirten Armee aufhielt, in wenig Stunden. Hier ſind einige Anmerkungen zum beſſern Verſtändniß des Aufſatzes. Krofdorf hieß der Ort, wo der Herzog im damaligen Winter eine lange Zeit hindurch ſein Hauptquartier hatte. Dillenburg ward den 10 Janner 1760 eingenommen, und damit der Feldzug beſchloſſen. Den 12 Jänner war des Herzogs Geburtstag. — Die kleine Schrift wurde zuerſt in Quart, mit lateiniſchen Lettern, auf 1 Bogen gedruckt, nur am Geburtstage vertheilt zu werden; nachher „Bremen, bey Cramer. 1777," 20 Seiten in 8.

sind dadurch noch nicht viel gebessert, und der heutige Tag, als der letzte worauf sich alle meine Hoffnung gründete, scheint mir, als dem Generalentrepreneur der Winterquartiersluſtbarkeiten, noch nicht sehr viel zu versprechen. Inmittelſt geht mir alles was ich voriges Winter mit meinem sauren Weine in Münſter erworben habe, wieder drauf, da ich zwey Prinzessinnen, einen König, ja was noch mehr ist, einen Staatsminister, und noch ein paar andre dergleichen kostbare Personen, welche an dem heutigen Tage eine Oper, ein Trauerspiel, eine Pantomine, und eine Comödie spielen sollten, umsonſt verschrieben, und theuer zu unterhalten habe. Die Prinzessinnen haben mir schon etlichemal entlaufen wollen, als Eure Hochfürstl. Durchlaucht auf einem bloſſen Strohsack schliefen, und unser Wirth in Kresdorf sagte, daß andre ehrliche Leute, welche dieſes nicht so gewohnt sind, sich wohl mit der Erde behelfen könnten. Ich war willens, dorten meine Redouten wieder zu eröffnen: allein der Hauptsaal in diesem unwürdigen Hauptquartiere hielt keine acht Fuß ins Gevierte; und wenn ich nicht irre, so bewohnten Euer Hochfürstl. Durchlaucht selbſt einen welcher noch etwas kleiner war. Nach der Küche zu urtheilen, wornach ich gemeiniglich mein Augenmaaß zu nehmen pflege, mußte er wenigstens sehr schlecht seyn. Mylord . . . . besuchte uns einigemal, und er hätte gern mit der Prinzessinn Isabelle allein gesprochen. Wir hatten aber leider nicht so viel Raum und sie war recht beschämt, ihn nicht in ihr Closet führen zu können.

Was mir am mehrsten zu Herzen geht, sind die vergeblichen Kosten, welche ich an meine Opernmaschinen und andre Dinge gewandt habe, die nun gar von keinem Gebrauch seyn werden. Eine Paſtete von

papier

papier maché doré et verniſſé par Martin, ein prächtiger welſcher Hahn welchen Jupiter in die Paſtete rut, eine tapezirte Mauſefalle von Crebillon Fils, ein ſchöner blauer Himmel mit gemalten Gracn, eine ordentliche Seeſchlacht und mehr als dreyhundert Ellen nagelneuer Wellen, ein Sturm couleur de Pompadour, eine Sonne die im Meere unterging von le Brun, die Siegesgöttinn auf einem ſechsſpännigen Wagen von engliſchen Pferden gezogen, ein Wintercampement von Zucker mit kleinen Lauriers, und in der Mitte, anſtatt der Pyramide, Dillenburg, zum Deſert; allerhand Arten von Cremes a la Glace natürlich, und mehrere Koſtbarkeiten, welche mir auf Höchſtderoſelben Geburtstag faſt eben ſo viel als eine Fourageentreprife einbringen ſollen, ſtehen und liegen jetzt da, wie alte Familienſtücke, welchen der Enkel, da ſie Niemand kaufen will, noch aus Gnaden ein Plätzchen auf dem Heuboden gönnet.

Bey dem allen bin ich aber doch noch ſo glücklich geweſen, daß der Dichter, welcher mir meine Opern, Trauerſpiele ꝛc. verfertigt, wider alles Vermuthen gar kein Geld für ſeine Arbeit nehmen wollen. Die Stücke, ſagte er, ſollen doch am Geburtstage und zur Ehre des Herzogs aufgeführt werden, und das Lob dieſes Herrn wird mir ſo leicht, und meine eigne Freude hierbey iſt ſo groß, daß ich mir ein Gewiſſen daraus machen würde, dieſe angenehme Mühe nicht umſonſt zu übernehmen. Gleichwohl war ſeine Arbeit, meines Ermeſſens, nicht uneben. Wenigſtens wußten unſre Prinzeſſinnen die letzte Scene in dem Luſtſpiel, der Abſchied genannt, mit einer ſo rührenden Mine herzuſagen, daß Euer Hochfürſtl. Durchlaucht gewiß mehr als eine Urſache haben, meinen wenigen Verdienſt zu bedauren. Hier iſt die Scene ſelbſt . . . Das allerliebſte

liebſte Fräulein! . . . wie manche kleine ſüße Thräne fiel nicht mit darunter!

Nur dieſe Zähre noch, und dann auch keine mehr!
Dein Abſchied, Wertheſter, fällt mir ſchon minder ſchwer.
Mein Herz, ſo ſchwach es war, fuhlt ſeine Kräfte wieder,
Und legt die größte Furcht, bey Gottes Führung, nieder,
Die uns den Herzog gab. Der wacht für dich und mich,
Für uns und unſer Land; und Ihm vertrau ich dich,
Dich, meine Seele, an; und traue nicht vergebens,
Sucht Gott uns wieder heim, und ſchont nur Seines Lebens.

Doch ſey auch, Theureſter, ſtets wo du kannſt, um Ihn.
Du magſt mir, ganz für Ihn, dein Herz ſo lang entziehn.
Hab' ich doch oft, um Gott für dieſen Held zu bitten,
Ein gleiches Ungemach an meinem Theil erlitten.
Und wann ſich die Gefahr dem lieben Fürſten naht:
O ſo . . . ich zittre ſchon . . .; doch iſt kein andrer Rath,
So laß von meinem Blut aus deinem Herzen fließen,
Und rett' Ihn! Werd' ich dann dereinſt das Glück genießen,
Den Held, durch dich bewahrt, zu wiſſen und zu ſehn:
So ſoll mein zärtlich Herz Ihm ſeinen Dank geſtehn
Für dieſen deinen Ruhm; und meine Thränen ſollen
Vor Freuden und vor Dank auf deine Wunden rollen.

Für mich ſey unbeſorgt: du ſiehſt, ich faſſe mich.
Vergiß zu deiner Ruh, vergiß, ich bitte dich,
Daß hier in dieſer Bruſt ein zärtlich Herz geſchlagen,
Das Muth genug gehabt, dein Leben ſo zu wagen:
Ein Leben, das wohl nie ſo ſehr geliebet ward.
Doch Ferdinand verdient ein Opfer dieſer Art.

Was

Was rühret dich? Sieh es nicht, daß dieſe Thräne fließet,
Es war die letzte noch. Mein Geiſt, der ſich entſchließet,
Iſt noch nicht völlig ſtark ... doch ach! .. nimm dieſen Kuß ...
Die Liebe hat ihr Recht ... Du ſtehſt zurück? ... ich muß.
Ich muß. Nun iſt er fort; ich darf alleine weinen,
Und mit dem größten Muth den größten Schmerz vereinen.
Doch, Himmel, ſegne nur das, was der Herzog thut!
Wenn dann mein Liebſter einſt an meiner Seite ruht:
So ſoll der Liebe Macht mich nie ſo ſtark verbinden,
Um nicht den Dank für Ihn zugleich mit zu empfinden ...

Das arme gute Kind ſah ſo betrübt haben aus, daß ich es wohl glauben will, wie es ihr einige Mühe gekoſtet, ihren lieben Officier zwey Minuten zu vergeſſen, um für Euer Hochfürſtl. Durchlaucht zu beten. Daß ſie aber auch eben in der Brautnacht an den Dank für ſeine Erhaltung denken will, dieſes erforderte zum Beweiſe noch wohl etwas mehr als ein ſüßes ehrliches Auge.

Ich habe dem Dichter eben dieſen Einwurf gemacht, und ihn beſchuldigt, daß er hier die Wahrſcheinlichkeit ein wenig verletzt, und vielleicht noch nie erfahren hätte, wie einem jungen Fräulein in ſolchen kritiſchen Umſtänden zu Muthe wäre. Allein ſeine ſtolze Antwort war, wie er es lediglich auf Euer Hochfürſtl. Durchlaucht Empfindung ankommen ließe. Nun habe ich zwar vorigen Winter auf meinen Redouten Höchſtdieſelben oft als den beſten Tänzer bewundert; allein die beſtändigen Sorgen, das ewige Wachen, daß

harte Lager, die unendlichen Beſchwerlichkeiten, welche längſt einen Grenadier zu Grunde gerichtet haben würden, laſſen mich ſehr zweifeln, daß dieſes Urtheil mit der ſonſt gewöhnlichen Einſicht abgefaßt ſeyn werde, weil nothwendig eine Erfahrung dabey zum Grunde gelegt werden muß.

Gleichwohl mußte der Dichter eine gute Kenntniß der menſchlichen Gemüther haben. Denn er hatte mir in einem Nachſpiel die wichtige Rolle des Harlekins vertraut, und meinen Charakter vollkommen getroffen, wenn er mich darin ſingen ließ:

Komm Grebel, laß die Helden kriegen,
Laß Ferdinand und Friedrich ſiegen,
Ich kuſſe dich; und denke:
Soll es gekrieget ſeyn,
So ſeys mit dir allein,
Wo nicht; doch in der Schenke.

Der Herzog mag ſein Leben wagen,
Sich Tag und Nacht mit Sorgen plagen,
Ich trinke eins; und denke:
Soll es geſtorben ſeyn:
So ſeys ein Stückfaß Wein,
Worin man mich ertränke.

Den Erbprinz mag ſein Muth verleiten,
Die Ruh zu fliehn, und nur zu ſtreiten,
Ich ſchlafe gern, und denke:
Der Ruhm, ein Held zu ſeyn,
Wiegt ihn ſo ſanft nicht ein,
Als mich ein gut Getranke.

Der Wunſch, die Feinde zu beſiegen,
Mag unſers Herzogs Heer vergnügen:
Ich wünſche nichts, und denke:
Hab' ich dich, Brot, und Wein,
So ſey das Grab nicht mein,
Worin man mich verſenke.

Nolo,

Nolo, nolo Caeſar eſſe! ich mag nicht Herzog ſeyn! Den Sommer über ließ ich es gelten. Denn ſo viel ich muthmaßen kann, mochte nach dem Siege bey Minden ein Glas Wein vortrefflich ſchmecken, und der Anblick ſo vieler niedlichen Mädchen, welche Euer Hochfürſtl. Durchlaucht aus allen Fenſtern Glück wünſchten, keinem Römiſchen Triumph etwas nachgeben. Allein im Winter den Krieg ohne Ball, ohne Concert ohne Redoute und ohne Komödie zu führen, und, um alles mit einem Worte zu ſagen, mir gar kein Verdienſt zu gönnen, dieſes finde ich recht Gothiſch. Wie ich vorigen Sommer in Paris war, um meinen neuen Hut recht a l' ecuyere faſſen zu laſſen, fragte mich ein braver ehrbarer Bürger, ob der Rhein eine Brücke wäre, weil Euer Hochfürſtl. Durchlaucht ſo trocken herübergekommen. Allein wenn ich jetzt dahin käme, und er von dieſem Winterkriege hörte: ſo würde er ſich leicht einbilden, daß die Flüſſe in Deutſchland beſtändig gefroren wären, weil ſo gar kein Unterſchied mehr unter Sommer und Winter gemacht wird.

Ich habe alle Officiere von der Armee im Vertrauen gefragt, ob ſie nicht endlich einmal wünſchten, ihre Mühmgen wieder zu beſuchen. Der Engländer antwortete mir: God dam you Joſeph. Der Preuſſe ſagte, er wäre zu Allem gewohnt, und mache ſich nichts daraus. Der Hannoveraner hieß mich ein Glas Wein auf eine gute Wintercampagne trinken. Der Heſſe verfluchte den Gedanken, welcher einem Wunſche, wie dem meinigen, ähnlich ſähe. Der Braunſchweiger ſagte lachend: wo unſer Erbprinz bleibt, da bleiben wir auch; und alle Huſaren und Jäger waren der Meynung, daß Vallam . . . . . kein Winter ſo ſtrenge

ſeyn würde, worin ihnen das Geblüt erfrieren ſollte. Ich dachte bey mir ſelbſt, die guten Leute haben bey ihrem Raubfutter den Geſchmack der petits patés völlig verloren, und wenn ich die Gnade hätte, Euer Hochfürſtl. Durchlaucht wahre Meynung zu vernehmen: ſo wüßte ich gewiß, daß ein heimlicher Seufzer über das Ungemach ſo vieler braven Cameraden dem Helden entwiſchen und den Menſchenfreund bezeichnen würde.

Inzwiſchen ſehe ich aber doch noch keine Gelegenheit, meine Dominos, deren ich über hundert neu machen laſſen, mit einigem Vortheil zu vermiethen. Wenn ſie zu Wachstöcken dienen könnten: ſo wäre ich verſichert, durch Höchſtderoſelben gnädige Fürſorge mein Glück zu machen. So aber ſcheint es wohl, als wenn mir das Carneval nicht einmal ſo gut, wie einem Domherrn das Faſten, bekommen werde; ich bin darüber recht bekümmert; und glaube faſt, wenn ich an dem heutigen Tage etwas anders als Freude empfinden könnte, ich würde die erſte ernſthafte Ueberlegung in meinem Leben machen. Das Einzige, was mich noch aufrichtet, iſt ein Vorſchlag, welchen ich dem lieben Gott dieſen Morgen gethan habe, und worüber ich die Beſtätigung alle Augenblick erwarte. Er beſtand darin, daß er mich zum Großzahlmeiſter aller Wünſche machen möchte, welche heute für Euer Hochfürſtl. Durchlaucht Wohlſeyn geſchehen. Wenn ich hierunter erhört werden ſollte: ſo zweifle ich nicht, Höchſtdieſelbe werden mir einen geringen Abzug von 1 pro Cent erlauben; ein ſo kleiner Abzug wird bey der Menge unmerklich, für mich aber ſo hinlänglich ſeyn, daß ich nicht nöthig haben werde, das

Glück

Glück andrer Zahlmeiſter zu beneiden, und meinen jetzigen Schaden zu bedauren.

Mit dieſer Hoffnung habe ich die Ehre, in tiefſter Ehrfurcht zu beharren

Euer Hochfürſtl. Durchlaucht

Marburg d. 12 Jan. 1760.

unterthäniaſter Knecht

Joſeph Patridge.

Harlekin

oder

Vertheidigung des Groteſke-Komiſchen. *)

Anch' io ſon Pittore.

Vorbericht.

Der groſſe Trieb, welchen alle Menſchen haben der Welt öffentlich zu ſagen daß ſie Thoren ſind, verleitet mich

*) Zuerſt gedruckt „1761." 80 Seiten in 8. darauf „Bremen, bey Cramer, 1777." 96 Seiten, klein 8. — Die Anmerkungen ſind vom Verfaſſer ſelbſt.

mich eben nicht ein Schriftſteller zu werden. Ich habe dieſe allgemeine Schuld der Natur vor meinem ſiebenzigſten Jahre ſchon bezahlt. Allein das Vergnügen, auch in meinem hohen Alter kein Sonderling zu ſeyn, und vor Andern etwas klügers zu ſchreiben, hat daran einen deſto gröſsern und gerechtern Antheil. Mochten nur auch meine Leſer nicht zu viel Vernunft darin finden! Dieſes würde mir ſonſt um ſo viel näher gehen, je gröſsere Mühe es mir gekoſtet, dieſer Krankheit der Alten zu entgehen. Vielleicht ſind andre Schriftſteller hierin glücklicher; ich aber muſs zu meiner eignen Schande geſtehen, daſs es mir manchen ſchwermüthigen Augenblick gekoſtet, als ein erträglicher Narr zu erſcheinen. Allein ich will mich hier der ſo rühmlich überwundnen Zeiten nicht wieder erinnern. Der Wunſch, ſolche von neuem zu überleben, möchte ſonſt meine gegenwärtige Beruhigung ſchwächen. Wenn ich nicht irre, ſo wollte ich eine Vorrede ſchreiben. Meine Leſer werden es aber meinen Jahren verzeihen, daſs ich es vergeſſen hatte.

* * *

Die Herren Gelehrten mögen bisweilen ſeltſame Einfälle haben. Denn in der Zeit, daſs Kaiſer, Könige, Fürſten, Grafen, Freyherren, Ritter, Räthe, Kaufleute, Handwerker, und welche ich hier billig zuerſt nennen ſollen, Frauenzimmer und Geiſtliche, ſich vor meiner Schaubühne einfunden, und mir ihren unverdächtigen Beyfall durch ein offenherziges Lachen bezeugen; in der Zeit, daſs der Biſchof ſeine Gemeinde, der Staatsminiſter ſeine neuen Vorſchläge, der Feldherr ſeine Schlachten, und der alte ehrliche Sancho Panſa ſeine Statthalterſchaft bey mir vergaſst: ſo ſitzt

der unerbittliche Gelehrte in seinem geerbten Lehnstuhle, wie der Kaiser auf einem alten Reichsstädtischen Groschen, und rechnet nach Gründen aus, ob meine Vorstellungen gefallen können, oder nicht?

Eine so vergebliche und doch beleidigende Arbeit würde meine ganze Familie, eine der ältesten und zahlreichsten, welche sich zu Bergamo und vielleicht in der ganzen Welt befindet, in Waffen bringen; wenn uns nicht unser Ahnherr, welcher als ein vorsichtiger Mann allem Unheil unter seinen Nachkommen vorbeugen wollen, in seinem letzten Willen ausdrücklich und wohlmeynend befohlen hätte, überhaupt aller Gelehrten, um unsrer nahen Verwandtschaft willen, zu schonen, und gegen ihre spitzigen Federn bloß mit unsern holzernen Säbeln zu fechten.

Ob wir aber gleich solchergestalt zu unsrer Nothwehr nur ein sehr stumpfes Werkzeug haben: so mögen diese Herren dennoch glauben, daß man denjenigen nicht völlig ungestraft beleidige, welcher die Ehre hat in seiner Allerchristlichsten Majestät Besoldung zu stehen *), und von Haus aus der klügsten Nation und einer Familie anzugehören, welche ihren stifts- und turnierfähigen Adel bey allen Deutschen Domstiftern besser als Cäsar und Pompejus erweisen kann **).

Es

*) Herr Carlo Bertinazzi, ordentlicher Harlekin Sr. Allerchristl. Majestät, genoß einer jährlichen Besoldung von 8000 Pfund.

**) Pietro Maria Chechini, mein Ur-Ur-Ur-Ur-Ur-Vater, ist, wie bekannt, als der beste Harlekin seiner Zeit vom Kaiser Mathias geadelt worden. S. Riccoboni hist. du théatre Ital. im 6. Abschnitt. Der in den neuern Zeiten vom König August geadelte Costantini ist nicht von unserm Geschlechte, wie Einige behaupten wollen.

Es würde mir ein Leichtes seyn, nicht allein von dem königlichen Leibarzt, Herrn Du Moulin, sondern auch von der ganzen Pariſiſchen Fakultät ein beglaubtes Zeugniß beyzubringen, daß noch Niemand ſeine Abendmahlzeit übel verdauet hätte, welcher mein geringes Auditorium mit ſeiner angenehmen Gegenwart zu beehren ſich gefallen laſſen. Und wenn meine Kollegen, welche die Tugenden und Thorheiten der Menſchen in prächtigern oder feinern Geſtalten aufzuführen berufen ſind, einigermaßen unparteyiſch ſeyn könnten: ſo würden ſie gewiß ſelbſt geſtehen müſſen, daß ihre tragiſchen Prinzeſſinnen nur um deswillen ſo oft von einer allzeitfertigen Kolik befallen werden, weil die vorhandenen wenigen Zuſchauer, mit Einſchluß ihrer Anbeter und Partenaänger, nicht zureichen wollen den Aufwand der Lichter zu bezahlen.

Allein meine Ehre leidet es ſo wenig wie meine Abſicht, mir auf fremde Koſten ein abſtechendes Anſehen zu geben, oder die Verdammung meiner Freunde als ein günſtiges Vorurtheil für meine Geſchicklichkeit anzuführen: ungeachtet die größten Naturforſcher durch die Bemerkung der Wirkungen, als den ſicherſten Weg, zu allerhand artigen Syſtemen gelangen. Ich will vielmehr mit derjenigen aufrichtigen Beſcheidenheit, womit ein angehender Dichter ſeine Gönner, die öffentlichen Herren Kunſtrichter, in der Vorrede zu hintergehen ſucht, ſowohl der Oper als dem Trauerſpiel, ſowohl der eigentlichen Komödie als dem rührenden Luſtſpiel, einen Vorzug einräumen welchen ihre glücklichen Verfaſſer für ſich und ihre wahren Erben, nun und zu ewigen Tagen, mit oder ohne Recht, gegen mich und die Meinigen überall, wo es nöthig iſt, verfolgen mögen. Ich will hiermit vor Jedermann, dem es zu

wissen nöthig ist, öffentlich bekennen, daß die Bezauberungen der Oper ein gegründetes Recht haben unsre Augen und Ohren zu ergetzen; daß die Majestät des Trauerspiels, wenn der Geist eines Cato unter der Last seines Schicksals arbeitet, oder Zaire weint, den Zuschauer auf eine angenehme Weise rühre und erhebe; daß die Terenzische und Molierische Komödie ein recht gewürztes und wohlthätiges Lachen erwecke; und daß endlich das rührende Lustspiel alle Reizungen einer wohllebenden, zärtlichen und tugendhaften Schöne besitze, welche die Empfindungen ihrer Liebhaber veredelt. Ja, ich will meinen Vorstellungen so gar den Namen einer Komödie freywillig vergeben, wenn Einige mit dem strengen Herrn von Chassiron*) diesen gleichgültigen Titel einzig und allein denjenigen komischen Vorstellungen zueignen wollen, welche so glücklich gewesen sich in den alleinigen Besitz desselben zu setzen. Allein dieses muß ich mir dagegen mit aller Demuth ausbitten, daß man mir, in der Ordnung nach ihnen, wenigstens denjenigen Rang vergönne welchen meine Vorfahren von undenklichen Jahren ziemlich ruhig behauptet haben. Ich schmeichle mir, in der besten komischen Welt ein nothwendiger und angenehmer Bürger zu seyn; und hoffentlich wird man mich auch nicht aus einer andern Welt verbannen, worin so viele Thoren zum größten Dienst der Weisen geduldet, ja selbst die Helden welche so manches fromme Christenkind mit ihren scharfen Säbeln ums Leben bringen, nicht allein ehrlich begraben, sondern wohl gar vergöttert werden.

Wenn

*) S. Réflexions sur le comique larmoyant par Mr. de C . . Treforier de France, Conseiller au Présidial de la Rochelle etc. Er spricht dem Weinerlich-Komischen den Namen der Komödie ab.

Wenn die komische Oper, welche sich eine Zeitlang alles Beyfalls in Rom, Paris und Potsdam bemächtigt hatte, mit gleicher Bescheidenheit gehandelt, und sich mit dem Range eines Zwischenspiels, welcher ihr unstreitig zukam, befriedigt hätte: so würde sie gewiß den Neid ihrer Mithuhlerinnen versöhnt, und nicht beständig zu ihrem Untergange gesiegt haben. An dem Titel Komödie ist mir ohnehin wenig gelegen. Es schadet einer schönen Polonoise nichts, daß sie nicht die Ehre hat Menuet zu heißen; und manche Blume ist an einer Doris Busen ganz stolz verblühet, deren Geschlecht vom Ritter Linne' niemals bestimmt worden. Meine komischen Vorstellungen mögen künftig immer Harlekinaden heißen, und meinen Namen, so wie ehemals eine Pflanzstadt ihren Stifter, verewigen. Vielleicht ist es mir auch weit rühmlicher, ein eigenes Thier in meiner Art zu bleiben, als wie der Löwe zum Katzengeschlecht gezählt zu werden.

Diese meine aufrichtige und jedem Redner gegen seine vorgesetzte kritische Obrigkeit wohlanständige Demuth erlaubet mir aber nicht, denen zu schmeicheln welche die komischen Vorstellungen bloß auf die eigentliche Komödie und höchstens auf das rührende oder sogenannte weinerliche Lustspiel einschränken wollen. Die Sphäre des menschlichen Vergnügens läßt sich noch immer erweitern, und der besondre Geist der Engländer hat zu unsern Zeiten selbst in krummen Alleen neue und mehrere Vollkommenheiten, als in den ewig einförmigen und beständig in einer Linie fortgehenden Lustgängen gefunden, wovon man bey dem ersten Eintritt die ganze monotonische Einrichtung erräth, das Ende immer vor Augen hat, und endlich mit der größten Langeweile erreicht. Die Natur ist unerschöpflich an Gestalten, worin sie

ihre

ihre Reizungen den begierigen Augen verschwendet, und Sitten und Leidenschaften sind eben so mannichfaltig, als die unterschiednen Menschengesichter.

Wenn ich also auch gleich kein Redner für meine eigne Sache wäre: so würde mich dennoch ein bloßes warum nicht? womit Fontenelle so viele unentdeckte Welten bevölkert, von der Möglichkeit mehrerer komischen Arten überzeugen. Ich will hier nicht untersuchen, ob die fürchterlichen Alten eine andre Art, als die Terenzische, gekannt haben. Sonst ließe sich vielleicht aus einigen Scenen des Aristophanes und Plautus zeigen, daß diese großen Meister, eben wie Terenz und Moliere, von meinen Vorfahren manche schöne Stellung geborgt, und solche mit ihren geschickten Pinseln originalisirt hätten. Vernünftige Leser werden mir ohnedies glauben, daß den Satyren, diesen ersten Schauspielern der Griechen, der Bocksfuß nicht edler, als mir mein buntschäckiges Kleid gestanden, wozu alle Stände in der Welt, sowohl geist- als weltliche, ihre Läppchen hergegeben haben. Ist aber Jemand so ungläubig, daß er auch hieran zweifeln und die Regierung Harlekins des Ersten in ein späteres Jahrhundert versetzen wollte: so muß ich denselben, zu seiner bessern Belehrung, an den grundgelehrten Herrn Magister Stifelius jetzigen Prof. extraord. verweisen, welcher den verlornen Theil von Aristoteles Dichtkunst, worin er meinen Vorfahren ihr gebührendes Recht wiederfahren lassen, durch einige nicht unglückliche Vermuthungen guten Theils wiederhergestellt hat.

So viel bleibt inzwischen gewiß, daß die Natur der komischen Malerey weit mehrere Arten, als die vor-

vorhin angeführten, erkenne, und dem eigennützigen Zwange zuwider ſey, womit ihre beiden angeblich erſtgebornen Töchter die Fruchtbarkeit ihrer Frau Mutter bisher verhindert haben. Meine Leſer dürfen ſich nur an die verſchiednen Gattungen der komiſchen Dichtkunſt erinnern, um ſich hiervon aufs lebhafteſte zu überzeugen. Wie mannichfaltig iſt nicht das Heldengedicht und die Oper in ihrem Geſchlechte? Die Verfaſſer von beiden haben bald aus der höhern Geiſterwelt, bald aus der Helden- und Rittergeſchichte, bald unter den Menſchenkindern, bald unter den Thieren, bald aus den unterirdiſchen Klüften der Gnomen, ihre Perſonen und Schilderungen gewählt, das Kleine ins Große und das Große ins Kleine verſtellt, jetzt ihre Figuren im ſchiefen, jetzt im verzerrten Geſchmack geſchildert, hier dem Silen ein Bocksmaul mit fingerlangen Zähnen, dort dem Bocke ein richterliches Anſehen gegeben, und überhaupt alle in der Nachahmung ergehende Gegenſtände in eben ſo unterſchiednen Arten geſchildert, als die Natur in ihren Werken beobachtet, wo unzählige Stücke zu einer Art, und unzählige Arten zu einem Geſchlecht gehören. Die heroiſch-komiſchen, die komiſchen, die von dem rührenden Luſtſpiel nachgeahmten *), die burleſken, groteſken und Poiſſarden-Opern ſind keinesweges bloſſe Spielarten ihrer Gattung, ſondern eigne fruchtbare Geſchlechter, welche ſich wie die wellenartige Menuet von der ſanften Poloneiſe, und wie das flüchtige Schwäbiſche oder Schottiſche von dem

*) Herr und Frau von Favart ſind die erſten, welche dieſe Art der komiſchen Opern verfertiget. La jeune Grecque iſt eine vortreffliche Probe davon, und dies Stück verliert nichts von ſeinem Werth, wenn es auch von der Fille d' Arillide der Frau von Graffigny nachgeahmt worden.

dem tragi-komiſchen Spaniſchen in ihren Takten und Ausführungen unterſcheiden.

Die Art eines Cervantes und Swift, eines Deſpreaux und Fielding, eines Pope, Zacharia und Duſch, eines Greſſet und Vadé *), eines Scarron, Buttler, Garth, und Voltaire in der Pucelle, gehören zwar zu dem Geſchlecht des Heldengedichts; ſind aber in ihrer Art, wie Klopſtocks Schöpfungen von Homers wirklichen Helden, unterſchieden. Und der mannhafte Don-Quixote würde im Vert-Vert, oder der Mikromegas in Geſellſchaft der Arabella Jermor keine beſſere Figur machen, als der hölzerne Rhinoceros in dem Porzellankabinet zu . . . . . Selbſt Cervantes und Fielding, die von Manchen in eine Klaſſe geſetzt werden, ſind in ihren Arten unterſchieden, indem erſter in der komiſchen Karikatur, letzter aber in den Stellungen nach dem Leben und beſonders in moraliſchen Küchenſtücken ſich gezeigt hat. Und wer nicht die Stücke eines Rubens, Vinkenboom und Watteau zu einer Gattung, oder die Satyren des in ſeinen Zeichnungen ſo vortrefflichen und in den Farben ſparſamen Hagedorn zur Flämiſchen, und die in ihren Farben ſo prächtigen und ſchattenreichen Gemälde eines Young **) und

*) Der liebenswürdige Vadé, Schöpfer des wahren Vaudeville, und Verfaſſer des Heldengedichts la Pipe caſſée, ſtarb zum großen Leidweſen aller guten Geſellſchaften, in den Armen der Wolluſt im 37 Jahre ſeines geſchwinden Lebens. v. Annee litteraire de 1757. p. 350.

**) Wenn Young Fieldings Pinſel genommen: ſo hätte er einen chriſtlichen Don-Quixote gemahlt.

und Haller zur Italiänischen Schule, oder die Harlekine zur Siciliano rechnen will; der muß gestehen, daß in der komischen Malerey, es sey nun daß solche von dem Dichter, dem Maler, dem Schauspieler, dem Tonkünstler, oder dem Tänzer gebrauchet werde, sehr viele unterschiedne Arten möglich sind, die zu einem gewissen eignen Grad der Vollkommenheit gebracht werden können. Ist aber dieses, warum sollte denn der komische Schauspieler, welcher der Natur nachahmt, und in seinen lebendigen Gemälden den Ausdruck des Pinsels, der Feder, der Saiten und des Fußes übertrifft, bloß an zweyerley Arten gebunden seyn? Was kann man für einen Grund angeben, warum die verschiednen Arten der komischen Malerey, welche überall eine so glückliche Mannichfaltigkeit haben, bloß auf der Bühne mißfallen sollten? Giebt es doch im Hirtengeschlecht Trauer- und Lustspiele. Und wenn ich gleich in letztern so wenig, als der Graf von Tüffiere, erscheinen darf: so wird ein jeder Kenner doch empfinden, daß die Einfalt und Unschuld der Sitten, welche dem Hirtengedicht eigen sind, sowohl nach dem Leben als in grotesken Gestalten ausgedrückt, folglich auch hier verschiedne Arten von Lustspielen erfunden werden können.

Ich muß hier eine Note in den Text bringen, welche einen besondern Absatz ausfüllen soll, damit meine eilfertigen Leser sie desto eher überschlagen können. Sie betrifft die Einwürfe, welche man gemeiniglich gegen die Opern macht, und mich gewissermaßen auch treffen könnten, wenn ich sie unberührt auf dem Ansehen der größten Kunstrichter beruhen ließe. Die Oper, sagen sie, ist unnatürlich, obschon Herr Remond von Saint Mard den unglücklichen Beweis des Gegensatzes übernommen. Allein ich meines

Orts

Orts begreife gar nicht, was man mit jenem
wurfe gewinnen wolle. Die Oper iſt eine Vorſte
aus einer möglichen Welt, welche der Dichter nach
nen Abſichten erſchaffen kann, wenn er nur im St
iſt ſelbige dem Zuſchauer glaublich zu machen.
einzige Natur, welche wir in unſrer wirklichen
haben, iſt zu enge für die Einbildung des Dich
und Alles was der Opernſchöpfer von dieſer ohne
entlehnt, zeugt von ſeiner Schwäche. Es würde lä
lich ſeyn, wenn die Opernacteur gleich Adams Kin
ſprächen, indem daraus eine Miſchung verſchie
Naturen entſtehen würde. Die Opernbühne iſt
Reich der Schimären. Sie eröffnet einen gezaub
Himmel; und da die Engel in ihrem ſeligen Aufen
beſtändig ſingen ſollen, ſo müßte die Einbildungsk
desjenigen Operndichters ſehr matt ſeyn, welcher ſe
Gottern dieſe Art des höhern Ausdrucks und die
monie der theatraliſchen Sphären entziehen wollte.
kann alſo der gröſte Lobſpruch den man einer O
oder einem Heldengedicht, welches ſeine eigne Welt
geben kann, eben darin beſtehen daß beide in Ver
chung unſrer Welt völlig unnatürlich ſind. Und in
ſer Abſicht ſagt Pope vom Shakeſpear, daß
letztern beſchimpfe wenn man ihn einen Maler der
tur nenne, da er vielmehr ein Schöpfer neuer Urbi
geweſen *). Aber wiederum zum Text! Kluge
werden ſchon merken, warum ich dieſen Einwur
fremdem Namen vorgebaut habe.

N

*) His characters are ſo much nature herſelf,
it is a ſort of injury to call them by ſo diſtan
name as copies of her. But every ſingle chara
in Shakeſpeare is as much an individual as th
in life itſelf: it is impoſſible to find any two al
S. Popens Vorrede zu Shakeſpears Werken.

Nachdem wir nun solchergestalt dargethan haben, daß noch mehrere als die bisher bekannten Arten der komischen Schauspiele möglich, und nicht gleich unnatürlich sind, wenn sie schon nicht zu dieser Schöpfung gehören: so sollten wir nunmehr billig zu dem andern Hauptabschnitte unsrer Rede übergehen, und mit gleicher Gründlichkeit den unterscheidenden Charakter unserer theatralischen Vorstellungen oder Harlekinaden zeigen. Allein ehe und bevor wir zu diesem wichtigen Werke schreiten, muß ich aus Vorsicht, und damit Niemand an dem Nutzen desselben zweifeln möge, von meinen Lesern eine Probe ihrer Freymüthigkeit fordern, welche sie mir aus Dankbarkeit für mein öffentliches Vertrauen schuldig sind. Diese soll darin bestehen, daß sie ihrem Verstande, ohne daß ich es höre, ganz ins geheim beichten, wie es nur selten, oder doch nicht oft, wenigstens nicht allemal eine Reinigung zur Besserung sey, welche sie der Schaubühne zuführt. Wir müssen zwar, meine Herren Collegen sowohl als ich, vor einigen Leuten welche uns einen Platz auf dem geweihten Kirchhofe versagen, und die auch noch im Sarge liebenswürdige Le Couvreur aus aller Gemeinschaft der Rechtgläubigen verbannen, in allen unsern gedruckten Vorreden behaupten, daß die Besserung der Sitten unsre Hauptabsicht sey. Es ist uns auch wirklich damit gelungen, daß viele von unsern Widersachern theils mit der Versuchung, theils mit den Schauspielerinnen in ein näheres Verständniß gerathen, und unter dem Vorwand einer ihnen wirklich sehr nöthigen Besserung *) selbst

*) Wenn das Beurtheil des Parlaments zu Rennes, wodurch die Väter der Gesellschaft J. . . zu öffentlichen Komödianten erklärt sind, erst durch ein Endurtheil bestätiget seyn wird: so kann ich noch ein mehreres sagen. S. La Gazette eccles. de France de 1757.

selbst vor unsrer Bühne erschienen sind, besonders seitdem das Frauenzimmer einen Arbeitsbeutel mitbringen *), und sein zartes Gewissen damit beruhigen können. Allein wenn man, nach meinem Beyspiel, mit der Wahrheit hervorgehen will: so wird Jeder für sich selbst gestehen müssen, daß die Begierde, sich aufzumuntern und zu ergetzen — ich darf gegen den traurigen Young nicht sagen, eine leere Stunde hinzubringen — die meisten Zuschauer herzuführen pflege.

Ich sehe auch eben nicht, was gegen einen so nöthigen und nützlichen Bewegungsgrund mit Bestande zu erinnern seyn möchte. Wir lieben den Tanz, nicht um unsre Sitten zu bessern, auch wohl immer nicht, um unsern Körper zu bewegen, wie manches junge Herz seinen Verstand gern bereden möchte. Wir hören eine lustige Musik nicht, weil Graun und Pergolesi unsre Herzen bekehren. Nein, wir suchen bloß uns zu besänftigen, zu beruhigen, zu erheitern, und den ermüdeten Geist zu ernsthaftern Pflichten zu bereiten. Selbst das so hochgerühmte Trauerspiel, worin allein die Großen der Erde sich vor dem Schicksal der Niedrigen bücken, schmeichelt unsrer Eigenliebe mehr als es sie bessert; und oft sind solche Gährungen in einem Staatskörper, wobey es gefährlich ist die Majestät nach der poetischen Gerechtigkeit zu bestrafen, oder Schrecken und Mitleiden in solche Herzen zu giessen, welche der Pächter oder Kriegeskommissarius auf eine weit nachdrücklichere Art zum Bluten bringt. Ist es nun aber hier erlaubt, bloß um die heilsame Arzney des Vergnügens zu geniessen, und ohne daß der Nutzen den Ver-

*) Es ist dieses nunmehr auch in den Wochenpredigten zu Paris erlaubt.

Vorrathen führt, sich bisweilen dem Tanze oder der Musik zu überlassen, und ein schönes Gemälde zu lieben: so sehe ich gar nicht ein, warum es mir allein verdacht werden wolle, daß ich das Vergnügen meines Nächsten zu meiner Hauptabsicht erwählt habe. Mich dünkt, die Freude müsse allezeit in einer Welt willkommen seyn, worin nach der Rechnung einiger Algebraisten die Masse des Bösen gegen das Gute wie maximum: minimum steht. Und wer nur einigermaßen bedenkt, wie viel dem Staat daran gelegen, daß ich einen hypochondrischen Minister zu geduldiger Anhörung der Unschuld bewege, einen bedrängten Unterthan in seiner Last ermuntere, eine verdrüßliche Landschaft zu Einwilligung neuer Auflagen bereite, und überhaupt ein wildes Gemüth besänftige, ein niedergeschlagenes erhebe, ein ermüdetes von neuem begeistre, und die erschlaffte Hand eines Autors zu neuen Unternehmungen stärke; der wird handgreiflich finden, daß eine alte Operistinn in der Hofkapelle *), wo sie die Gemüther zur Andacht vorbereiten soll, in ihrer Art lange dasjenige nicht leisten könne, was ich bisher mit allgemeinem Beyfall aller hohen und niedrigen Standespersonen geleistet habe. Ich, und sonst Niemand, kann mich rühmen, daß mehrere Menschen vergnügter von meinem, als jenes Kaisers, Angesicht weggegangen. Und wenn ich meine Sache nach der neuesten Art führen wollte: so könnte ich mit gutem Grunde behaupten, daß ich zur Bevölkerung des Landes mehr als alle unsre Schriftsteller, den Marquis de Mirabeau nicht ausgenommen,

*) Ich nehme die Hofkapelle von Paraguay aus, wo die Einwohner ihre Bekehrung mit einem Tanze angefangen. S. Hist. du Paraguay par le R. P. de Charlevoix.

men, beygetragen, und Ehemänner aufgemuntert hätte welche sonst nach ihren Geschäften aus den tiefsten Gedanken in den tiefsten Schlaf verfielen, indem ich ihre erfrornen Sinne zu neuer Lebhaftigkeit erwärmt, ihre Empfindungen gestärkt, und die zu einem todten Schlaf gewöhnten Glieder zu rühmlicher Verwegenheit begeistert habe, wie meine nach Standesgebühr Allerhöchst-Höchst- und Hochzuehrende Zuschauerinnen, welche, wie die Aurora *) des Herrn von Moncrif, ihre unter dem Beding nicht zu küssen wieder erlangte Jugend so gern und so geschwind verscherzt, mir selbst bezeugen werden.

Ich weiß nicht, ob die weinenden Prinzessinnen, die Helden welche sich so erbärmlich tödten, und andre schöne Grausamkeiten, mir in diesem Stück an die Seite gesetzt werden können; wenigstens kenne ich sehr viele, die das lange Gerippe des Trauerspiels, welches nie seine Gestalten sondern nur seine Trachten verändert, mit einem schläfrigen Ekel angesehen, und den Augenblick mit Ungeduld erwartet haben, worin dieses Gespenst durch mich von der Bühne vertrieben werden. So viel aber ist gewiß, daß meine Spiele und Vorstellungen, welche von mir und meiner Familie, wovon ich nur die Herren Dominique und Gehardi nennen will, geschehen, allemal ein kräftiges und wohlthätiges Lachen erweckt, und manchen Geist welcher ganz

*) Aurora und Titon hatten ihre Jugend unter der Bedingung wieder erhalten, daß ihnen jeder Kuß fünf Jahre kosten sollte. Sie küßten sich darauf einmal, und wurden fünf Jahr älter; die folgende Nacht verloren sie zehn Jahr; und endlich, wenn es wahr ist, die folgende, fünf und funfzig. Glückliche Aurora!

ganz eingerostet war, in eine gemeinnützige Bewegung gebracht haben. Wenn ich also nach meiner gewöhnlichen Unparteylichkeit urtheilen soll: so müssen junge, verliebte, andächtige Heloisen, und andre Personen, zur Zeit wo ihnen eine sanfte angenehme Rührung willkommen ist, das Trauerspiel besuchen; wer sich in einer zur Freude ohnehin ziemlich geneigten Gemüthsverfassung findet, der wird am besten thun sich die Molierischen Komödien zu erwählen; und diejenigen welche heute den Ton der guten Gesellschaft zu hören wünschen, mögen ihre moralische Seele an dem rührenden Lustspiel weiden.

Allein, nun ist noch eine nicht unfruchtbare Art menschlicher Geschöpfe übrig, welche in ihren besten Augenblicken nach meiner Hülfe lechzen. Auch die strengsten Richter werden nicht leugnen, daß sie bisweilen Stunden haben worin sie nicht denken, nicht sehen, und so zu sagen nichts empfinden können, was nicht mit Händen gefühlt werden kann. Es sind Stunden, wo das so sehr gerühmte weise Lächeln unmöglich ist, wo ein allgemeiner Druck von Schwermuth den trägen Körper belastet, und die göttliche Phyllis mit ihren entzückenden Bewillkommungen den steifen Muskeln kaum eine kaltsinnige Höflichkeit auspreßt. Der ermüdete Gelehrte gähnet in seiner Abendstunde, und das junge Herrchen fühlt schon kein Vergnügen mehr die Gefangenschaft des Königs in der tapezierten Mausefalle *) zu lesen; der überlaufene Staatsminister seufzt nach einer Erlösung; und die von einer schweren Mahlzeit aufgehobene Freyfrau ist unschlüssig, ob sie spielen oder in die Komödie gehen will, weil die Fehler ihres Näch-

*) Ah quel Conte! und noch einmal Ah quel Conte! de Mr. *Crebillon* fils.

ſten die vom Plaudern geſchwollne Zunge nicht mehr bewegen können. Die Säure hat ſich aus dem fürſtlichen Magen in die Gegenden des Kopfs gezogen, und die geplagten Hofleute haben ihre ſchlüpfrigen Erzählungen nach alphabetiſcher Ordnung erſchöpft; der Hofnarr, oder vielmehr der Hausherr, welcher deſſen Rolle ſeit einiger Zeit übernommen, käuet am Zahnſtocher, und lobt die Morgenländer, welche ihre Geſellſchaft bey Tiſche mit nackten Gauklerinnen unterhielten, um die gute Verdauung nicht durch ernſthafte Gedanken zu unterbrechen. Solche Menſchen, und überhaupt die große Menge der menſchlichen Geſichter, deren Frühling oft nur ein Gähnen iſt, hat die weiſe und auf Alles bedachte Natur meiner Fürſorge empfohlen. Sie hat mir aufgetragen, den Schlummer der letzten zu vertheilen, ihre Säfte zu verdünnen, ihre Drüſen zu erweichen, und ſie wenigſtens alle Tage eine Minute dahin zu bringen, ſich ihres Berufs in der Welt erinnern zu können. Man denke nicht, daß dieſes auch wohl durch gelindere Mittel erhalten werden könne. Das Gehirn dieſer Leute iſt mit einem zähen Schleim umgeben, und Herr Monnet *) würde gewiß ſeine mannfeſten Freunde aus England verſchreiben müſſen, wenn er ihre Aufmerkſamkeit erwecken wollte.

Es heißt zwar, die Seele des Weiſen lächelt, und der Körper des Narren ſtürmt ein Gelächter. Allein vielleicht iſt dieſe Unterdrückung der guten Natur ein bloßer

*) S. *Fréron* Lettres ſur les écrits de ce tems, T. II. p. 272. Herr Monnet gab Gelegenheit zu den komiſchen Unruhen in England, und ſeine Freunde bemühten ſich vergebens, ihm den Beyfall der patriotiſchen Britten mit Schlägen zu erwerben.

bloſſer Modezwang *). Vielleicht wäre dem Weiſen auch bisweilen ein offenherziges Lachen heilſam. Vielleicht lächelte ſeine Seele einmal darüber, daß ich ſeinen phlegmatiſchen Bauch erſchüttert hätte. Vielleicht wünſcht er die ſeltene Gelegenheit, einmal aus erweiterter Kehle zu lachen. Vielleicht ſetzt man mich aber auch daher in die Klaſſe der poſſierlichen Figuren, der Pagoden, Meerkätzchen, Kammerjungfern und andern lächerlichen Gruppen, welche weiter kein Verdienſt haben, als daß ſie zum Lachen reizen. Allein, es gehört wahrlich eine mühſame Ueberlegung dazu, die rechten Züge und Töne zu erfinden wodurch die gelähmten und erſtarrten Nerven eines Körpers erſchüttert werden können. Jeder Muſikus ergetzt durch Töne. Darum aber gehöret ein Luigi, ein Buononcini, ein Charifſimi, ein Locatelli nicht in die Klaſſe der Crowder **). Es iſt eine groſſe Wiſſenſchaft, die wahren Stellungen wodurch ein gutes Lachen erwe. t wird, zu erfinden. Ein geſchickter Componiſt kennet die Töne, welche am meiſten rühren. Er wählt ſolche nach ſeinen Abſichten, und wir fühlen daß einige Töne, vielleicht diejenigen ſo mit unſern Nerven einſtimmig ſind, ein angenehmes Zittern in denſelben erregen, ja wohl gar ſie auf eine nützliche Weiſe reizen, trocknen, ſtärken ***) und

*) *Trublet* iſt dieſer Meynung. S. deſſen Eſſais Tom. II.

**) I' th' Head of all this warlike Rabble
Crowdero march' d expert and able.
oder:
Croder de ſon violon jouant vaille qui vaille.
Conduiſoit au combat la guerriere canaille.
Hudibr. Ch. II, v. 105.

***) Man kann hierüber weiter nachſehen: Les réveries militaires.

und lebhafter machen. Man sehe die mechanischen Wirkungen der Stellungen und Gemälde an. Ein Kind lacht, wenn man ihm zulacht; ja Ludewig der XIV. that noch ein mehreres, als ihn der hierdurch allein unsterbliche Finrilli*) auf seinen Arm nahm. Wolf, dieser auf eine andere Art verewigte Weltweise, erhielt in einer sehr ernsthaften Gesellschaft den unvergleichlichen Kupferstich des la Metrie. So wie er aus einer Hand in die andre ging, entfalteten sich die heiligsten Gesichtsrunzeln. Und wer ein Gemälde ansieht, der wird bemerken daß die Tiefe der Ausmalungen das Auge verkleinere, die Pracht solches vergrößere, und freudige Stellungen eine heitere Aufklärung in dem Gemüthe des Zuschauers hervorbringen.

Da ich nun sowohl den Augen als den Ohren malen, und so zu sagen einer verbuhlten Schöne gleichen muß, welche ihren Verstand, ihre Religion, ihre Stimme, ja alle Wendungen ihres Körpers in besondere Reizungen verwandelt: so wird man aus obigen Erfahrungen, welche die höhnischen Gelehrten vielleicht ein Galimathias nennen werden, zum voraus leicht errathen, daß ich mich sowohl über den Tonkünstler als über den Maler erheben, und meine Panacee für die Königinn aller Panacee'n ausrufen werde. Und gewiß, wenn der Abt Venuti**) dem Verdienste, nachdem es 5709 Jahr seit Erschaffung der Welt zu Fuße gegan-

*) Ludewig der XIV. war damal ein Jahr alt; und wie ihn Finrilli eine von seinen grotesken Mienen sehen ließ, so lachte er, und that was solche Kinder wohl mehr thun. Histoire de l'ancien theatre Italien par Mr. Parfait.

**) In seinem Triumpho litterario.

gegangen, nicht endlich einen Staatswagen gleichen: so wäre ich versichert, dergleichen für mich allein, und zwar in Paris, für 120 Pfund monatlich zu erhalten.

Damit aber meine allerseits Hochzuehrende Leser bey so langweiligen Vorversätzen nicht ohne Schluß bleiben mögen: so will ich aus obigen in der Physik und Metaphysik des menschlichen Herzens augenscheinlich gegründeten Wahrheiten nur noch diese Folge ziehen, daß mein Beruf in der besten komischen Welt schon rechtmäßig seyn würde, wenn ich durch meine Vorstellungen auch nur allein den kranken Theil des menschlichen Geschlechts erwecken könnte, ihr unangenehmes Selbst einer einzigen Betrachtung zu würdigen. Allein ich kann auch auf mein ehrliches Gesicht versichern, daß ich mir die Besserung der Sitten etwas mehr als beyläufig angelegen seyn lasse, und zu diesem wichtigen Zwecke auf einem eigenen Wege gelange. Wir werden dieses nunmehr in dem folgenden andern Hauptabschnitte unsrer Vertheidigung zeigen. Denn, nachdem ich solchergestalt in einem kurzen Vortrabe den Nutzen meiner Vorstellungen bereits in etwas gewiesen: so hoffe ich einiges Recht zu haben meine Sache in ihrer Ordnung fortführen zu dürfen.

Dasjenige was man in der Malerey Karikatur nennt, und welches in einer Uebertreibung der Gestalten besteht, ist eigentlich die Art, wie ich die Sitten der Menschen schildre. So gut nun jene Gemälde ihre eignen Regeln und Vollkommenheiten haben, eben so gut sind auch meine Gemälde der Thorheiten einer eignen Vollkommenheit fähig; ja ich getraue mir zu behaupten, daß die Karikatur, in so weit sie die schöne Natur übertreibt, in ihrer Art unvollkommener als die

meinige ſey, weil der moraliſche Menſch geſchickter dazu iſt als der natürliche. Kann inzwiſchen der gemalte Rieſe das Auge des Zuſchauers vergnügen: ſo iſt nichts gewiſſer, als daß eine moraliſche Schilderung deſſelben ein gleiches Recht habe; und der Nutzen iſt, daß Menſchen welche ſich in einer ziemlichen Entfernung von der Wahrheit befinden, durch Vergrößerung der Geſtalten zu einem deutlichern Geſichtspunkt gelangen muſſen. Sind aber nicht alle diejenigen von der Wahrheit entfernt, die entweder aus Dummheit, oder einer verſchuldeten Trägheit, das feine Salz der Satyre nicht empfinden, und gleichſam auf der Zunge gebrandmarkt werden müſſen wofern ſie zu einer lebhaften Empfindung gelangen ſollen? Wird nicht oft die Dorfgemeine von eben dem Redner eingeſchläfert, welcher die Hofkapelle entzückt *)? Wirft nicht Dryden den Franzoſen vor, daß ſie aus gar zu ängſtlicher Beobachtung des Regelmäßigen den größten Haufen der Zuſchauer zur baldigen Ruhe bereiten? Wenn nun an jenen Geſchöpfen kein Mangel iſt, wenn ganze Nationen und Gemeinen in ihrem Geſchmacke ſo verſchieden ſind: ſo rechtfertigt ſich dadurch die Art meiner Sittenmalerey, da ich kleine Narren in Rieſengeſtalten, und königliche Thoren in chineſiſcher Miniatur auf die Bühne zur Schau bringe, damit leztere auch von den Kurzſichtigen in der Nähe betrachtet werden können.

Herr

*) Dem berühmten Young wiederfuhr indeß das Gegentheil. Da er einſt zu St. James predigte, konnte er, aller ſeiner Bemühungen ungeachtet, die Aufmerkſamkeit ſeiner Zuhörer nicht rege machen. Seine Betrübniß übernahm ihn ſo ſehr, daß er allen Wohlſtand vergaß, ſich auf der Kanzel niederſetzte, und in einen Strom von Thränen ausbrach. S. Univerſal Muſeum. May, 1756.

Herr Leſſing, ein Mann der Einſicht genug beſitzt um dermaleinſt mein Lobredner zu werden, würde mir vielleicht hier einwenden, daß die Uebertreibung der Geſtalten ein ſichres Mittel ſey ſeinen Endzweck zu verfehlen, indem die Zuſchauer dadurch nur verführt würden zu glauben, daß ſie weit über das ausſchweifende lächerliche der Thorheit erhaben wären *).

Allein meine gelehrten Feinde urtheilen hier abermals nach ihrer gebeſſerten Empfindung, und denken nicht, daß Mancher einen Geruch kaum empfinde, welcher dem Andern ſchon die ſchwerſten Kopfſchmerzen verurſacht; ſie erwägen nicht, daß es hinter ihnen noch anſehnliche Klaſſen von Thoren gebe, für deren Empfindungen ſie nicht bürgen können. Ich habe es ſelbſt erlebt, wie ich mich in einem bekannten Stücke durch ein Per li per la unſichtbar machen konnte, zum Schein aber dieſes Wort vergeſſen hatte, und darüber in meiner ſichtbaren Geſtalt eine luſtige Tracht Schläge empfing, welche mich zu einem erbärmlichen Geſchrey bewog; daß ein deutſcher Prinz, dem mein Geſchrey im Ernſt zu Herzen ging, mir im vollen Eifer zurief: Um Gotteswillen, ſo ſagt doch: Per li! Ich habe es erlebt, wie der Canut des deutſchen Racine **) vorgeſtellt

*) Herr Leſſing hat mich in ſeiner Dramaturgie aufgefordert, ihm dieſe Vermuthung zu erweiſen. Ich kann aber weiter nichts ſagen, als daß ich etwas das mich zu dieſer Vermuthung berechtigte, in den von ihm mit beförderten Beyträgen zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters, wovon im J. 1750 vier Stücke zum Vorſchein kamen, geleſen zu haben glaubte; beym Nachſchlagen finde ich aber, daß ich mich geirret habe. Anm. zur zweyt. Ausg.

**) Joh. Elias Schlegel. A. d. Herausg.

ſtellt wurde, und die Scene kam worin Eſtrithe ihren Bruder um die Verhinderung eines immittelſt zwiſchen ihrem Gemahl und Godewin vorgehenden Zweykampfs bat, aber in 20 der ſchönſten Verſe die Abſcheulichkeit dieſer unbefugten Entſcheidung vorſtellte; daß ein bewegter Fleiſcher in voller Angſt ausrief: Ich wollte, daß der Donner in das Geſchwätz ſchlüge, ſie ſtechen ſich ja immittelſt funfzigmal todt *)!

Man wird mir zugeben, daß die fürſtliche Einfalt und die Einſicht des Fleiſchers, beide nach den Regeln der Wahrſcheinlichkeit nicht zu vermuthen waren. Indem aber doch Fürſten und Fleiſcher ſolche lucida intervalla, wie ein alter Lehrer ein ehrlicher Rechtsgelehrter es nannte, haben können; ſo glaube ich, meine Vermuthung noch etwas weiter erſtrecken zu dürfen. Ich kenne viele Männer, die mit ihrer Zunge nur Handarbeiten verrichten. Dieſe haben mir oft geſagt, daß ſie ſich von keiner Regel eines allgemeinen Geſchmacks überzeugen könnten. Die Uebertreibung der Geſtalten kann alſo wohl eben durch einen allgemeinen Satz nicht verworfen werden.

Meine

*) Ein ähnlicher Vorfall trug ſich in London bey der Vorſtellung des Grafen von Eſſex zu. Der Graf hatte der Gräfinn von Nottingham einen Ring anvertrauet den ſie der Königinn Eliſabeth einhändigen ſollte, und von der Auslieferung dieſes Ringes hing ſein Leben ab. Aus Eiferſucht aber hatte ſie ſich entſchloſſen, ihn nicht abzugeben. Die Königinn, welche das Leben des Grafen zu erhalten wünſchte, fragte ſie mehrmals hinter einander, ob ſie nicht einen Ring von dem Grafen bekommen hätte? und als ſie es immer leugnete, rief endlich ein Schiffer, voll Mitleidens und edlen Unwillens, von der Gallerie: Bey Gott, ſie lügt, die Canaille! ich ſah es, wie ſie ihn in ihren Buſen ſteckte.

Meine Art der Uebertreibung iſt aber doch ſo fruchtlos nicht, wie meine Herren Gegner behaupten. Ich traf vor einigen Tagen meine alte ehrliche Colombine beym Nachttiſche vor ihrem Hohlſpiegel an. Ich erſchrack, wie ich ihr über die Schulter in den ärgerlichen Spiegel ſah. Jede Runzel erſchien in demſelben wie eine friſch gepflügte Furche, jeder Sommerfleck war ein rechtes Brandmaal, die ganze Haut ihres Geſichtes ſchien verſchimmelt und zottigt zu ſeyn. Meine Colombine, welche ihre Geſtalt hier gleichſam auf eben die Art vorgeſtellt fand, wie ich die Thorheiten meines Nebenmenſchen zu ſchildern pflege, verſäumte aber keinen Augenblick zu ihrer Beſſerung, und ſchminkte ſich aufs ſchönſte. Nun hätte ich zwar lieber geſehen, daß ſie ihre ganze Haut geſprengt und eine neue zugeeignet hätte; da aber dieſe heroiſche Handlung mit gar zu vieler Gefahr für mich verknüpfet war, ſo verachtete ich auch die Wirkung des Hohlſpiegels nicht: und werde von meinen Hochgeehrteſten Zuſchauern, welche ihre ſcheußliche Geſtalt in meinem moraliſchen Hohlſpiegel erblicken, eben ſo wenig die Sprengung ihrer Haut fordern, ſondern zufrieden ſeyn wenn ſie bloß die Entdeckung gemacht haben, welche alle geſittete Frauenzimmer auf die Art meiner Colombine zu machen pflegen.

Gleichwie aber die Uebertreibung der Geſtalten an und für ſich allein nicht hinlänglich iſt, zu vergnügen und zu beſſern, wofern nicht zugleich nach Anleitung des Hogarth dabey gezeigt wird, wie ſelbige von der wahren Wellenlinie der Schönheit abweichen: alſo habe ich mich von Jugend auf darauf befliſſen, dieſe Abweichung beſonders auszubilden. Und daraus iſt die wahre Art meiner groteſken Karikaturmalerey entſtanden.

Ich

Ich hätte hier gute Gelegenheit, den Herren Gelehrten meine Geschicklichkeit anzupreisen, und ihnen zu zeigen, wie glücklich ihre Gestalt zu übertreiben und zu treffen sey. Ich will aber mit gutem Bedacht nur meinen Capitano anführen. Seine dicken Pausbacken strotzen ihm von Winde; seine lange Nase stürmt; seine Augen werfen Feuerkugeln; die Borsten seiner Augenbraunen spießen eine kleine Armee; seine Stimme donnert; und wohin er tritt, da springt eine Mine. In dieser grotesken Karikatur wird nun zwar keiner von unsern artigen Kriegsleuten seine süße Miene erkennen, sich aber doch auch wohl hüten in einige heimliche Aehnlichkeit mit meinem Herrn Capitano zu verfallen; wenigstens vergnügt darüber lachen, und des andern Morgens froh seyn, daß er bey mir einen Abend ohne Spiel und ohne Verlust zugebracht: wovon ihn vielleicht keine Oper abgehalten hätte, wenn es wahr ist daß sie ein Pranger sey, woran man seine Ohren heftet, um den Kopf zur Schau zu stellen.

Damit ich hier keinen Vorwurf bekomme, so will ich nochmals anführen, daß, so wie die groteske Malerey an keinem Hauptgebäude leicht Platz findet, also auch ich mit meinen Gemälden nur ein Nebenzimmer auf der Bühne verlange. Der Geschmack des Schiefen, oder der sogenannte gout baroc, ist gewiß sonderbar schön, gehört aber nicht in Tempel und andre dauerhafte Werke, welche die Ewigkeit erreichen sollen. Nur ein Bartas, le Prince des Poetes François, wie er genannt wird *), ist im Stande die Größe der Schöpfung in burleske Verse zu bringen; und ein Thor, die heil. Dreyfaltigkeit im Geschmack des Watteau zu fordern **). Ich aber werde mir nie einfallen lassen, die

*) La Semaine de Bartas.
**) Temple du gout, par Voltaire.

die erhabnen Gemälde eines Corneille oder Racine aus ihren prächtigen Sälen zu verdrängen. Allein, ein Schuſter von Teniers, ein Federſchneider von Douw, und die Figuren von Calot, hangen zwar nicht bey einem Jüngſtengerichte von Michel Angelo; ſie werden aber doch bewundert. Selbſt die kleine Groteſkenart der Chineſer macht ein Gartenzimmer reizend; und Kenner bewundern den Geſchmack eines Fürſten, welcher dergleichen, nicht in einem Winterpallaſte, aber mit deſto gröſſerem Rechte in einem ganzen Luſtgebäude anzubringen gewußt, und das Dach in einen chineſiſchen Sonnenſchirm verwandelt hat. Nicht alle Meiſter denken von ihrer Kunſt ſo beſcheiden; und alle Kabinetter ſind nicht mit gleicher Wahl geordnet. Sonſt würde man nicht, in einem der vornehmſten, die Herzoge in marmornen Perüken unter die Bruſtbilder der römiſchen Helden geſtellt haben. Eine gothiſche Prälatenmütze auf Cäſars Haupte würde keinen ſo guten Contraſt geben. — Doch wiederum zur Sache! Ich ſchweife nach meiner Gewohnheit immer aus, und vergeſſe daß ich mich ſelbſt, und keinen Autor vorzuſtellen habe.

Ich habe geſagt, daß es meine eigne Art zu malen ſey, die moraliſchen Geſtalten, und beſonders ihre Auswüchſe, zu übertreiben, und daraus groteſk-komiſche Gemälde zu verfertigen. Die Erfahrung könnte mir hier die Gewähr leiſten, daß ich ſolchergeſtalt eine vollkommne und beſondre Art des Lächerlichen zur Bühne bringe, wenn ich es nicht auch zugleich nach Gründen erweiſen könnte. Dasjenige worüber gelacht wird, was lächerlich und lachenswerth iſt, hat ſich zwar bisher noch nicht genau beſtimmen laſſen; weil, nach dem unterſchiedenen Geſchmack der Menſchen, Mancher über dasjenige weint, worüber der Andre aus vollem Halſe lacht:

lacht. Aristoteles, dieser große Meister in allen Wissenschaften, welcher manchen Gedanken weggeworfen worauf nachher Andre ganze Systeme gebauet, glaubt, der Uebelstand ohne Schmerz würde den ganzen weiten Umfang des Lächerlichen erschöpfen; und so oft ich an den Staatsminister *) denke, welcher durch seinen am unrechten Orte ausgehängten Hemdzipfel den königlichen Staatsrath mitten in seinen Berathschlagungen über das Wohl Europens zum Lachen bewog, so bin ich fast bereit ihm Recht zu geben. Denn dieser Hemdzipfel war ein gewisser Uebelstand ohne Schmerz. Allein ich finde doch bey einer genauern Prüfung, welche Cicero bereits angestellt, eben nicht, daß dieser Satz hinreichend sey die ganze Lehre des Lächerlichen daraus abzuleiten. Denn nach meiner Logik heißt es: Omne principium debet esse unicum, adaequatum et universale. Die Größe ohne Stärke scheint mir ein weit fruchtbarerer Stamm zu seyn; wenigstens ist mir noch nichts Lächerliches begegnet, wozu ich nicht den zureichenden Grund in diesem A gefunden. Ein Mann fällt zur Erde, und neben ihm stürze ein Kind. Man lacht über den ersten, weil man seiner Größe Stärke genug zutraute um sich vor dem Fall zu bewahren; letzteres im Gegentheil erweckt Mitleid. Mikromegas, dieses Ungeheuer in der übertriebnen Art, ist nicht lächerlich, weil er eine seiner Größe angemessene Stärke besitzt. Allein, die durch seine Gegenwart geschwächten Größen, die gedemüthigten Alexander und Newtons, reizen zum Lachen.

Gesetzt nun, daß dieser Begriff des Lächerlichen seine Richtigkeit habe, wie ich fast vermuthe, da im Gegen-

*) Popens Brief an Herrn Cromwell vom 30 Dec. 1710, im 4ten Theil seiner Werke.

Gegensatz alles Ernsthafte stark und groß ist, und selbst die Wellenlinie der Schönheit sich so wenig als immer möglich von der geraden entfernt, mithin von der Stärke ihr wahres Ansehen empfängt: so ist eben meine Karikaturmalerey die höchste Vorstellung des Lächerlichen, indem ich die Gestalt vergrößere, und die innere Seele oder Stärke dieser Gestalt aufs möglichste vermindere. Der mannhafte Ritter bey dem ersten Karikaturmaler, dem Cervantes, ist ein ausgehöhlter Körper; welcher Größe zeigt und Stärke lügt, und demnach, nach dem Endurtheil des St. Evremont, ist er der rechte Arzt schwermüthiger Seelen. Seine bloße Miene, wie sie Picard und Coypel der Ewigkeit überliefert, hebt eine phlegmatische Lippe. Und Ninon, dieses originale Mädchen, welchem die Laster zum Verdienst gerechnet wurden, sah den gefrornen Schaum, ich will sagen die betrügerische Gestalt des Marquis von Sevigni, niemals ohne Lächeln; denn es war eine Größe ohne Stärke.

Ich glaube, daß der Helm des Ritters und mein Schwert im Anfange der Schöpfung nicht weit von einander gelegen. Wenigstens hat mir die Stimme des Volks, oder der Natur, worauf Moliere und Pope das Urtheil des guten Geschmacks in komischen Werken ankommen lassen, gar oft zu erkennen gegeben, daß meine bloße Figur ihr Zwerchfell erschüttert habe. Wenn ich also Könige, Philosophen, Dichter und Helden durch meine groteske Figur vorstelle: so müssen solche, nach den Regeln, so lächerlich als möglich werden; ihre Thorheiten müssen Pausbacken, und ihre Fehler Bocksfüße bekommen, um so recht im Vertrauen und mit aller Bequemlichkeit des Geistes besehen und belacht zu werden.

Was ich aber billig als ein Geheimniß meiner Familie bewahren sollte, ist dieses, daß ich in allen meinen Ausbildungen den Anstand einer Dummheit behalte. Dieser Anstand, oder das wahre Gosso, welches die Franzosen durch naif nur halb ausdrücken, schattirt alle meine Gemälde, und rettet meinen Rücken. Ein Mann, der das Unglück hat Verstand zu besitzen, und solchen fein auszudrücken, wird allemal wohl thun, fürstlicher Thorheiten zu schonen. Und wenn ein andrer als Sancho dem Herrn Baccalaureus das Räthsel vom Esel aufgelöset hätte: so würde es ohne Empfindung nicht abgegangen seyn. Alle meine Mitbrüder in der höhern Klasse des Komischen hingegen müssen diese Klugheit beobachten. Ich aber, mit dem Anstande meiner Einfalt, kann die höchsten und niedrigsten Fehler, so lange ich keine Bosheit blicken lasse, kühn aufdecken, ohne die Empfindung des Getroffenen zu verbittern. Er wird sich schämen sich von einem Narren beleidigt zu halten, und doch das Seinige daraus nehmen; eben wie der Gelehrte das Lob eines kleinen Geistes verachtet, und es doch heimlich mit zu seinem allgemeinen Beyfall rechnet. Dumme Leute loben nach Empfindung, Kluge nach Absichten; und im Zweifel muß man beides zu seinem Vortheil annehmen.

Ich weiß nicht, ob es mir allein oder Andern auch vorkömmt, der Diener in der Livree, welcher seinen Herrn zum Narren hat, scheint mir nicht wohl ausgedacht zu seyn. Gleichwohl ist in den übrigen komischen Vorstellungen, dieser Diener gemeiniglich der Controlleur der Sitten. In meiner komischen Republik pflege ich eben dieses wichtige Amt selbst zu bekleiden. Allein das Auge des Zuschauers ist gewöhnt, meiner Figur dasjenige zu verzeihen, was dem Lakai mit allem Recht

übel

übel genommen werden kann. Und wenn ich Narr meinen Herrn zum Narren habe: ſo iſt der Zuſchauer damit zufrieden, daß ein Narr den andern plage. Dieſes iſt die Wirkung meiner ſcheinbaren Dummheit. Ueberhaupt iſt die dumme Liſt, oder der Schein derſelben, unter allen Vorſtellungen die lächerlichſte. Denn es iſt eine Gröſſe des Vorſatzes ohne Stärke des Geiſtes: der Schlüſſel zu allen komiſchen Heldengedichten. Die aufrichtige Freude des Skaramasche, da er diejenigen welche ihn derbe geſchlagen, um deswillen noch auslacht, daß er ſie betrogen und durch ſeine von mir entlehnte Kleidung zu einem Irrthum in Anſehung der Perſon verführt habe, iſt noch immer ein Meiſterſtück des lächerlichen in dieſer Art.

Meine Sprache, la goſſoſiſſima lingua bergamaſca, iſt der wahre Ton einer gewiſſen Einfalt. Und ſo wie der Capitano ein Neapolitaner, der Dottore ein Bologneſer, Valerio ein Römer, und Iſabella eine Florentinerinn ſeyn muß: eben ſo richtig iſt es, daß Bergamo die einzige Gegend in der ganzen Welt ſey, welche das vorzügliche Glück hat ſelbſt die Bühnen Ihrer Päpſtlichen Heiligkeit mit einem Harlekin aus ihrem Schooſſe zu verſorgen. Es ſoll ſich zwar ein naher Verwandter von mir in Baiern oder im Oeſtreichiſchen niedergelaſſen haben, und eine Nichte der Iſabella zu Leipzig befinden; ich weiß aber nicht, ob dermalen noch eheliche Kinder von ihnen daſelbſt vorhanden. So viel iſt jedoch gewiß, daß kein Niederſachſe zum Harlekin geboren iſt.

Doch es iſt Zeit, daß ich zu einem wichtigern Gegenſtande ſchreite. Meine Leſer kennen nunmehr mein Geſchlecht, meine Perſon, meinen Gemüthscharakter, meine Art die Sitten zu malen und die Gemüther zu er-

heitern. Allein, wie sieht es um die Ausführung aus? „Wie elend ist das Gemische der Harlekinaden? Ohne Wahl, ohne Ordnung, ohne Einheit, ohne Ton, ohne Absicht . . . . . Niedrig kriechend, unanständig, possenhaft . . . voller Zoten, liederlicher Anspielungen, aufgeklopfter leerer Einfälle, ewiger Sprichwörter . . . ist alles, was wir noch bisher von diesen so hochgerühmten Karikaturgemälden gesehen haben:" sagen meine unermüdeten Feinde, die Herren Kunstrichter. Die Natur, setzt Mylord Buckingham hinzu, hat allen Menschen ihr Antheil Thorheiten zugetheilt, und keinen Harlekin erschaffen, welcher sich mit der Last aller menschlichen Thorheiten allein beladen sollte.

Allein mit Erlaubniß! wenn meine Leser noch nicht hungrig sind, so werden sie mich auch hören, oder ihr Urtheil so lange verschieben bis sie gegessen haben. Denn ich beurkunde hiermit eigenhändig und öffentlich, daß alle Mißgeburten dieser Art, welche zwey Köpfe und mehrere nicht zusammenpassende Glieder haben, keinesweges von mir abstammen, wenn sie gleich unter meinem Namen die Welt durchstreichen, und sich für Geld zur Schau stellen lassen. So lange es möglich ist, daß meine Stücke die Einheit der Handlung, des Orts und der Zeit eben so gut, wie andre, behalten können, und dieses wird Keiner der grotesken Malerey absprechen; so lange es möglich ist, daß die grotesken Blößen eine sittsame Verhüllung leiden; und so lange überhaupt die Natur der grotesken Malerey aller Vollkommenheit fähig ist: eben so lange werden jene Einwürfe nicht mich, sondern diejenigen untergeschobenen Flüchtlinge treffen, welche mancher armselige Trauerspieler an Kindesstatt aufgenommen, und in seine Heldengedichte gemischt hat. Hans Wurst der Dreyzehnte, welcher mit Carl

dem

dem XII. die Bühne betritt, ist nie von meiner Familie gewesen, und ich achte hiermit allen meinen Nachkommen, sich bey Verlust meines väterlichen Segens alles Umganges mit demselben zu enthalten; ja, ich gehe in meinem Eifer so weit, daß ich hiermit alle diejenigen von meinen Enkeln enterbe, welche sich in einem weinerlichen Lustspiele, oder statt der Musik zwischen den Auftritten des Trauerspiels, gebrauchen lassen, und verdenke es Molieren, daß er einige von meinen grotesken Figuren in seine Vorstellungen nach dem Leben gemischt, und damit die Einheit seines Gemäldes verletzet hat. Der Sohn des Großtürken im Bourgeois gentilhomme, welchen er mir abgeborgt, steht in meinen Gemälden an seiner rechten Stelle, anstatt daß er in dem seinigen gar zu sehr absticht. Terenz hatte seinen Davus: der ungleiche Goldoni wählt in den Vorstellungen des täglichen Haushalts einen Trappola, Rivella, Truffaldino; aber nur alsdann erscheine ich mit Recht, wenn die ganze Schöpfung der Bühne grotesk ist. Der Cardinal Pallavicini hatte meine ganze Familie auf ein Kaminstück malen lassen, die Herren Scapin und Mezzetin standen daneben, und jedermann bewunderte die Wahl des Gemäldes.

Doch ich muß den Herren Gelehrten gelehrt antworten, und mit ihnen von der Einheit der Gemälde sprechen, wovon sie unter allen am wenigsten verstehen. Ich denke hier nicht an die Einheit der Zeit, des Orts und der Handlung, welche kein Meister in der Kunst verletzen wird; da man Alles leicht in eine Haupthandlung flechten, die entferntesten Geschichten durch die Erdichtung in einem Zeitpunkt vereinigen, und ohne Verletzung der Re-

gen ſich mit der beſchwerlichſten Einheit des Orts *) nach Art eines Voltaire vergleichen kann. Ich will auch von der weitläuftigen Einheit der Abſicht, wodurch ſich faſt alle Gemiſche rechtfertigen laſſen, nichts erwähnen. Denn, wenn die Abſicht eines Verfaſſers iſt alle Regeln zu verletzen, und er thut es auf eine glückliche Art: ſo iſt ſein Werk einig und vollkommen. Im Mitzenanſat **) ſind alle mögliche Todesarten der tragiſchen Helden zuſammen achäuft; im Pot de chambre caſſe wechſelt das Erhabenſte mit dem Allerniedrigſten ab; im Quodlibet liegt die Karte beym Ekel. Eine Poſſe iſt Witz ohne Stärke: wer dieſe Art des Witzes lächerlich machen will, dem erlaubt ſeine Abſicht, ſolche Poſſen zu machen, wodurch er dieſem Endzweck ein Genüge leiſtet. Dergleichen Miſchmaſch iſt durch die Einheit der Abſicht verbunden, ohne welche ihr Anblick unerträglich ſeyn würde. Oft macht auch die Natur dergleichen Sprünge in ihren Gemälden; und wenn Jemes, nachdem er gegen das Fräulein Weſtern ſeine erhabenſte Zärtlichkeit ausgekramt, gleich darauf mit der erſten Nymphe zu Bette geht: ſo entſteht daraus kein Fehler wider die vom Horaz angeprieſene Einheit des Charakters. Denn Fielding malte keinen Se-

man-

*) Die Einheit des Orts iſt die beſchwerlichſte unter allen. Im Oreſt des Herrn von Voltaire ſtellt die Bühne den Strand des Meeres, ein Holz, einen Tempel, einen Palaſt, ein Grabmaal zur Seite, und die Stadt Argos in der Ferne vor. In der Semiramis fängt die dritte Handlung im Kabinet an, und endigt ſich im Saale. Der Herr von Voltaire verſteht unter der Einheit des Orts eine ganze Stadt, ſo daß eine Handlung im Kapitol anfangen und ſich in einem Hauſe endigen kann.

**) Ein komiſches Italiäniſches Stück.

menheit, sondern einen jungen Menschen, dessen Einheit aus einem nicht wunderbaren Gemische bestund.

Die Einheit des Tons, welchen in der Musik fast Jeder kennet, und wodurch das Concerto der Stimmen, der Farben, der Stellungen, der Personen, und kurz, aller zu einem Ganzen versammelten Theile erhalten wird, ist dasjenige, was dem Auge der Kenner nicht entwischt, und zu der wesentlichen Schönheit des Ganzen gehört. Eine nackte Unschuld, welche dasjenige mit der Hand bedeckt worüber ein Zephyr die braunen Locken streuen sollte, sündigt wider die Einheit des Tons. Wenn Corneille aus dem Heroischen ins Natürliche, und Racine aus dem erhabenen Zärtlichen in die menschliche Sprache der Verliebten tritt; wenn Cupido's Glut- und Liebespfeile um Catos stille Größe schwärmen; wenn ein Deutscher das Wort *François* in der Zayre durch Franzos *) übersetzt; wenn eine ungeschminkte Person bey Abend unter geschminkten auf der Bühne erscheint, und solchergestalt den heutigen Cothurn ausziehet; wenn eine einzige Stimme auf der Bühne nicht in das Concerto der übrigen gehört; wenn eine Prinzessinn nicht mit Anstand zürnet, oder ein Hirt im Trauerspiel wie bey seiner Heerde spricht; und was dergleichen Fälle mehr sind, wovon ich hier nur aus jeder Art einen angeführt habe: so fühlt jeder Kenner,

*) François hat im Französischen einen Adel den es im Deutschen nicht hat, und muß daher nothwendig in der Zayre durch Franke übersetzt werden, zumal da in der Türkey, wo die Handlung ist, alle Christen Franken heißen, und die Deutschen das von dem Herrn von Voltaire so geschickt mit eingeflochtene Lob der französischen Nation entbehren können.

daß der Mangel der Einheit des Tons das ganze Gemälde verstelle. Ein großer Meister drohet oft, aus einem Ton in einen ganz fremden überzugehen; allein er kennt die Kunst, auch das Widrige zu vereinigen, und den Gedanken in einem Largo zu heben, welcher in einem Menuet geschmeidiger und freudiger den geschwinden Händen entschlüpfte. Ein Maler dämpft die verwaschnen Farben nach dem allgemeinen Schatten seines Stücks; er bringt einen Hund in Salomons Opferung, setzt ihn aber in eine solche Entfernung, und legt ihm ein solches Erstaunen und so viel Ehrfurcht in die Augen, daß man fast glauben muß, er gehöre mit dazu. Ein Savarey zwingt Löwen und Lämmer zu dem Satze des Orpheus, und die Macht der Musik erschafft in ihren Augen Entzückung und Frieden. Ja ich kenne einen Trauerspieler, welcher alle seine Prinzessinnen erst nach der Flöte stimmt, um das Concerto zu erhalten, und die Töne der Wörter unter einen Schlüssel zu bringen.

Die Haupteinheit des Stücks, welche Corneille sehr oft einer kühnern Schönheit aufopfert, Voltaire aber niemals verletzt, begreift in ihrem weitesten Umfange, und so weit das feinste Gefühl derselben reicht, nicht das mindeste was nicht in meinen Gemälden beobachtet werden könnte. Ich gerathe in eine Art von Entzückung, wenn ich die Harmonie meiner grossen Schöpfung betrachte. Ich, als die Hauptperson, zeige mich immer mit einem mir eignen Anstand in der besten Stelle, und sättige das begierige Auge mit lachenden Freuden. Alle meine Mitspieler folgen stufenweise nach mir; und unter denselben findet sich keine einzelne abstechende Schönheit, welche die Aufmerksamkeit auf das Ganze unterbräche, oder für Andre um Verzeihung flehte. Durch mich erhält das ganze Gemälde Leben,

und

und man sieht daß das Daseyn der Andern von mir, als dem Hauptwesen, abhängt. Die verschiedenen Arten des Lächerlichen schwellen in ihrer Ordnung zu einer vollendeten Karikatur, und die Absicht sind durch den allgemeinen Schatten zur Genüge gedämpft. Die Herren Mezzetin, Scapin, Trivelin, haben ganz unterschiedne Abfälle des Lächerlichen, ohne Mißtheile *) zu veranlassen. Meine Colombine, mein Capitano, mein Dottore, vermehren den groteskten Contrast. Ein jedes von meinen Fazzis macht eine passende Gruppe ab; und kurz, die allgemeine Einheit des Tons fehlt meinen Gemälden nicht.

Was die Wahl meiner Stücke betrifft: so sind zwar sehr viele darunter, welche zu den Einschiebungen, pieces à tiroir, gehören. Allein ich bin erstlich noch nicht überzeugt, daß solche in meiner Art ganz verwerflich sind, indem doch jede theatralische Geschichte im Grunde nur ein Fuhrwerk ist, um seine Waaren und Einfälle zu Markte zu bringen. Gesetzt aber, daß diese Art komischer Vorstellungen nicht nach den aristotelischen Regeln wären: so sehe ich doch nicht ein, warum ich nicht gleichwohl ein Paar groteske Geschöpfe verheirathen, und damit nach dem Beyspiel meiner Mitbrüder die Einheit der Handlung erhalten könnte.

Die Possen, die Anspielungen, die Zweydeutigkeiten, sind Behelfe solcher Bettler welche unter meinem Namen die ehrbare Welt hintergehen, und zugleich einen Beweis abgeben wie vieles ich mir von dem Zuschauer versprechen könne, wenn derselbe sogar dergleichen Af-

*) Da man im Deutschen Mißtöne und Mißfarben hat: so glaube ich auch Mißtheile, welche das eigentlich disparate veranlassen, sagen zu können.

tergeburten seines Gelächters würdigt. Ich, und Alles was von unserer Familie ist, wird sich aber nie einen solchen Vorwurf zu Schulden kommen lassen. Es gehen mithin alle obige Anklagen nur wider diejenigen, welche als Gespenster in meiner Gestalt erscheinen.

Wenn dieses aber auch nicht wäre, so glaube ich doch, daß die Art der grotesken Malerey, da solche eine beständige Ausschweifung ist, mehrere Freyheiten als andere komische Stücke habe. Dryden, um das Feld derselben zu erweitern, tadelt, wiewohl mit Unrecht, einen Racine, daß er seine Roxane in dem Tone des Stücks rasen ließe, und dadurch eine Monotonie verursachte. Seiner Meinung nach, wäre die Natur der Leidenschaften überall einerley. Der Wohlstand fiele in den grossen Bewegungen weg, und eine rasende Königinn oder ein rasendes Heringsweib wären sich in diesem Augenblicke beide gleich. Der Dichter müsse die Natur malen, wie sie wäre. So wäre die Ophelie im Hamlet gerathen. Und nach diesen Grundsätzen schimpfen Drydens Octavia und Kleopatra trotz einer Prinzessinn vom Holzmarkte. Er rechtfertiget dieses mit dem Exempel des Achilles, welcher in seinem Zorn einem erhitzten Packenträger nichts nachgäbe.

Nun leugne ich zwar nicht, daß der allgemeine Ton des Stücks den Contrast beschwerlicher mache, und deswegen die Hand eines Meisters erfordre, damit aus der Symphonie keine Monotonie werde; ich leugne nicht, daß der grossmüthige Stolz eines Busmann, der grossmüthige Haß eines Zamore, die grossmüthige Liebe einer Alzire, die grossmüthige Dankbarkeit eines Alvarez, da alle Personen in die genaueste Einheit des Tons gestimmt sind, einen langweiligen

Gleich-

Gleichlaut erwecken könne. Allein um deswillen, daß ein kleinerer Geist als Voltaire Fehler begehen könnte, hale' ich Dryden nicht berechtiget die Einheit des Tons zu verwerfen. Die Erziehung dämpfet alle Leidenschaften zu einem eignen Wohlstande, und eine Königinn wird immer erhabner als eine Bäuerinn schimpfen. Die Schaubühne im Trauerspiel ist der Hofsaal, und wer darin den Zutritt hat, von dem wird Anstand, diese Wölkung aller Handlungen, in seinen heftigsten Ausschweifungen vermuthet. Zur Zeit Homers war der Vorsaal eines Königes nicht gemischt, und Prinz Telemach lebte mit dem Kuhhirten vertraut.

Ueberhaupt aber zeugt es von der Größe des Meisters, der immer die Gerichtsbarkeit seiner Kunst erweitert, wenn er alle mögliche Gegenstände in den allgemeinen Gesichtspunkt seines Stücks bringen, und einen Eyerkuchen so heben kann, daß er in einem ernsthaften Heldengedichte kein Mißtheil wird. Dieses sind Meisterzüge; und man gebe Graun alle dem Anschein nach widrige Töne: durch seine Geschicklichkeit wird er sie alle vereinigen, und in einen Hauptton auflösen.

Inzwischen hätte ich doch Lust, mir für meine Wenigkeit die Anmerkung des Dryden zu Nutze zu machen. Denn die groteske Malerey ist dem Sonderbaren günstig; und ein prächtiger König, wenn ich ihn, wie der Maler den Hund zur Opferung, schildre, kann unmöglich zu einem solchen Mißtheil in meinen Gemälden werden, als der Arzt im Sejan des Ben Johnsons: weil sein Pinsel an weit strengere Regeln als der meinige gebunden ist. Bey mir kann ein Mischmasch verschiedener Naturen zur Noth ein groteskes Quodlibet heißen, und in solcher Art mit durchwischen.

Der

Der gout baroc erfordert zu seiner Vollkommenheit unähnliche Theile. Berrin *) hat vor vierzig Jahren sogar zwey- und dreyköpfige Grotesken, geschwänzte und geflügelte Drachen erfunden, gezeichnet und in Mode gebracht. Garth in seinem Dispensary fällt oft ohne Mittel aus einem Ton in den andern; und vielleicht ist Pope in seinem Lockenraube, wenn er aus dem Komischen in das bloß Satyrische übergeht, von diesem Fehler nicht so frey, als Boileau im Pult: allein eben die Freyheiten der komischen und grotesken Malerey kommen ihnen einigermaßen zustatten. Man würde es aber einem Klopstock nicht verzeihen, wenn er die Liebe der Cidli nur um ein weniges natürlicher gemacht hätte.

Ich könnte hieraus die Folge ziehen, daß die Vermischung unterschiedener Arten in meinen grotesken Gemälden nicht so strenge als in andern verboten wäre. Allein ich will in meinem Satze wie der Divan beharren, und behaupten, daß meine Vorstellungen ihrer eigenen Regeln und Vollkommenheiten eben so fähig sind, als andre Lustspiele; und daß diejenigen von Michel Angelo della scopa **) sind, welche solche nicht besitzen.

In den alten Zeiten erschienen alle Schauspieler verlarvt auf der Bühne, und so herrschte auch in der Wahl

*) Freron Lett. 1. Tom. I. schreibt diesem seinem Landsmann, wie die Franzosen gern thun, die Erfindung dieser Art Grotesken zu. Ich sehe aber nicht, warum? da die Einbildung der Dichter und Romänchenschreiber langst mit dergleichen Geschöpfen angefullet gewesen.

*) Michel Angelo della ruota war der bekannte große Maler; und die Italiäner nennen einen Pfuscher Michel Angelo della scopa.

Wahl der Kleidung eine gewisse Einheit, weil alle Larven komisch waren. Man vermied dadurch einen entbehrlichen Vertrauten, welchem die Prinzessinn oft nur weiter nichts als ihren Namen zu sagen hat, um sich den Zuschauern bekannt zu machen. Der Charakter eines jeden Schauspielers zeigte sich gleich in seiner Maske *). Meine Colombine aber, welche gern ihr schönes Gesicht zeigen wollte, verließ zuerst diese löbliche Gewohnheit; der Dottore glaubte auch in seiner langen Perücke, wie ein Minister mit dem Fernglase, kennbar genug zu seyn, und der Capitano berief sich auf seine stürmende Miene. Nur ich, ehe alle von meiner Familie sich durch ein gewisses Weiß im Auge von andern Menschen unterscheiden, die Herren Scapin, Mezzetin, Trivelin haben unsre Masken behalten, weil wir so unterschiedne Arten des Aberlichen ausbilden, welche dem Zuschauer nur durch Hülfe der Malerey ausgedrückt werden können. Mir sieht

Jeder

*) Eigentlich gewannen sie dadurch eben das, was man in der Fabel durch die Einführung eines Thieres von bestimmtem Charakter gewinnt. So bald man den Fuchs oder den Hasen nennt, so bedarf es keiner weitern Charakterisirung; und so bald man die alten Larven sah, hatte man einen völlig intuitiven Begriff von der handelnden Person. Die Italiäner und Franzosen nennen mehrentheils mit redenden Figuren. Arlequin, Pierrette, Isabelle sind redende Namen, wie Harletin, Colombine, der Capitano und der Dottore; und so bald sie nur genannt oder gesehen werden, kennt man auch ihren Hauptcharakter. Wir Deutsche hingegen erfinden mehrentheils zu jeder Komödie neue Namen, und verlieren dadurch jenen in der That wichtigen Vortheil. Die Namen der ganzen heidnischen Mythologie geben intuitive Begriffe, und dies ist die Ursache daß wir sie allezeit behalten werden.

Jeder die gute lächerliche Dummheit an, Herr Scapin ist spitzfindig, Mezzetin höhnisch, Trivelin grämlich, Pierrot bäurischlächerlich. Dieser auf der Bühne, ohne eine Reihe charakterisirender Handlungen, einem jeden Zuschauer nicht wohl anders zu entdeckende Contrast, wird durch unsre Masken, Kleidungen, Stellungen, Ueberden und Lazzi unterstützt, und die ganze Menge sieht, kennt und belacht uns in demselben Augenblicke. Die Beschuldigung des Mylord Buckingham ist also ungegründet, indem wir die Thorheiten des menschlichen Geschlechts ziemlich vertheilen, und einzelne nicht mehr übernehmen als Mylord *) selbst getragen hat. Allenfalls aber sehe ich nicht ein, warum die Narren in der schimärischen Schöpfung nicht eben so gut ihre eigne Natur haben sollten, wie ihre Urbilder in der wirklichen.

Wenn ich sehr genau gehen wollte, so würde ich mich gar von dem Herrn Scapin, Mezzetin und Trivelin trennen. Denn auch selbst meine Art der komischen Malerey läßt sich in mehrere Zweige vertheilen. Die Franzosen, welche die Arten der Thorheiten am besten bearbeitet haben, fühlen den mächtigen Unterschied zwischen Bouffon, Burlesque und Poissard. Der Verfasser des Philoboutii hat sogar ein heroique poissard erfunden. Und Scapin sowohl, als Mezzetin, sind eigentlich Geschöpfe aus dem Poissardengeschlechte, worin lächerliche Größen dem höhnischen Auge des stolzen Weltweisen gemalet werden.

Der

*) Georg Villiers, Herzog von Buckingham, Verfasser des Lustspiels The Rehearsal, war ein Staatsmann, Goldmacher und Narr, wie Pope in seinem Briefe an Allen Lord Bathurst sagt. Dryden schildert ihn eben so, unter dem Namen Zimri.

Der Abt le Blanc *), welcher England wie
in Reiſender die Provinzen nach dem erſten ſchlechten
Wirthshauſe beurtheilt, verfällt in dieſe Art der Be-
ſchuldigungen bey Gay's Bettlers-Oper und Wicher-
ley's Stücken, und wundert ſich, daß ehrliche Leute
in Geſellſchaft der Bettler und Straßenräuber ein Ver-
gnügen finden können. Mich wundert es aber noch
mehr, daß heilige Männer eine gemalte Hölle, und die
verſchiedenen Ausdrücke der Raſerey, des Schreckens
und des Jammers mit vergnügter Aufmerkſamkeit über-
ſchauen können. Ein König ſteigt zu ſeiner Erquickung
gar gern von ſeinem Thron herunter, und Jedermann
findet eine Art des Vergnügens, bisweilen aus ſeiner
Laufbahn zu ſchweifen. Man betritt mit dem Gil-
Blas des le Sage und der Amalie des Fielding
ganz gern die niedrigſten Stufen des menſchlichen Le-
bens, findet ſich dort oft als in ſeiner Heimath, und
erhelet ſich von den prächtigen Geſchichten, womit uns
die Erdichtung in einem regelmäßigen Tone unterhalten.
Das Leben groſſer Herren iſt ein beſtändiger Roman.
Sie ſehen das wahre gemeine Leben nie, es ſey denn
auf der Bühne. Hier kann ein Bauer auftreten, ohne
des Oberhofmarſchalls Erlaubniß zu haben.

Doch ich ſehe, daß mich der Unwille aus meiner
Gemüthsfaſſung gebracht, und zu einem Ernſt verleitet
habe welchen ich in meinem Leben nur einmal empfunden.
Dies war in meiner zarteſten Jugend, wie mich mein
Vater mit Schlägen zum Groteſken abrichtete, ich auf
die Bühne lief und die Zuſchauer mit Thränen bat, nur
ein einzigmal zu lachen, damit mein Vater beſänftigt
würde. Seitdem hat meine Einbildung allen ſterblichen
Weſen

*) Lettres ſur les Anglois. T. III.

Wesen ein Paar Hörner oder lange Ohren zugesetzt, um allemal in einer grotesken Welt zu leben.

Es geschieht niemals ohne Ehrfurcht, daß ich an die Apologie der französischen Geistlichkeit denke, wodurch sie die Gewohnheit der jährlichen Narrenfeste gegen das bischöfliche Verbot vom 12 März 1444 zu rechtfertigen sich bemühte *). Die Thorheit, heißt es in diesem ernsthaften Werke, ist dem Menschen gleichsam angeboren, und gewinnt durch diese sanfte und heilige Ergetzung jährlich nur einmal ihren Ausbruch. Frische Weine sprengen das Faß, wenn man ihnen nicht das Spundloch öffnet. Es sey ferne von mir, daß ich eine solche abscheuliche Gewohnheit wie das Narrenfest war, billigen sollte. Allein der Grund der Vertheidigung ist wahrlich aus der menschlichen Natur genommen,

*) *Dict. Encycl.* unter dem Worte: Fêtes des foux. On éliſoit dans les Eglies Cathédrales un Evéque ou un Archevéque des foux, et ſon election étoit confirmée par beaucoup de bouffonneries qui ſervoient de ſacre. Cet Evéque élû officioit pontificalement et donnoit la bénédiction ſolemnelle au peuple, devant lequel il portoit la mitre la etoffe et méme la croix. Dans les égliſes qui relevoient immédiatement du Pape, on éliſoit un Pape des fous, auquel on accordoit les ornemens de la Papauté, afin qu'il put agir et officier ſolemnellement comme le Saint Pere. Des Pontifes de cette eſpece etoient accompagnés d' un clerge auſſi licentieux. Tous aſſiſtoient ce jour là au ſervice divin en habits de maſcarade et comédie. Dieſes war die heilige und ſtille Ergetzung. Der Verfaſſer des Artikels ſetzt hinzu, daß er noch das Aergerlichſte ausgelaſſen habe.

nommen, und ich fühle in mir ſelbſt, daß die Freude ein Bedürfniß unſerer Seelen, und der Trieb dazu eben ſo gegründet wie der zum Trinken ſey. Die weiſeſten Männer erwarten, bey einer kleinen komiſchen Erzählung, mit Ungeduld den Schluß zum Lachen. Die Geiſtlichkeit verlangt ihre fêtes des fous, und die Weltlichen ſind ſehr zufrieden wenn ich ihnen eine freye Gelegenheit dazu verſchaffe.' So iſt es jederzeit geweſen; nur der Geſchmack iſt feiner geworden. In allen Heldengedichten wird eine Liebesgeſchichte angebracht; Dido und Henriette d' Etrees ſind aber ganz anders, wie Aureucide, Dame Pelinarde, und die Heldinn von Hug und Wolf Dietrich *). Der Anfang jeder Wiſſenſchaft iſt allemal unvollkommen, und mit ſehr groben Fehlern gezeichnet geweſen. Wenn denn aber endlich aus den Liebesepiſoden eine erhabene Epopee entſtan-

*) Meine Leſer werden die beiden erſten kennen. Aureucide, die Schweſter des Sultans von Perſien, ſchildert ſich ihrem Liebhaber folgendergeſtalt: Regarde s'il y a quelque vice dans mon corps. Mon poil n'eſt ni dur ni brun, mon teint ni obſcur ni roux, ma chair encore moins rude ni falle. Je crois que le tetin ne te ſemblera mal, ni l'un trop proche de l'autre, le ventre n'eſt ni rude ni fletry, les bras ſont charnus et les cuiſſes bien rondes... S. l'Hiſtoire de Palmerin d'Olive, ch. 126. Dame Pelinarde ließ ihren Palmerin mit der Strickleiter ins Fenſter, und erzählte ihm einen Traum, der ſehr ſchwer zu erfüllen war.

Die Schöne des Hug und Wolf Dietrichs
Die thäte ſich aufdecken
Die Jungfrau überall . . . .
Da ward der Helden reine
Gar teufliſchen ſtolz.

S. das Heldenbuch im andern Theil, p. 424.

entſtanden, warum ſollte nicht auch noch die groteſk
Sittenmalerey zu ihrer Vollkommenheit reifen? Un
was kann unſere Feinde bewegen, die Beſchuldigunge
gegen mich zu wiederholen, welche ſeit undenklichen Jah
ren nur einen Hanswurſt getroffen haben? Das Gaſſen
lied war im Anfange eine gereimte Zote. Nachher ha
es ein franzöſiſcher Prinz zu ſeiner glücklichſten Beſchäf
tigung gemacht, bis es endlich die Ehre gehabt ei
ordentliches Lehrgedicht zu erwecken *).

Dem ſey aber wie ihm wolle; ſo erweckt die allge
meine Uebereinſtimmung, worauf Hume die Vielgöt
terey, und andere den Gegenſatz gegründet, eine recht
lich: Vermuthung für mich. Ich ſehe meinen philoſo
phiſchen Hörſaal niemals leer, und der ſelige Herr von
Hagedorn, welcher in ſeinen Anſprüchen auf die
Freude ſo unbillig war daß er von jedem gedruckten
Werke wenigſtens einen guten Gedanken forderte, ver
ſäumte ſolches ſelten. Er lachte wie Andre lachen, und
antwortete dem ſpitzmündigen Tadler nicht, welcher ſich
nach der Urſache ſeines Lachens erkundigte. Ihm war
es genug dieſe Wohlthat ungekitzelt zu genießen, und
ſeine Augen aufzuklären wenn ſie von vielem Leſen er
ſtarrt waren. Er dachte wie van Effen:

Eh bien ſoit, voyons l' Opéra!
De l' humeur dont je ſuis, tout me divertira.

Die gröſte und wichtigſte Wahrheit iſt dieſe: daß
jeder Menſch wechſelsweiſe klug und närriſch iſt. Das
Mehrere und Wenigere in dieſem Gemiſche entſcheidet
ſein Lob. Der groſſe Staatsminiſter, welcher den Frie
densſchluß mit Spanien auf dem geheimſten Theile ſei
ner

*) Le Vaudeville, poëme didactique de Mr. Sédaine.

ner Geliebten unerträglich, beförderte nichts desto weniger das Wohl Europens. Ich in meiner Bescheidenheit fordre nur eine Stunde aus dem Tage des Weisen. Ich lasse ihm also noch drey und zwanzig zu seinen übrigen Beschäftigungen; und derjenige ist wahrlich weise der nur eine Stunde, nicht verliert, sondern zu seiner nöthigen Ermunterung anwendet. Der Ausspruch strenger Sittenlehrer schreckt mich nicht. Diese mögen immerhin die Castraten vom Fegefeuer freysprechen, und die schönen Sängerinnen dort ihre verlornen Stunden nachholen lassen; ich werde dennoch das Glück der erstern nicht beneiden, und hoffentlich mit meiner Arbeit für das allgemeine Vergnügen die Strafe der letztern nicht verdienen.

Meine Leser werden mir erlauben hier Abschied zu nehmen, weil es nach ihrer Uhr gerade eine Stunde seyn wird, daß ich ihre wichtigen Beschäftigungen unterbrochen habe.

Schreiben

an den Herrn Vicar in Savoyen

abzugeben

bey Herrn Johann Jacob Rousseau *).

„Wie mancher Vater sagt nicht zu seinem Sohn
„Junge, geh nicht ins Bordell, du wirst sonst i
„Hospitale sterben! — Gerade dies, und nichts mel
„hab' ich in dem Briefe sagen wollen. Man thut m
„also Unrecht, wenn man fordert daß ich andre Grün
„für die christliche Religion gebrauchen sollen; oder d
„Vater hat auch gesündigt, daß er seinen Sohn nic
„jedesmal auf das sechste Gebot verwiesen."

* * *

Mein Herr Vicar!

Es ist mir leid, daß Ihr Glaubensbekenntni
welches Sie so lange zurückgehalten hatten, in solch
Hände gefallen, die es sogleich der ganzen Welt bekann
gemach

*) Dieses Schreiben, datirt: Osnabrück den 2 Novemb
1762, ward zum zweytenmal zu Bremen bey Crome
1777 gedruckt, auf 55 Seiten in 8, mit nachstehende
kurzen Erklärung des Verfassers.

gemacht haben. Vermuthlich hatten Sie es, als den Stein der Weisen, mit einem Fluche versiegeln, und bloß den Adepten hinterlassen wollen. Ich schließe dieses aus der sorgfältigen Achtung welche Sie Ihrer kleinen Gemeinde bezeugt, und aus der ehrsuchtsvollen Andacht womit Sie, Ihrer heimlichen Meynung ungeachtet, den öffentlichen Gottesdienst Ihres Kirchspiels abgewartet haben. Es ist mir leid, sage ich, daß Ihr Freund nicht eben die Achtung gegen ganz Europa gehabt, womit Sie Ihrer gebirgischen Gemeinde begegnet sind. Sehr weise Gesetzgeber und Stifter haben eine geheime Religion von der öffentlichen unterschieden, und damit eine große Einsicht in die mancherley Fähigkeiten der Menschen bewiesen. Vielleicht thäten wir bisweilen nicht übel, dieser Weise zu folgen. Auch die ersten Christen hatten Geheimnisse, welche nicht sogleich den Anfängern eröffnet wurden.

Jedoch der Fehler ist geschehen, und das Aergerniß gegeben, und alles was Ihnen und Andern, mein werthester Herr Vicar, übrig bleibt, ist dieses, solches auf alle Weise wieder auszulöschen. Sie erkennen einen Gott; Sie machen unser Gewissen zum Richter, und nehmen ewige Strafen und Belohnungen an. Dieses ist der Hauptinhalt Ihrer Lehre; und damit glauben Sie, daß wir einen sichern Führer haben, und aller übrigen Leiter entbehren können. Wenn dieses die geheime Lehre einiger natürlich guten und wohlerzogenen Emile seyn sollte: so würde ich Ihrer Meynung in der Stille nachdenken, und vielleicht die einförmigen Geschöpfe, welche sich mit einem so gelinden Faden leiten ließen, glücklich preisen. Da es aber eine allgemeine Lehre seyn soll, worin Ketten für Bösewichter, allerhand mächtige Triebfedern für Schwache und Feige,

Troſtgründe in den grauſamſten Martern, Gewichte gegen tyranniſche Fürſten, und ſehr viele andere Dinge liegen müſſen: ſo glaube ich, daß Ihr Plan viel zu ſchwach, und zu allen Abſichten bey weitem nicht hinlänglich ſey. Ich glaube, daß wir nicht wohl thun, Religion bloß für Philoſophen und nachdenkende Weſen zu bilden. Ja, ich glaube, daß es nach der neueſten Art gedacht ſey, die Schöpfung verarmen zu laſſen, um lauter milchbärtige Emile zu haben.

Sie haben vermuthlich längſt die Anmerkung gemacht, daß die poſitive Religion mehrentheils mit den bürgerlichen Geſellſchaften ihren Anfang genommen, und die Lehre von den Göttern ſich in der Genealogie der erſten Stifter und in der Vollmacht der Geſetzgeber am erſten gezeigt habe. Wenn wir ein wenig nachdenken: ſo werden wir die Urſache leicht finden, warum Nachbarskinder die über einander herrſchen wollen, dergleichen Maſchinen zu Hülfe nehmen müſſen. Wir werden gar bald entdecken, daß ein einzelner Mann auf einer wüſten Inſel, einzelne Hirten mit ihren Familien in großen Wüſteneyen, mit der natürlichen Religion wohl auskommen konnten, anſtatt daß die Vereinigung vieler Menſchen zu einem gemeinſamen Stande, zu nahen Aeckern und Wohnungen und zu reizenden Verſuchungen, ganz neue Triebfedern, Schnellkräfte und Gegengewichte erforderte; und daß endlich der Geſetzgeber, welcher die Anlage dazu machte, ſich einige Stelzen geben müßte.

Laßt uns nun einmal annehmen, eine bürgerliche Geſellſchaft ſey nöthig geweſen, um die Welt glücklich oder wenigſtens minder unglücklich zu machen: oder man habe nicht umhin können, dergleichen zu errichten: was meynen Sie, würde es beſſer geweſen ſeyn, daß

ein

ein glückliches Genie eine erdichtete Nemesis oder eine Astrâa aus seinem Gehirne kommen, und durch dieselbe gewissen Pflichten das Siegel der Heiligkeit aufdrücken lassen, wenn seine Gesellschafter sich durch blosse Vernunftgründe nicht hätten bändigen lassen wollen; oder aber, daß er ihnen, wie die Chineser ihren Weibern, die Füße verdorben hätte, um seine neuen Bürger in Ruhe und Frieden bey einander zu halten? Vielleicht beides, Sie, sey keines von beiden nöthig, und selbst die Errichtung großer Gesellschaften überflüssig gewesen: indem jeder Mensch ein guter Philosoph seyn, und in den Savoyischen Gebirgen ruhig leben könnten; vielleicht gehen Sie gar so weit, und sagen, daß der Mensch glücklicher gewesen seyn würde, wenn ihn so wenig Furcht als Liebe geplagt, und ihm die großen Gesellschaften zur Vertheidigung und Bequemlichkeiten nöthig gemacht hätten. Allein, wir wollen nicht grämisch seyn und unsere Einwürfe übertreiben, sondern freundschaftlich annehmen, daß allmählich von jenen Kindern einige tausend schlimme Enkel herangewachsen und von einander völlig unabhängig geblieben wären; daß sie als Hirten in einer geraumen Wüste gelebt, und sich endlich über die Weide entzweyt hätten; wir wollen weiter annehmen, daß diese Hirten in der Schule des Herrn Rousseau nicht erzogen, sondern etwa solche Menschen, solche Hußaren gewesen, wie wir noch zu unsern Zeiten, wo wir doch Lehrer und Prediger haben, bisweilen sehen; was meynen Sie, würde bey diesem Kriege entstanden seyn? Ein Heerführer, glaube ich, auf beiden Seiten, eine Macht viele Köpfe zu vereinigen, sie auf den Nothfall zu zwingen, zu züchtigen, zu strafen, zu henken, zu brennen, ganze Rotten von ihnen zu vertilgen. — Und, welchen würden Sie zum Heerführer erwählt haben? im Eifer den Tapfersten

und Stärksten. Aber nun, wenn der Eifer vorüber? aus Dankbarkeit den Erretter. Und, wenn Eifer und Dankbarkeit erkaltet wären? wenn Stolz, Eifersucht, Haß und Strafen Einige aufgewiegelt hätten? wenn Niemand mehr gehorchen und Jedermann gebieten wollen? die auswärtige Gefahr aber, welche dem Auge des Pöbels entwischt, eine innerliche gute Verfassung, Gesetze, Ordnung, Steuern, Strafen und mancherley Anstalten noch immer nothwendig gemacht hätte? Wie sollte da ein glückliches Genie, welches seinen und seiner Freunde Untergang verhüten wollte, zu der nothwendigen Macht gelangen? Das Ansehn einer fürstlichen Geburt, welches itzt die Stelle einer göttlichen Genealogie vertritt, konnte ihm nicht dienen. Ueber eine Maße mit glänzenden Steinen, über einen Pelz von Hermelin, und über einen kurzen runden Stab, an beiden Enden mit Gold beschlagen, hätten die Hirten gelacht; Keiner unter ihnen wäre mit einem Helm gebohren, und Keiner zu bereden gewesen, das Wiehern eines Pferdes, oder den Traum einer guten Frau, für einen göttlichen Beruf zu halten. Unter ihnen hätte sich zwar ein Jüngling gezeigt, der in seinem Busen das göttliche Feuer genährt, wodurch privilegirte Seelen zur Herrschaft über den Haufen zuerst berufen werden. Allein er wäre, wie Moses, von schwerer Zunge gewesen, und also hätte ihm auch das letzte Hülfsmittel, die Macht der Beredtsamkeit, welche sonst die Menschen beherrschte ehe sie vor dem Fürsten schweigen mußte, gefehlt. Was sollte er nun anfangen? — Wie? ich frage? Er sollte, wenn er konnte, einen Gott zu Hülfe nehmen, oder mit einer Göttinn buhlen; seine Mutter von einem Herkules schwängern, und seine Gesetze vom Himmel fallen lassen. Er sollte Geheimnisse, Tempel und Priester anordnen, Wunder befehlen und

die

die Aufrührer niederdonnern lassen. Das sollte er thun.

Das sollte ein Mensch, ein glückliches Genie, ein Held thun? und wir sollten Lügen und Betrügereyen billigen? — Ich denke aber doch, die ersten Stifter großer Gesellschaften haben dieses nothwendig thun müssen, um sich die nöthige Vollmacht zu verschaffen, eine Vollmacht welche sie berechtigen konnte, Vater und Mutter auf den Scheiterhaufen zu setzen, wenn sie sich dem grossen Endzweck der allgemeinen Wohlfarth einer ganzen Gesellschaft widersetzten.

Aber die Leute sind auch Narren, dumme Köpfe und Klötze gewesen, welche sich auf solche Art hintergehen, oder, welches einerley ist, regieren ließen? — O! mein worthester Herr Vicar, sie waren freylich keine Emile. Allein bey aller ihrer Einfalt suchten sie doch, wie er, auf einem kleinen Hügel in einem weißen Hause, mit grünen Volets und rothen Ziegeln, zu wohnen; sie wollten der Frucht ihrer Arbeit und der Reben ihres Weinstocks ruhig genießen, und gelangten zu diesem großen Endzweck, indem sie sich gewisse Dinge einbilden ließen. Das waren gewiß keine dumme Leute. Und, wenn Ihnen das nicht Beweis genug ist: so nehmen Sie dieses dazu, daß keiner von den Klugern die Kunst und den Meister verrathen; — ich bitte das Letztere Ihrem guten Freunde dem Herrn Rousseau zu sagen.

So ist es aber erlaubt, böse Mittel in guter Absicht zu gebrauchen? — Bewahre mich der Himmel, daß ich dieses behaupten sollte. Verstehen Sie mich ja recht, Herr Vicar; ich mißbillige dieses alles im höchsten Grad, indem es zu meinem Satze gar nicht dient. Nur eine Folge habe ich aus dem allen nöthig, und

diese müssen Sie mir nun auch ohne weitere Einwürfe zugeben, nehmlich: daß alle Gesetzgeber und Stifter großer Staaten, sie mögen nun zu loben oder zu tadeln seyn, die natürliche Religion unzulänglich gehalten haben, eine bürgerliche Gesellschaft einzurichten, zu binden und zu führen; und daß sie deswegen zu Göttern und andern Maschinen, oder zu einer positiven Religion, ihre Zuflucht nehmen müssen. — Nun, das geben Sie mir zu!

Was meynen Sie aber, wenn Gott, den wir beide erkennen, eben so viel Einsicht, als jene Gesetzgeber, jene Genies, jene großen Schelme, wenn Sie wollen, in die menschliche Natur gehabt hätte? Was dächten Sie, wenn er einige, seiner Gottheit anständige, seinem großen Endzwecke zusagende Maschinen erwählt hätte, um uns – glücklicher zu machen? Sollte dieses unwahrscheinlich seyn? sollten ihn hierin menschliche Genies beschämen? Entweder hat er die großen Gesellschaften gewollt, oder nicht. Im ersten Falle, lassen Sie die erwiesenermaßen zu ihrer Erhaltung nothwendige positive Religion durch irgend ein Mittel offenbaren: so haben Sie eine geoffenbarte Religion. Im letztern streite ich gar nicht mit Ihnen.

In der Natur mag diese Offenbarung freylich auch schon liegen. Aber es ist doch seltsam, daß alle Weisen und alle Gesetzgeber sie nicht darin gefunden haben. Sie muß also wohl so tief liegen, daß sie dem gemeinen Auge entwischt. Und, wenn dieses ist: so ist es eben so gut, als wenn sie nicht darin läge.

So ist also die Religion eine Politik? und ihr erhabener Endzweck nicht, Gott zu dienen? — Ja, die

Univ. Bibl. München

die Religion ist eine Politik, aber die Politik Gottes in seinem Reiche unter den Menschen. Und, wenn wir Gott dienen, ihn loben und preisen: so befördern wir damit Gottes Ehre. Und Gottes Ehre ist die Glückseligkeit seiner Geschöpfe. Können Sie aber der Gottheit noch eine gröſsere Absicht zuschreiben: so bin ich es auch zufrieden. Aber allezeit, denke ich, wird die gröſste Vollkommenheit seiner Geschöpfe damit verbunden seyn.

Versuchen Sie es einmal, die geoffenbarte Religion aus diesem niedrigen Gesichtspunkte zu betrachten. David auf dem Throne oder in der Asche; der Sünder auf der Scala sancta, oder unter einem mit goldenen Franzen besetzten Himmel; der Philosoph mit einem System, und das Kind mit einer Klapperbüchse, könnten dem allmächtigen Gott einerley seyn, wenigstens würde es uns so scheinen, wenn er bloſs auf das einsiedlerische Vergnügen eines Gebehrdenspiels rechnete, und ein speculativisches Wohlgefallen an der verschiedenen Lage unserer Seelen hätte. Allein, uns und der bürgerlichen Gesellschaft ist unendlich daran gelegen, daſs der König bisweilen in der Asche und auf den Knieen erkenne, wie er vor Gott ein armer Sünder sey. Es ist von der äuſsersten Wichtigkeit für das Wohl einer Gesellschaft, daſs der Mensch Andacht habe, und sich dadurch zu guten Regungen, zur heilsamen Furcht und zu der nöthigen Standhaftigkeit bereiten lasse. Es ist von der gröſsten Nothwendigkeit, daſs wir gewisse verstärkte Glaubensartikel haben, welche den Unglücklichen trösten, den Glücklichen zurückhalten, den Stolzen demüthigen, die Könige beugen, und den Krämer einschränken. Ich sage, es ist dieses von der äuſsersten Nothwendigkeit in der bürgerlichen Gesellschaft. Diesen Endzweck hat Gott mit der Religion wohl suchen können;

und ich würde es seiner Weisheit gemäß achten, wenn er auch solchen nur allein mit seiner Offenbarung gesucht hätte.

„Meine natürliche Religion aber, sagen Sie, wird „dieses alles eben so gut und noch besser leisten. Sie „gründet sich dabey auf keine zweydeutige Zeugnisse. „Ich erkenne den Schöpfer aus seinen Werken. Diese „sind die beredtesten Prediger. Sie reden zu allen Augen und Ohren. Ihre Sprache verstehet der Irokese, „wie der Kalmucke. Ihre Schönheit gründet sich auf „unveränderliche Regeln, welche den weisesten, den „mächtigsten Gott erkennen, und nach einer ganz nothwendigen Folge auch zugleich verehren, bewundern und „lieben lassen. Wenn wir diesen Empfindungen folgen, „und mit Hülfe einer guten Erziehung unser Gefühl „oder unser Gewissen bilden: so wird uns dieses allemal richtig führen; und die Aussicht einer ewigen „Strafe und Belohnung, welche ich annehme, wird „den schlechtern Theil der Menschen beugen, oder doch „wenigstens dem Gesetzgeber die Mittel geben, sie zu „bändigen, zu begeistern und ins Feuer zu führen."

Gut, mein wertheſter Herr Vicar! ich will Ihre Theorie noch nicht bestreiten. Aber nun laßt uns auch den Faden der Erfahrung ergreifen. Wenn wir diesem folgen: so werden wir sogleich finden, daß alle Gesetzgeber mit dieser Theorie nicht ausgelangt sind. Ich habe es oft versucht, und Mosen mit aller der Stärke ausgerüstet, welche ihm die natürliche Religion darbieten konnte. Ich habe ihn gegen einige hunderttausend Ziegelbrenner, welche ihr Gefühl und ihr Gewissen in den Lehmgruben gebildet hatten, und ihn stürmisch fragten wer hat dich doch zum Richter über uns gesetzt? von der Schönheit der Gestirne, von der Pracht des

Donners,

Donners, von der Ordnung im unendlich Kleinen, und andern Dingen reden lassen; ich habe ihm die Gründe eingegeben, welche die Verfasser der Donner- Stein- und Fischtheologieen dem gebändigten Theile der Menschen mit gutem Erfolge vorgelegt haben; ich habe ihn endlich, mein werthester Herr Vicar, aus Ihrer natürlichen Theologie, und besonders aus Ihren Vermuthungen über die ewigen Strafen und Belohnungen, gegen die Rotte Kora, Dathan und Abiram reden lassen. Allein, niemals habe ich damit auch nur zu der Vermuthung gelangen können, daß er mit diesen menschlichen Kräften ein unbändiges Volk von seinem göttlichen Beruf zur Herrschaft überzeugt haben würde; besonders, wenn es die Noth erfordert hätte etliche Rotten aufhenken zu lassen. So stelle ich mir die Sache vor; trauen Sie den Ziegelbrennern ein besseres Gefühl zu: so habe ich Unrecht.

Ueberhaupt aber dünkt mich, Gott habe die Seelen der Menschen nicht alle nach einem Maaßstabe gemacht; so wenig, als er sie alle zu Königen und Weltweisen berufen. Ein grosser Theil derselben scheinet mir unfähig zu seyn gewisse Wahrheiten und Folgen zu begreifen. Viele werden von der Wahrheit nicht lebhaft genug gerührt, um zur Zeit der Anfechtung auszuhalten. Es giebt sklavische Seelen, welchen die Wahrheiten anbefohlen werden müssen. Es giebt Könige, welche keine andre Beweise als Wunder zulassen. Das Costume, die Sitten und die Arten zu denken und zu begreifen, sind unterschieden. Alle diese Menschen finden sich in der Gesellschaft, und die Religion muß für alle gerecht seyn. Wenn wir aber der Erfahrung folgen: so hat die natürliche Religion alle diese Bedürfnisse nicht erfüllen können.

Und

Und was thun wir Menschen mit der Beredtsamkeit und Poesie? Wir malen unsern Sinnen. Und warum das? Weil uns eine sinnliche Rede mehr als bloße Schlüsse rührt. Nun wollen wir einmal annehmen, eine gewisse positive Religion wäre eine sinnliche Rede von der natürlichen; und warum dürften wir das nicht annehmen, da die sinnliche Rede auch das Wahre zum Grunde haben kann? Sollten denn nicht die Stifter und Gesetzgeber Macht haben, unsern eigenen Plan zu verfolgen, und die menschlichen Gemüther auf eben die Art zu ihrem Besten anzugreifen und zu rühren, wie wir solche mit sinnlichen Reden anzugreifen nöthig finden? Sie haben ewige Strafen und Belohnungen in Ihrer natürlichen Religion aufgenommen. Thun Sie mir nun die Liebe, und malen der bedürftigen Einbildung einiger Menschen den Himmel und die Hölle, so wie uns Gott diese Vorstellung zu geben dienlich befunden hat, um den nöthigen Eindruck zu machen: so sind wir über den ersten Punkt schon verglichen, daß nehmlich Gott gar wohl einige Wahrheiten zur nähern Intuition bringen, und dasjenige was wir in der natürlichen Religion bloß als Schlüsse und Folgen erkennen, durch eine Offenbarung verstärken, bilden und besiegeln können.

Sie führen an, da Sie das Daseyn Gottes als das erste Hauptstück Ihrer natürlichen Theologie beweisen, daß es Menschen gäbe welche solches leugneten; und vielleicht sind diese Menschen Gelehrte. Sie führen an, daß Andere von eben diesem Range die Unsterblichkeit der Seele, Ihr zweytes Hauptstück, in Zweifel zögen. Sie werden mir zugeben, daß es um das Wissen, weil es durch zufällige Umstände gebildet wird, eine gar mißliche Sache sey. Und das ist Ihr [illegible] Hauptstück. Sie werden aus der Erfahrung wissen,

daß

daß die Predigt der Werke Gottes, welche wir täglich vor Augen haben, gar oft dem Geschrey eines Kanarienvogels gleiche, welches sein Besitzer zuletzt gar nicht mehr hört, wenn einem Fremden im Zimmer die Ohren davon erklingen. Und mit dieser Predigt, mit diesen Hauptstücken, gedenken Sie die wilden Ziegelbrenner zu einem starken, glücklichen und ruhigen Volke zu bilden? Wie, wenn diese menschlichen Thiere Ihre Schlüsse von dem Daseyn Gottes und der Unsterblichkeit unsrer Seelen gar nicht faßten? Wie, wenn sie ihre Begierden mit dem Gewissen verwechselten, und den unrechten Richter ihrer Handlungen erwählten? Wenn sie die Sonne auf- und untergehen ließen, ohne an etwas anders als an ihre Nahrung zu denken? Wenn ihnen die Werke Gottes bloß zu der Zeit einleuchteten, wo die Saat auf ihren Aeckern verdorrte, und der Blitz die Ziegelöfen einschlüge? — O, mein wertheſter Herr Vicar! glauben Sie gewiß, Ihre natürliche Religion iſt gut, aber nicht hinlänglich.

Laſſen Sie Tyrannen, Erdbeben, Ueberſchwemmungen und andre Landplagen kommen. Mich ſollen Sie als einen andern Orpheus unten am Felſen, und vor mir die erſchrockenen Menſchenkinder finden. Jedes Herz will ich, mit Hülfe der geoffenbarten Religion, ſtärken, tröſten, und zu neuen Unternehmungen geſchickt machen; wann Sie in Ihren Gebirgen einigen verzagten Zweiflern die Schönheit der eingeſtürzten Werke Gottes vergeblich predigen werden.

Sie mögen mir immer ſagen, die Religion ſey ſolchergeſtalt nur eine bezaubernde Muſik; ein Kappzaum für den Pöbel. Ich antworte Ihnen darauf iſt weiter nichts als: Wir ſind alle Pöbel; und Gott hat beſſer

beſſer gethan, uns ſeinen Zaum an die Seele, als an die Naſe zu legen. Denn an einer Stelle, denke ich, war er uns doch nöthig, um zu gewiſſen Endzwecken geführt zu werden. Für uns Pöbel, und nicht für Engel, iſt unſre Religion gemacht.

Was iſt der Menſch? Ein Thier, das an der Kette ſeiner Einbildung liegen ſoll. Etliche brauchen einen Klotz von fünf Centnern, um nicht mit der Kette wegzulaufen. Andre liegen vielleicht geruhig an einem Lothe. Die Religion aber muß beides, den Klotz und das Loth, für Millionen Einbildungen haben. Und Sie, mein theuerſter Herr Vicar! glauben, mit einigen zweifelhaften Sätzen dieſen unermeßlichen Plan zu erfüllen?

Aber, weiter! Können wir in der natürlichen Religion zu einer vollkommnen Gewißheit gelangen? Nein. Iſt dieſes ein Vorzug der geoffenbarten? Nein. Und warum das nicht? Gerade aus der Urſache, weil wir Menſchen ſind. Der Fehler liegt nicht an Gott. Er liegt an dem Maaß der Erkenntniß, welches wir in der unendlichen Reihe von Geſchöpfen erhalten haben. Wir könnten alle Engel ſeyn, und alle Thiere könnten gleiche Anſprüche machen; wir könnten durch einen Schluß Gott zwingen zu bekennen, daß er billig nur ein einziges Geſchöpf in der nächſten und vollkommenſten Ordnung nach ihm ſelbſt erſchaffen ſollen (dann aber wären wir alle beide wohl nicht da geweſen); und dieſes einzige Geſchöpf könnte ſeinen Schöpfer fragen, warum er nicht ein unmögliches Ding, einen zweyten Gott, aus ihm gemacht hätte? Dieſes alles könnten wir thun, wenn wir thöricht genug wären zu glauben, daß wir als Menſchen billig mehr Einſicht haben müßten, als wir wirklich empfangen haben.

Aber nun die Folge? werden Sie mir sagen. Zu welchem Ende sollen wir denn eine ungewisse natürliche mit einer ungewissen geoffenbarten Religion vertauschen? — Freylich sollten wir das nicht thun. Wie, wenn wir aber hier die Wahl nicht haben? Wenn wir zu gewissen Pflichten durch eine Offenbarung, durch einen Glauben geführt werden müssen, wie ich itzt voraussetze? Wenn das Maaß unsrer Erkenntniß gerade nicht anders ist, und also auch nicht anders hat seyn können, als daß wir Mittelding etwas wissen und etwas glauben sollen, und daß wir folglich nur unter Offenbarungen zu wählen haben? Dann werden Sie mir doch zugeben, daß es nur auf die beste Wahl, und nicht mehr auf die unzulängliche natürliche Religion ankomme; dann werden Sie mir doch einräumen, daß eben die Ungewißheit, diese Quelle unsers Vergnügens, uns fähig mache von einer höhern Weisheit geleitet zu werden.

Vermuthlich stellen Sie Sich aber nun in den Weg, und rufen mir noch eifrig nach: Was ist Wahrheit? Was ist Wahrscheinlichkeit? Wer kennet alle Religionen? Wer hat sie alle verglichen? Wer ist im Stande, den Geist einer jeden durchzuschauen, und darnach ein richtiges Urtheil zu fällen? Entweder alle Religionen, welche das Beste der bürgerlichen Gesellschaft, die Glückseligkeit der Menschen und die Vollkommenheit des Ganzen befördern, sind gleichgültig, und es ist kein Unterschied ob ich dieser oder jener meinen aufrichtigen Beyfall gebe; oder aber diejenige welche den Vorzug verlangt, und grausam genug ist andern ehrlichen Leuten die Thüre des Himmels vor der Nase zuzuwerfen, muß unterscheidende, sehr unterscheidende Kennzeichen haben. Und, wenn sie diese nicht hat:

ſo gehe ich am ſicherſten, wenn ich der Religion meiner Erziehung folge. Denn dieſe hat meinem Gewiſſen ſeine itzige Falte gegeben; es iſt ſchwer ſolche wieder auszulöſchen, und für die bürgerliche Geſellſchaft höchſtgefährlich wider ſein Gewiſſen zu handeln. — Dieſes werden Sie ſagen, und ich erkenne die ganze Macht Ihrer Gründe.

Aber nun erſtlich, was verlangen Sie für Kennzeichen? Menſchliche Zeugniſſe können trügen; ja ſie können trügen. Wunder, ſagt Hume, können von Menſchen nicht beurtheilt und nicht beurkundet werden. Denn es ſind Wunder, und dieſe eben deswegen nicht häufig genug, um unter einander und mit ähnlichen Dingen hinlänglich verglichen und geprüft zu werden. Wenn Leute von den Todten auferſtünden: ſo würden ſie dennoch wieder Menſchen ſeyn, und Engel, denke ich, können auch nichts anders als eine zweydeutige Figur annehmen, wenn ſie uns eine von ihren Gebehrden ſehen laſſen wollen. Erſchiene uns Gott in der Geſtalt einer Feuerflamme, oder im Donner: ſo würden wir mit unſern Augen nichts als eine Feuerflamme ſehen, und mit unſern Ohren nichts als einen Donner hören. Beide Erſcheinungen würden nichts anders als brennen und donnern können. Und nähmen ſie Menſchenſtimmen an; ſo würden Sie wieder ſagen: Was habe ich denn mit Menſchen zu thun? Und auch ſogar der Donner will, wie ein Menſch, lügen? Kurz, ich ſtelle mir, wenigſtens nach unſrer Geiſterlehre, vor: Gott könne ſich uns Menſchen nicht anders als unter einer Geſtalt offenbaren, und hierzu keine Geſtalt wählen, ohne daß wir nicht immer noch zweifeln könnten, ob die Geſtalt wirklich einen Gott enthielte. Ja ich glaube, wenn er ſich täglich jedem Menſchen, in

jedem

jedem Alter und in jeder Laune, offenbarte: so würden Copernik oder Newton eine krumme Linie erfinden, wodurch diese öfteren Erscheinungen in den ordentlichen Lauf der Natur gerechnet werden könnten. Maupertuis würde es thöricht finden, Gott in die Kosten so vieler Wunder zu stürzen, wo er uns mit dem bloßen Scheine derselben regieren könnte. Und wenn Gottes Wort vom Himmel regnete: so legte Herr Rousseau gewiß eine Druckerey in den Monde an. Das thäten wir Philosophen gewiß. O, es ist eine mächtige Rede: Hören sie Mosen und die Propheten nicht, so werden sie auch nicht glauben ob jemand von den Todten zu ihnen käme. Es ist ein hartnäckigs Volk; beides der Philosoph und der Mensch. Fünf Centner halten sie nicht.

Was meynen Sie nun, wenn wir unsre Foderungen billig machten, und von Gott keine andre Kennzeichen forderten, als solche die in unsre fünf Sinne, oder in unsre Einsicht fallen können? Wenn wir dieses thäten: so würden wir schon unser lüsternes Verlangen nach außerordentlichen Kennzeichen aufgeben, und endlich erkennen, daß wir hier auf Erden keine geflügelte Apostel, welche uns die Wahrheit aus den Wolken predigen, zu erwarten haben.

Was dächten Sie weiter, wenn ich gegen Sie den Satz wagte, daß die Oekonomie einer jeden Religion erforderte, öffentlich zu behaupten daß außer ihr kein Heil sey? Mir scheinet es, als könne eine Religion ihre bürgerliche Wirkung ohne diesen Grundsatz nicht haben. Wenigstens bilde ich mir ein, wenn in einem öffentlichen Katechismus mit großen Buchstaben die Kinderlehre stünde: Man kann in allen Religionen selig werden, daß dieses den nöthigen Enthusiasmus un-

gemkin schwächen würde; ich, als ein fauler Knab
würde sicher geträumet haben: Laß die Seele gebähren
bringt sie keine Wahrheiten, so bringt sie Phantasieen
und jede Religion ist Gott angenehm. So hätte ic
gewiß geschlossen, oder mein Vater hätte mir die gro
Lehre von der Gleichgültigkeit aller Religionen eine Zei
lang verbergen, und mich wider Ihre Meynung erst m
einem Vorurtheil auferziehen müssen. Als ein Mann
wäre ich vielleicht so billig geworden, mich hierdur
nicht irren zu lassen. Allein der große Haufe der Kin
der, welche niemals zu einem männlichen Verstand
kommen, würde mich allemal gedauert haben. Ein
solche Gleichgültigkeit hätte, meiner Meynung nach, je
Religion um ihre Kraft gebracht, die Gewissen zu bi
den; welches doch nothwendig ist, um den bürgerliche
Endzweck des Eides, dieses unentbehrlichen, obglei
traurigen Mittels, zu erhalten. Und dieses beweg
mich zu glauben, daß jede Religion in ihrer öffentliche
Lehre alle andere ausschließen, und den Philosophe
nichts mehr als die heilsame Ungewißheit zur weite
Betrachtung lassen müsse.

Die Ewigkeit der Höllenstrafen ist seit einiger Ze
bestritten worden. Die Unsicherheit dieses Satzes
erträglich, ja vielleicht mit Fleiß erwählt, damit w
zwischen Furcht, Hoffnung und Verzweiflung bleibe
Aber die öffentliche Gewißheit des Gegentheils, nehm
lich ein göttliches Gesetz über die kurze Dauer der Hö
lenstrafen, ist aus vielen Ursachen bedenklich.

Dies vorausgesetzt, will ich auf Ihre Frage: o
nicht solchergestalt, da Keiner alle Religionen vergle
chen, prüfen, und die beste daraus erwählen könne, J
der wohl thue in seiner Religion zu beharren? nur di
se

ſes antworten, daß wir ſo etwas nicht öffentlich zu einer unumſtößlichen Regel machen können, ohne alle Religionen, welche das Beſte der Geſellſchaft befördern, gut zu heißen; und, daß wir nicht alle gut heißen können, ohne jede in ihrer beſondern Kraft, die Gewiſſen zu binden, zu ſchwächen. So bald wir aber das Gewiſſen ſchwächen: ſo heben wir den bürgerlichen Nutzen jeder Religion auf. Wir wollen uns alſo hierüber ſolchergeſtalt vergleichen, daß es ſchädlich ſey, durch eine öffentliche Kirchenlehre die Gleichgültigkeit aller zur größten Vollkommenheit der Welt eingerichteten Religionen zu behaupten; und, daß Ihr Freund kein Meiſterſtück gemacht, wenn er einen ſolchen Satz zur öffentlichen Lehre machen wollen. Ich bitte mir aber aus, daß dieſer Vergleich bloß unter uns gelte. Denn dies was ich hier ſage, iſt nur gegen Sie gerichtet: ich antworte jetzt lediglich auf Ihre Einwürfe. Erwägen Sie indeſſen doch noch einmal die Gründe, welche große Männer für die Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit der chriſtlichen Religion beygebracht haben. Sie haben ſelbſt die Probe gemacht, wie ſtark man für ſie reden könne. Und wenn Sie nur das vorausſetzen, daß eine poſitive Religion nothwendig ſey: ſo wird Ihnen die Wahl nicht mehr ſo ſchwer fallen, als vorher.

Da ich einen Satz gewagt habe: ſo will ich auch noch einen zweyten wagen, und glauben, daß keine Religion auf bloßen Vernunftſchlüſſen beruhen dürfte. Denn dieſes kann nicht geſchehen, ohne eines jeden Menſchen Vernunft zum Richter zu machen. Der Schüler wird ſowohl urtheilen dürfen, als der Meiſter; oder es muß eine Macht kommen, und eine gewiſſe Auslegung der Natur feſtſetzen. Und, wem ſollte die Auslegung der Natur anvertrauet werden? Einem Ora-

sel? Je nun: so hätten wir wieder eine Offenbarung. Einem Fürsten? Dem werden wir schwerlich den Vorzug des Verstandes einräumen, und die Natur möchte leicht einen Kammerpräsidenten zu ihrem Hohenpriester erhalten. Einer versammelten Geistlichkeit? Gut, aber werden wir nicht gleich fragen: Redet sie dieses aus eigener oder aus göttlicher Macht? Und so kämen wir wieder zu einer Offenbarung, oder zu Menschenland. Die Priester der Natur würden sich auch von den beiden Polen nicht versammeln, um eine allgemeine Auslegung, wie Sie doch verlangen, zu machen. Und wenn die Schwarzen und Weißen nur jede eine besondere Kirchenversammlung hielten: so hätten wir doch schon zwey Auslegungen, die, dem Ansehen nach, sehr verschieden seyn würden. Dem versammelten Volke? Dieses würde freylich das beste und natürlichste seyn. Die Stimme des Volks würde die Stimme Gottes heißen. Aber, sollte der große Haufe eben die Ehrfurcht vor seinem eigenen Werke haben, die er vor einer Offenbarung haben kann? Würde dasselbe wohl zu vereinigen seyn? Würde die Erinnerung des Zanks und der dabey vorgefallenen Heftigkeiten nicht die Macht der Religionen schwächen? Würde nicht Voltaire aus dem Untergange Lissabons einen bösen Urheber der Natur, und Candide bey dem weißen Mädchen auf dem schwarzen Atlas einen gütigen voraussetzen?

In der That, diese Schwierigkeiten sind groß, und ich bin bereit anzunehmen, daß alle Völker solche eingesehen, welche sich Orakel erwählt haben. Die Orakel sind gute Beweise der Nothwendigkeit einer Offenbarung. Obige Schwierigkeiten haben die weisesten Männer dahin zurückbringen müssen. Sie konnten die Auslegung der Natur nicht heiligen, ohne sie von Gott kommen zu lassen. Sie konnten solche bey dem Mangel

der

der Buchstaben nicht bewahren, ohne sie täglich von Gott geben zu lassen. Und das geschah durch ein Orakel. Sehen Sie, mein wertheſter Herr Vicar, ſo hat die Noth vernünftige Menſchen in ihren Erfindungen geleitet. Und, welche Erfindungen? Ruhe, Freundſchaft, Liebe, und viele andre geſellſchaftliche Tugenden zu beſondern Pflichten zu heiligen; eine Gottheit da einzuflechten, wo ſie fühlen daß die natürlichen Bande reißen möchten.

Es iſt ein beſonderer Hang des Menſchen zum Wunderbaren, zum Außerordentlichen, zu Geiſtern, Geſpenſtern, Vorgeſchichten, heimlichen Naturwirkungen und andern Dingen, welche auch oft dem Philoſophen das Bekenntniß abpreſſen: Ja, wir wiſſen noch nicht Alles. Die großen Männer, welche die Wirkungen dieſes Hanges als abergläubiſche Einbildungen beſtritten haben, ſind glücklich genug geweſen ſolchen unſchädlich zu machen. Allein, die Wurzel haben ſie nicht ausrotten können; und Viele ſchämen ſich nur, dasjenige jetzt öffentlich zu geſtehen was ſie ſich in ihrer Betrachtung heimlich ſelbſt beichten. Sollte aber dieſer Hang nicht eine höhere Urſache haben? Die Roſſe ſind weich im Maule, damit ſie den Zaum vertragen. Und wir haben vielleicht dieſen Hang, um zu weiſen Abſichten geleitet zu werden. Stellen Sie Sich einmal vor, daß wir ihn nicht hätten; daß wir einen Knorpel im Gehirn hätten, der ſich bloß durch mathematiſche Beweiſe behandeln ließe; ſollten wir dann wohl dieſe glücklichen, zärtlichen, weichlichen und leichtgläubigen Empfindungen haben, welche ſo vieles zu unſrer Wolluſt beytragen? Entweder wir müßten Alles bis auf den Grund einſehen können: und dieſe Forderung iſt ungereimt; oder wir ſind glücklich, daß wir uns leichter und ſanfter beruhigen laſſen. Freylich iſt dieſer

Hang sehr bequem, den Aberglauben zu unterstützen. Aber die natürliche Liebe, die Gutmüthigkeit, die Grossmuth, sind eben so sehr zu mißleiten. Sie wissen dieses selbst, und haben sie nicht verflucht. O, der Mensch ist ein allerliebstes, wunderliches Ding. Er ist der Herr und der Narr aller seiner Mitgeschöpfe. Wir haben Vermuthungen und Systeme über seine Bestimmung. Jetzt sehe ich nur auf sein Verhältniß in diesem Leben, in der Reihe worin ich ihn mit meinen Augen sehe; und da finde ich durch die Erfahrung, daß er auf mancherley Art geleitet und gebändigt werden muß.

Noch eine wichtige Betrachtung, mein wertheſter Herr Vicar, muß ich Ihnen vorlegen, und ich bitte Sie inſtändigſt, ſolche in ihrem ganzen Umfange bey Sich Selbſt zu überdenken. Glauben Sie, zum Exempel, daß die natürliche Religion einem Prieſter die vollkommene politiſche Heiligkeit, worauf alle Völker einmüthig verfallen ſind, mittheilen werde? Jeder Menſch iſt dem andern durch einen Vernunftſchluß heilig. Reichs- und Landſtände ſind durch beſondere Verträge und Geſetze in ihrem Amte geheiligt. Beide aber ſind gegen die Macht gewaltſamer Fürſten nicht ſicher geblieben. Den Stand des Prieſters aber hat man weit mehr gefürchtet und geſchont. Das Volk hat dieſem Stande einen beſondern heiligen Charakter zugeeignet; und Gott mag dieſes zum Beſten und zur mehrern Sicherheit der Menſchen gar weislich verordnet haben. Wenigſtens halte ich es für höchſtnothwendig, daß Wahrheit und Vorurtheil, und alles was Sie ſonſt wollen, ſich vereinige, um die politiſche Heiligkeit, das göttliche Merkmal der Unverletzlichkeit und die gröſte Ehrfurcht dieſem Stande zu erhalten.

Sehen Sie einmal die Staaten an, woraus Thomasius und seine Nachfolger einen Theil dieser Wahrheit, oder dieses wichtigen Vorurtheils, wenn Sie wollen, verbannt haben. Die Bischofe, Domkapitularen, Canonike und andre dieser Art Geistliche, haben mit ihrem schwarzen Kleide den Charakter ihres Standes abgelegt. Man fürchtet sie nicht mehr, als andre Weltliche. Der Pfarrer ist ein unbedeutender und geplagter Hauswirth geworden. In einigen Ländern hat sogar der unbedachtsame Staatsmann dem Fürsten die Verwaltung der geistlichen Einkünfte übertragen, und diesen zum Herrn über ihr Brot und ihre Stimme gemacht. Das Heiligthum der gesunden Vernunft, worauf sich die weltlichen Stände stützten, ist verschwunden; und es ist ein Glück, daß der Fürst gerecht ist. Wenn er es nicht wäre, Niemand würde ihn binden. Treten Sie nun mit Ihrer natürlichen Religion hinzu; verwandeln Sie die ganze Geistlichkeit in ordentliche Menschen; schwächen Sie in dem groſsen Haufen die Meynung, daß der heilige Geist auf eine besondre Art in ihnen wohne; beruhigen Sie damit den Fürsten wider Himmel und Hölle, Unruhen und Empörungen: was meynen Sie, sollte daraus wohl ein groſser Vortheil zu erhalten seyn? Gewiß, die Reformation hat den katholischen Fürsten wohl gedient, aber die katholische Religion dienet noch immer den lutherischen Unterthanen. In dieser Religion hat sich die politische Heiligkeit des geistlichen Standes besser erhalten. Der zweyschneidige Schluß, daß man keinen Staat im Staate dulden müsse, welcher in seinem unbestimmten Umfange eben so schädlich als glücklich gebraucht werden kann, hat sie noch nicht unterdrückt. Die bischöflichen und landesherrlichen Rechte sind zwar, wie billig, auf ein Haupt vereinigt, aber glücklicher Weise nicht

ſo durch einander gemiſcht, daß man nicht immer noch die verſchiednen Aemter, den Oberaufſeher und den Herrn, von einander unterſcheiden könnte. Und diejenigen bringen einen Fluch über das menſchliche Geſchlecht, welche der Geiſtlichkeit ihr politiſches Heiligthum, welches ſich nicht anders als auf eine göttliche Offenbarung zulänglich gründen kann, entreißen. Seitdem der Fürſt ſeine beſtändige Miliz erhalten, darf man eben nicht befürchten, daß die Geiſtlichkeit das Anſehen welches wir ihr geben müſſen, mißbrauchen könne.

Laß den Mufti einen Böſewicht ſeyn, ſagte mir einſtmals ein türkiſcher Staatsmann: aber falle vor ihm in den Staub, wenn du ein Unterthan des Großſultans biſt. Dieſer und ſeine Geiſtlichkeit iſt der einzige heilige Fels, hinter welchem du dich verbergen kannſt, wenn dich der Tyrann ſuchet. Höret dich Gott im Zorn, und erlaubt dir, den würdigen Geiſtlichen allein zu verehren, und den unwürdigen öffentlich zu verachten: ſo wirſt du das politiſche Heiligthum dieſes Standes ſchwächen. Der Tyrann wird deinen Unterſchied gern annehmen. Er wird den Prieſter der dich vertreten ſoll, als einen Unwürdigen ſchelten, und ihn mit dieſer Entſchuldigung tödten, und dich hernach unbringen. —

So urtheilte ein Türke, der kein Donatiſt war, und die Kraft des göttlichen Worts von dem Wandel der Prieſter abhangen ließ. Wie würde es in Spanien und Portugal ſeit dem Verluſt ihrer Geſetze ſtehen, wenn die geiſtliche Gewalt den Ausbruch der Obermacht nicht hemmte? Dieſes ſagt Monteſquieu. Und ich ſage nichts mehr, als daß die natürliche Religion uns

dieſen groſſen Vortheil nicht gewähre, und daß es politiſche Verfaſſungen gebe worin die ſchreckliche Inquiſition zu einem nothwendigen Uebel, zu einem heiligen Zaume des Deſpoten gereiche.

Nunmehr erwarten Sie vielleicht, daß ich die Vertheidigung der Wahrheit unſrer chriſtlichen Religion übernehme. Allein, hier muß ich Ihnen aufrichtig geſtehen, daß ich kein Theologe, ſondern ein Rechtsgelehrter bin. Ich habe meine Betrachtungen bloß ſo entworfen, wie ich glaube, daß ſie ein unparteyiſcher Mann, der von unſrer Religion nur etwas verſteht, entwerfen könnte. Ich habe die Bedürfniſſe einiger Arten von menſchlichen Geſellſchaften, und ihre Zufälle angeſehen; ich habe die Krankheiten dieſer groſſen Staatsvereinigungen, ſie mögen Monarchieen, Ariſtokratieen, Demokratieen oder Tyranneieen heiſſen, erwogen, und daraus geſchloſſen daß ihnen eine geoffenbarte Religion jederzeit nothwendig und heilſam geweſen. Hiernächſt habe ich gefunden, daß die chriſtliche Religion zu allen Abſichten, welche eine Gottheit mit den Menſchen haben kann, auf das vollkommenſte hinreiche. Und daraus ziehe ich den Schluß, daß wir thöricht thun, ein ſo vollkommnes Band zu ſchwächen, oder wohl gar zu zerreiſſen.

Schlieſſlich bitte ich Sie, Ihrem Freunde dem Herrn Rouſſeau zu ſagen, daß es einem groſſen Geiſte, der tauſend Seiten an einer Sache entdekt, ſehr leicht ſey etwas wider die Meynung zu behaupten, und jede beſondere Wahrheit einer untergeordneten höhern Weltabſicht aufzuopfern; eben wie ein Held alle bürgerliche Rechte aufhebt, und einen Tempel mit Recht in Brand ſchieſt, wenn er ihn am Siege hindert. Sagen Sie ihm.

ihm, daß Arland ſein ſchönes Gemälde von der Leda, ungeachtet es der vollkommenſte Ausdruck einer nackten Wahrheit geweſen, ſelbſt wieder zerſchnitten habe. Zeigen Sie hieraus, daß es auch ärgerliche Wahrheiten gebe, und daß man dasjenige ärgerlich nenne was der Abſicht der bürgerlichen Geſellſchaft widerſpricht. Schnell wird er vielleicht fragen: ob ſich denn die Religion ſelbſt den Abſichten der bürgerlichen Geſellſchaften unterwerfen ſollte? und ob die Theorie der chriſtlichen Religion nicht gerade das Gegentheil thue? — Aber ich komme niemals zu Ende. Vielleicht antworte ich hierauf ein andermal. Bis dahin leben Sie wohl!

Sendschreiben
an Herrn von Voltaire
über
den Charakter Dr. Martin Luthers und über seine Reformation. *)

Mein Herr,

Ich habe zwar immer bemerkt, daß Sie sehr billig sind, und nicht leicht einen Ketzer hassen, der für seinen Irrthum wahrhaftig schon genug gestraft ist, wenn er sich aus aufrichtiger Einfalt ins Verderben stürzet. Allein eben darum kann ich nicht begreifen, woher es kommt, daß diese einem Weltweisen so anständige Billigkeit sich nicht bis auf unsern Dr. Luther erstrecket. Es müßte vielleicht eine Folge seiner Lehrsätze seyn, daß dieser große Mann die wohlverdiente Hochachtung von Ihnen niemals hat erlangen können.

In

*) Diesen Brief ließ Möser in Französischer Sprache drucken. Ein Kandidat zu Lübeck, Ge. Wilh. Bekelmann, übersetzte ihn ins Deutsche, und gab seine Arbeit 1765 zu Lübeck bei J. Schmidt und Donatius, auf 40 Seiten in 8. heraus. Es ist mir unmöglich gewesen, mir die Urschrift zu verschaffen; ich muß also diese Uebersetzung hier drucken lassen, welche ich nur von den auffallendsten Sprachfehlern gereinigt habe.

In den Briefen über die Engelländer *), deren Charakter Sie gänzlich scheinen angenommen zu haben, damit Sie diese Nation desto besser nach dem Leben schildern könnten, drücken Sie Sich so aus: „Ist es „nicht lustig, daß Luther, Calvin, Zwingli, „lauter Schriftsteller die man nicht lesen kann, solche „Sekten gestiftet haben die ganz Europa theilen? Und „daß der höchst unwissende Mahomet in Asien und „Afrika eine Religion errichtet hat? So vortheilhaft ist „es, wenn man zu rechter Zeit das Licht der Welt er„blickt! Wenn der Kardinal von Rez heut zu „Tage wieder zum Vorschein käme, er würde in ganz „Paris nicht zehn Weiber zusammen rotten." Eben diese Gedanken sind dem Weisen und dem Volke **) in den Mund geleget worden, ausser daß es da die Thomisten und Skotisten sind, welche Sie mit Luthern und Calvin in eine Klasse gesetzt haben.

Allein, ich begreife zuvörderst nicht, mein Herr, was für eine Vergleichung man zwischen diesen friedfertigen Männern, und dem schlauen und tyrannischen Mahomet machen könne, dessen abscheuliche Politik seinen Fanatismus durch Feuer und Blut befestigte; indem die andern das Evangelium in Frieden predigten. Eben so wenig kann ich errathen, was Luther und die Thomisten mit einander gemein gehabt haben. Denn so große Hochachtung ich auch immer für den englischen Thomas und seine cherubischen Schüler hege; und so scharfsinnig auch seine Erklärungen, Unterscheidungen und Einschränkungen über den Verlust der Jungfrauschaft

*) Im siebenden Briefe.

**) Siehe la voix du sage et du peuple.

schaft *) sind: so ist es doch nichts desto weniger wahr, daß die gelehrten Subtilitäten dieses spitzfindigen Kopfes und die hochweisen Chikanen seiner Anhänger über nichtswürdige Dinge, von der gründlichen Gelehrsamkeit Luthers so sehr unterschieden sind, als die Kunst des Ackerbaues von dem Cartesischen Wirbelsystem. Desgleichen fehlte auch der Kardinal von Rez, welcher die besten Entwürfe von der Welt machte, und die Intriguen mit aller möglichen Feinheit einzufädeln wußte, allezeit in der Ausführung. Er kann daher auch nicht mit dem D. Martin verglichen werden, dessen Unternehmungen einen Verstand verriethen, der vermögend war sich sogleich aller Vortheile zu bemächtigen, ohne einen einzigen zu verlieren.

Diese Betrachtungen hätten mich bald überredet, daß Sie, mein Herr, vielleicht niemals Muße genug gehabt hätten, die Schriften Luthers zu lesen, die, ich weiß nicht wie viel Folianten ausmachen, und nach einem Geschmacke gedruckt sind, den Sie gothisch nennen werden, auch gemeiniglich auf eine solche Art eingebunden sind, daß sie in einem Bücherkriege füglich zu Küraßieren dienen können. Doch bey Durchlesung der Stimme des Weisen und des Volks habe ich meinen Irrthum gemerkt. Ich ward gewahr, daß die Grundsätze welche Sie daselbst in ein neues Licht gestellt haben, eben dieselben sind welche durch die Reformation geltend geworden, und durch welche wiederum die Reformation in den Staaten geltend gemacht ist, wo man ein wenig auf den Nutzen des gemeinen Bestens aufmerksam gewesen.

Wenn

*) S. *Thomae* secundam secundae qu. 152, art. 12, 34. und dessen Kommentator den Kardinal.

Wenn es wahr iſt, daß nichts den Lobſpruch des vielgeliebten Königes mehr rechtfertigt, als die Verordnung Seiner Majeſtät, daß Niemand vor dem funf und zwanzigſten Jahre ſeines Alters ſein Gelübde im Kloſter ablegen ſolle; und wenn es ebenfalls zu wünſchen wäre, daß dieſer groſſe König, um ſein Gedächtniß bey einem unzählbaren Volke in Segen zu erhalten, ſo vielen tauſend braven Unterthanen die Erlaubniß ertheilen möchte, ſich zu verheirathen, und ſich mit ihren Familien von dem Ueberfluſſe derjenigen frommen Faullenzer zu ernähren, die klug genug ſind jenen die irdiſchen Reichthümer zu entziehen, und ſie dafür auf die himmliſchen zu verweiſen: können Sie denn unſerem Reformator Ihre Hochachtung und den Titel des Vielgeliebten verſagen, der als ein Held für die gemeinſchaftliche Sache des menſchlichen Geſchlechts geſtritten hat, ſo daß ſein Gedächtniß noch itzt bey mehr als zehn Millionen vernünftiger Weſen geſegnet ſeyn muß, die ſeiner Reformation ihr rechtmäßiges Daſeyn zu danken haben?

Denn es iſt gewiß, daß wir ſeinem Eifer die Vertilgung von vier tauſend Klöſtern und andern geiſtlichen Stiftungen ſchuldig ſind, die für die menſchliche Geſellſchaft gleich verwüſtend waren, und die Deutſchland, England, Dännemark, Norwegen, Schweden, Preuſſen, die Schweiz und Holland mehr als alle Geißel des Himmels entvölkerten. Geſetzt alſo, daß aus einem jeden Kloſter dreyßig Perſonen oder funfzehen Paar ſich verheirathet hätten; denn es gab Kloſter, worin ſich die Anzahl der Mönche und Nonnen, mit denen die von ihnen abhingen, auf mehr als Zweyhundert erſtreckte; geſetzt weiter, daß jedes Paar und ihre Kinder, im Verhältniſſe von Zwey, ſich vermehret hätten: ſo würde am Ende des neunten Geſchlechts

die

die Anzahl der Personen sich schon auf funfzehn Millionen belaufen. Und damit diese Rechnung desto genauer sey, habe ich diejenigen nicht einmal mit in Anschlag gebracht, welche in den erfolgten Geschlechtern durch die Reformation sind verhindert worden sich ihrem Untergange zu weihen, und welche nach eben dem Verhältnisse wenn wir für acht Generationen achtmal vier tausend Funfzehende setzen, eine Nachkommenschaft von mehr als zwölf Millionen gegeben haben. Gesetzt endlich, daß die durch Luthern aufgeklärte Welt die Thorheit der Stifter eingesehen hat, deren grausame Frömmigkeit mit einer heiligen Raserey alles zur gänzlichen Tilgung ihres Geschlechtes beytrug, und daß dadurch tausend neue unnatürliche Stiftungen in ihrer Geburt erstickt sind: so wird hieraus folgen, daß die Anzahl der Personen, die seiner väterlichen Fürsorge ihr Daseyn schuldig sind, unendlich sey, und daß dieser große Mann mit Recht eine Ehrensäule verdiene:

OB CONSERVATUM GENUS HUMANUM.

Diese Betrachtung führt mich zugleich auf eine Anmerkung, die, so viel ich weiß, noch Niemand gemacht hat. Sie ist diese: der Zeitpunkt der Klöster in den nördlichen Gegenden ist auch eben der Zeitpunkt wo die Wanderungen der Völker aufhörten; folglich hat das Klosterleben eine erschreckliche Abnahme bey dem menschlichen Geschlechte verursachet. Zufolge dieser Anmerkung, glaube ich behaupten zu können, daß die Handlung nach beiden Indien, und die errichteten Handlungssitze in diesen weitläuftigen Ländern, welche seit der Reformation gleichsam auf die Wanderungen der Völker gefolget sind, niemals zu diesem Grade der Vollkommenheit würden gelangt seyn, wenn die Ab-

schaffung der Klöster nicht die Geburt von Millionen Matrosen und Kolonisten befördert hätte, welche die Handlung nach beiden Indien der europäischen Welt lostet.

Luther begnügte sich nicht damit, den hölzernen Wegweisern nachzuahmen, welche allen Vorübergehenden den Weg zeigen, und doch keinem folgen. Er verheirathete sich selbst, um die Andern durch sein Beyspiel aufzumuntern *), und gab zugleich eine Schutzschrift **) für die unglücklichen Opfer heraus, welche dem Eigennutze eines Erstgebornen oder dem andächtigen Eigensinne einer Mutter aufgeopfert, die Rechte der Natur aufforderten. Er sah alles vorher was man ihm bey einem so herzhaften Entschlusse vorwerfen würde, und schrieb es an Spalatin ***). Allein, da er kein Mann war der seine Plane zur Hälfte ausführte, so durchschnitt er alle Schwürigkeiten, ohne auf das Urtheil einiger seiner zu behutsamen und scheuen Freunde zu achten. Seine Heirath hat die Welt weit mehr ergetzet, als die englische Komödie von der Heirath des Papstes †). Sie hat selbst zu einer nie verstegenden

*) Si elector (*Albertus Moguntinus* Cardinalis) forte dicet, cur ego non ducam vxorem, qui omnes ad nubendum incito; respondebis, me semper adhuc dubitasse, an idoneus ad id sim. Attamen si meo matrimonio elector confirmari potest, propediem paratus sum ad exemplum ei praebendum. In ep. ad Ruelium, Tom. III. Altemb. S. 140.

**) Sie führet den Titel: Unterricht, daß Jungfrauen Klöster göttlich verlassen. S. Tom. VI. Wit. S. 245.

***) S. T. II. Ep. Es. 294.

†) Eine Englische Komödie, die ziemlich schlecht ist.

genden Quelle von Verläumdungen gedienet, die aber sehr unglücklich erdichtet waren, weil seine Feinde, nach dem Urtheile des Bayle *), so wenig die Kunst zu lästern verstunden, daß ihre Erfindungen aus Mangel der Wahrscheinlichkeit so gleich der Wahrheit weichen mußten. Das lustigste dabey ist, daß einige Franzosen, als die Maimbourgs, die Remonds von Florimond, die Varillas, und einige andere Schriftsteller welche diese Abschreiber wieder abgeschrieben, die Thorheit gehabt haben, seine Heurath als ein Zeichen einer liederlichen Neigung zu verschreien, da sie doch wohl wissen mußten, daß man weit eher im ledigen Stande die Annehmlichkeiten einer ungezügelten Ausschweifung bequem genießen kann.

Die edelmüthige Sorgfalt Luthers für den ehrlichen Unterhalt derjenigen Klosternonnen, die ihn um seinen Beystand anflehten **), war desto außerordentlicher,

K 2

*) Dict. im Art. Luther.

**) In einem Briefe an Spalatin drücket er sich also aus: Ad me venerunt novem illae apostatae moniales, vulgus miserabile, sed per honestos cives Torgavienſis advectae. — Miseret me illarum valde, maxime autem et aliarum, quae pereunt maledicta et incesta illa castitate. Sexus ille per se longe infirmissimus est, et ad virum natura, immo divinitus, coniunctus, tanta crudelitate separatus perditur. O Tyrannos et crudeles parentes in Germania! — Quid cum illis agam? Primum cognatis significabo, ut eas suscipiant, qui si nolint, curabo eas alibi suscipi. Nam est mihi promissio facta ab aliquibus; aliquas etiam matrimonio iungo, ubi potero. Te autem oro, ut et Tu opus charitatis facias, et pro me mendices apud aulicos tuos divites aliquid pecuniae, qua eas ad octiduum vel quindenam aliquam alam, donec eas commode suis cognatis, aut meis promissoribus, tradam. S. Tom. II. ep. S. 130.

licher, je mehr sie ihn den leichtfertigen Lästerungen seiner Feinde bloß stelite. Man mußte wahrlich ein so gutes Gewissen wie er haben, um mit so weniger Behutsamkeit den Schein zu vermeiden.

Indeß ist hieraus leicht zu sehen, daß Luther kein Mann war, der nur mit den Barfüßermönchen über die Gestalt ihrer Kutten stritt. Und wenn er ja behaupten mußte, daß die geweiheten Hühner zusammen essen müßten, um zu weissagen *): so wird doch Niemand sagen, daß die Geheimnisse der allerheiligsten Religion, welche vorzüglich vor einer jeden andern das Beste eines Staats befördert, zu den Possen der Thomisten, Skotisten, Okkamisten und anderer Pedanten in isten gerechnet werden müssen. Luther that sein Bestes, die gesunden und guten Lehren der ersten Kirche wieder herzustellen, die Sittenlehre zu reinigen, und beide zur allgemeinen Glückseligkeit der Welt anzuwenden. Es war ihm also auch nicht zu verdenken, wenn er die wahre Gestalt eines Geheimnisses vertheidigte, welches mit so wichtigen Wahrheiten in Verbindung stand. Selbst diejenigen die nicht eben seine Formeln angenommen haben, erkennen mehr und mehr die Vortrefflichkeit seines Lehrgebäudes. Und das geistliche Gewebe, welches man die Hierarchie nennt, würde noch itzt von den Franzosen und Römischkatholischen nicht so oft solche grimmige Streiche bekommen, wenn

*) S. den 8ten Br. über die Engelländer. „Marius „und Sylla, Pompejus und Cäsar, Antonius und Au„gustus stritten nicht mit einander, um zu entscheiden, „ob die geweiheten Hühner essen und trinken, oder nur „allein essen sollten, um das Weissagen anzustellen.“ Man sieht leicht, daß Hr. von Voltaire hier auf unsere geheiligten Geheimnisse ziele.

wenn Er ihnen nicht einen festen Fußboden bereitet hätte. So gar in Spanien erkühnet man sich schon, auf ein geistliches Tribunal zu denken, welches, als das höchste Gericht, diejenigen Streitigkeiten schlichten soll, wofür man noch bisher durch ein würkliches Ueberbleibsel einer vandalischen Barbarey von Rom mit Millionen die Entscheidung zu erkaufen pflezet. Der verstorbene Herr Graf von Plettenberg hatte, in Absicht des Reichs, eben diesen Entwurf gemacht, den auch der Kaiser Karl der Sechste gebilliget. Allein zu seinem und zu Deutschlands Unglück starb er eher, da er als Abgesandter nach Rom unterwegens war. Ohne Zweifel hat ihn der Himmel, wie ein römischer Advocat sagt, wegen seiner kirchenräuberischen Gedanken gestraft.

In einer kleinen Schrift, welche Luther zu Anfange seiner Reformation von der Würde und dem Amte der Obrigkeit heraus gab, fing er damit an die Einheit der Majestät festzusetzen. Und, zur Ehre seiner Lehre, ist kein protestantischer Staat, wo die physische oder moralische Einheit nicht die höchste Instanz ist. Seine Feinde haben ihm öffentlich vorgeworfen, daß er sich zur Unzeit in politische Verbesserungen mischte, und daß er bloß um die Fürsten auf seine Seite zu bringen die Geistlichkeit zu ordentlichen Unterthanen derselben zu machen gesucht habe. Allein, war es denn eben nothwendig, eine bloß sophistische und seraphische Theologie zu lehren, um diese Vorwürfe zu vermeiden? Und müßte ein König sich minder liebenswürdig betragen, um seine Herablassung von dem Verdachte eines subtilen Hochmuths zu befreyen? Ist es denn auch würklich an dem, daß die Fürsten und der Adel so viel bey Luthers Lehre gewonnen, da sie von der Päpstlichen und Kardinalswürde, von so vielen Erz- und Bischöf-

thümern, geistlichen Kurhüten, Abteien, Dohmpräbenden, Kanonikaten und Pfründen, wodurch noch itzt mehrere als durch alle Jesuiten bekehret werden, schlechterdings ausgeschlossen worden?

Ich gestehe, mein Herr, daß es ein Gröſtes sey, wenn man zur rechten Zeit zur Welt kommt, und daß Luther kein sonderliches Glück machen würde, wenn er heut zu Tage aufträte. Eine Kirche die einmal erleuchtet ist, bedarf keiner Fackeln mehr. Allein, wenn Sie daraus folgern wollen, daß er nur kleinen Geistern seine Vernunft auszukramen sich getrauet, und daß er als ein angebeteter Dorfpfarrer in der Hauptstadt ein kleines Licht würde vorgestellet haben: so erlauben Sie mir Ihnen zu sagen, daß es Luthern eben so viel Ehre mache, Alberne, Thoren und Unvernünftige bekehrt zu haben, als dem Orpheus, durch die angenehme Harmonie seiner Leier Pluto und die Steine zu bewegen. Es ist weit leichter, einen vernünftigen und aufgeklärten Geist von der Wahrheit zu überzeugen, als solche personificirte Spitzfindigkeiten, solche halsstarrige Schulweisen, solchen abergläubischen Pöbel, solche Geistlichkeit, deren Eigennutz erfordert, daß die gegenseitigen Vorurtheile erhalten werden. Umsonst hatten die Kirchenversammlungen von Kostnitz, Pisa und Basel alle ihre Kräfte angewandt, ein gleiches Ziel zu erreichen. Umsonst hatten die Väter die zu Pisa versammelt waren, ein Gelübde gethan, nicht eher wieder aus einander zu gehen, bevor die Kirche vom Haupt bis zu Fuß verbessert wäre. Umsonst hatte Erasmus einen Versuch gemacht, das Schloß aufzudrehen *). Die Ehre, den

*) Crocheter la serrure: ein Ausdruck des Simon Fontaine, D. der Gottesgelahrtheit zu Paris, in seiner

den Hauptstreich zu vollführen, war Luthern allein vorbehalten, der so wie die Schwedische Armee, da sie von allen ihren Alliirten in dem großen Deutschen Kriege verlassen war, ohne Anfrage durch das Gebiet der Fürsten ging, ohne Erlaubniß Winterquartiere bezog, und der alle die eigennützigen Absichten verachtete, welche bey den größten Unternehmungen sich gemeiniglich mit einzuschleichen pflegen.

Er war zwar der Anführer einer Sekte, aber keiner Rotte. Er folgte dem Mornai darin, daß er die Schlachten verdammte, seinen Herrn beklagte, und ihm gehorchte*). Und dieses macht den wahren Charakter eines Unterthanen aus, der in Religionssachen anders denkt wie sein Fürst. Der öffentliche Gottesdienst hängt bey uns von dem Landesherrn ab. Er hat die Gewalt, die Lehre seiner Kirche nach den Grundgesetzen seines Staats zu bestimmen; allein die Entscheidung lassen wir auf unser Gewissen ankommen, und ein Jeder hat die Freyheit zu glauben, was er nach seinen Einsichten für richtig erkennet.

Es ist zwar eine große Demüthigung für die menschliche Vernunft, daß so viele Sekten nach Luthern entstanden sind. Allein, hat man jemals auf das Evangelium Jesus die Thorheiten der Sekten geschoben, welche das Christenthum trennen, und die sich alle auf das Evangelium berufen?

seiner katholischen Geschichte seiner Zeit (Hist. cathol. de notre tems.) L. VII. fol. 91. nach Baylens Anführung.

*) S. die Henriade.

Nachdem ich also die großen Verdienste dieses Mannes aus einem vortheilhaften Gesichtspunkte gezeiget habe, des Mannes, der als ein bloßer Mönch, mehr als alle Concilien zu thun vermocht hat: so hoffe ich, daß man nicht weiter Lust haben wird zu glauben, seine Schriften wären schlecht genug, um sie mit Widerwillen zu lesen. Ich darf so gar behaupten, ohne zu befürchten von Kennern Lügen gestraft zu werden, daß seine Bücher auf eine so gründliche und nachdrückliche Art abgefaßt sind, daß man nicht nur Wahrheit, sondern auch Vergnügen darin findet. Sein Charakter zeigt sich in einer jeden kleinen Periode. Erasmus, ein rechtmäßiger Richter in den Sachen des Witzes, konnte, ob ihn gleich Luthers Hitze aufgebracht hatte, ihm dennoch seinen Lobspruch nicht versagen. Und der Jesuit Paul Pezenier *) sagt frey heraus, daß er mit einem netten Witze geschrieben, welcher den Charakter aller seiner Werke ausmache. Wenn man dem Remond vom Florimond, und dem Varillas **), dem sonst größten Lügner den die Historie jemals gehabt hat, glauben will: so „schien die Natur die italiänische Spitzfindigkeit „mit einem deutschen Körper in ihm verbunden zu haben, „und Niemand hätte jemals in einem höhern „Grade die Kunst, alle Schlupfwinkel des Herzens zu „kennen, und mit mehrerer Erbauung zu predigen, als „er besessen; und das Feine seines Stils hätte bloß „seinem angenehmen Umgange nachgegeben." Ohne Zweifel aber hatte er diese seltenen Gaben von seinem Vater

*) In der Vorrede zu seinem dict. Etymol.

**) S. Varillas lib. III. in seinem traité de l'Hérésie. C. 222. und R. Florimundus de orig. et progressu haeres. l. I, c. 3.

Vater dem Teufel, und von seiner Mutter der Megäre. Doch genug, er besaß sie; und spottete seiner Feinde, die ihre Niederlage durch possierliche Erdichtungen beschönigen wollten.

Ja, der Papst Leo der Zehnte gestand die Schönheit seines Geistes. Die Kaiser Maximilian und Karl der Fünfte, ließen ihm eben die Gerechtigkeit wiederfahren. Seine Schriften verbreiteten sich so geschwinde in die Welt, daß sie schon einen Monat hernach, nachdem sie die Presse verlassen hatten, in Rom waren, ohne daß sie von den gelehrten Zeitungen wären angekündiget worden. Es fehlt ihm also nur noch Ihre Hochachtung, mein Herr, welche ich höher als den Beyfall der Päpste und Kaiser schätze.

Diese verdient er um so mehr, da sein Charakter aus großen Eigenschaften zusammen gesetzt war, unter welchen sich vielleicht ausdrücklich darum einige Schwachheiten finden mußten, um zu zeigen, daß er ein Mensch und ein Mönch gewesen.

Die Vorsicht hatte ihm ungestüme Leidenschaften, als Triebfedern erhabener Tugenden, gegeben: einen edlen Ehrgeiz; eine Herzhaftigkeit, die so gar der Geistlichkeit Kopf bieten konnte; einen heftigen Geist, der ziemlich im Stande war, aus so nützlichen Stürmen Vortheil zu ziehen. Kurz, man kann sagen, daß, wenn Gott der Kirche den Papst Julius den Zweiten darum gegeben hätte, weil sie nach dem Urtheile des Kardinals Pallavicini eines kriegerischen Papstes bedurfte, Luther dem Ansehen nach durchaus dazu bestimmt gewesen sey, das große und damals sehr nöthige Werk der Reformation zu vollbringen.

Er hatte mit Vorurtheilen zu kämpfen die durch ihr Alter ansehnlich, durch die Päpste geheiliget, von der Kirche angenommen waren, und von einem Heere von Mönchen unterstützet wurden, die Gefahr liefen, durch eine Lehre, welche schon bloß ihrer Neuigkeit wegen verdächtig war *), gute Bürger zu werden. Der mörderische Eifer der Päpste, der Arm der Fürsten, der unbiegsame Stolz der Theologen, das Blut derer die eben diese Bahn betreten hatten, und das noch rauchte; alle diese Dinge schienen auch eben so viele unübersteigliche Wälle gegen die Predigt eines armen Augustiners zu seyn. Inzwischen, da er sich einmal entschlossen hatte, die Misbräuche, die nach des Papstes eigenem Geständnisse, sich unter diese Schaar, die man sonst die Kirche nennt, eingeschlichen hatten, abzuschaffen: so hielt er sich mit einer solchen Unerschrockenheit, die ihn fast keinen Augenblick in seinem Leben verlassen hat; indem er sich die Fehler seiner Feinde mit solcher Geschicklichkeit zu Nutze machte, daß man sagen kann, wenn seine Seele den Leib eines Generals belebt hätte, so würde er der größte Feldherr seiner Zeit gewesen seyn.

Es ist wahr, was Bayle urtheilet, daß Luther die Krankheit in einer kritischen Zeit angriff, da sie auf das höchste

*) Das Vorurtheil der Neuerung ist noch so stark, daß man die Lutheraner beständig fragt, ob ihre Lehre nicht neu sey? Ich frage diese Herren hinwiederum, ob das Kleid des Ritters Martin und Johanns (der Hauptpersonen des Mährchens von der Tonne), nachdem sie die Tressen, die Schulterbänder, und allerhand unnütze Dinge davon abgenommen, ein neues Kleid, oder ob es noch das alte gewesen? Das alte war es nicht, da die Tressen und die feuerfarbenen Bänder nicht mehr darauf blitzten. Es war aber auch kein neues Kleid, weil das Tuch und der Schnitt noch von ihrem Vater herrührte.

höchste gekommen war, und nicht schlimmer werden konnte, und da sie nach dem Laufe der Natur entweder aufhören oder abnehmen mußte. Allein, es mußte auch, wie Fra Paolo *) sagt, nicht weniger ein gesehener Mann seyn, der diese große Gelegenheiten, welche Tacitus **) opportunos magnis conatibus tranſitus rerum nennet, zu erkennen und zu ergreifen wußte.

Gewisse Geister, die einen Menschen der andächtig den Fußstapfen seiner Vorfahren nachschleichet, jenen außerordentlichen und kühnen Männern vorziehen, beschuldigen Luthern, daß er gar zu ehrgeizig gewesen sey. Allein, diejenigen welche ein Laster von derjenigen Leidenschaft zu unterscheiden wissen, deren widrige Bewegungen auf diesem großen Ocean nothwendige Winde abgeben †), sind hinlänglich überzeugt, daß ein Mensch ohne Leidenschaften niemals weder ein vortrefflicher Betrüger noch ein großer Mann werden könne. Luther hatte ein großes, freygebiges, offenes Herz, das mit dem Unglücke seines Nebenmenschen Mitleiden fühlte. Bey diesen Eigenschaften ist man niemals das, was man gewöhnlich ehrgeizig nennt. Sein Testament bezeuget es, welches fast das einzige in seiner Art ist. Der berüchtigte Tetzel war nicht der Letzte, der Proben von dem großen Herzen seines Feindes erhielt. Dieser Tetzel, der von Rom verlassen, von dem Kardinal Miltitz ††) heftig gestraft, von seinem Orden ver-

*) Hist. concil. trid. l. 1. p. 4. nach der Uebersetzung des Amelot, wie sie Bayle anführt.

**) Hist. lib. 1.

†) Versuche vom Menschen. B. 1.

††) Man schickte von Rom den Kardinal Miltitz, um allen Streit aufzuheben. Anfangs brauchte er Gewalt. Da er

verstoßen, und von allen als der Urheber dieses Trauerspiels angesehen war, hatte sich nach Leipzig begeben, wo er ein schmachtendes und schwindsüchtiges Leben führte. So bald Luther von seinem Zustande Nachricht erhielt, tröstete er ihn in seinem Unglücke, und bat ihn, sich eine Sache nicht so sehr zu Herzen zu ziehen, die nicht so wohl eine Folge seiner Fehltritte, als vielmehr ein Zeichen vom Finger Gottes zu seyn schiene *).

Ob Luther nun gleich ein Reformator war, so war er doch weder ein Schwärmer noch Enthusiast, und ohne pedantisch, eigen und störrig zu seyn, war sein Umgang vielmehr munter, seine Gemüthsbeschaffenheit lebhaft, seine Einfälle in Antworten glücklich und stark, und seine Tischreden waren sehr ergötzend. Er aß gut, und fast allezeit in Gesellschaft von einigen Gelehrten oder geschickten Künstlern, als dem Lukas Kranach **), dem

er aber sah, daß es zu spät war, so schmeichelte er Luthern auf alle Weise, und warf den armen Tehel mit Verweisen und Drohungen zu Boden. Luther erklärt sich hierüber an seinen Freund Staupitz also: Der Kardinal verließ mich mit Umarmungen, mit thränenden Augen, und mit tausend Versicherungen seiner Freundschaft, welches ich alles mehr mit Ehrerbietung, als mit Leichtgläubigkeit, aufnahm. Tom. I. Ep. 104.

*) Vocaverat (*Miltitius*) autem ad se J. Tetzelium, praedicatorii ordinis, auctorem primarium huius tragoediae, et verbis minisque pontificiis adeo fregit hominem, ut tandem animi aegritudine conficeretur; quem ego, ubi hoc resciui, ante obitum literis benigniter scriptis consolatus sum, ac iussi bono animo esse, nec mei memoriam meueret; sed conscientia et indignatione papae forte occubuit. Dies sind Worte Luthers in seiner Vorrede zum 1. Theil seiner altenburgischen Werke.

**) Lukas Kranach, von dem wir annoch Luthers und seiner Frauen Bildnisse haben, ließ sichs einmal einfal-

len,

dem berühmtesten Maler seiner Zeit. Es war öfter Concert bey ihm, er accompagnirte, spielte die Laute, und wir haben noch Gesänge, wozu er die Musik gesetzet, welche an Pracht und Rührung, wenn gleich nicht an Kunst, den Stücken eines Pergolese gleichen. Kurz, er war ein Gottesgelehrter, der sich zu unsern Zeiten konnte sehen lassen, ohne einen seiner Nebenbrüder schamroth zu machen.

Man legt ihm indeß nicht ohne Grund zur Last, daß er nicht allemal mit genugsamer Behutsamkeit gehandelt; daß er öfter den guten Schein versäumet; daß er nicht allemal eine feine Bescheidenheit beobachtet habe; daß er sich durch die Beschimpfungen seiner Feinde aufbringen lassen gleiches mit gleichem zu vergelten; daß er sich gar zu ungestüme und beißende Einfälle erlaubt, um seine Gegner zu erbittern; daß er endlich in dem Streite mit Erasmus aus seiner Fassung gekommen, dessen feine Satyre und angenommene Gelassenheit seine Eigenliebe reizte, die allezeit zu siegen gewohnt war.

Man kann, zu seiner Entschuldigung, die Grobheit der damaligen Zeiten anführen. Das Betragen der Fürsten, die sich so weit vergaßen daß sie sich mit einem deutschen Mönche in Streit einließen, giebt davon ein hinlängliches Zeugniß. Man kann sagen, daß die Grazie einer christlichen Gelassenheit und die einschmeichelnde Bescheidenheit zu fein für den Geschmack des Pöbels war, und daß ihn das gemeine Volk würde ausgezischet haben,

ben, das Bildniß der letztern Luthern gegen über zu stellen, ehe dieser noch daran dachte sie zu heirathen. Wohlan, sagte Luther, gebet mir das Bildniß einer so wohlgestalten Person; ich will es den zu Mantua versammelten Vätern zuschicken, und versuchen, ob sie in Ansehung des ehelosen Standes nicht anders Sinnes werden. S. seine Tischreden, S. 307

ben, wenn er nicht manchmal diejenigen mit lustigen Antworten abgefertiget hätte, die nichts weiter suchten als die Spötter auf ihre Seite zu bringen, und sich auf seine Kosten lustig zu machen. Unsre itzige Art zu streiten ist feiner; vielleicht nur darum, weil die Gelassenheit triumphirender und beissender ist, als ein ganz Vademecum von Grobheiten.

Jedoch ich folge lieber der Meinung des Freyherrn von Seckendorf *), daß die Beymischung der menschlichen Schwachheiten die Kraft seines göttlichen Berufs nicht hinderte. Denn sonst kann man die vornehmste Lehre der römischen Kirche widerlegen, die einen vortrefflichen Unterschied zwischen dem Papst in cathedra und dem Papst im Schlafrocke zu machen weiß, wenn man die Lehre Luthers durch seine Sitten widerlegen wollte. Eine ausserordentliche Größe hat gewöhnlich nicht die Reinigkeit der Mittelmäßigen: sagt, nach dem Longin, der Abt Resnel, in seinen Anmerkungen über die folgenden Worte des Pope: „Ich mag lieber einen „erhabenen und hitzigen Schriftsteller leiden, der zwar „manchmal, aber allezeit edel sinkt, als die furchtsamen „Reimschmiede, die in ihrer Regelmäßigkeit gezwungen „sind, und wo uns zwar nichts mißfällt, aber auch „nichts ergötzet **)." Luthers Vertheidiger sind so weit gegangen, daß sie der guten Katharine von Bora die in ihrer ganzen Bildung herrschenden sittsamen Reize abgesprochen haben, um Luthern desto gewisser von dem Verdacht zu befreyen, als wenn ihm ihre Schönheit gefallen hätte.

*) Mixtura humanae debilitatis, cuius minime immunis erat Lutherus, non impedit vim Spiritus divini. *Seckend.* in hist. Luth. L. II. c. 12. §. 33. p. 88.

**) Lett. sur la crit. chant. II. v. 57.

hätte. Allein ich bin versichert, Luther würde der Erste gewesen seyn, ihrer unangenehmen Vorsorge zu spotten, wenn er diese seine gar zu eifrigen Freunde gekannt hätte.

Cochläus beschuldiget ihn, daß er seine Reformation aus Mißgunst gegen die Dominikaner angefangen habe, die sich den Ablaßhandel anmaßten den der Orden des heil. Augustinus von langer Zeit her in Besitz gehabt hätte, und daß aus diesem Grunde ein Augustiner den Ablaßkram eines Dominikaners verrufen hätte. Allein Cochläus hat sich durch seine übel zusammenhängenden Erdichtungen so verdächtig gemacht, daß ich nicht nöthig habe, mich auf den Guicciardini und den weisen Thuanus, welche Luthern von diesen Vorwürfen gerettet haben, noch erst zu berufen, um ihn wider eine an sich schon unwahrscheinliche Beschuldigung zu rechtfertigen.

Dies ist Alles was ich Ihnen, mein Herr, nur obenhin habe sagen können, um Ihnen einen richtigern Begriff von unserer Reformation und ihrem Urheber beyzubringen. Bin ich nicht in allem glücklich gewesen: so bedenken Sie, daß ich weder ein Franzose, noch ein Gottesgelehrter bin, und daß die hitzigen Streitigkeiten jener dunkeln Zeit mir nicht weiter bekannt sind, als in so fern ein jeder ehrlicher Mann den Grund seiner Religion kennen muß. Ich bin ꝛc.

Schreiben
an Herrn Aaron Mendez da Costa
Oberrabbiner zu Utrecht,
über den leichten Uebergang von der pharisäischen Sekte zur christlichen Religion *).

Mein redlicher Freund!

Es ist in der That der Mühe nicht werth, daß wir uns länger über die wahre Absicht der Beschneidung zanken; so sehr ich auch gewünscht habe, der hämischen Anmerkung Voltaires:

Et qu' avec un prépuce on ne ſçauroit lui plaire,

durch eine nähere Erklärung des Costume ihre Kraft zu benehmen. Ihr Rabbi Gamaliel, ihr Rabbi Eliezer und ihr Sophist Mazemonides mögen indeß darüber sagen was sie wollen: so bleibt mir David mit seinen zweyhundert Vorhäuten, die er vermuthlich wie so viel ausgezogene Zähne an ein Band gereihet und um den Hals gehänget hatte, ein unverwerflicher Zeuge dieser Wahrheit, daß die Vorhäute wie die Skalpe der Indianer, den Beweis erschlagner Feinde abgaben, und daß, nach dem Kriegsrechte der Israeliten, so wie

*) Zuerst erschienen mit dem Datum: den 27 März 1771: darauf: Bremen bey Cramer 1777, 24 Seiten in 8.

wie nach dem Kriegsrechte jedes noch rohen Volks *), einzelne Helden der Nation nach ihrem Wohlgefallen auf ihre Feinde streiften, und wenn sie konnten, alles was an die Wand pißte, erschlugen. Ob die Israelitischen Töchter diese Vorhäute mit rother oder mit gehler Seite stickten; ob sie, in Kränze geflochten, anstatt der Lorbeerkronen dienten, oder ob sie aufgetrocknet und geräuchert zur Ahnenprobe gebraucht wurden: daran liegt mir nichts. Genug, David bediente sich dieser Urkunden zum Beweise seiner Thaten, und diese Urkunden waren unfehlbare Kennzeichen erschlagner Feinde, sichrer als Nasen und Ohren, leichter zu tragen für Fußgänger als abgehauene Köpfe, und deutlicher als Skalpe, weil man die Haare der Philister von den Haaren der Israeliten nicht so leicht unterscheiden mochte, wie die Europäischen und Amerikanischen. — Meine Folge bleibt richtig, daß Sie nicht nöthig haben Sich beschneiden zu lassen, so lange der Samen Abrahams nicht wieder zu einem Volke gesammelt wird, das mit allen seinen unbeschnittenen Nachbarn zu kriegen und seine Helden nach der Anzahl eroberter Vorhäute zu schätzen gedenkt; es wäre denn, daß es als eine abgesonderte Heerde auch sein besonders Zeichen zu behalten, und durch dasselbe seinen alten Bund vor moralischen Fällen zu bewahren, nöthig fände.

Wenn Sie mir aber sagen, daß ich Ihre ganze Lehre von einem Messias verstelle, und daß Ihnen die unsrige von

*) Dies besteht in der Lieferung einer sichern Anzahl Menschen-Krähen- oder Sperlingsköpfe. Von den ehemaligen Katten hieß es: Fortissimus quisque ferreum annulum (ignominiosum id genti) velut vinculum gestat, donec se caede hostis absolvat. Tacit. de m. G. cap. 31. Eine gleiche Idee herrschte bey den Israeliten.

von einer Versöhnung Gottes durch das bittere Leiden und Sterben seines Sohns und von dem ganzen Erlösungswerke, ein beständiges und unüberwindliches Aergerniß sey: so wird die Sache ernsthafter und der Streit wichtiger; und ich muß Ihnen gerade heraus sagen, daß alles das Ungereimte was sie darin zu finden vermeinen, wahrscheinlich die eigne Lehre Ihrer Religionsverwandten der Phariſäer sey, und daß der Uebergang von dieser Sekte zu unsrer Religion keine neuen Prämissen, sondern nur den Beweis des Faktums erfordert habe. Paulus ward ohne weitern Unterricht ein groſser christlicher Lehrer, sobald er von dem letztern durch ein Wunder überzeugt worden; und die Phariſäer und Schriftgelehrten sagten nicht undeutlich: „er leh„ret wie wir lehren; hat er aber wegen des Faktums „eine nähere Offenbarung durch einen Engel erhalten, „wer kann wider Gott streiten?“ (Apostelgesch. 23, 9.)

Zugegeben haben Sie mir, daß Moſes die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele gar nicht genutzt, und uns vielmehr den Verlust derselben unter dem Verluste des göttlichen Ebenbildes vorgetragen habe. Hierüber sind wir beide eins, und ich habe nicht nöthig, einen Warburton zu plündern um Sie davon zu überzeugen. Sie haben mir weiter zugegeben, daß die Worte:

Du bist Erde und sollst zur Erde werden,

bey den Israeliten das Geſetz geheißen, oder doch heißen können; eben wie wir den Tod das allgemeine Geſetz der Natur nennen, oder von einem Verstorbenen sagen, daß er die Schuld der Natur bezahlt habe. Was den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs bewogen, das kaum erschaffene Geschlecht der Menschen unter dieſes Geſetz zu geben; ob es bloß der Sündenfall unſers gemeinschaft-

ſhaftlichen Stammvaters geweſen, oder ob er die Strafe des Todes, womit ſein Diener Moſes gegen die damalige Gewohnheit ſeine Gebote ſchärfte, dadurch ſo viel furchtbarer und wirkſamer machen wollen: daran liegt uns jetzt ſo viel nicht. Genug, das Geſetz Ihres Gottes ſagte: Menſch du ſollſt wieder zur Erde werden, wovon du genommen biſt; und die Sadducäer durften öffentlich behaupten: dieſes Geſetz rühre von einem unwandelbaren Gott her, und es ſey nicht allein verächtlich, ſondern ſündlich, zu denken daß der Menſch gegen dieſen ſo deutlich geoffenbarten Willen ſeines Schöpfers von den Todten wieder auferſtehen werde. Ich habe alſo nicht mit einem Volke zu ſtreiten, das die Unſterblichkeit der Seele in ſein urſprüngliches Religionsſyſtem aufgenommen hatte; ſondern mit einem Volke oder Manne, deſſen älteſter und erſter von Gott gebotener Grundſatz geweſen: der Menſch muß wieder zur Erde werden, wovon er genommen iſt. Auf dieſes Zugeſtändniß baue ich alles, was ich Ihnen jetzt zu ſagen habe.

Unfehlbar fand ſich unter dieſem Volke auch ein Sokrates, der demungeachtet die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele behauptete. Die ganze philoſophiſche Sekte der Phariſäer war dieſer Meinung, ob ſie gleich öffentlich darüber verſpottet wurde; und ich glaube nicht, daß ein Volk in der Welt geweſen, worunter ſich nicht ein Philoſoph und eine Sekte, wenn ich es ſo nennen mag, gefunden, welche die Lehre von der Unſterblichkeit wenigſtens zum Troſte des Alters genutzt habe. Was meinen Sie nun aber, daß ein Phariſäer, oder ein Gamaliel unter ihnen, thun mußte um ſich zu dieſer Lehre den Weg zu bahnen, und dem fürchterlichen Geſetze auszuweichen? — Legen Sie hier meinen Brief weg, und antworten mir, nach Ihrer aufrich-

richtigen Liebe zur Wahrheit! Das natürlichste war unſtreitig, das Geſetz in die Hand zu nehmen und zu verſuchen, ob man ihm nicht eine andre Auslegung geben könnte: und dann, wenn keine ſolche gelingen wollte, bey den Worten:

> Des Weibes Saame ſoll der Schlange den Kopf zertreten,

voller Freuden auszurufen: „Hier haben wir es, der „Fluch des Geſetzes ſoll nicht ewig währen; es ſoll ein „Retter aus des Weibes Saamen kommen, und uns „die Unſterblichkeit wieder bringen.“ Wenigſtens würde es mir ſo gegangen ſeyn, wenn ich des Troſtes der Unſterblichkeit bedurft hätte; und die Auslegung möchte nun an ſich wahr oder falſch geweſen ſeyn: ſo hätte ich mir doch das Feld damit eröffnet, und den Sadducäern erſt ſo viel daraus entgegengeſetzt, daß ſie es nicht ſo gleich wagen ſollen, mich als einen offenbaren Ketzer zu verfolgen.

Dies, dünkt mich, hängt noch ganz gut zuſammen, reicht aber freylich noch lange nicht zu, um aus dem Weibesſaamen alles dasjenige zu machen was wir daraus gemacht haben. Nein, das thut es nicht; es muß hier noch ein groſſer Satz eingeſchoben werden, oder ich komme mit Ihnen nicht auf den Weg wohin ich Sie zu führen wünſche. Alſo noch ein Satz; und dieſer ſoll folgender ſeyn: daß ein Philoſoph unter den Iſraeliten, ein Phariſäer, dem die Sadducäer das Geſetz zu mächtig aufrückten, und der ſich auf beiden Seiten decken wollte, den Schluß gemacht habe:

> Alle Menſchen müſſen ewig unter dem Geſetze bleiben, oder ein Ewiger muß das Geſetz erfüllen.

Dieſes

Dieſes werden Sie mir zwar nicht ſo fort auf mein Wort glauben, und ich fordere es auch nicht. Sie müſſen mir aber doch eingeſtehen, daß wenn ein Sadducäer ſich mit Macht auf den Satz lehnte, und ihn als orthodox behauptete: daß nach dem unveränderlichen Geſetze des Gottes Abrahams, Iſaaks und Jakobs, alle Menſchen ewig ſterben müßten; der Phariſäer, der ohne Gefahr das Geſetz nicht ganz bey Seite ſetzen durfte, keinen feinern Schluß gegen ihn machen konnte, als wenn er ſagte: daß es zwey völlig gleiche Wahrheiten wären, ob alle Menſchen ewig, oder ein Ewiger für alle Menſchen ſterbe. Der Phariſäer konnte ihm ſogar ſagen: alle Menſchen ſterben wirklich ewig die in dem Ewigen ſterben, oder in ſeinen Tod getaufet werden; das Geſetz werde alſo buchſtäblich erfüllt, und der unveränderliche Wille Gottes bleibe in ſeiner unendlichen Kraft.

Dieſes Eingeſtändniß können Sie mir ohne Unbilligkeit nicht verſagen. Der Satz iſt in der Philoſophie eines Volks, das die Unſterblichkeit der Seele durch eine ausdrückliche Verordnung ſeines Gottes aus ſeinem Glaubensſyſtem ausgeſchloſſen ſah, zu ſchön, zu willkommen, und zu reizend, um nicht mit offnen Herzen und Armen angenommen zu werden; er mußte mit Enthuſiasmus gelehrt, mit Triumph behauptet, und die Lieblingswahrheit aller Weiſen werden; er mußte eine Art von Freudigkeit des Geiſtes, eine Beredtſamkeit wirken, zu der man ſagen konnte: die groſſe Kunſt macht dich raſen; Worte, welche Feſtus zum Paulus ſagte, da dieſer in der Fülle des Geiſtes dem König Agrippa die Auferſtehung von den Todten mit aller Macht verkündigte, womit ihn die phariſäiſche Philoſophie und das Wunder Gottes ausgerüſtet hatte.

Den Beweis des Satzes selbst, und daß er in der Schule der Phariſäer wirklich gelehret worden, will ich hier nicht führen, weil es mich zu einem unberufenen Paraphraſten des ganzen Pauliniſchen Vortrages machen würde. So viel aber mögen Sie mir auf mein Ehrenwort glauben, daß alle Schlüſſe und Folgen, welche der Schüler Gamaliels macht, mit einer außerordentlichen Deutlichkeit darauf zurückführen, und daß Sie Sich davon überzeugen können und werden, wenn Sie mit unſerm Paulus wie mit dem Plato verfahren, und die Grundſätze des Meiſters aus den Schriften des Schülers aufſuchen wollen.

Ich nehme es hier alſo nur für zugeſtanden an, daß in der Philoſophie und in der Schule der Phariſäer ein ſolcher Satz gelehrt worden; und frage Sie hierauf abermals, was Sie aus dieſem Ewigen, der für alle Menſchen ſterben und das Geſetz erfüllen ſollte, gemacht haben würden, wenn Sie in eben dieſer Schule wären erzogen worden, und (wie Paulus) ein Phariſäer und Phariſäersſohn geweſen wären? Gewiß einen Sohn Gottes, einen auserwählten, von Ewigkeit dazu beſtimmten Erlöſer; einen Unerſchaffenen, einen Gott, und kurz Alles, was der Begriff eines Ewigen erfordert. Dies hätten Sie nothwendig thun müſſen; ich ſehe wenigſtens nicht wie Sie dieſer Folge hätten ausweichen wollen. Weiter hätten Sie denſelben, nach einer nothwendigen Folge Ihres Syſtems, Menſch werden, und Fleiſch und Blut annehmen laſſen müſſen, um erſt unter das Geſetz zu kommen, um hernach ſolches zu erfüllen, um ſolches zu unſrer Beruhigung ſichtbar und vor unſern Augen zu erfüllen, um in einem Volke zu ſterben das unter dieſem Geſetz ſeufzte, und um alle Menſchen, die unter einem gleichen, obſchon ihnen nicht

offen-

offenbarten, Geſetze lebten, mit ſich in ſeinen Tod zu vereinigen, und alſo das Geſetz für Alle zu erfüllen. Dies hätten Sie, nach Ihrer großen Neigung für die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele, gewiß gethan; und wie groß würde Ihre Freude geweſen ſeyn, nun die Worte: daß des Weibes Saamen der Schlange den Kopf zertreten ſollte, und verſchiedne andre Ausdrücke der Propheten, auf das glücklichſte gebrauchen zu können! Endlich hätten Sie dieſen Ewigen nothwendig wieder auferſtehen, und zum Himmel fahren laſſen müſſen, weil es das ganze Syſtem mit ſich bringt, daß wir in dem Ewigen nicht bloß ſterben, ſondern eigentlich dem Geſetze abſterben, und ſo viel unſrer in den Tod des Ewigen getauft ſind, zu einem ewigen Leben erwecket werden ſollen. Vielleicht hätten Sie auch gar in der Kette Ihrer philoſophiſchen Operationen ein ſymboliſches Vereinigungsmittel mit dieſem Ewigen, eine Taufe in ſeinen Tod, und eine Genießung ſeines Leibes, nöthig gefunden, um ſich der Unſterblichkeit ſo viel mehr verſichern, und mit Paulus freudig ausrufen zu können: So iſt nun nichts Sterbliches an denen die in dieſem Ewigen ſind, ſo wenig nach dem Leibe als dem Geiſte; ſo ſind alle Menſchen in Einem gefallen, und alle auch in Einem wieder auferwecket worden.

So weit, dünkt mich, wären Sie an dem Faden Ihrer Betrachtung gekommen, ohne eben von einem unſichtbaren Weſen geſchoben zu werden; und wenn Sie mit dem Kopfe auf dem Ellenbogen, und mit dem Ellenbogen auf Ihrem eigenthümlichen Tiſche, der Sache noch einmal mitleidig nachgedacht hätten: ſo wäre es Ihnen auch wohl unmöglich geweſen, die guten Patriarchen, welche in dem feſten Vertrauen auf eine künftige Erlöſung geſtorben waren, in der Hölle vermodern

zu lassen; so hätten Sie den guten lieben Ewigen abgeschickt, um auch diesen im Gefängniß die frohe Botschaft des ewigen Lebens zu verkündigen, und sie zu der angenehmen Erfüllung aller ihrer Hoffnungen unverzüglich einzuladen. Oder glauben Sie, daß eine solche Höllenfahrt dem hohen Stil dieser Epopee, oder einem Sokrates unter den Pharisäern, unanständig gewesen seyn würde? Mich rührt sie immer, auch als Erdichtung betrachtet, zu empfindsamen Thränen.

Noch mehr aber rührt mich die Sendung des göttlichen Geistes, welcher in der Mosaischen Oekonomie, worin alle Menschen des ewigen Todes sturben, nichts zu thun hatte, nun aber auf einmal über ein neues unsterbliches Geschlecht ausgegossen wird, um dasselbe zu seinem neuen Berufe zu heiligen. Eine unglückliche Unsterblichkeit war ein schrecklicher Gedanke: den Menschen quälte nothwendig sein geringes Verhältniß gegen eine gerechte Gottheit; und siehe! ein Geist geht von ihr aus, um uns zu lehren, zu stärken, zu trösten, und zu einem neuen Leben, zu der so glücklich wiederhergestellten Unsterblichkeit zu heiligen. Das gröste Genie kann schwerlich einen höhern Gedanken haben; und wie groß mochte der Einfluß dieses Lehrgebäudes auf die Sittenlehre seyn? Ein sterbliches Geschlecht ist zufrieden, wenn nur der äußere Mensch den Geboten seines Herrn gehorcht; um den innern Menschen hat es sich nicht zu bekümmern. Aber ein unsterbliches Geschlecht, das dereinst vor einem strengen Richter Rechenschaft geben, und nach seinen Thaten in der Ewigkeit gestraft oder belohnt werden soll, muß auch den inwendigen Menschen veredlen, und in einem ganz neuen Leben wandeln.

Warlich, mein Freund, Sie müssen dieses System nicht allein schön, sondern nun auch den Gott Israels drey-

dreyeinig finden. Denn der Ewige der das Geſetz erfüllt hat, und der göttliche Geiſt der die nun unſterblichen Menſchen zur Seligkeit führen ſoll, müſſen in dieſem Syſtem von Ewigkeit her in dem einigen Gott zuſammen verbunden geweſen ſeyn; ob ſie ſich gleich den Menſchen nur ſpäter offenbart haben. Es hat aber Keiner bey dieſer ſpätern Offenbarung verloren, weil auch diejenigen die vorhin der Unſterblichkeit würdig gelebet hatten, die frohe Botſchaft des Lebens im Grabe empfingen, und zum ewigen Leben eingegangen ſind.

Alles, was Sie mir wider die Verſöhnung und das Erlöſungswerk geſagt haben, fällt hiermit weg. Denn es kömmt in dieſem Syſtem lediglich auf die Erfüllung des Geſetzes an, des Geſetzes das alle Menſchen zum ewigen Tode verdammte. Haben Ihre Vorfahren hierin einen erzürnten Gott erkannt, und dieſes können Sie mir nicht leugnen: ſo kann es uns nicht verdacht werden, wenn wir ihn, nachdem jenes Geſetz aufgehoben iſt, verſöhnt; und den Tod desjenigen, der die Aufhebung oder die Erfüllung bewirkt hat, die Verſöhnung Gottes nennen. Aber Ihr letzter Einwurf: daß nehmlich auf dieſe Weiſe unſre ganze Religion eigentlich weiter nichts als die Lehre von der Auferſtehung oder von der Unſterblichkeit der Seele, und von den Mitteln ſey uns dieſer Gnade würdig zu machen, ſoll bey mir als eine Wahrheit gelten. Unſer Evangelium iſt die frohe Botſchaft von der dem menſchlichen Geſchlechte wieder erworbenen Unſterblichkeit; und ſo oft Paulus zur Rechenſchaft wegen ſeiner Lehre gezogen wird, bringt er gleich auf das letzte Reſultat, auf die Auferſtehung von den Todten, und auf dasjenige was dieſe Ausſicht von uns fordert.

So weit geht das Theoretiſche in dieſer Sache, welches die Phariſäer ebenfalls gelehret haben können, und wahrſcheinlich gelehret haben, da ſie mit ſolcher Macht die Unſterblichkeit der Seele gegen das Geſetz und die Orthodoxen ihrer Zeit zu behaupten hatten. Bloß gegen unſre Theorie haben Sie mir Schwierigkeiten gemacht, und dieſe vermeine ich damit gegen Sie hinlänglich gerettet zu haben. Ueber das Faktum, daß wirklich der Ewige Menſch geworden ſey, und das Geſetz erfüllt habe; daß Jeſus von Nazareth der Ewige geweſen; und daß der Geiſt Gottes, ſo wie wir Chriſten es behaupten, über die Menſchen ausgegoſſen worden, habe ich nicht mit Ihnen zu ſtreiten. Paulus wurde hiervon durch ein Wunder überzeugt; und wenn Sie dieſes auch verlangen: ſo kann ich Ihnen nicht helfen. Ich ſollte aber doch glauben, wenn Sie in allen Prämiſſen, welche in der Schule der Phariſäer gelehret worden, mit mir einig ſind, daß Ihnen die Geſchichte, wenn Sie die Beweiſe Selbſt prüfen, und die Zeugniſſe der Jünger Chriſtus nur als menſchliche Zeugniſſe gelten laſſen wollen, allerdings glaubhaft vorkommen würde.

Sie ſind ein Philoſoph, der die Unſterblichkeit der Seele wünſcht, und ich bin zugleich ein Chriſt, der ſie aus der Offenbarung glaubt. Sollten Sie nicht wünſchen, dieſe Verſicherung auch zu haben, und den Fluch des tödtenden Geſetzes, welches uns Moſes bekannt gemacht hat, durch den Ewigen, in dem alle Menſchen auf einmal der alten Naturſchuld abgeſtorben und zur Sterblichkeit wiedergeboren ſind, aufgehoben zu ſehen? Ueberlegen Sie es, und ſagen mir, was Sie noch für Zweifel haben haben, nachdem Sie zuförderſt unſre Lehre noch einmal aus dem Geſichtspunkte, worin ich ſolche itzt geſtellet, betrachtet haben werden.

Ich bin u. ſ. w. —

* * *

Unter Albert Pasteren fand sich nachstehender kleiner Aufsatz in Betreff dieses Schreibens.

Ueber den Brief an den Oberrabbiner sind mir Vorwürfe gemacht worden; und fast sollte es mich gereuen, daß ich ihn bekannt gemacht habe. Der Anlaß dazu kann mich aber einigermaßen entschuldigen. Ein Freund mit welchem ich mich über die Göttlichkeit unserer Offenbarung unterredete, behauptete hartnäckig: daß alle andre Religionen, von Menschen erfunden, so viel Genie auch ihre Stifter gehabt hätten, nichts enthielten, was mit jener in einige Vergleichung gestellet werden könne.

Ohne dieses im geringsten zu leugnen, antwortete ich ihm: wir wir über die Kräfte des menschlichen Genies nicht urtheilen, und nicht wissen könnten, ob Gott nicht das einzige was jemals unter der Sonne gewesen wäre, zu seinen großen Absichten ausersehen haben mögte. — Er wollte aber nicht nachgeben; und brachte mich endlich dahin, ihm hitzig und übereilt zu sagen:

„Alle Religionen, welche auf die Unsterblichkeit „der Seelen gebauet sind, konnten in ihrem natürlichen „Gange auf keinen Erlöser kommen, weil sie ihn nicht „gebrauchten; und dieses sey der Fall aller Religionen, „außer der Jüdischen. Diese hingegen, welche ausdrücklich sagt, daß der erste Mensch das Ebenbild „Gottes oder die Unsterblichkeit verloren habe; welche „es zum ersten Gesetze macht, daß der Mensch wieder „zur Erde werden soll, wovon er genommen ist: diese „Religion, sagt ich, müsse zuletzt durchaus auf einen „Erlöser und Versöhner führen; sie müsse schlechterdings alle Menschen in einem Ewigen sterben lassen,

„nach

„nachdem Gott einmal geſagt hätte, daß alle Menſchen „des ewigen Todes ſterben ſollten. Auf eine andre Art „könnte ſie ſich nicht helfen, und eine Hülfe wäre doch „nöthig. Denn eine jede Nation, ſobald ſie anfingt „ſich zu bilden, wolle durchaus ein ewiges Leben. Je „ärger und traurigter ihre Schickſale werden; je öfte„rer der Ungerechte auf dem Throne ſitzt, und der Ge„rechte im Staube kriecht: deſto heißer würden ihre „Wünſche nach einem künftigen Leben ſeyn, deſto mehr „würde ſie ihre Hofnungen auf eine billigere Zukunft „richten, und deſto öfterer würde ſie Propheten zu ih„rer Beruhigung erwecken. Dieſes bringt der natür„liche Gang ihrer Empfindungen und Gedanken mit ſich; „und ſollte dieſe Nation einen Gott anbeten der ihr alle „Hofnung jenſeits des Grabes unterſagt hätte: ſie „würde ſich wider ſein Gebot empören, Himmel und „Erde zum Mitleid bewegen, und zuletzt, es möge koſten „was es wolle, ein Mittel ausfinden, dieſen Fluch des „Geſetzes in einen tröſtlichen Segen zu verwandeln. — „Dies würde die Nation thun, wenn ſie anders aus „denkenden Menſchen beſtünde; dieſen ſey es nicht mög„lich ohne alle Hofnungen ins Grab zu gehen.....“

Mein Freund blieb jedoch auf ſeinem Sinn, und behauptete eines Theils: daß die Moſaiſche Religion die Unſterblichkeit der Seelen ebenfalls vorausgeſetzt hätte; und andern Theils: daß die Folge nicht ſo geweſen wäre, wie ich ſie zu meiner Behauptung nöthig hätte. — Hierauf ſandte ich ihm den Brief an den Oberrabbiner, und ſchrieb ihm dabey: „Ich verlange nicht, daß „Sie auch nur das Geringſte von dem was ich geſagt, „für wahr halten ſollen; aber glauben Sie nicht, daß „die Geſchichte, ſo wie ich ſie beſchrieben, mög„lich ſey?“

Schreiben
an den P. J. K. in W.

über die

künftige Vereinigung der Evangelischen und Katholischen Kirche *).

Würdiger lieber Herr!

Ihr erster Schritt zur Vereinigung der Katholischen und Protestantischen Kirche zeugt von einer solchen Einsicht und Mäßigung, daß ich ihn mit der dankbarsten Rührung vernommen und bewundert habe. Allein, edler

*) Es erschien 1779 eine Schrift: „Der erste Schritt „zur Vereinigung der Evangelischen und Katholischen „Kirche; von P. J. K. in W." auf zwey Bogen. Eine Materie, welche die Katholiken immer gern, und auch itzt wieder, auf die Bahn gebracht haben. Gegen jenen ersten Schritt schrieb unter andern der Prof. Herr Kern zu Ulm: „Beurtheilung der Vorschläge „des Mönchs P. J. K. in W. in seinem Ersten Schritt „u. s. w. (Ulm. 1779. 8.)." Andreas Möser dagegen als Antwort in seiner feinen ironischen Manier drukten: „Schreiben an den P. J. K. in W. den ersten „Schritt zur künftigen Vereinigung u. s. w. betreffend. „(Frankf. und Leipz. bey Perrenon. 1780. 1 Bog. 8.)." Bey dem Abdruck dieses Bogens in der Berlinischen Monatsschrift 1785 Junius Nr. 2, fügte Er die Nachschrift hinzu. R.

edler Menſchenfreund, es iſt meiner Meinung nach die Verſchiedenheit nicht ſowohl unſrer Glaubenslehren, als des politiſchen Intereſſe, was unſre Trennung unterhält und eine Vereinigung ſchwer macht.

Leicht, denke ich als ein frommer Laie, würden wir uns über die ſieben Sakramente vereinigen. Wir Proteſtanten rechnen die Sakramente unter die nothwendigen Mittel zur Seligkeit; und dafür halten wir bloß die Taufe und das Abendmahl. Ihr Katholiken hingegen haltet dieſelben für heilige mit Gott eingegangene, und daher unverbrüchliche Verbindungen; und unter dieſer Erklärung können alle ſieben beyſammen ſtehen. Wir brauchten alſo zu unſrer Vereinigung weiter nichts zu thun, als uns einander zu verſtehen.

In Anſehung der Taufe ſind wir im Weſentlichen nicht verſchieden. Im Abendmahl glauben wir alle den wahren Leib Chriſti zu empfangen; es iſt bloß das Wie? worüber wir ſtreiten. Und hierüber könnte die Kirche, ohne dem einen oder andern Theile zu nahe zu thun, gar wohl das Stillſchweigen gebieten: der Streit iſt ohnehin nicht ſehr erbaulich, und im Grunde die Sache vielleicht zu hoch für die menſchlichen Begriffe. Dann bliebe noch der Unterſchied wegen des Kelches übrig, den aber die Katholiken aus Liebe zum Frieden gar wohl mit uns trinken könnten. Chriſtus wollte ſich mit ſeiner künftigen Gemeine nicht bloß dem Leibe, ſondern auch der Seele nach vereinigen; und darum gab er uns ſein Blut, worunter man ſich bey den Juden die Seele gedachte.

Eben ſo könnten wir aus Liebe zum Frieden ſo wohl die Ohrenbeichte als das Fegefeuer annehmen. Dies letztere kann die katholiſche Kirche gar nicht entbehren, da ſie viele und nothwendige Ausgaben, wozu gar kein

kin andrer Fond vorhanden ist, daraus bestreiten muß. Wir aber könnten es als das vortrefflichste Band der Menschheit verehren. Denn, indem es die Seligkeit des Monarchen von der Fürbitte seiner Unterthanen mit abhängen macht: so liegt darin ein starker Bewegungsgrund für ihn, diese in seinem Leben zu schonen und zu lieben; ein Bewegungsgrund für jeden Menschen, seinen Mitbürgern wohl zu thun, um sich ihre Fürbitte zu erwerben. Und warum sollte Gott oder die Kirche nicht, um Liebe und Wohlthun unter seinen Geschöpfen zu befördern, so etwas weislich und gnädig bestimmt, und damit die Ewigkeit der Höllenstrafen, die einige unter uns doch bezweifeln, weislich ermäßiget haben?

Die erstere aber hätten wir billig allezeit beybehalten, und jeden Pfarrer oder Beichtiger anweisen sollen, der Obrigkeit jährlich eine Sündentabelle einzusenden, um daraus den sittlichen Wohlstand oder das sittliche Verderben ihrer Unterthanen beurtheilen, und sich mit Gesetzen und Strafen darnach richten zu können. Auf diese Art kann dieselbe den größten Nutzen haben, wie die ehmalige Geschichte der Vergiftungen in Frankreich lehret; sie ist dann die Konduitenliste der Menschheit, und was konnte für einen menschenliebenden Regenten unterrichtender seyn als diese? Mehrmals haben mich die Jesuiten versichert, daß gewisse Arten von Sünden, die zu Rom herrschen, in Westphalen gar nicht bekannt, und die gemeinen Leute dahier zehnmal frömmer als anderwärts wären. Dieses wußten sie aus der Ohrenbeichte; und ich glaube, daß man aus den Sündenlisten noch bessere Schlüsse als aus den Todtenlisten machen könnte. Rousseau würde gewiß den Einfluß der Wissenschaften auf das menschliche Geschlecht daraus berechnet haben.

Den

Den ehelosen Stand der Priester nehme ich in meinem sechzigsten Jahre gern an. Wie manches Bischofthum würde längst, wie die Herzogthümer und Grafschaften, vererbt und verschlungen seyn, wenn jeder Bischof eines Weibes Mann geworden wäre? Wie manches geistliche Lehen würde jetzt gleich den weltlichen verdunkelt, und mit den Erbgütern einer Familie vermischt seyn, wenn den Pfründnern das Heirathen wäre erlaubt worden? Wie manche Pfarre müßte jetzt ohne alle Einkünfte bestehn, nachdem die Zehnten verschwunden, und die Geldeinkünfte mit dem Verfall der Münze in Nichts verwandelt sind, wenn nicht hie und da ein ehelofer Priester das Seinige daran vermacht hätte? Und womit wollte man endlich Verdienste belohnt haben, wenn die Präbenden solchergestalt Lehngüter gewisser Familien geworden wären; oder was würde die Welt bey einer Bevölkerung, die sich weder dem Ackerbau noch den Künsten gewidmet hätte, gewonnen haben? Sicher würde ein Kind aus der Klasse die alle übrigen unterhält, und die denn auch noch wohl einmal mitunter eine Aufmunterung und Belohnung verdient, nie zu Ehren und Würden gelangt seyn.

Gegen die Klöster würden wir Protestanten mit Grunde nichts erinnern können, so bald die Kirche um der menschlichen Schwachheit willen fest setzte, daß ein Klostergelübde nicht länger als sechs Jahre binden, und im siebenten ein Freyjahr seyn sollte; in diesem müßte jeder Bischof die Klöster seiner Diöces persönlich visitiren, und entweder die Erneuerung des Gelübdes auf andre sechs Jahre annehmen, oder denjenigen die solches nicht zu erneuern wünschten, die Freyheit ertheilen. Auf diese Art würden wir die Klöster als heilige Ruheplätzen und sichere Zufluchtsörter betrachten, worin die Kinder der

Mün-

Männer, die dem Staate gedient und nicht viel erübrigt hätten, gleichsam auf öffentliche Kosten versorgt würden; und wodurch der Fürst dem Lande eine Pension, sich selbst aber die Bekümmernüß erspart, seinen Bedienten wie den Soldaten das Heirathen untersagen oder ihnen auf türkische Art begegnen zu müssen: denn eines von beiden müßte doch geschehn, um die Zahl der Drohnen, welche seinen Honig eintragen, zu vermindern. Wahrscheinlich würden sehr wenige in dem Freyjahre ihre Entlassung verlangen, sehr viele aber mit dem Gedanken, daß sie ihre Freyheit erhalten könnten, ruhiger beten und schlafen.

Ueber die guten Werke würden wir uns leicht dahin vergleichen, daß nur die Werke des natürlichen (ungetauften) Menschen vor Gott nichts gelten; aber die Werke eines Christen, dem das Verdienst seines Erlösers zugerechnet wird, nach dem Verhältniß dieser Zurechnung, verdienstlich heißen sollten. Der Gedanke reizet immer mehr und mehr zum Wohlthun.

Auch, dächte ich, würden wir uns wegen der Messe, wenn wir nur das unblutige Opfer in dem reinen Verstande nähmen, und Ihr Euch nur ein wenig schlechter darüber ausdrücket, noch wohl vereinigen, und die Unfehlbarkeit der Kirche dürfte dem wenigsten Zweifel unterworfen seyn. Denn auch bey uns ist die Stimme des Volks die Stimme Gottes, und die Stimme einer ordentlich berufenen Kirchenversammlung die Stimme des heiligen Geistes, der sich ein jeder unterwerfen muß, weil es keine Engelversammlung giebt, woran man von dem Ausspruche der Kirche appelliren könnte. Und wenn wir auch einmal eine Reformation vernehmen, und die Sonne, welche in der ersten Kirche um die Erde ging, in der jetzigen stille stehen lassen: so beweiset dieses nichts

gegen ihre Unfehlbarkeit; sondern der heil. Geist oder die Kirche redet mit Kindern anders als mit Männern, und so wie sich die Begriffe mehr entwickeln, kann uns auch der heilige Geist, der uns auf jeder Stufe folgt, mehr erleuchten. Die Empfänglichkeit eines Leibnitz verträgt höhere Ideen als die von dem gemeinen Mann; und die Kirche fehlet nicht, wenn sie bis dahin daß alle Laien Mathematiker seyn werden, die Sonne am Zieger Absis sich verweilen läßt.

Auf solche oder auf eine andere gute Art, sagt ich, würden sich die Spitzen mancher schönen Streitfrage abrunden lassen, so daß man nicht mehr davon behielte, als zur Schärfung des menschlichen Verstandes, und zur Erweckung nützlicher Leidenschaften nöthig wäre; denn etwas Wetteifer, dann und wann ein Triumpf oder Niederlage unsrer Urtheilskräfte, wird doch beybehalten werden müssen, um die religiösen Empfindungen nicht einschlafen, und den Forschungsgeist ganz ungereizt zu lassen. Vielleicht würden auch einige Heilige dem itzigen Bedürfnisse unsrer Empfindsamkeit gerade recht kommen. — — Allein wie wir die Verschiedenheit unsers politischen Interesse vereinigen werden, das sehe ich nicht.

Es war eine Zeit, wo nur ein geistliches und ein weltliches Primat in der christlichen Kirche war: der Papst und der Kaiser. Aber, so wie sich das weltliche Primat in der abendländischen Christenheit nicht wieder herstellen lassen wird; und so wie es auch in unserm lieben Deutschlande nicht wieder zu dem Ansehen gelangen möchte, worin es zu der Zeit war, als Hadrian und Karl der Große zu gleichen Zwecken arbeiteten: so wird sich auch schwerlich das Primat der Kirchen in seine alten Besitzungen wieder einführen lassen. Der Kaiser macht noch hie und da einen Pfalzgrafen, und der Pfalzgraf

ten Notarius, welchen der eine Fürst mit, und der andre ohne Immatrikulation, sein Amt verrichten läßt; aber mehrere Freyheiten in den Ländern der Reichsstände zu ertheilen, ist ihm durch die Kapitulation abgeschnitten. Auf gleiche Art würden es auch die Protestantischen Fürsten dem Papste zur Noth erlauben, in ihren Ländern einem Superintendenten oder Bischofe das geistliche Amt zu geben, vorausgesetzt daß die Bischofsmütze nicht höher als ein Doktorhut käme; aber schwerlich werden sie demselben etwas zum Nachtheil ihrer Gerichtsbarkeit, ihres Dispensazionsrechts, ihrer Landeshoheit, und insbesondre ihrer Steuer- und Stempelkassen einräumen wollen. Sie werden allgemeine Kirchenversammlungen in der Christenheit der itzigen Verfassung unangemessen, und in Deutschland für ihre Unterthanen zu kostbar und beschwerlich finden. Sie werden die grose Kette der Hierarchie fürchten, und sich von vereinzelten Pfarrern mehrern Gehorsam als von den unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupte konföderirten versprechen. Der Fels Petri wird ihnen eben so verhaßt wie ein Reichsgericht seyn, da sich beide der mindermächtigen geistlichen und weltlichen Orden und Stände gegen die Grosen annehmen. Die glückliche Lage dieses Felsen in einem eignen unabhängigen Staate wird ihnen zwar angenehm, aber doch immer auch bedenklich scheinen, da sich die Donnerwolken aus den zunächst gelegenen Staaten nicht daran brechen. Sie werden daher fürchten, daß der südliche Einfluß zum Nachtheil des Nordens stärken werde; und wenn sie auch nichts dabey zu erinnern haben, daß ihren Unterthanen die Fasten von Rom aus vorgeschrieben werden: so werden sie doch die Freyheit der Presse, wodurch die Buchhandlung in ihren Ländern blühet, nicht einschränken lassen; sie werden die päpstlichen Monate und andre Reservate bei den Kapi-

ſein nicht verlieren wollen, da ſie ſo manchen treuen Diener damit ohne ihren Schaden bezahlen können. Es wird die Immunität ſo wohl der Perſonen als der Oerter ihren Beyfall nicht erhalten, und der koſtbare Unterhalt beſondrer geiſtlicher Richter bey der jetzigen Militarverfaſſung, ihnen überflüſſig vorkommen. Sie werden ihre Geiſtlichkeit zur Zeit der Noth auch ohne päpſtliche Einwilligung beſteuren, und mit einem Worte dem heiligen Vater von allem dem nichts geben wollen, was ſie ſelbſt gebrauchen können.

Dieſes iſt der wahre Knoten der die Vereinigung unter uns hindert, und worin die Kirche ihren jüngern Kindern nichts nachgeben kann, ohne den ältern eben ſo viel nachzugeben, und ſomit auf beiden Seiten zu verlieren. Das kann und wird aber nach dem gewöhnlichen Laufe der Sachen in unſrer ſublunariſchen Welt nie geſchehen; und man wird in den Kabinetten unſrer Fürſten eher das heilige Oel, das unentgeldlich gegeben wird, als die Taxe der Römiſchen Kanzley zulaſſen. Wir Proteſtanten glauben; das Reich Chriſti ſey nicht von dieſer Welt, und die Religion müſſe dem Staate ſo wenig als möglich zur Laſt fallen. Ihr Katholiken hingegen glaubt: die chriſtliche Kirche unter ihrem ſichtbaren Oberhaupte müſſe auch in weltlichem Anſehen ſtehen, und zur Zeit der Trübſale mit dieſem ihrem Anſehen der weltlichen Macht entgegen treten können. Daher muß der Römiſche Hof, um ſich und die Geiſtlichkeit dabey zu erhalten, immer viel Politik gebrauchen, auf alle Begebenheiten in der Welt ein wachſames Auge haben, und ſich in die Staatsſachen miſchen; welches aber unſern proteſtantiſchen Fürſten eben ſo ungelegen iſt, als manchem katholiſchen. Das läßt ſich aber nach Eurer hierarchiſchen Verfaſſung unmöglich ändern, ohne deren ganzen Würkungs-

fungskreis aufzuheben, und somit die Monarchie der Kirche in eine Aristokratie zu verwandeln.

Der Plan zu unsrer Vereinigung, edler Menschenfreund, ist demnach also anzulegen: daß zuerst die politischen, und hernach die theologischen Schwierigkeiten geebnet werden; und wie hiezu der erste Schritt zu machen sey, das wünschte ich von Ihnen zu vernehmen. Jetzt wird die protestantische Kirche allein von der Bibel beherrscht: einem Fürsten der ruhig auf dem Thron sitzt, nicht den geringsten Aufwand erfordert, sich von jedem Menschen sprechen und keinen ohne Trost von sich läßt; man findet bey ihm alles was man sucht. So bequem und wohlfeil hat es die katholische Kirche nicht: sie hat ein Oberhaupt mit dem repräsentirenden Charakter der Gottheit. Dieses erfordert allein zwey und siebenzig Kardinäle, und eine Suite — — O lieber Pater! ich fürchte, ich fürchte, es wird nichts daraus: wir sind zu sehr an unsern guten Herrn und an die Freyheit gewöhnt. Indessen erwarte ich doch noch Ihre Vorschläge, und eine kleine Antwort auf folgende Fragen: Sollte es für Oestreich rathsam seyn, Preußen zur katholischen Religion zu bringen, und sich damit einerseits aller der Vortheile zu begeben welche ihm aus der jetzigen Trennung zuwachsen, und anderseits sich zu der ihm unter den itzigen Umständen ewig bestimmten Kaiserkrone einen mächtigen Mitwerber zu erwecken? Sollte den mindermächtigen so wohl katholischen als evangelischen Ständen so sehr damit gedienet seyn, daß ein künftiger Friedrich und eine künftige Maria Theresia für sich und ihre Staaten sich am Altare vereinigten? Sollte der Pabst bey der itzigen Einigkeit der Bourbone sich besser stehn, wenn die Religionstrennung, und mit dieser die Eifersucht aufhörte, welche Karls V Nachfol-

ger abhält, Rom noch einmal heimzusuchen? Sollten die Stifter in Deutschland noch lange unabhängig und ungetheilt bleiben, wenn es der Unfriede in der Kirche nicht hinderte? Und hat sich nicht das itzige politische System dergestalt auf die Religionstrennung gelehnt, daß eins mit dem andern stehen oder fallen muß?

Diese Antwort erwarte ich von Ihnen, und bin u. s. w. —

Nachschrift.

Noch eins! Gesetzt, verständige und billige Männer von beiden Seiten kämen endlich in allen Punkten überein; auf welche Weise sollte die förmliche Vereinigung geschehen, in dem Fall, da man katholischer Seits etwas nachgeben wollte? Der Papst für sich hat in Ansehung der Glaubenslehren seiner Kirche gar keine Gewalt; er kann nicht das mindeste davon ab- oder dazuthun; dieses gehört für die allgemeine Kirche. Sollte nun der Papst eine allgemeine Kirchenversammlung anstellen, und dieses aufs Ungewisse? Das würde in der That ein sehr unpolitischer Streich seyn; und wie würden die Ketzer lachen, wenn etwa die Spanischen Bischöfe dasjenige nicht billigten, was einige gutmüthige Theologen in Deutschland aus Liebe zur Vereinigung nachgeben gedächten? In welche einheimische Widersprüche würde die Kirche verfallen, wenn der Papst diesen oder jenen Zusatz erheblich genug fände um darüber die ganze Kirche zu hören, und diese sich theilte? Nie kann der Papst sich dieser Gefahr aussetzen; und so wenig in England ein Minister es wagen wird, auf eine Veränderung der bekannten 33 Punkte im Parlamente anzutragen (ungeachtet fast ein jeder von der Nothwendigkeit einer solchen Veränderung überzeugt ist), weil zuverlässig Schottland sich darüber von England trennen wür-

würde: eben ſo wenig wird das Kardinalskollegium zu einem ſolchen Schritte rathen. Und ſo bleibt nur der einzige Weg zur Vereinigung übrig: daß katholiſcher Seits in Anſehung der Glaubenslehren nichts nachgegeben werde.

Proteſtantiſcher Seits ſcheint man dieſes gar nicht zu bedenken, wie ich aus manchen Vorwürfen ſchließe, die hie und da den Katholiſchen darüber gemacht werden, warum ſie ihre Kirche die allein ſeligmachende nennen? oder warum ſie dieſes oder jenes, was den Proteſtanten ganz unvernünftig dünket, nicht vorläufig abſtellen? Allein ſteht dieſes in des Kaiſers, oder des Papſtes, oder eines Biſchofes Macht? und kann man mit Billigkeit von ihnen fordern, daß ſie etwas abſtellen ſollen, was von ihnen nicht abhängt, und worüber ſie ſich nicht erklären können, ohne in fremde Rechte zu greifen? — Mit einem Worte: ohne Kirchenverſammlung iſt die förmliche Vereinigung unmöglich; und an jene iſt gar nicht zu denken.

Ueber
die Deutsche Sprache und Litteratur.

Schreiben an einen Freund *).

Edler lieber Freund!

Es liegt völlig in dem groſsen Plane Ihres Königs, daſs er nun auch einen Blick auf unſre Deutſche Litteratur geworfen hat. Nachdem er ſich an die vierzig Jahr damit beſchäftiget, ſeinem Staatskörper Stärke und Fertigkeiten zu geben, und ihn gelehrt hatte die gröſsten Bewegungen mit der leichteſten Mühe zu machen: ſo wagte

*) Möſer lieſs dieſes Schreiben in den Weſtphäliſchen Beyträgen zum Nutzen und Vergnügen (einer Wochenſchrift worin mehrere ſeiner kleinen Aufſätze zuerſt erſchienen ſind) bey der Veranlaſſung abdrucken, als König Friedrich der Zweyte am Ende des J. 1780 Seinen bekannten Brief: De la litterature allemande, des defauts qu'on peut lui reprocher, quelles en ſont les cauſes, et par quels moyens on peut les corriger, herausgegeben hatte. — Möſers Aufſatz ward bald darauf, „1781 Osnabrück in der Schmidtſchen Buchhandlung,“ „nebſt einer Nachſchrift, die National-Erziehung der „alten Deutſchen betreffend,“ auf 55 Seiten in 8. abgedruckt. Dieſe ſogenannte Nachſchrift iſt hier weggelaſſen; denn der für ſich beſtehende Aufſatz über die Nationalerziehung der alten Deutſchen findet ſich ſchon in den Patr. Phantaſieen, Th. 4, S. 13 folgg.

N.

wagte er es in ſeinem Werke über die Vaterlandsliebe *) dieſer Maſchine ein Herz und eine Seele zu geben; und wie dieſe Schöpfung vorüber iſt, kömmt er nun endlich auch zu den Wiſſenſchaften, welche den Putz dieſes zu allen Verrichtungen fähigen Körpers beſorgen ſollen. Andere Fürſten haben mit den letztern, weil ſie mehr in die Augen ſpielen, angefangen, oder wo ſie ſich zuerſt mit der Organiſation ihres Staats beſchäftiget haben, dieſe ſo geſchwind und gewaltſam betrieben, daß die beſten Hebel darüber zerſprungen ſind. Er aber, ungeachtet er früh die Muſen liebte und von ihnen wieder geliebt wurde, hat ſich als ein weiſer Hausvater lange bey dem Nothwendigen und Nutzlichen verweilet, und den Putz nicht eher ſeiner Aufmerkſamkeit werth geſchätzt als es die natürliche Ordnung erforderte.

Allein dieſes ſcheint mir nicht in ſeinem Plane zu liegen, daß wir bey den Griechen, Lateinern und Franzoſen zu Markte gehen, und dasjenige von Fremden borgen oder kaufen ſollen, was wir ſelbſt daheim haben könnten. Hier vermiſſe ich den Hausvater; und Sie haben, meiner Meinung nach, Recht zu fragen: ob wir nicht ſelbſt unſre Eichen alſo ziehen können, daß ſie den härteſten, höchſten und reinſten Stamm geben, ihre Krone hoch empor tragen, und ſo wenig in den Aeſten gehren, als von Mooße bekümmert werden; oder ob wir ſolche von einem franzöſiſchen Kunſtgärtner zuſtutzen und aufſchnitzeln, und unſre Wälder in einen regulären Sternbuſch verwandeln laſſen ſollen? Mit andern Worten: ob wir nicht beſſer thun unſre Götze von Ver-

*) Lettres ſur l'amour de la patrie, ou correſpondance d'Anapiſtemon et de Philopatros, am Ende des J. 1779. M.

lichungen, so wie es die Zeit bringen wird, zu der ihrer Natur eignen Vollkommenheit aufzuziehen, als ganz zu verwerfen, oder sie mit allen Schönheiten einer fremden Nation zu verzieren?

Indeß bleibt es doch noch immer eine wichtige Frage, ob wir würklich eigne Gewächse haben: die eine Kultur verdienen, und ob unsre Art der Kultur der fremden vorzuziehen sey? Hieran hat der König natürlicher Weise gezweifelt, weil er sonst ganz gewiß das Einheimische dem Auswärtigen vorgezogen haben würde; und hier bin ich in der That verlegner als Sie wohl glauben, ungeachtet ich die veredelten Stauden unsers Bodens, welche Jerusalem*) dem Könige vorzählt, mehr als einmal vor mir aufgestellet und betrachtet habe.

Unsre Empfindungen sind das erste von allem, ihnen haben wir Gedanken und Ausdruck zu danken. Große Empfindungen aber können allein von großen Begebenheiten entstehen, die Gefahr macht Helden, und der Ocean hat tausend Waghälse ehe das feste Land einen hat. Es müssen große Schwierigkeiten zu überwinden seyn, wo große Empfindungen und Unternehmungen aus unserer Seele empor schießen sollen; und diese Ueberwindung muß der Ehre, der Liebe, der Rache und andern großen Leidenschaften durchaus nothwendig seyn, oder der Geist hebt sich nicht aus seinem gewöhnlichen Stande, die Seele umfaßt keine große Sphäre, und der Mensch bleibt das ordinäre Geschöpf, was wir täglich sehen, und nach unsern gemeinen Regeln zu sehen wünschen. Dergleichen große Gelegenheiten, wo Schwierigkeiten zu übersteigen sind, finden sich aber bey uns Deut-

*) In seinem Bericht, über die Deutsche Sprache und Litteratur.

Deutſchen nicht. Der Staat geht unter der Wache ſtehender Heere maſchinenmäſſig ſeinen Gang, wir ſuchen die Ehre faſt bloß im Dienſte oder in der Gelehrſamkeit, und nicht in Erreichung des höchſten Zwecks von beiden; unſre Schönen ſtimmen leichter zu ordentlichen als heroiſchen Empfindungen; und der Zweykampf, der ſich immer noch glücklicher Weiſe erhält, verſöhnet den Rächer, und wehret der meuchelmörderiſchen Wolluſt, welche die Rache erfinderiſch und begeiſtert macht. Oder wo ſich ja eine groſſe Begebenheit, die das menſchliche Geſchlecht intereſſirt, zeigt: ſo wirkt ſie auf uns ſo ſtark nicht wie auf andere Nationen. Die Geſchichte des Müllers Arnold würde in Frankreich alle Parlamenter und in England alle Partenen, die vor und wider den König ſind, in Bewegung geſetzt haben. Aber in Deutſchland hat man ſie ſich als eine frohe Neuigkeit erzählet; keiner hat die Gefahr laut gerüget, welche dem Staate bevorſteht, worin die Rechtsſachen im Kabinet unterſuchet und entſchieden werden; und nicht einmal ein Schmeichler hat es gewagt zu ſagen, daß es ein dem Könige zum erſten und einzigenmale entſchlüpfter Donnerkeil ſey, der aber, indem er eine groſſe Veränderung in der Juſtizverwaltung nach ſich gezogen, einen Fels geſpalten und eine Goldmine bloß geleget habe.

Unſre Empfindungen ſind nicht zu der feinen Rachſucht geſtimmt, welche in Leſſings Emilie tönt; und wir haben höchſtens nur Vaterſtädte und ein gelehrtes Vaterland, was wir als Bürger oder als Gelehrte lieben. Für die Erhaltung des Deutſchen Reichsſyſtems ſtürzt ſich bey uns kein Curtius in den Abgrund.

Wenn

Wenn wir aber so wenig große Begebenheiten haben, als mit der gehörigen Lebhaftigkeit empfinden, wie wollen wir denn zu der Höhe der Gedanken und des Ausdrucks gelangen, welche andre Nationen auszeichnet? Kann die schlaffe Seele eben das was die hochgespannte würken? Und müssen wir nicht, da wir kein einziges großes Interesse weder im Staate noch in der Liebe haben, bey unserm beständig kalten Blute vor dem Wagstück schaudern, das dem Manne auf dem Ocean keine einzige Ueberlegung kostet? O es war ein grosser Gedanke von Mengs: „Raphael kann in der Kunst „übertroffen werden, aber keiner wird wie Raphael em„pfinden;“ und nach demselben sage ich: einige Deutsche können vielleicht dem Italiäner an Feinheit, dem Spanier an Edelmuth, dem Engländer an Freyheitsstolz, was die Kunst oder den Ausdruck angeht, gleich kommen; aber im Allgemeinen geredet, wird keiner von ihnen das wahre feine Gefühl des Italiäners, keiner die edle Liebe des Spaniers, keiner die Begeisterung für Freyheit und Eigenthum eines Engländers damit verbinden. Keiner wird in allem so wahr empfinden, denken, harren, schwärmen oder rasen, als die Nationen, welche durch würkliche Umstände genöthiget werden ihre höchste Empfindung hervorzupressen und auszudrücken; und ohne Wahrheit ist keine vollkommene Größe, so wenig in der Musik als in der Malerey, und in andern schönen Wissenschaften. Mit derselben aber sind auch Concetti unterweilen erträglich.

Eben so denke ich von den Franzosen, die (wie die Deutschen) alle Töne zum Theil glücklich versuchen, aber nie wahre Engländer an Größe, nie wahre Italiäner an Feinheit, und nie wahre Spanier in hoher Liebe werden; bloß in der Vaterlandsliebe haben sie vor uns

natür-

natürliche Vortheile und Vorzüge. So wie die erſten beiden Nationen auf der Landkarte zwiſchen den andern liegen: ſo liegen ſie auch auf der Karte der Empfindungen; und beide ſind nur in ihrer Manier, wie ſie ſich jenen äuſſerſten Nationen in der Sphäre der Empfindung nähern, unterſchieden: der Franzoſe mit einem leichten, der Deutſche mit einem gemeſſenen Schritte. Der erſte geht auf dem Wege zur Verſchönerung, der andre auf dem zur Richtigkeit, über die Gränzen der groſſen Empfindungen hinaus, die bloß wahr ausgedruckt, und ſo wenig verſchönert, als in jeder einzelnen Partie mit einer kleinlichen Genauigkeit vorgetragen ſeyn wollen.

Jedoch dieſes bey Seite, und immer vorausgeſetzt, daß unſer Klima ſo gut als andre, ſeine eignen Früchte habe, die zu unſern Bedürfniſſen wie zu unſerm Vergnügen vorzüglich beſtimmet ſind: ſo dünkt mich, daß wir allemal am ſicherſten handeln, ſolche ſo gut als möglich zu erzielen; und wenn wir dieſen Zweck erhalten, ſo müſſen ſie auch in dieſer Art ſchön und groß werden: denn alles in der Welt iſt doch nur relativ ſchön und groß, und die Eichel geht in ihrem Rechte vor der Olive. Das von dem Könige ſo ſehr heruntergeſetzte Stück: Götz von Berlichingen, iſt immer ein edles und ſchönes Produkt unſers Bodens, es hat recht vielen geſchmeckt, und ich ſehe nicht ab, warum wir dergleichen nicht ferner ziehen ſollen; die höchſte Vollkommenheit wird vielleicht durch längere Kultur kommen. Alles was der König daran auszuſetzen hat, beſteht darin, daß es eine Frucht ſey die ihm den Gaumen zuſammen gezogen habe, und welche er auf ſeiner Tafel nicht verlange. Aber das entſcheidet ihren Werth noch nicht. Der Zungen, welche an Ananas gewöhnt

ſind,

sind, wird hoffentlich in unserm Vaterlande eine acinae Zahl seyn; und wenn von einem Volksstücke die Rede ist, so muß man den Geschmack der Hefleute bey Seite setzen. Der beste Gesang für unsre Nation ist unstreitig ein Bardit, der sie zur Vertheidigung ihres Vaterlandes in die Schlacht singt; der beste Tanz, der sie auf die Batterie führt; und das beste Schauspiel, was ihnen hohen Muth giebt: nicht aber, was dem schwachen Ausschusse des Menschengeschlechts seine leeren Stunden vertreibt, oder das Herz einer Hofdame schmelzen macht. Jenes ist gewiß der Vortheil, den der König von allen schönen Wissenschaften fordert, und welchen Sulzer als den einzigen und würdigsten von ihnen betrachtete; es ist der Vortheil, den Gleim in den Liedern des Preußischen Grenadiers so glücklich erreichte; und ich glaube, daß es der einzige wahre sey, den man für ein Volk, wie das Deutsche ist, suchen müsse. Der entnervende Gesang, der wollüstige Tanz, und die entzückenden oder bezaubernden Vorstellungen mögen Völkern gefallen, denen sie besser als uns dienen und bekommen; in denen aber auch der König nicht die Hörte, nicht die Dauer und nicht das Herz seiner Grenadiere finden wird. Hier kann ich es auf den Ausspruch seines eignen Ministers des Herrn von Herzberg ankommen lassen.

Die wahre Ursache, warum Deutschland nach den Zeiten der Minnesinger wieder versunken, oder so lange in der Kultur seiner Sprache und der schönen Wissenschaften überhaupt zurückgeblieben ist, scheinet mir hauptsächlich darin zu liegen, daß wir immer von lateinisch gelehrten Männern erzogen sind, die unsre einheimischen Früchte verachteten, und lieber Italiänische oder Französische von mittelmäßiger Güte ziehen, als

Deutsche

Deutsche Art und Kunst zur Vollkommenheit bringen wollten; ohne zu bedenken, daß wir auf diese Weise nichts hervorbringen könnten, was jenen gefallen und uns Ehre bringen würde.

Sie zogen Zwergbäume und Spalierbäume und allerley schöne Krüppel, die wir mit Strohmatten wider den Frost bedecken, mit Mauren an die Sonne zwingen, oder mit kostbaren Treibhäusern beym Leben erhalten mußten. Und einige unter uns waren thöricht genug zu glauben, daß wir diese unsre halbreifen Früchte den Fremden, bey denen sie ursprünglich zu Hause sind, als Seltenheiten zuschicken könnten: sie waren stolz genug zu denken, daß die Italiäner mit uns in unsern feuchter Luft gebaueten Grotten schaudern würden; sie die Geßners Schäferhütte allen unsern Kostbarkeiten von dieser Art vorziehen.

Schön und groß aber können unsre Produkte werden, wenn wir auf den Gründen fortbauen, welche Klopstock, Göthe, Bürger, und andere Neuere gelegt haben. Alle können zwar noch in der Wahl der Früchte, welche sie zu bauen versucht, gefehlt, und das gewählte nicht zur höchsten Vollkommenheit gebracht haben. Aber ihr Zweck ist die Veredlung einheimischer Produkte; und dieser verdient den dankbarsten Beyfall der Nation, so wie er ihn auch würklich erhielt, ehe diese in ihrem herzlichen Genusse von den alten verwöhnten Liebhabern der auswärtigen Schönheiten gestöret, und durch den Ton der Herrn und Damen die eine Pariser Pastete dem besten Stücke Rindfleisch vorziehen, stutzig gemacht wurden.

Göthens Absicht in seinem Götz von Berlichingen war gewiß, uns eine Sammlung von Gemälden

aus

aus dem National-Leben unsrer Vorfahren zu geben, und uns zu zeigen was wir hätten und was wir konnten, wenn wir einmal der artigen Kammerjungfern und der witzigen Bedienten auf der französisch-deutschen Bühne müde wären, und wie billig Veränderung suchten. Leicht hätte er dieser seiner Sammlung mit Hülfe einer nun fast zum Ekel gebrauchten Liebesgeschichte das Verdienst der drey Einheiten geben, und sie in eine Handlung flechten können, die sich angefangen, verwickelt und aufgelöset hätte, wenn er aus dem einen Stücke drey gemacht, und diejenigen Gemälde zusammen geordnet hätte, welche sich zu jeder Handlung schicken und sich mit Zeit und Ort vertrugen. Allein er wollte jetzt einzelne Partieen mahlen, und diese stehen zusammen wie die Gemälde vieler groſsen Landschaftsmaler, ohne daß die Gallerie, worin sie sich befinden, gerade eine Epopée ist.

Darneben sollten diese Partieen wahre einheimische Volksstücke seyn: er wählte dazu ritterliche, ländliche und bürgerliche Handlungen einer Zeit, worin die Nation noch Original war, und der alte Ritter den jungen, wie der alte Kanzler den jungen Kanzler ohne fremde gelehrte Hülfe erzogen hatte. Und da ihm gewiß niemand vorwerfen kann, daß er unrichtig gezeichnet, das Colorit vernachläſsiget, oder wider das Costume gefehlet habe: so behandelt man ihn wider seine Absicht, wenn man ihn darum verdammt, daß er nicht bloß für den Hof gearbeitet, und kein Epopée, oder kein reguläres Ganze geliefert hat. Die Wahl seiner Partieen würde auch immer gut geblieben seyn, wenn es einige seiner Nachfolger, die alle sieben Theater von Neapel, welche für sieben unterschiedne Klassen der Nation eröfnet werden, in ein einziges zusammen ziehen, und Hofleute und Lazzaroni mit einer-

ley

ley Kost vergnügen wollten, nicht gar zu bunt gemacht hätten. Hieran aber ist Göthe unschuldig, ob er gleich noch vieles gegen diejenigen zu sagen haben mögte, die aus einem übertriebenen Ekel gar nichts nacktes leiden, und die schönste Venus nicht anders als unter der Decke wissen wollen.

Jedoch ich will den Tadel des Königs, so weit er uns allgemein trift, einmal als richtig annehmen, und ihn also ausdrücken: daß wir Deutsche in der Wahl der Partieen, die wir dem Auge oder dem Ohre dargestellet haben, zu wenig Geschmack bewiesen, und auch diese so wunderlich und abenteuerlich zusammen gestellet haben, wie es Shakespeare, nach dem Urtheile des Herrn von Voltaire, gethan haben soll; ich will einmal zugeben, daß wir noch kein einziges Stück haben, was mit den Meisterstücken eines Corneille oder Voltaire, die nicht leicht jemand höher schätzen kann als ich sie selbst schätze, verglichen werden könnte; — so kömmt es doch noch immer auf die Frage an, ob wir auf unserm Wege, oder auf demjenigen welchen andre Nationen erwählet haben, fortgehen dürfen, um das Ziel der Vollkommenheit zu erreichen, was die Natur für uns bestimmt hat?

Der Weg welchen die Italiäner und Franzosen erwählt haben, ist dieser, daß sie zu sehr der Schönheit geopfert, sich davon hohe Ideale gemacht, und nun alles verworfen haben, was sich nicht sogleich dazu schicken wollte. Hierüber ist bey ihnen die dichterische Natur verarmt, und die Mannichfaltigkeit verloren gegangen. Der Deutsche hingegen hat, wie der Engländer, die Mannichfaltigkeit der höchsten Schönheit vorgezogen und lieber ein plattes Gesicht mit unter als lauter Habichtsnasen malen wollen.

Man ſieht die Verſchiedenheit der Wege, worauf dieſe Nationen zum Tempel des Geſchmacks gegangen ſind, nicht deutlicher, als wenn man den Tod Cäſars, ſo wie ihn Shakeſpeare und Voltaire uns gegeben haben, neben einander ſtellet; Voltaire ſagt es ausdrücklich, und man ſieht es auch leicht, daß er ihn durchaus dem Engländer abgeborget, und nur dasjenige weggelaſſen habe, was ſich mit den Regeln eines guten Trauerſpiels und der franzöſiſchen Bühne nicht vereinigen ließe. Hier ſieht man beym Shakeſpeare ein aufgebrachtes Volk, bey dem alle Muskeln in Bewegung ſind, dem die Lippen zittern, die Backen ſchwellen, die Augen funkeln und die Lungen ſchäumen; ein bittres, böſes, wildes und wütendes Volk, und einen hämiſchen Kerl mit unter, welcher dem armen Cinna, der ihm zuruft, er ſey nicht Cinna der Mörder Cäſars, ſondern Cinna der Dichter, ſeiner elenden Verſe halber das Herz aus dem Leibe reiſſen will — und dieſe Löwen, Tyger und Affen führt Antonius mit der Macht ſeiner Beredſamkeit gerade gegen die Mörder Cäſars, zu deren Unterſtützung ſie ſich verſammelt hatten. Was thut nun Voltaire? Er wiſcht alle dieſe ſtarken Züge aus, und giebt uns ein glattes ſchönes glänzendes Bild, was in dieſer Kunſt nicht ſeines gleichen hat, aber nun gerade von allem dem nichts iſt, was es ſeyn ſollte.

Wollen Sie die Sache noch deutlicher haben: ſo vergleichen Sie, mein Freund! einen Engliſchen und Franzöſiſchen Garten. In jenem finden ſie, eben wie in Shakeſpeare's Stücken, Tempel, Grotten, Klauſen, Dickichte, Rieſenſteine, Grabhügel, Ruinen, Felſenhöhlen, Wälder, Wieſen, Weiden, Dorfſchaften, und unendliche Mannichfaltigkeiten, wie in Gottes Schöpfung durch einander vermiſcht, in dieſem hingegen

ſchöne

ſchöne gerade Gänge, beſchorne Hecken, herrliche ſchöne Obſtbäume paarweiſe geordnet oder künſtlich gebogen, Blumenbeete wie Blumen geſtaltet, Luſthäuſer im feinſten Geſchmack — und das alles ſo regelmäßig geordnet, daß man beym Auf- und Niedergehen ſogleich alle Eintheilungen mit wenigen Linien abzeichnen kann, und mit jedem Schritte auf die Einheit ſtößt, welche dieſe wenigen Schönheiten zu einem Ganzen vereiniget. Der Engliſche Gärtner will lieber zur Wildniß übergehn, als mit dem Franzoſen in Berceaux und Charmillen eingeſchloſſen ſeyn. Faſt eben ſo verhalten ſich die Italiäner und Deutſche, außer daß jene ſich in ihrer Art den Franzoſen und dieſe den Engländern, ihren alten Brüdern, nähern und mehr Ordnung in die Sachen bringen.

Welcher von dieſen beiden Wegen ſollte nun aber wohl der beſte ſeyn: der Weg zur Einförmigkeit und Armuth in der Kunſt, welchen uns der Conventionswohlſtand, der verfeinerte Geſchmack und der ſogenannte gute Ton zeigen; oder der Weg zur Mannichfaltigkeit, den uns der allmächtige Schöpfer eröfnet? Ich denke immer: der letztere, ob er gleich zur Verwilderung führen kann. Denn es bleibt doch wohl eine unſtreitige Wahrheit, daß tauſend Mannichfaltigkeiten zur Einheit geſtimmt, mehr Wirkung thun als eine Einheit worin nur fünfe verſammlet ſind; und daß ein zweychöriges Heilig von Bach etwas ganz anders ſey, als die ſchönſte Arie, dieſe mag noch ſo lieblich klingen.

Selbſt die Macht womit der Geſchmack an den engliſchen Gärten jetzt ganz Europa überwältiget, kann uns lehren, daß der Weg zur Mannichfaltigkeit der wahre Weg zur Größe ſey, und daß wenn wir nicht ewig in dem Ton der Galanterie, welcher zu Zeiten Ludewigs

XIV herrschte, bleiben wollen, wir nothwendig einmal zur mannichfaltigen Natur wieder zurückkehren, aus dieser von neuem schöpfen, und eine gröſsere Menge von Naturalien als bisher, zu vereinigen suchen müſsen; oder unsre Stücke werden zuletzt so fein und niedlich werden, wie eine Erzählung von Marmontel, in der man mit einem Blicke den Faden sehen kann wodurch sie zusammengehalten wird. Die Franzosen, welche vor einiger Zeit Shakespeares Werke in ihre Sprache übertrugen, fühlten den Fehler lebhaft, und wollten lieber von ihren Mitbuhlern borgen, als ewig Schüler ihrer tyrannischen Meister bleiben, die um den Ruhm ihrer Werke zu verewigen, alle ihre Nachkommen in der Kunst zu entmannen suchen.

Unser bisheriger geringer Fortgang auf diesem Wege darf uns aber nicht abhalten ihn zu verfolgen. Vielweniger dürfen wir den andern nehmen, wo die verwöhnten Liebhaber alle andern schönen Bäume ausgerottet haben, um lauter Pfirsiche zu essen. Was bey diesen Uebermuth und hoher Geist ist, würde bey uns Leichtsinnigkeit, oder Schwachheit, oder Sprödigkeit einer Häſslichen seyn. Ist es gleich schwerer unter einer groſsen Menge zu wählen, und gewählte unzählbare Sachen zu einem groſsen Zwecke zu vereinigen, als einen einförmigen Kranz von Rosenknospen zu binden: so ist auch die Würkung davon so viel gröſser, wenn die Wahl und Zusammenstellung wohl gerathen ist; und was Montesquieu und Winkelmann, zwey Männer die ich gern zusammen setze, weil sie mir einerley Gröſse und einerley Fehler gehabt zu haben scheinen, aus unzählbaren Bruchstücken von ganz verschiedener Art und Zeit zusammen gesetzt haben, wird immer ein Werk bleiben, welches der Heyne eines jeden Jahrhunderts seiner Aufmerksamkeit und Verbesserung werth achten wird.

Und

Und wo iſt die Einheit, die der König und die Natur von jedem Kunſtwerke erfordern, glücklicher und unter einer gröſsern Menge von Mannichfaltigkeiten beachtet, als eben in dieſen Werken? Die Menge und Verſchiedenheit der Gegenſtände, welche in einem Kunſtwerke zuſammen geſtellet werden, iſt alſo gewiſs kein Hinderniſs ihrer Schönheit, ob dieſes gleich nicht von jedem Künſtler überwunden werden kann; und es iſt allezeit glaublich, daſs es für die Stücke, welche in Shakeſpeares Manier gearbeitet werden, einen ſehr hohen Vereinigungspunkt gebe, wenn wir gleich jetzt noch nicht hoch genug geſtiegen ſind, um ihn mit unſern ſterblichen Augen zu erreichen. Die ganze Schöpfung iſt gewiſs zur Einheit geſtimmt, und doch ſcheinet ſie uns hie und da ſehr wild, und noch wilder als ein engliſcher Garten zu ſeyn. Aber freylich was wir als Eins bewundern ſollen, muſs auch als Eins in unſern Geſichtskreis geſtellet werden: und ſo dürfen wir den Vereinigungspunkt der Kunſtwerke nicht ſo hoch legen, wie ihn der Schöpfer gelegt hat; oder wir ſchaffen nur Wildniſſe. Indeſs liegt doch die Einheit, da wo ein Gothiſcher Thurm mit prächtigen Römiſchen Gebäuden, oder wo, wie im Wilhelmsbade bey Hanau, die Fürſtliche Wohnung unter Ruinen, mit ſchönen Gebäuden und Partieen glücklich zuſammen ſtimmet, höher, als wo bloſs eine Reihe ſchöner Häuſer und wenn es auch in der Hauptſtadt wäre, eine gerade lange Gaſſe ausmacht. Der Weiſsenſtein bey Caſſel iſt nach kühnern Regeln angelegt, als eine Römiſche Villa.

Auſserdem aber hat das Nachahmen fremder Nationen leicht den innerlichen Fehler aller Kopieen, die man um deswillen geringer als ihre Originale ſchätzt, weil der Kopiſt natürlicher Weiſe immer mehr oder weni-

ger ausdrückt als der rechte Meister empfunden hat; es macht uns unwahr: und nichts schadet dem Fortgange der schönen Künste mehr als diese Unwahrheit, welche Quinctilian die Unredlichkeit nennet.

Wie sehr diese Unwahrheit schade, können wir nicht deutlicher als an unsern geistlichen Rednern sehen, die indem sie göttliche Wahrheiten vortragen, dennoch nicht den Eindruck machen, welchen man davon erwarten könnte. Von diesen fordern wir gleich, so wie sie auftreten, eine heiligere Miene, einen feyerlichern Anstand, einen ernsthaftern Ton, und eine gröſsere Salbung als ihnen die Natur in ihren ersten Jahren geben kann. Nun müssen sie dieser Miene, diesem Anstande und diesem Tone gemäſs reden; sie müssen ihren Ausdruck höher als ihre Empfindungen spannen, sie müssen ihren Werken mehrere Tugend leihen als sie haben, um sie zu ihrem Vortrage zu stimmen — und dieses macht viele unter ihnen ihr ganzes Leben hindurch zu unwahren Rednern, die nie dasjenige würken, was ein Claudius, der nichts ausdrücket als was er empfindet, und gerade in dieser aufrichtigen Uebereinstimmung sein ganzes Verdienst setzt, unter uns würket. Andre unter ihnen haben sich daher der groſsen Beredtsamkeit, worin das Herz des heiligen Paulus entbrannte, ganz enthalten, und dafür Gründlichkeit mit Simplicität verbunden. Ich glaube auch immer, daſs wir Deutschen hierbey weniger wagen, als wenn wir mit den Flechiers und Maſſillons die Harfe Davids ergreifen, ohne den Geist zu haben.

Wieland, den Deutschland jetzt als den Meister in der Kunst, die Schleichwege des menschlichen Herzens zu entblöſsen, und den wahren Gang unsrer Leidenschaf-

ten

ten auf eine lehrreiche und angenehme Art vorzuhalten, bewundert, schien mir in seinen ersten Versuchen ein unwahrer Dichter: seine Rede glühete mehr und sein Colorit war weit lebhafter als seine Empfindung; oder diese war, wie es der Jugend gewöhnlich ist, nicht hinlänglich genährt und gesättiget. Daher lieset man seine ersten Gedichte nicht mehr so gern wie seine spätern. Allein mit den Jahren wie mit dem Genusse ward seine Empfindung mächtig; nun ward ihm die Sprache oft zu enge, die volle Empfindung quoll über den Ausdruck, und man sah in seinen spätern Werken immer mehr Schönheit, als ihm die Sprache zu zeigen verstattete.

Wahrscheinlich ist es auch nicht, daß wir uns so ganz in die Empfindung unsrer Nachbaren versetzen werden. So wie diese andre Bedürfnisse haben, so ist ihnen auch dieses und jenes weit angelegener als uns. Die Spanierinn höret eine Serenade mit einer ganz andern Entzückung, als eine Deutsche; die Schönheit des Sonnets, welches der Italiäner als das wahre Ebenmaaß einer Grazie mit Recht bewundert, ist in Deutschland nie gehörig empfunden, und das Meisterstück von Filicaja würde den mehrsten unter uns unbekannt geblieben seyn, wenn es ihnen Richardson nicht gezeigt hätte. Die französische Bühne steht mit der National-Erziehung in dem richtigsten Verhältnisse; und, indem der Deutsche schreiben muß um Professor zu werden, geht der Engländer zur See um Erfahrungen zu sammeln. Ohne nun in den nehmlichen Verhältnissen zu stehen und die Bedürfnisse zu fühlen, welche die Spanierinn lauschen macht, und den Sinn des Italiäners fürs Ebenmaaß in Bewegung setzt, werden wir nie wie sie empfinden; und so können auch ihre Ausdrücke und Tropen bey uns nie den Grad der Wahrheit erhalten,

den sie in ihrem wahren Vaterlande haben. Selbst ein Mensch kann sich nicht des andern Worte so zueignen, daß sie in seinem Munde die Wahrheit haben, womit der andre sie vorbringt. Wie Ihr König ehedem bey einer Menge trauriger Nachrichten sagte: Que cela fait perdre courage! und mit Wärme hinzusetzte: il faut que nous redoublions maintenant nos efforts *); so ist niemand im Stande ihm dieses mit dem Grade der Wahrheit und der Empfindung nachzusprechen, womit er es selbst hervorgebracht hat. Der schöne Uebergang des Abbe' Coyer **), womit er die Erzählung dessen was an dem Tage nach dem Entsatze von Wien vorgefallen ist, anfängt: Le lendemain d'une victoire est encore un beau jour, wird nicht leicht irgendwo wahrer als auf dieser Stelle seyn, wo die rettenden Fürsten in hoher Freude den Dank der Geretteten annehmen, erhaltene Freunde einander am Halse hangen, und jedermann in Erkenntlichkeits- und Freudenthränen zerfließt.

Meiner Meinung nach, müssen wir also durchaus mehr aus uns selbst und aus unserm Boden ziehen, als wir bisher gethan haben, und die Kunst unsrer Nachbaren höchstens nur in so weit nutzen, als sie zur Verbesserung unsrer eigenthümlichen Güter und ihrer Kultur dienet. Wir müssen es wie Rousseau machen, der alle Regeln und Gesetze seiner Zeit um sich herum stehen oder fallen ließ, um aus sich selbst zu schöpfen und seine Empfindungen allein auszudrücken; oder wie Klopstock, der nicht erst den Milton las, um seinen Messias zu bilden.

Zwar

*) Lettre du Roy au Prince de Prusse au camp de Leipa.

**) Vie de Sobieski, T. II.

Zwar können wir auf dieſe Weiſe leicht auf Irrwege gerathen. Denn indem wir tief in uns zurückgehen, und was wir alſo empfinden, ausdrücken; verlaſſen wir einen Pfad, welchen auch ſchon Meiſter vor uns geebnet haben, und gerathen leicht auf Verhältniſſe, die wir hernach mit der Rechnung nicht bezwingen können; oder wir folgen, wie Göthe in Werthers Leiden, bloß der erhöheten Empfindung, und opfern die logiſche Wahrheit der äſthetiſchen auf. Allein wir bringen doch damit eigne edle Erze zu Tage, und es werden ſich dann auch Philoſophen unter uns finden, welche ſie prüfen, läutern und zu groſſen Werken verarbeiten werden.

Ich will jedoch hiemit gar nicht ſagen, daß wir uns nicht auch fremdes Gut zu Nutze machen ſollen. Wir müßten unſern Hagedorn, der mit ſo vielem Fleiße als Erfolge nach den gröſten Meiſtern unſrer Nachbaren ſtudiret und ihre ſchönſten Früchte bey uns einheimiſch gemacht, und veredelt hat, nicht lieben; wir müßten undankbar gegen Gleim, Ramler und die Karſchin ſeyn, welche deutſches Gut mit römiſcher Kunſt bearbeitet, und unſerer Sprache neue Kraft verſchaffet haben; wir müßten unſern geliebten Gellert, der in ſeiner ſchönen und kunſtvollen Nachläßigkeit ſeine Meiſter übertroffen hat, vergeſſen haben, wenn wir dieſes thun wollten. Mein Wunſch iſt nur, daß wir uns von dem Könige nicht ſo einzig an die groſſen Ausländer verweiſen laſſen, und unſern Götzen von Berlichingen ſogleich mit Verachtung begegnen ſollen. Auch die Klinger, die Lenze und die Wagner zeigten in einzelnen Theilen eine Stärke wie Herkules, ob ſie ſich gleich auch wie dieſer zuerſt mit einer ſchmutzigen Arbeit beſchäftigten, und vielleicht zu früh für deutſche Kunſt und ihren Ruhm verſtarben. Und es bedürfte nur noch

eines Leſſings, um den deutſchen Produkten diejenige Vollkommenheit zu geben, die ſie erreichen, und womit ſie der Nation gefallen können.

Nun noch ein Wort von unſrer Sprache, die der König der franzöſiſchen ſo ſehr nachſetzt, und ihr bald Armuth bald Uebellaut vorrückt. Sie iſt, ſo ſehr ſie ſich auch ſeit Gottſcheds Zeiten bereichert hat, ich geſtehe es, in manchem Betracht noch immer arm; aber das iſt der Fehler aller Buchſprachen, und am mehrſten der franzöſiſchen, die wiederum ſo ſehr gereiniget, verfeinert und verſchönert iſt, daß man kaum ein mächtiges, rohes oder ſchnurriges Bild darin ausdrücken kann, ohne wider ihren Wohlſtand zu ſündigen. Die engliſche Sprache iſt die einzige, die wie die Nation nichts ſcheuet, ſondern alles angreifet, und gewiß nicht aus einer gar zu ſtrengen Keuſchheit ſchwindſüchtig geworden iſt; ſie iſt aber auch die einzige Volksſprache, welche in Europa geſchrieben wird, und ein auf den Thron erhobener Provinzialdialekt, der auf ſeinem eignen fetten Boden ſteht, nicht aber, wie unſre Buchſprachen, auf der Tenne dörret. Alle andre Buchſprachen ſind bloße Conventionsſprachen des Hofes oder der Gelehrten, und das Deutſche was wir ſchreiben, iſt ſo wenig der Meißner als der Franken Volksſprache, ſondern eine Auswahl von Ausdrücken, ſo viel wir davon zum Vortrage der Wahrheiten in Büchern nöthig gehabt haben; ſo wie neue Wahrheiten darin zum Vortrag gekommen ſind, hat ſie ſich erweitert, und ihre große Erweiterung ſeit Gottſcheds Zeiten iſt ein ſicherer Beweis, daß mehrere Wahrheiten in den gelehrten Umlauf gekommen ſind.

Unſtreitig hat die franzöſiſche Buchſprache frühere Reichthümer gehabt als die unſrige. So wie dieſe Nationen

tion früher üppig geworden iſt als die unſrige, ſo hat ſie ſich auch früher mit feinern Empfindungen und Unterſuchungen abgegeben. Wie der Deutſche noch einen ſtarken tapfern und brauchbaren Kerl für tüchtig, oder nach unſerer Buchſprache, für tugendhaft hielt, und deſſen Herz nicht weiter unterſuchte, als es ſeine eigne Sicherheit erforderte; fing Montaigne ſchon an, über den innern Gehalt der Tugenden ſeines Nächſten zu grübeln, und dieſe um ſo viel geringer zu würdigen, als Eitelkeit und Stolz zur feinen Mark genommen waren. Dieſes iſt der natürliche Gang der Ueppigkeit der Seele, die ihre Muſe zu ſanftern und feinern Empfindungen verwendet, und damit auch zu feinern Maaßen und Ausdrücken gelangt, als der rohe Wohlſtand, der alles mit Geſundheit verzehret, und die feinern Künſte des Kochs glücklich entbehret.

Indeß möchte ich doch nicht ſagen, daß wir jetzt noch ſo ſehr weit zurück wären, wenn wir gleich alle Nuancen des Ridicülen nicht ausdrücken, und für jede verſchiedene Miſchung der menſchlichen Tugenden und Laſter nicht alle die eigentlichen Zeichen haben, deren ſich die Franzoſen, von Montaigne bis St. Evremond, und von dieſem bis zum Marmontel, (aus einem unglücklichen Bedürfniß würde Rouſſeau hinzuſetzen) bedienet haben. Keine Sprache hat ſich vielleicht ſo ſehr zu ihrem Vortheile verändert als die unſrige; nichts war armſeliger als unſre komiſche Sprache: außer dem Hanswurſt war keiner auf der Bühne, der einen komiſchen Ton hatte, und das Volk liebte dieſen, weil es von ihm wahre Volksſprache hörte; alle andre redeten in der Buchſprache, der unbequemſten zum Sprechen unter allen, oder ihre Rolle geſtattete ihnen nicht, ſich der Volksſprache zu bedienen. Leſſing war der erſte, der Pro-

vin-

vinzialwendungen und Wörter, wo es die Bedürfniſſe erforderten, auf die glücklichſte Art nationaliſirte; ihm ſind die Wiener gefolgt, und ſeitdem uns Göthe in der Sprache auf dasjenige, was Cicero *) romanos veteres ac urbanos ſales und veteris leporis veſtigia nennet, zurückgeführet hat, damit wir nicht zuletzt lauter Buchſprache reden mögten, hat jedermann unſern ehmaligen Mangel empfunden; und ihm jetzt mit hellem Haufen zu begegnen geſucht, ſo daß wir nunmehr wohl hoffen dürfen, bald eine Sprache zu haben, worin alle Muthwilligkeiten und Aeffereyen, deren ſich der Menſch zum Ausdruck ſeiner Empfindungen und Leidenſchaften bedient, dargeſtellet werden können. Doch ich will darauf nicht wetten, daß nicht viele, denen es ſchwer fällt in deutſcher Luft zu athmen, die Franzöſiſche der Deutſchen immer vorziehen werden.

Eine Dichterſprache hatten wir faſt gar nicht, und wir würden auch nie eine erhalten haben, wenn Gottſched die tapferen Schweizer, die ſich ſeiner Reinigung widerſetzten, beſieget hätte. Haller ward unſer erſter Dichter; und wie Klopſtock kam, begriffen wir erſt völlig, was die Engländer damit ſagen wollen, wenn ſie den Franzoſen vorwerfen daß ſie nur eine Sprache zum Verſemachen nicht aber für die Dichtkunſt hätten. Auch wir hatten vor Hallern nur Verſemacher, und vor Gleimen keinen Liebesdichter. Wie ſehr und wie geſchwind hat ſich aber nicht unſre Dichterſprache mit ihren erſten Meiſtern gebeſſert? und welche Dichtungsart iſt übrig geblieben, wozu ſie ſich nicht auf eine anſtändige Art bequemet hat?

In

*) Ep. fam. L. IX, Ep. 15.

In der Kunſtſprache haben wir, ſeitdem Winkelmann, Wieland, Lavater und Sulzer geſchrieben haben, uns nicht allein alles eigen gemacht was die Ausländer eignes hatten, ſondern auch vieles auf unſerm Boden gezogen. Und die Verfaſſer verſchiedener empfindſamen Romane haben in einzelnen Partieen gezeigt, daß unſre Sprache auch zum wahren Rührenden geſchickt ſey, und beſonders das ſtille Große ſowohl, als das volle Sanfte auf das mächtigſte darſtellen könne. Wie ſtark, wie rührend, wie edel iſt nicht die Sprache Woldemars*)? Was fehlt dem gedämpften Ausdruck der Empfindung in der Nacht beym Gewitter, welche uns die Klostergeſchichte**) fühlen läßt? Und wie vieles haben nicht andre, die ich hier nicht alle nennen kann, in dieſer Art geleiſtet, wenn man bloß die Sprache betrachtet, und von der Erfindung wie von dem Zwecke wegſieht? Unſre Rednerſprache hat zwar keine große Muſter geliefert, weil es ihnen an großen Gelegenheiten gefehlt hat; aber ſie iſt hinlänglich vorbereitet, und wird keinen empfindenden und denkenden Mann leicht im Stiche laſſen. Die philoſophiſche Sprache iſt ſeitdem ſie aus Leibnitzens und Wolfens Händen kam, unendlich empfänglicher und fähiger geworden alles zu beſtimmen und deutlich zu ordnen; und unſer hiſtoriſcher Stil hat ſich in dem Verhältniß gebeſſert als ſich der Preußiſche Name ausgezeichnet, und uns unſre eigne Geſchichte wichtiger und werther gemacht hat. Wenn wir erſt mehr Nationalintereſſe erhalten, werden wir die Begebenheiten auch mächtiger empfinden und fruchtbarer ausdrücken. Bis dahin aber wird die Be-

*) Von Fr. Jacobi.

**) Von Spickmann.

Geschichte, nach dem Wunsche Millers, höchstens ein Urkundenbuch zur Sittenlehre, und ihre Sprache natürlicher Weise erbaulicher oder gelehrter Vortrag bleiben, der uns unterrichtet aber nicht umsonst begeistert; in so fern wir nicht auch, nachdem wir wie die Franzosen alle Arten von Romanen erschöpfet haben werden, die ernsthafte Muse der Geschichte zur Dienerinn unsrer Ueppigkeit erniedrigen wollen.

Alle diese glücklichen Veränderungen sind aber während der Regierung des Königs vorgefallen, wie er schon seinen Vorgeschmack nach den bessern Mustern andrer Nationen gebildet hatte, und in unsrer Sprache vielleicht nur Memorialien und Dekrete zu lesen bekam. Er hatte nachher Voltaire um sich, einen Mann der durch die Größheit seiner Empfindungen und seiner Manier, alles um sich herum und seine eigenen Fehler verdunkelte; er liebte Algarotti, den feinsten und nettesten Denker seiner Zeit; er zog die wenigen grosen Leute, welche Frankreich hatte, an sich; und unter den deutschen Gelehrten fand sich noch kein Dalberg, kein Fürstenberg, der auf die Ehre, welche er dem ausländischen Verdienste gab, Anspruch machen konnte. Hiezu kömmt, daß seine Gedanken über die deutsche Litteratur und Sprache wahrscheinlich weit früher niedergeschrieben als gedruckt sind; und so ist es kein Wunder, wenn sie unsrer neuen Litteratur keine Gerechtigkeit haben wiederfahren lassen.

Und doch glaube ich nicht zu viel zu wagen, wenn ich behaupte daß der König selbst, da wo er sich als Deutscher zeigt, wo Kopf und Herz zu grosen Zwecken mächtig und dauerhaft arbeiten, größer ist, als wo er mit den Ausländern um den Preis in ihren Künsten wett-

eifert.

eifert. In seiner Instruction pour les généraux ist er mir wenigstens mehr als Cäsar, durch den Geist und die Ordnung womit er viele verwickelte Fälle auf wenige einfache Regeln zurückbringt; in seinen vertrauten Briefen, die er bey schweren Vorfällen geschrieben hat, finde ich deutsche Kraft und Dauer; in seiner Abhandlung über die Vaterlandsliebe, den systematischen Geist der Deutschen; und in seinen Gedanken über unsre Litteratur, ein edles deutsches Herz, das nicht spotten, sondern würklich nützen und bessern will. Da hingegen, wo es auf Verzierungen ankömmt, sehe ich in seinen Schriften oft die Manier des fremden Meisters: und es geht mir als einem Deutschen nahe, ihn, der in allem übrigen ihr Meister ist, und auch in deutscher Art und Kunst unser aller Meister seyn könnte, hinter Voltairen zu erblicken.

Schliesslich muß ich Ihnen, liebster Freund, noch sagen, wie es mir an vielen von unsern Deutschen nicht gefalle, daß sie den Ausländern zu wenig Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Ich denke in diesem Stücke, wie Pinto*): „alle Nationen können handeln und reich „werden, ohne daß sie nöthig haben sich einander zu „schaden;" und alle Nationen können in der Art ihrer Litteratur groß werden, ohne daß sie ihre Mitminner**) zu verachten brauchen.

*) Traité de la Circulation.

**) Medeminnaers, sagt der Holländer für Rivaux,

Schrei-

Der
Cölibat der Geiſtlichkeit,
von ſeiner politiſchen Seite betrachtet. *)

Edler Herr und Freund!

D, mein edler Freund! Rom hat zu allen Zeiten kluge Leute gehabt; und es ſteckt in ſeinem geiſtlichen Rechte etwas mehr, als viele darin ſehen. Der Cölibat ſeiner Geiſtlichkeit hat, meiner Meinung nach, viel mehr hinter ſich, als die Reinigkeit und Heiligkeit ihres Standes; und der Papſt kann ihr weit eher den Konkubinat als die Ehe verſtatten. Mit einem Worte, wenn die Geiſtlichen verehliget ſeyn dürfen: ſo kann auch der Papſt, ſo können auch die Biſchöfe ſich verehligen; und was könnte denn den Kaiſer hindern die dreyfache Krone mit der einfachen zu vereinigen, oder die weltlichen Fürſten abhalten den Fürſtenhut über die biſchöfliche Mütze zu ſetzen?

Sie wiſſen es, ohne daß ich es Ihnen beweiſen darf, wie ſehr die weltlichen Fürſten der geiſtlichen, und die geiſtlichen der weltlichen Macht, zu allen Zeiten

auf

*) Zuerſt gedruckt „Osnabrück und Leipzig, bey J. M. Schmidt, 1783," auf 24 Seiten in klein 8, mit der Unterſchrift: „den 17 Oktob. 1782;" und daraus abgedruckt in Schlözer's Staatsanzeigen, Bd. 4. Heft 8, S. 401 ff. M.

und in allen Reichen nachgetrachtet haben. Melchiſedek war ſchon König und Prieſter zugleich; eben ſo

Rex Anxur, rex idem hominum Phoebique sacerdos;

und Auguſt wurde bald Pontifex maximus. Auch Aaron ſcheuete ſich nicht ſeinem Bruder Moſes die Feldherrſchaft zu rauben, und die Oriflame eines Hirtenvolks, ich meyne das güldene Kalb, zum Zeichen ſeiner neuen Hoheit, für ſich aufſtellen zu laſſen. Es half den Iſraeliten nichts, daß ſie ſo oft das Richteramt von dem Prieſterthume trenneten: immer kam ein überwiegender Umſtand, oder ein Saul, der beides vereiniate, und den Prieſter nöthigte ihn zu ſalben; immer haben große Staaten zu geſchwinderer Wirkſamkeit ihrer Maſſe, einen Monarchen erfordert, und das Glück: in der Trennung beider Mächte ein Mittel gegen den Deſpotiſmus zu erhalten, verfehlt; zufrieden, in dem großmüthigen Vereiniger von beiden eine mächtige Stütze gegen eine ſchmarotzende Mittelmacht, einen Joſeph oder einen Friederich zu finden.

Aber durch den Cölibat der Geiſtlichen in der Römiſchen Kirche, wird dieſe Trennung natürlicher Weiſe, ſo viel es Menſchen möglich iſt, befeſtiget. So lange derſelbe beſtehet, kann ein weltlicher Fürſt nie zu dem Biſchofthume in ſeinem Lande gelangen; auch ſelbſt in dem Falle der Noth ohne beſondre Erlaubniß nicht; und doch, bedenken Sie die Feinheit! ein Biſchof immer die ganze weltliche Landeshoheit beſitzen.

Nach dem Plane Gregors VII, ſollte alle weltliche Macht nur von der Kirche zu Lehn gehen. Der Kaiſer ſollte des Papſtes Vaſall, und die Herzoge und Grafen ſollten Vaſallen der Erzbiſchöfe und Biſchöfe werden, jedoch ihre Lehne nicht erblich beſitzen. Allein,

nach der Wendung welche die Sachen nachher genommen haben, empfängt der Bischof die Lehne selbst, und hält einen Diener unter dem Namen von General oder Obersten darauf, der des Reiches und des Landes Beste besorget. Dem Papste stehet nichts im Wege die Kaiserkrone anzunehmen, wenn sie ihm geboten würde; und das alles, weil die Bischöfe und der Papst nicht in einem reinen Ehebette leben: wo hingegen die weltlichen Fürsten nicht einmal ein Monokel, viel weniger eine Abtey, womit doch Karl der Große noch manchen tapfern Kriegsmann belohnte, besitzen können.

Sie sehen hieraus, daß der Cölibat in der römischen Kirche eine weit höhere Absicht habe, als den Himmel durch Enthaltsamkeit zu verdienen; und ich übertreibe die Sachen nicht, wenn ich Ihnen sage, daß den Geistlichen der Konkubinat weit eher als die Ehe verstattet werden könne. Der Konkubinat war in der alten Kirche eine christliche Ehe ohne bürgerliche Würkung *); er war das Kontubernium der alten Römer, und die Ehe zur linken Hand der praktisch-denkenden Deutschen. Alle diese drey Arten von Verbindungen waren in Ansehung Gottes und der Kirche eben so heilig und beständig, als die wahre Ehe; aber die darin erzeugten Kinder hatten kein Bürgerrecht, sie erbten ihres Vaters Namen und Vermögen nicht, und der Sohn einer geistlichen Konkubine konnte sich nie einige Hoffnung auf seines Vaters Pfründe machen.

Noch jetzt leben unsre Eigenbehörigen, wenn man es genau betrachtet, in einer solchen christ-natürlichen Ehe.

*) Concubina erat uxor *legitima*, sed minus solenniter ducta. THOMASSIN. de vet. et nov. eccles. discipl. Pars II, lib. I, c. 8, n. 3.

Ehe, oder in contubernio: denn ihre Kinder ſind weder Bürger, noch Erben ihrer Eltern; noch jetzt leben diejenigen, welche pro vagis kopuliret ſind, in keiner bürgerlichen Ehe: ſie ſind Wildfänge, die nicht von ihren Kindern, ſondern von dem Landesfürſten beerbt werden, bis derſelbe ſie in ſeinen Staat aufnimmt, und ihnen das Recht der Bürgerſchaft mittheilt; ja, der Adel allein will nur Ehegemahlinnen und Witwen kennen, andere ſollen nur Hausfrauen und Relicten haben. Ich ſehe alſo nicht ein, warum man den Geiſtlichen nicht ein Gleiches, und, wenn etwa das Wort Konkubine anſtößig ſeyn ſollte, Hausfrauen erlauben ſollte, ſobald ihren Kindern nur alle Hoffnung den väterlichen Namen und Stand zu erben benommen iſt, und dieſe letztern ihre Abfindungen nur nicht als Lai nehmen dürfen, ſondern aus den Händen der Executoren empfangen müſſen. Im Grunde iſt es bloß der Name Konkubine, welcher den damit zuerſt verknüpften Begriff geſtürzt hat, und ſo wäre es auch ſo unbillig nicht, wenn der Name Hausfrau die Sache wieder herſtellete. Die Geiſtlichen leben ohnehin in einer Art von Knechtſchaft; und ſo wie dieſe urſprünglich daran Schuld geweſen ſeyn mag, daß man ihre kirchlich-gültigen Ehen von Seiten des Staats bloß als Konkubinate betrachtet hat ſo mag ſie auch jetzt dazu dienen, ihre Hausfrauen zu rechtfertigen.

Die Urſachen, welche den ehemaligen Konkubinat verkürzet haben, werden bey deutlicher Feſtſetzung des Namens und Begriffs einer Hausfrau, ihre widrige Würkung bald verlieren. Denn eigentlich war es der Stolz der Konkubinen, welche bürgerliche Rechte forderten, und über die Ehefrauen gehen wollten, der ihren Fall verurſachte, und die Kirche bewog den Konkubinat aufzuheben. In meinem Vaterlande hatte die Haus-

frau eines Domherrn, auf einer Hochzeit, den Rang über des Bürgermeiſters Ehefrau genommen: hierüber kam es zu einem Aufruhr, der vielen Menſchen das Leben gekoſtet hat; und ſo iſt es an mehrern Orten ergangen.

„Aber," werden Sie ſagen, „warum ſollen wir uns in den Fall einer gleichen Verwirrung ſetzen? Sollte eine biſchöfliche Hausfrau nicht immer noch wieder den Rang über die Ehefrau des erſten Bürgermeiſters nehmen, und ſollten ihre Söhne nicht immer noch die beſten Pfründen und Kommenden erhalten? Da der Unterſchied zwiſchen einer chriſt-natürlichen und chriſt-bürgerlichen Ehe in den Köpfen des Volks verſchwunden iſt; und wir ſelbſt, in dem Jahrhundert der Menſchenliebe, unſre Bürgerrechte mit der ganzen Menſchheit zu theilen gewohnt ſind: werden wir da eine Ehe, die im Himmel gültig iſt, auf Gottes Erden minder gültig ſeyn laſſen? Empfinden die proteſtantiſchen Länder einige Unbequemlichkeit davon, daß ihre Biſchöfe, Aebte, Superintendenten und Pfarrer in einer chriſt-adlichen oder chriſt-bürgerlichen Ehe leben; und kann man jemals hoffen, daß die Hausfrauen der Geiſtlichen, wenn ſie nicht zugleich Ehehausfrauen ſind, bey Ehren bleiben werden, wenn ſie jeder Ehehausfrau weichen, und ihre Kinder zwar chriſtlich-echt, aber nicht vollbürtig ſeyn ſollen? Wo ſoll hier die Legitimation anfangen und aufhören? und was ſoll ſie würken: Turnierfähigkeit oder bloß Zunftfähigkeit? im Fall hier ein Geiſtlicher bürgerlichen Geſchlechts eine bürgerliche, und dort einer aus dem hohen Adel eine ſtiftsfähige Perſon zur Hausfrau gehabt hätte. Sollte der Titel: Baskart von Mainz, Trier oder Cölln, nicht wohl gar ein gröſſerer Ehrenname werden, als der von Junker zu Holze oder zu Felde? Und ſollte nicht überhaupt, ich bitte derſelben wohl zu merken, der ganze

Ge-

Gedanke von Trennung der geiſtlichen und weltlichen Macht, und von der Hoffnung damit dem geiſtlichen oder weltlichen Deſpotismus zu wehren, eine bloße Spekulation ſeyn, da ſich an dem Orte wohin wir nun einmal verſchlagen ſind, und wohin alle Staaten, die theokratiſchen am erſten, früh oder ſpät verſchlagen werden, durchaus alle Kräfte vereinigen müſſen, um ihn gegen auswärtige Ueberfälle zu vertheidigen, und ſonach nicht die Frage iſt, von dem was das Beſte ſey, ſondern was die Noth erfordere? Dieſe aber erfordert jetzt, in unſerm aufgeklärten und hochgeſpannten Jahrhundert, unwiderſprechlich: ſowohl daß die geiſtliche Macht uns arme Laien nicht außer dienſtfertigen Stand ſetze, als daß ſie ſich gegen die weltliche ſo verhalte, wie es das allgemeine Beſte, das iſt jener Nothſtand, befiehlet. Beweiſet nicht eben die Geſchichte, daß die Trennung der geiſtlichen und weltlichen Macht, welche vor Nimrods Geburt ſo manche Familienſtaaten glücklich machte, auf die Dauer nirgends beſtehe, und ſobald nur ein Staat alle ſeine Kräfte zur Unterdrückung anderer anſpannet, der Nachbar ein gleiches thun müſſe um ſich zu erhalten? Man hat hier nicht mehr zu wählen, ſondern bloß das einzige Mittel zu ergreifen, was in unſrer Macht iſt." —

Gut, liebſter Freund! Die Sache mag nicht ohne Schwierigkeiten ſeyn; aber deſto ſchlimmer iſt es auf alle Fälle, den Geiſtlichen, und beſonders den Hohen, das Gelübde der Keuſchheit nachzulaſſen. In England, wo der Adel ein beſtändiges Majorat iſt, und die jüngern Söhne nicht den Adel, ſondern bloß die Majoratsfähigkeit auf den Fall der Eröfnung behalten, bis dahin aber ſich in jedem Stande ehrlich ernähren können, kann auch der Sohn eines Biſchofes ſich mit der Menge vermiſchen. In Deutſchland hingegen, wo die Biſchofe

Fürsten sind, und alle Söhne der Fürsten Prinzen heissen, mögte leicht jeder Sohn eines Bischofes Episcopunculus seyn wollen, und wie wir an dem Bischofthume Lübeck sehen, die Wahl immer auf die bischöfliche Familie fallen. Immer würde der Vater den Sohn zum Koadjuter haben wollen; und wie viele Domherrn würden dem Einflusse des Hofes und den Mitteln, welche dieser immer in Händen hat, widerstehen? Ernennen doch die Letzten selbst in den protestantischen Stiftern, wenn sie heirathen dürfen, immer ihre Söhne zu Domicellaren, oder erhalten auf andere Weise die Pfründen in ihren Familien. Sollte dieses aber für das gemeine Beste zuträglich seyn? Haben wir nicht Prinzen und Edelleute genug und überflüßig? oder ist es nöthig ihre Anzahl noch mit den Kindern einer hohen Geistlichkeit zu vermehren, die, wenn keine Jesuitergüter mehr vorhanden sind, wovon Kommenden für sie gemacht werden können, dem Staate oder ihrer Familie zur Last bleiben?

Nach dem vorangezogenen Plane Gregors VII, der lange vor unsern neuern Philosophen alle weltliche Macht für eine gesetzlose Anmaßung erklärte, und schon weiter ging als nach ihm der Abbe' St. Pierre, sollte die ganze Christenheit von ehelosen Geistlichen mit dem Löse- und Bindeschlüssel regieret, und kein Staat mit dem Erbthume einer Fürstinn, oder mit der Absteuer fürstlicher Kinder beschweret werden; alle Minister und Bediente sollten geistlich seyn, und folglich dem Lande welchem sie dienten, keine Söhne und Töchter zur standesmäßigen Versorgung hinterlassen; zu allen hohen und niedrigen Pfründen sollte, nach einer nothwendigen Folge, jeder verdiente Mann im Staat, und nicht blos Einer aus dieser oder jener Familie gelangen können. Würden nicht aber alle diese wichtigen Vortheile für die ganze Mensch-

heit

hat, für Freyheit und Eigenthum wegfallen, wenn wir den Geistlichen die Ehe verstatteten? Wo würde die freye Wahl, wodurch die Vereinigung aller geistlichen und weltlichen Macht in den Bischofthümern so sehr gemildert wird, bleiben? und würde nicht der Schooß der Kirche, der vom heiligen Geiste getrieben wird, dem unheiligen Schooße einer Dame weichen müssen, der eben so gut Bischöfe als Herzöge und Grafen hervorbringen kann? War es nicht auch eines Weibes Schooß, der dem Volke das Recht, seine Herzoge und Grafen unter kaiserlicher Bestätigung zu wählen, geraubt hat?

Zwar ist jener groſse Plan nicht zur Erfüllung gebracht worden; die weltlichen Fürsten haben sich hie und da mit Macht dagegen erhalten. Allein, er besteht doch noch immer in den Deutschen Bischofthümern; und wodurch anders, als durch den Cölibat der Geistlichkeit, der mit dem ebengedachten Plane von gleichem Alter, und ja so fest mit ihm verbunden ist, wie die groſse Hochachtung, welche man in der römischen Kirche für die Keuschheit hat, mit der ganzen Lehre vom Cölibat.

Wenn irgend eine Tugend Altäre und Anbetung verdiente, so war es die Keuschheit; die inexhausta pubertas ist in aller Absicht von grosem Werthe, und wer zieht nicht ein unbeflecktes Mädchen allen übrigen vor? Gleichwohl hat die römische Kirche immer auf die Keuschheit noch einen besondern Werth gelegt, die Gelübde ihr zu Ehren vor allen andern begünstigt, und keiner Tugend so viel Märtyrer verschaft als ihr. Aber wahrscheinlich würde diese Tugend, so weit als sie dem Ehestande entgegen gesetzt wird, längst ihren Altar verloren haben, wenn sie nicht eben in diesem Maaße ihren politischen Nutzen, in Absicht auf das Cölibat der

Geiſtlichkeit, und die Erhaltung der großen Familien, gehabt hätte.

Bey dem allen leugne ich nicht, wie ich den Pfarrern, beſonders auf dem Lande, wo ſie keine Koſthäuſer und keine Geſellſchaften beſuchen können, ſondern ihre eigene Haushaltung führen, und ſich auf ihre Studierſtube einſchränken müſſen, von Herzen die Hülfe einer guten Ehefrau wünſchte; ich gebe auch zu, daß die Folgen hievon für die katholiſchen Staaten ſo wenig ſchädlich ſeyn würden, als ſie es für die proteſtantiſchen ſind: ungeachtet der Kinder, die immer ſtudiren und nicht pflügen wollen, genug vorhanden ſind. Allein, ich ſehe nicht ab, wo man die Gränzen ſetzen, und dieſe gehörig befeſtigen wolle, wenn man einmal anfängt den Prieſtern die Ehe zu geſtatten.

Mit Diſpenſationen iſt hier nicht auszulangen; und wenn man ſich auch hierauf zurückziehen wollte, wer ſollte dieſe ertheilen? Der Papſt? o wie würde die deutſche Nation ſchreyen! — Der Biſchof? Ach, der arme Mann! er wird ſo ſchon von den Hofdamen und Hofleuten genug geplagt, ſeitdem er ſich nicht mehr wie ſonſt hinter den Fels Petri verbergen, und den Papſt mit dem Haſſe aller abgeſchlagenen ungebührlichen Diſpenſationen beladen kann. — Der weltliche Landesherr? Nun freylich! man hat ihm, damit er nicht einmal auch eine Prieſterehe für geſetzmäßig erklären mögte, die Eheſachen ſo lange entzogen, daß man ihm endlich wohl das Vergnügen gönnen könnte, einem rechtſchaffenen Landpfarrer eine ehliche Wirthinn zuzuführen. — Aber ſollte bey dem einen oder andern, nach dem Laufe der menſchlichen Handlungen zu urtheilen, die Hierarchie der römiſchen Kirche ſo beſtehen wie ſie jetzt beſteht, und ewig beſtehen muß, wenn ſie eine Stütze gegen den Deſpotismus abgeben

geben ſoll? ſollte nicht ihre monarchiſche Form, welche hiezu allein im Stande iſt, zu einer elenden Ariſtokratie, oder wohl gar zu einer Oqliarchie herabſinken? Kann man irgend hoffen, daß die Diſpenſationen den Damm halten werden, welchen täglich Meere beſtürmen?

Die Biſchöfe, welche jetzt aus der Kirche eine Ariſtokratie, und dem Papſte dasjenige ſtreitig machen was ihm Zeit und Umſtände gegeben haben, während ſie ihre Landeshoheit, welche ſie der Zeit und den Umſtänden zu verdanken haben, eher zu vermehren als zu vermindern trachten, ſetzen ſich überhaupt in eine ſehr kritiſche Lage, da ſie in gar zu großem Vertrauen auf ihre eigene Macht, dem Papſte alles, und nun auch ſo gar die Mönche entziehen wollen, ohne zu bedenken daß ihre ganze Macht in ihrer Einigkeit mit dem ſichtbaren Oberhaupte der Kirche beſtehe, und ſie ſich einzeln gegen die weltliche Macht nicht werden erhalten können. Die exemten Orden, oder die Orden überhaupt, ſind im geiſtlichen Staate, was die unmittelbare Reichsritterſchaft, und gewiſſermaßen auch die Landſtände im weltlichen ſind: dieſe drückt die weltliche, und jene die geiſtliche Landeshoheit zu Boden; dieſen hat der Kaiſer, und jenen der Papſt ehmals ihre Exemtionen ertheilet; und wenn beide Arten von Exemtionen aufgehoben werden: ſo werden auch beide Oberhäupter der Chriſtenheit (ich ſpreche im Stil der alten Zeit, worin die Lehre von der Einheit der Kirche mit der von der Einheit des Reichs in Verbindung ſtand) Freyheit und Eigenthum der Reichsunterthanen den Landeshoheiten Preis geben müſſen; ſo werden beide es nicht der Mühe werth achten, oder auch nicht die Kräfte haben, das gemeinſame Band der Kirche und des Reichs zu erhalten, und wenn dieſes erſt zerriſſen iſt, die guten Biſchöfe ſchon zu finden wiſſen,

die jetzt ihre Oberherrn aller Macht, ſie in Zukunft zu ſchützen, berauben.

Aber die Ordensleute ſind ſelbſt Schuld an ihrem Unglück; die Zeit, worin ſie es allein waren die leſen und ſchreiben konnten, iſt nicht mehr, und die veränderten Bedürfniſſe des Staats erfordern etwas mehr als Latein; aber ſie haben nicht eingelenkt: ſie ſind, nachdem ſie die Jeſuiten, ihren rechten Arm, verloren und darüber frohlocket haben, wo nicht in allen Wiſſenſchaften, doch gewiß in der Politik, Jahrhunderte hinter den Laien zurück. Sie haben noch keinen Mann von Geſchmack zu ihrem Vertheidiger geſucht, und klagen immerfort über das unförmliche Verfahren wider ſie, ohne zu bedenken daß eine glückliche Rettung jede unmethodiſche Kur in eine heroiſche verwandle, und alle groſſen Revolutionen und Reformationen faſt niemals förmlich anfangen und endigen können.

Jedoch dieſe Betrachtungen gehören nicht zu meinem Zweck; dieſer ging bloß dahin Ihnen zu zeigen, wie der Cölibat der Geiſtlichen, indem er die Trennung zwiſchen der geiſtlichen und weltlichen Macht unterhält und da wo er beide vereinigen muß, den Zwitter mit der Erbloſigkeit beſtraft, der menſchlichen Freyheit ſehr zu gute komme, und ein Opfer ſey, welches die Laien eher mit Dank annehmen als verſchmähen ſollten. Die praktiſchdenkenden Leute, welche im vorigen Jahrhundert noch eigene Predigten gegen das leichtfertige Heirathen des Geſindes halten lieſſen, haben es zu allen Zeiten ſchicklich und nützlich gefunden, daß die Cadets von Familie unverheirathet blieben, damit der Staat keine Witwen zu penſioniren, keine neue Bedienungen zu erſchaffen, und keine Verräther in ſeinem Schooße haben mögte;

denn

denn was kann aus den Nachkommen der Cadets, die auf Bedienungen heirathen müſſen, in Deutſchland, wo alles Namen und Wapen behält, anders werden als Diener und wiederum Diener? Und ſo wird es auch ein praktiſch-denkender Mann, wie Sie, mein Freund, nicht ſo ganz unpolitiſch finden, daß die geiſtlichen Cadets unverheirathet bleiben, oder wo ſie zu Gütern gelangen, ihre Pfründen andern überlaſſen.

Was endlich ihren Haupteinwurf anlanat, daß die Trennung der geiſtlichen und weltlichen Macht, in unſer gegenwärtigen Lage, eine unzeitige Spekulation ſey, indem die neuern Zeiten ein anderes Syſtem erforderten: ſo räume ich ſolchen gern ein. Dagegen ſollen Sie mir aber auch zugeben, daß ein weiſer Steuermann immer wohl thue, ſo viel möglich nach der Linie zu ſteuren welche der Kompaß zeigt, wenn er gleich dem Sturme noch ſo viel nachgeben muß; er möchte ſonſt zuletzt den einen Pol für den andern wählen, und anſtatt das Schiff dem Hafen zuzuführen, es auf den gegenſeitigen Strand jagen.

Uebrigens bitte ich, mich nicht, wie einige andere gethan haben, welche auch die Politik nach der Orthodoxie abmeſſen wollen, einer Irreligion zu beſchuldigen, wenn ich die religiöſen Meinungen bloß von der Seite des Vortheils betrachte den ſie dem Staate leiſten; einer Seite die mir immer ſehr wichtig ſcheint, da Gott auch das Wohl der Staaten durch die Religion zu befördern ſucht, und uns nicht zu ſeinem ſondern zu unſerm Glück eine Offenbarung gegeben hat. Ich thue es mit redlicher Abſicht, und mit Ehrfurcht für die theologiſchen Gründe, welche auſſer meiner Sphäre liegen. Die Politik läßt in den proteſtantiſchen Staaten Deutſchlandes

landes die biſchöfliche Gewalt aus der Landeshoheit flieſſen, ſo wie in Frankreich das Oel, welches den Königen die Vollkommenheit der Macht giebt, nicht von Rom ſondern vom Himmel kommen; und ich kann den Nutzen beider Meinungen wohl unterſuchen, ohne über ihre Wahrheit zu entſcheiden. Ich kann, bey dem jetzigen allgemeinen Wunſche die Religionen im H. R. Reiche zu vereinen, wohl fragen: ob es nicht die Miniſterial- und Antiminiſterial-Partei, oder die Guelfen und Gibellinen ſeyn, welche in Deutſchland unter dem Namen von Katholiken und Proteſtanten gegen einander fechten? und ob es für das gemeine Beſte ſo ſehr rathſam ſey, daß alle Theile einander im Arme ſchlummern? ohne den Vorwurf zu verdienen, daß ich mit der Religion ſcherze. — Doch kein Wörtchen weiter von ſolchen Kleinigkeiten. Gehaben Sie ſich wohl!

Zwey Recenſionen

aus der Allgemeinen Deutſchen Bibliothek,

Bd. 6, St. 1, S. 3 folgg. *)

I. Von dem deutſchen Nationalgeiſte. Frankfurt am Main bey Eßlinger, 1765. in klein 8.

Wer mit der Naſe auf dem Bilde ſteht, wird ſelten ein gutes Urtheil darüber fällen. Entweder die Menge der Figuren verwirrt ihn; oder aber er ſieht nichts als einzelne Theile, und gelangt nicht zu dem Vergnügen, das Ganze mit einem mächtigen Blicke zu überſehen. Ich glaube, daß dieſes der Fall ſey, worin ſich ein jeder der ſeine eigne Nation ſchildern will, befindet. Unſer Urtheil, welches wir von den Franzoſen, Engländern, Italiänern und andern Nationen überhaupt fällen, wird uns überaus leicht. Wir glauben auch einen ſehr vollſtändigen Begrif von dem Nationalcharakter der alten Deutſchen zu haben; und ſo ſcheinet es, daß eine ſichere Entfernung des Orts oder der Zeit nothwendig ſey, um den wahren Stand zur Betrachtung einer Nation zu erhalten.

Alſo ſollten wir, möchte jemand ſagen, das Urtheil über uns bloß unſern Nachbarn überlaſſen, und erwar-

*) Die erſte der von Möſer recenſirten Schriften iſt bekanntlich von Herrn F. K. von Moſer; die andere, von dem verſt. Hofrath Bülow in Zerbſt. N.

erwarten daß die Franzoſen uns als arbeitſame Pedanten, die Engländer als mitleidenswürdige Sklaven, und die Italiäner als grobe Schlucker ſchilderten? Wir ſollten es mit Geduld anhören, wenn ein vornehmer Kardinal ſagt: Ich erkenne die drey Nationen bey einem Glaſe Wein, worin eine Fliege liegt. Der Italiäner giebt das Glas weg; der Franzoſe nimmt die Fliege heraus; und der Deutſche ſchluckt ſie mit herunter? — Nun das iſt freylich nicht rathſam. Wir thun alſo nicht übel, daß wir uns ſelbſt malen.

Allein, wo finden wir die Nation? An den Höfen? Dies wird niemand behaupten. In den Städten ſind verfehlte und verdorbene Kopieen; in der Armee, abgerichtete Maſchinen; auf dem Lande, unterdrückte Bauern. Die Zeit, wo jeder Franke oder Sachſe paternum rura (das iſt ſein allodial freyes, von keinem Lehns- oder Gutsherrn abhangendes Erb-gut) baucte, und in eigener Perſon vertheidigte; wo er von ſeinem Hofe zur gemeinen Landesverſammlung kam, und der Menſch der keinen ſolchen Hof beſaß, wenn er auch der reichſte Krämer geweſen wäre, zur Klaſſe der Armen und ungeehrten Leute gehörte: dieſe Zeit war im Stande, uns eine Nation zu zeigen. Allein die gegenwärtige iſt es nicht.

Doch der Nationalgeiſt iſt erſchienen und gedruckt; und der Verfaſſer, der ſich in jeder Wendung des Stils und des Ausdrucks ſelbſt ſchildert, muß doch auch wohl andere malen können. Freylich kann er dies, und wir laſſen ihm die Gerechtigkeit gern wiederfahren, daß er ziemlich zu treffen, und beſonders die Stellungen wohl anzulegen wiſſe, ob er gleich ſeine Farben bisweilen auf eine ſonderbare Art vermiſchet. Ob er aber nicht ſein Auge zu nahe auf dem Bilde gehabt, und ob

er

er unſre Nation würklich wieder entdeckt habe, ſolches wird die Frage ſeyn.

Unſrer Meynung nach, hat ſich der Verfaſſer in der Nähe ſolcher Gegenſtände befunden, die ihn verhindert haben das Ganze völlig zu überſehen. Ja es ſcheinet aus ſpäteren Schriften des Verf. die Vermuthung beſtätiget zu werden, daß er das Ganze nicht überſehen, weil er es nicht überſehen wollte. Ob dies mit der Art eines deutſchen Biedermannes übereinſtimme, zweifeln wir. — Doch genug hievon.

Es iſt ſchon lange der Fehler unſrer deutſchen Geſchichtſchreiber und Publiciſten geweſen, daß ſie in Deutſchland nichts als Herrn und Diener *) erblicken. Ein Theil eignet alles dem höchſten Oberhaupte zu; der andre ſchreibt und ſtreitet für die Diener: und über dieſen Zank denkt kein Menſch daran, daß beides der Herr und der Diener eigentlich nur die Thürwärter der Nation, keinesweges aber die wahren Beſtandtheile derſelben ſeyn. Was helfen uns alle Intriguen und Machinationen der großen und kleinen Diener im heil. Römiſchen Reiche zur Erkenntniß des Nationalcharakters, wenn ſolche nicht außer ihrer Verbindung mit dem großen Intereſſe der Nation geſchildert, und von den Würkungen getrennet werden welche ſie im Ganzen hervorgebracht haben? Der Schöpfer des Nationalgeiſtes iſt in eben dieſen Fehler verfallen. Er hält ſich allein bey der Staatsintrigue auf; und wenn er ſein Werkchen der Geiſt der deutſchen Höfe betitelt hätte; ſo würde ſolches dem Titel weit mehr entſprechen. Er ſieht nichts als Höfe; und wirft noch höchſtens einen Blick auf

*) Herr F. K. von Moſer gab im J. 1759 eine Schrift unter dieſem Titel heraus. N.

auf die Gelehrten, welche dem Staate ſeine Diener zuſtutzen. Allein am Hofe lebt nicht der Patriot, nicht der Mann, der zur Nation gehört; ſondern der gedungene Gelehrte, der ſich ſchmiegende Bediente, und der Chamäleon, der allezeit die Farbe annimmt welche ihm untergelegt wird. Und die Gelehrſamkeit überhaupt hat ein ſolches air étranger, daß ſich der Nationalcharakter darunter beynahe ganz verliert.

Und ſollte er am Hofe und unter Gelehrten den Nationalgeiſt aufgefunden haben? — Doch wir wollen unſre Meinung hierüber einen andern ſagen laſſen, welcher unter dem folgenden Titel einen vortreflichen Pendant zum Nationalgeiſt geliefert hat.

II. Noch Etwas zum deutſchen Nationalgeiſte. Lindau am Bodenſee bey Franz Joſeph Thierbach, 8. 1766. 14½ Bogen.

Unter der Larve eines alten Dorfpfarrers, erſcheinet hier ein Mann von groſſer Einſicht, und vieler Laune, der dem Verfaſſer des Nationalgeiſtes ſeinen Text mit ſo guter Art lieſt, daß wir beynahe glauben, er werde ihm ſelbſt mit Vergnügen und Aufmerkſamkeit zuhören, und für ſeine Predigt, welche gewiß nicht aus dem Ermel geſchüttelt iſt, noch dazu danken. Im Vorbeygehen müſſen wir aber dem Herrn Dorfpfarrer ſagen, daß er ſeine Manier zu ſchreiben, welche in einem beſtändigen komiſchen Kontraſt fortgehet, ein wenig zu ſehr beladen habe. Man ſieht zwar, daß er dieſes mit Fleiß gethan, theils um ſeine Hand zu verſtellen, theils um ſeiner Predigt auch das Charakteriſtiſche ihres Compagnons zu geben. Allein wir glauben dennoch, daß hie und da der Kontraſt zu ſehr geſucht, die Antitheſe gehäuft, das Weitſchweifige zu ſtark affektirt, und der feine Leſer nicht in allen

ſeinen

ſeinen Forderungen befriediget ſey. Er erkennet dieſes ſelbſt. Allein wir müßten uns ſehr irren, wenn er nicht der Mann ſeyn ſollte, der ſein Gemälde bey einer geringen Muſe zur gröſſern Vollkommenheit hätte bringen können.

Zuerſt unterſucht er die Frage: ob es einen Nationalgeiſt gebe. Wir wollen uns aber dabey nicht aufhalten. Man weiß, daß den Deutſchen insgemein der Vorwurf gemacht wird, ihr Nationalcharakter ſey, gar keinen zu haben; und der Verfaſſer läßt ſeine Frage ſelbſt unentſchieden, um im zweyten Kapitel vorher zu unterſuchen, was denn eigentlich der Nationalgeiſt ſey? Dies will er mit allem Ernſte thun, und darauf erhebt er denn ſeine Stimme und ſpricht: „Wenn wir uns anſtrengen, die verſchiedenen Völker zu betrachten, von „denen Europa bewohnt, und zuweilen zur Freude der „Welt und ewigen Zeiten, mit Aulo Apronio zu reden, „zuweilen propter majorem Dei gloriam, zuweilen „ad conſervationem ſui ipſius, verwüſtet wird: ſo werden wir finden, daß ſie in einigen Stücken einander alle „gleich ſind. In einigen andern werden wir eine groſſe „Verſchiedenheit bemerken.“

Es würden zwar einige den Grund dieſer Gleichheit und Verſchiedenheit darin ſuchen wollen, daß wir alle von einem Vater, aber nicht von einer Mutter gebohren wären. Denn man könnte, „weil die Geſchichte „nicht leicht drey andere ſo bequeme Männer dazu anbieten mögte, als des Noah Söhne, vorausſetzen, „daß die Europäer von Japhet, die Aſiater von Sem, „und die Afrikaner von Ham entſtanden wären. Eine „Hypotheſe deren man ſich um ſo viel weniger ſchämen „dürfte, weil ſie von vielen groſſen Männern als Wahrheit verkauft, und als eine ſolche ſeit verſchiedenen

„Jahrhunderten, vielleicht ſeit ihrer Entſtehung, unter „den Kindern Hams fortgepflanzet ſey. Rudbek und „Goropius Bekanus hätten in eben dieſer Materie wohl „noch kühnere gewagt, und wären doch nicht ſonderlich „damit verunglückt. Japhet hätte alſo die Asianer „oder Deutſchen und die Magogier oder Scythen her„vorgebracht.“ Man könnte weiter vorausſetzen, Japhet hätte verſchiedene Weiber und Kebsweiber gehabt; und ein gutherziges unbedachtſames braves Mädchen, die ſich immer dann erſt im Kopfe krauete wenn ſie ſich in den Finger geſchnitten hätte, und gewöhnlich, ſtatt den verwundeten Finger zu verbinden, die geſunde Kniescheibe verband, hätte ihm den erſten Deutſchen, mit Namen Tuisko, geboren. Ein eigenſinniges unzufriedenes Ding, das niemals wuſte was es haben wollte, mit dem Gegenwärtigen mißvergnügt, das Zukünftige im voraus verdammte, und wider die Art aller andern Menſchen ſogar das Vergangene verachtete; das ſechs Stunden am Nachttiſche ſitzen konnte, und dann noch die Haare in einen Büſchel wickelte, einen Reitrock überwarf und davon gallopirte; das dem guten Japhet viele verdrießliche Stunden durch ſeine Widerſpenſtigkeit verurſachte, weil es nicht von ihm, ſondern von einer kleinern einfältigen Creatur vom Kammermädchen allein ſich regieren laſſen wollte, und bey dem kleinſten Anlaſſe ſeine Freyheit durch einen Strick um ſeinen eigenen Hals zu behaupten eilte, hätte ihn mit einem Sohn Namens Albion beglücket.

Allein der Herr Pfarrer iſt dem Wege der Fortpflanzung, um die ſittliche und körperliche Geſtalt der Nation herauszubringen, nicht günſtig; das Klima will bey ihm auch ſo viel nicht; und ob er ſich gleich auf dem analytiſchen Felde herumtummelt, daß ihm der Schweiß vom

vom Kragen fließt: ſo kann er doch nichts finden, das ihm gefällt. Daher karakteriſirt er endlich zu einer Definition des Nationalgeiſtes. „Ich bilde mir ein, ſagt er, „der Nationalgeiſt ſey die beſondere Eigenſchaft, oder „der Inbegrif, complexus, aller der beſondern Eigen„ſchaften, wodurch ein Volk von dem andern ſich unter„ſcheidet. Dieſe ihm privative zuſtehenden Eigenſchaf„ten ſind theils Eigenſchaften der Seele theils des Kor„pers. Die letzteren kommen nicht hauptſächlich, doch „zuweilen zufällig, mit in Betrachtung. Dieſe unter„ſchiedenen Eigenſchaften äußern ihre Kräfte, ſowohl „in allen Handlungen aller Mitglieder des Volks über„haupt, als in den öffentlichen Handlungen, welche von „dem Volke als Volke verrichtet werden, inſonderheit.“ Doch wir wollen uns bey dieſer Metaphyſik nicht aufhalten. L'eſprit de l'enſemble in einem Gemälde iſt wie der eſprit de phyſionomie. Man empfindet ihn leicht, und erkläret ihn nie. Unſer Verfaſſer iſt glücklicher, wenn er ſein metaphyſiſches Mikroſkop wegwirft, und zur Anwendung ſeines Textes ſchreitet. Hier ſagt er dem Verfaſſer des Nationalgeiſtes frey heraus, daß der Titel ſeiner Schrift dem Inhalte, und der Inhalt dem Titel nicht genugſam entſpreche.

„Der deutſche Nationalgeiſt, fährt er mit Recht „fort, iſt meines Ermeſſens weit ausgebreiteter; er „erſtreckt ſich auf viel mehr und auf viel wichtigere Ge„genſtände als bloß auf das Verhältniß eines oder des „andern mächtigen deutſchen Reichsſtandes gegen den „Kaiſer, oder dieſes gegen jenen. Nicht, als wollte „ich leugnen, daß eine Abhandlung vom deutſchen Na„tionalgeiſte nicht auch mit dieſen Gegenſtänden ſich be„ſchäftigen müſſe: das müſte ſie allerdings thun, wenn „ſie vorher die allgemeinen Kennzeichen des deutſchen

„Nationalgeistes erzählt, ausgeführt und bewiesen hätte, „und nun zum deutschen Nationalgeiste in Absicht auf „die Regierungsform herabstiege. So aber ist der Ti„tel offenbar zu allgemein, und der Inhalt zu einge„schränkt. Er bedeutet nichts dieser Tadel; er muß „aber einem jeden, wenigstens als ein Wunsch in den „Sinn kommen, der sich vorstellen kann, was für eine „herrliche gemeinnützige Schrift wir haben würden, „wenn es dem Verfasser gefallen hätte, seinen Plan „anders anzulegen. Eine Bestimmung der europäi„schen Nationaleigenschaften, eine Vergleichung derse„ben unter einander, die Auszeichnung ihrer verschiede„nen Zunamen, die Ausbildung der unsrigen im Privat„leben, im Kriege, im Frieden, bey Allianzen, nach „dem mannichfaltigen Staatsinteresse unserer Nachba„ren, im Handlungswesen, in der Schiffahrt, in der „Gelehrsamkeit nach allen ihren verschiedenen Theilen, „und dann in unserer allgemeinen Regimentsform, in „den davon abhangenden zum Theil besondern, in un„serer großen und kleinen Rechtspflege, in unsern Reli„gions- Vertheidigungs- Polizey- Berathschlagungs„Münzverfassungen; und wer kann die nöthigen Kapitel „alle erzählen, ohne den Plan mit reifem Nachdenken „selbst entworfen zu haben?“

Wir unterschreiben dieses Urtheil gern, und gestehen, daß der Herr Pfarrer in seinen erbaulichen Betrachtungen, welche er hierauf über dem §. ut autem und gaudeant *Inst. P. Osn.* anstellet, seine Gemeinde in Thränen gesetzt haben müsse. Er zeigt in dieser kleinen Ausschweifung, daß er ein Mann sey, der eine Generalsuperintendentur in der politischen Welt verdiene.

Das dritte Kapitel, worin er die Frage unterſucht: Ob der Nationalgeist veränderlich sey? und das

vierte

vierte, worin der Beweis geführt wird: daß der deutſche Nationalgeiſt noch eben derſelbe ſey, ſind beide keines Auszuges fähig; indem alles in einer Sammlung von kontraſtirenden Gruppen beſteht, und einer Karikatur von Hogarth gleich ſieht. Wir bemerken nur überhaupt dabey, daß der Pinſel hier etwas härter und ſteifer als in dem vorigen ſtreiche. Eins wollen wir jedoch daraus anführen. Der Verfaſſer wirft beyläufig die Frage auf: wie es in Deutſchland ausſehen würde, wenn das Oberhaupt alle, und der Reichsfürſt keine Macht hätte? und beantwortet ſich dieſelbe folgender Geſtalt: „Die ganze Folge davon würde die ſeyn, daß „die heimlichen Thränen, welche von vielen Vätern des „Vaterlandes ihren Unterthanen zu allerhand wahrhaf„tig landesfürſtlichem Gebrauche ausgepreſſet werden, „als zur Ehre Gottes, zur Errettung ihrer ſonſt ver„dammten Seelen, zur Erhaltung einer Vorläuferinn „oder Begleiterinn des Eheſtandes, zur Erbauung der „Waſſermühlen auf den Gipfeln der Berge, zur Errich„tung einer chriſtfürſtlichen Parforcejagd, zur Bereiche„rung eines halbenhunderts Landläufer unter allerley „geiſtlichen und weltlichen Titeln, zur Anwerbung einer „Armee Marionetten, welche die Hälfte der Landesein„wohner ausmacht, und nicht eher in Bewegung geräth „als wenn die Jahrszeit zur Deſertion bequem wird, zur „Bezahlung eines unglücklichen Points, der Standes „und Herkommens halber geſetzt werden mußte, daß, „ſage ich, dieſe Thränen, die itzt aus einem Ueberreſte „von angewöhnter, durch die beſſern Vorfahren verdien„ter Liebe in Winkeln heimlich fließen, dann über Stadt„halter, Kammerherrn, Hofſchranzen, Verſchnittene, „und alles das liederliche Geſindel, das in Aſien die „Menſchen plagt, und unter den erſten römiſchen Kai-

„sern sie daß plagte, öffentlich vergossen werden, und „gar bald in Rachgier, Verzweiflung und allgemeine „Empörung sich verwandeln würden.“ Die Antwort ist zwar nicht uneben. Allein sie enthält nichts Tröstliches. Wie es scheint, so giebt es überall zerbrochene Töpfe; und so lange der ehemalige europäische Generalanordner, der Abbé St. Pierre, nicht von den Todten aufersteht, und das Mittel mitbringt, sie unzerbrechlich zu machen: wird es wohl dabey bleiben, daß die Regierungsformen nicht eine Minute nach der Linie laufen, welche ihnen der seufzende Gelehrte in seiner Studierstube anweiset.

Das fünfte und letzte Kapitel enthält vermischte Anmerkungen über einige Stellen aus der Schrift von dem deutschen Nationalgeiste. Wir wollen zur Probe eine davon hierher setzen. Die Ursachen, warum die Deutschen so verfielen, hatte der Verfasser der Schrift vom Nationalgeiste vornehmlich in unsere Uneinigkeit gesetzt. „Aber in was für einer Art von Einigkeit wür„den wir leben, (wirft der Dorfpfarrer ein), wenn alle „unsre Reichsfürsten gleich ohnmächtig wären? Würden „wir die Einigkeit einer Familie haben, in der jedes „Kind sich freuet, den Befehlen des gemeinschaftlichen „Vaters zu gehorchen, die alle, alle unmittelbar auf „das Beste seiner Söhne abzielen? Oder würden wir „die Einigkeit einer Grenadiercompagnie dulden müssen, „in der der Hauptmann Feldwebel und Korporale nach „Belieben macht, und Spießruthen und Pfahlstehen nach „Willkühr anordnet? Vielleicht schützten uns die Gesetze? „Wie? Mit oder ohne Exekution? Und doch wohl, wie „es natürlich ist, den Gesetzgeber wider uns zuerst?“

Wir

Wir glauben, um auch unſere Meinung hierüber zu ſagen, daß das beſte Mittel ſeyn würde, alle Könige und Fürſten gar abzuſchaffen, den Adel aus dem Lande zu jagen, Städte und Feſtungen niederzureißen, alles Geld ins Meer zu werfen, alle Gelehrte nach Lappland zu ſchicken, und fünf Sechſtel aller Deutſchen an die Bäume zu knüpfen; damit der übrige Theil einzeln, weit genug aus einander, bey Kartoffeln und Gerſtenbier ruhig auf der Bärenhaut liegen könne. Dann komme Rouſſeau oder Tacitus, und ſchildere unſern Nationalgeiſt!

Geſchichte der Stiftung

des

Collegiatſtifts in der Stadt Wiedenbrück,

Hochſtifts Osnabrück. *).

Die Stadt Wiedenbrück liegt in einer fruchtbaren von der Ems durchſtrömten Ebne; was bey Lippſtadt über die Lippe oder durch das Waldeckiſche und Heſſiſche weiter über die Ems in Weſtphalen geht, findet hier eine Brücke. Die Franzoſen hatten zu Anfang des letztern Krieges lange ihr Hauptlager daſelbſt; und alle Züge der Römer und Franken von jener Seite, haben wahrſcheinlich immer dieſen Ort getroffen. Die Burg Vechteler **), welche Carl der Große bey der Lippe anlegte, iſt vermuthlich das jetzt zwiſchen Lippſtadt und Wiedenbrück an der Glenne belegne Münſteriſche, vorher Burggräflich Strombergeſche, Zollhaus Burgvechtel. Denn mit Feſtungen und Zollhäuſern will man immer gern Meiſter von der groſſen Heerſtraße ſeyn. Dieſe gute Gelegenheit hat den Ort gar frühzeitig gehoben, ſo daß unſer Biſchof Drogo daſelbſt ſchon im J. 952 ***) eine

*) Aus Hrn. Weddigens Weſtphäliſchem Magazin (Deſſau und Leipzig, 1784, 4to), Heft II, S. 116 fgg. N.

**) Caſtrum Vechteler. Chron. p. 25.

***) Das diploma Ottonis M. hierüber hat Schaten in Ann. Paderb. T. I. p. 259.

eine Münze, einen Zoll und einen Markt anzulegen bewogen wurde. Auch führte das Gowgericht *), welches (1225) König Heinrich VII unſerm Biſchof Engelbert ſchenkte, den Namen nicht von dem Amte Reckenberg, worin die Stadt jetzt liegt, ſondern von der Stadt, woraus es ſich über eine weitläuftige Gegend in die benachbarten Länder erſtreckte.

Die Stadt liegt dem Stifte Paderborn näher und gelegner als dem hieſigen, und es könnte einen wundern, daß Carl der Große ſolche nicht jenem beygelegt habe. Allein in dem erſten Plan des Kaiſers mogte nur Ein ſächſiſches Biſchofthum liegen, und ſeine Abſicht ſeyn, die den Franken näher gelegnen Sachſen, ſo wie er auch würklich that **), den benachbarten Fränkiſchen Biſchöfen zu unterwerfen. Hierauf mag das Recht der Erſtigkeit, worauf Osnabrück von den älteſten Zeiten her ſtolz iſt, beruhen. Das Stift iſt das äußerſte gegen die mit den weſtphäliſchen Sachſen nie zu vereinigen geweſenen Frieſen oder Kauchen, und konnte nicht füglich von einem Fränkiſchen Biſchofe beſorget werden. Und bey dieſer Vorausſetzung hat Carl den Osnabrückiſchen Sprengel vermuthlich ſo groß genommen, als es die Verbindung der weſtphäliſchen Sachſen, bis an die Frieſen und Engriſchen Sachſen erlauben wollte. Denn bey dergleichen neuen Anlagen reißt man nicht anders als mit Mühe die zu einem gemeinſchaftlichen Heerbanne gehörigen Völker aus einander. Wiedenbrück aber mit ſeinem Diſtrict liegt auf der Engriſchen Gränze.

*) Erdman in Chron. Osnabr. bey Meibom. Script. rer. germ. T. II, p. 216. Wormatiae III. Non. Sept. Ind. XIII.

**) So ſtand Paderborn zuerſt unter dem Biſchofe von Würzburg. Vita Meinwerci, beym Leibnitz T. I. Script. Brunſv. p. 517.

Die Pfarrkirche zu Wiedenbrück war von den älteſten Zeiten her eine biſchöfliche Capellaney *); das iſt, ſie war mit einem Erzprieſter **) beſetzt, der mehrere Kirchen unter ſich hatte, und der dieſer ſeiner höhern Würde wegen zur Ehre eines biſchöflichen Capellans gelanget war. Dergleichen Capellaneyen, welche keinem andern als einem Domcapitularen zu Theil wurden, waren von den älteſten Zeiten her vier, als zu Diſſen, Bramſche, Melle und Wiedenbrück; und man geräth auf die Vermuthung zu glauben, daß die übrigen Gegenden unſers Sprengels, worin, wie leicht zu erachten, ebenfalls Erzprieſter waren, zu Zeiten des Grafen Cobbens davon abgeriſſen und an Corvey und Herford gelegt worden. Denn eine andere Urſache, warum nicht mehrere biſchöfliche Capelläne geweſen, und warum beſonders kein einziger Capellan in dem ganzen, von Corvey dem hieſigen Stifte anfänglich entzogenen, Nordlande, welches das jetzige Amt Fürſtenau mit dem größten Theile des heutigen Niederſtifts Münſter befaſſete, angetroffen wird, läßt ſich ſchwerlich angeben ***).

Dieſer

*) In dem Vergleiche von 1258 beym Erdmann, heißt es, daß die Kirche zu Wiedenbrück a prima fundatione eine Capellaney geweſen.

**) Von den an Herford und Corvey abgetretenen Kirchen heißt es: Luginithe (Bunde) cum ſubjectis ibi eccleſiis — Piſchbecke cum omnibus ad ſe pertinentibus baſilicis. — Solche Hauptkirchen nun, worunter mehrere gehörten, waren mit Erzprieſtern beſetzt, und dieſe wurden aus dem Domcapittel genommen, das denn darauf einige curatos hielt.

***) Man denkt ſich leicht, daß die Capellaneyen zu Diſſen, Melle, Bramſche und Wiedenbrück einen guten Theil der herumgelegenen Kirchen unter ſich begriffen haben; findet aber auch, daß die Aemter Wit-

Hunte-

Dieser und andere Distrikte wurden einige hundert Jahre später, nachdem unser Stift seine ihm zur Zeit des Grafen Cobbens entrissenen erzpriesterlichen Kirchen wieder ausgewonnen hatte, in Archidiaconate vertheilet *); und der Archidiacon ist in der That der Erzpriester, wie er denn auch eben so wie der, aus dem Domcapittel genommen wird, in so weit dieses nicht darauf Verzicht gethan hat. Außer der Hauptkirche war noch eine Capelle, die der heil. Jungfrau Maria und dem heil. Vitus gewidmet war, in der Stadt vorhanden, die der Bischof Gerhard im J. 1212 ebenfalls zu einer Pfarrkirche erhob **). Diese ist in dem dreyßigjährigen Kriege

Hunteburg und Fürstenau, so wie der größte Theil des Sprengels der sich in die benachbarten Länder erstreckt, darunter nicht begriffen gewesen seyn könne. Egibert sagt in Querimonia relata in dipl. Ludov. Germ. beym HENSELER in diss. de dip. Car. p. 107. Episcopium suum esse decurtatum, et indecens ac informe quasi pecus mutilum permansisse. Diese decurtatio und mutilatio erscheint deutlich, wenn man einen geographischen Blick auf die vier Capellaneyen wirft, und die großen Lücken bemerkt.

*) Im Jahr 1221 legte B. Adolph der Domküsterey die bannos ecclesiarum in Damme, Nienkerchen, Stenvelde, Lon et Veghte, und der Cantorey Anchem, Bippehem, Batbergem, Berssenbrugge et Alshusen bey. S. Erdman beym MEIBOM T. II. p. 214. Hier stelle ich mir vor, daß diese banni, seit ihrer unter einem der vorigen Bischöfe endlich von Corvey geschehenen Abtretung, in dispositione Episcopi geblieben waren, weil in der Institutione Custodiae et Cantoriae keines consensus desjenigen Canonici vel Capellani gedacht wird, der sie bis dahin gehabt hätte.

**) Domus vero, quas eidem Capellae in parochiam dedimus, hae sunt: XII domus de collegio Rennicthorpt

Kriege zerſtöret, und nachher auſserhalb der Stadt über die Ems geſetzet worden, wo ſie dem jetzigen Kirchſpiel St. Vit ihren Namen gegeben hat.

Unſer Biſchof Engelbert *) war im J. 1243 der erſte, welcher an ein Collegiatſtift in Wiedenbrück gedachte, und darüber auch wirklich eine Urkunde, worin die bisherige biſchöfliche Capellaney daſelbſt dem neuen Capittel beygelegt, und die Kirche zu Schledehauſen wiederum in eine Capellaney verwandelt wird, ausfertigen lieſs. Das Domcapittel mogte aber mit dieſem Tauſche nicht zufrieden ſeyn, oder aber der Biſchof, welcher behauptete, daſs er nicht ſchuldig ſey, ſeine Capelläne aus dem Domcapittel zu nehmen. deſſen Einwilligung hintanſetzen wollen; daher blieb es vermuthlich **) bey

niethorpt (jetzt die Bauerſchaft Rennetrup), XII domus quaeſitae ſunt circa capellam, quae eidem antequam haec ordinaremus, fuerunt aſſignatae etc. ſagt B. Gerhard. Man kann dieſe Capelle nicht für die alte Stadtkirche halten, weil B. Bruno in der Fundation des Collegiatſtifts von 1259 eccleſiam Widenbrugge von der Capella S. Viti unterſcheidet.

*) Die fundatio Engelberti ſagt kurz: Noviſſe cupimus univerſos, quod nos eccleſiam Sledenien aſſignavimus conventui noſtro majori, ita quod ſemper infra conventum uni canonicorum nomine capellaniae a nobis et ſucceſſoribus noſtris conferatur. Aſſignavimus utique praeſcriptam eccleſiam pro eccleſia in Widenbrugge quae pro Capellania infra conventum fuerat collocanda, ita videlicet, ut in eadem eccleſia in Wid. omo ſtatuemus canonicas a nobis et noſtris ſucceſſoribus conferendas, ſecundum formam privilegii ſuper hoc confecti penes nos tenaciter reſervandi, IV. Kal. Mart. 1243.

**) Nach dem Erdman zu ſchlieſsen, wäre Engelberts Anſtalt kein bloſses Project geblieben.

bey dem bloßen Vorſatze, und die Ausführung deſſelben ward ſeinen Nachfolgern den Biſchöfen Bruno und Boldewin vorbehalten.

Erſterer verglich ſich (1258) zuerſt mit dem Domcapittel, und geſtand, daß wenn gleich ſeine Vorfahren dann und wann zu dieſen vier Capellaneyen einen nach ihrem Belieben angenommen hätten, ſolches dennoch nicht mit Recht geſchehen ſey, und jede derſelben mit einem Domcapitularen beſetzet werden müßte, wie auch noch bis auf dieſe Stunde geſchieht. Hierauf willigte denn auch das Domcapittel darein, daß Schledehauſen ſtatt Wiedenbrück zu einer Capellaney erhoben, und das letztere mit dem erzprieſterlichen Diſtrict, worunter die Pfarren Wiedenbrück, St. Vit, Rheda, Gütersloh, Neuenkirchen (im Ritbergiſchen) und Langenberg gehörten, dem neuen Collegiatſtift beygelegt werden mögten. Jedoch ſollte zu einer Urkunde des vorigen Rechts, der jedesmalige Propſt aus dem Domcapittel genommen werden. — Der andre hingegen, nämlich Biſchof Boldewin, hat im J. 1259 die wahre Fundation unterſchrieben *), und 1260 jenen Vergleich nochmals beſtätigt,

*) Jenen Vergleich und deſſen Beſtätigung vom B. Boldewin liefert Erdman p. 216. In der Fundation aber heißt es: ad honorem D. N. I. C. et glorioſae matris eius M., S. Caroli M. I. A. et beati Aegidii Conf.; in eccleſia Widenbr. collegium canonicorum, accedente conſenſu capituli noſtri maioris inſtituimus, Praepoſiturae, Decaniae, Scholaſteriae et Cuſtodiae (nachher iſt noch die Cantorey hinzugekommen) officia diſponentes, ita videlicet, quod praepoſituram uni de cap. noſtro Oſn., qui fructus praebendae ſuae aſſecutus fuerit, conferemus; jus vero aliorum officiorum et praebendarum nobis et noſtris ſucceſſoribus libere reſervantes. In ſubſidium fra-

trum

ſtörtat, mit dem Anführen, daß Er das Werk zu Stande gebracht habe.

Das Collegiatſtift iſt, ſo wie es auch Engelbert verordnet hatte, zu acht Präbenden eingerichtet, die auch noch jetzt vorhanden ſind, und ſämtlich, ſo wie auch die Propſtey, Scholaſterey, Küſterey oder Theſaurarey, und Cantorey, von einem zeitigen Biſchofe, ohne auf die päbſtlichen Monate zu ſehen, vergeben werden. Der einzige Dechant wird von dem Capittel frey erwählt.

Außerdem ſind dabey noch zwölf Vicareyen vorhanden, als die Vicarey

1) Der

trum inibi Deo militantium eccleſiam Widenbrugge et capellam S. Viti, Kethe, Gutersſchloe, Niggenkerken et Langenberg eccleſias cum ſuis proventibus pie contulimus. Statuentes praeterea octo praebendas, et duas pueriles, quae omne emolumentum aeque partientur, exceptis duabus puerilibus praebendis, quae fructus unius integrae praebendae percipiant. Praepoſitus vero unam ex ipſis praebendam tanquam reſidens integraliter percipiet, Archidiaconatum vero Widenbrugge, Kethe, Gutersſchloe, Niggenkerken et Langenberg obtinebit, nullam procurationem (keine freye Bewirthung) ratione archidiaconatus intra oppidum Widenbrugge a dictis canonicis recepturus. Annum vero gratiae ſicut aliae eccleſiae noſtrae dioeceſeos conſuevernnt habere, ipſis indultimus. Das letztere hat Biſchof Conrad (1278) in folgendem noch weiter beſtätigt: quod et nunc et in antea per mortem cuiusque canonici fructus praebendae unius anni, quam defunctus in eadem eccleſia obtinebat, cederent integraliter ad meliorationem praebendarum omnium, ita ut ex eisdem fructibus alii reditus perpetui pro communi utilitate comparentur, ſalvo illo anno qui defuncto cedit ſecundum conſuetudinem etc.

1) Der H. Barbara, von 1334.
2) Der Calands-Brüder, die ihre Geſellſchaft im J. 1234 dort errichteten, von 1341.
3) Des H. Johannes des Täufers, von 1482.
4) Der H. Anna, zwiſchen 1455 und 1482.
5) Der H. Catharina, von 1469.
6) Der H. Criſpin und Criſpinian, von 1473.
7) Der H. Jungfrau Maria und der H. Anna, von 1480.
8) Des H. Eraſmus, von 1525.
9) Der H. Maria Magdal. von 1504.
10) Des H. Kreuzes, von 1520.
11) Des H. Benedicts, von 1708.
12) Des H. Joſephs, von 1760.

In der erſten Stiftung wird auch noch zweyer Minorpräbenden gedacht, und Biſchof Johann ſtiftete (1355) noch eine dritte *), welchen er die Capelle des H. Georgs vor Wiedenbrück beylegte. Dieſe ſind aber dermalen nicht mehr vorhanden. Zwey davon hat Biſchof Conrad (1496) in eine Majorpräbende verwandelt, und die dritte iſt vermuthlich mit einer andern vereiniget worden.

Da die ehmalige biſchöfliche Capellaney mit den unter dem Capellan als Erzprieſter gehörigen Kirchen, dem

*) B. Johann ſagt: de Capellae St. Georgii noſtrae ſituatae in oppido Widenbrugge prope caſtrum noſtrum dictum Reckenberg noſtrae dioeceſis, ad collationem noſtram ſpectantibus fructibus — de voluntate et conſenſu dilecti viri Iohannis Domhof rectoris eiusdem Capellae ac Decani et Capituli eccl. Widenb. novam praebendam minorem - condimus. Vorhin hatte auch B. Gottfried (1227) Capellam B. M. V. dem Capittel ſchon einverleibt.

dem ganzen Capittel übergeben iſt: ſo hat daſſelbe *) auch das Patronatrecht über alle dieſe Kirchen, und vergiebt dieſelben noch jetzt; jedoch in dem Maaße, daß ſeit 1592 die Gemeine zu Rheda, und der Graf von Rittberg als Herr zu Neuenkirchen, in Gefolge eines Vergleichs von 1664, dem Capittel jemanden dazu präſentiren können. Der zeitige Dechant aber iſt biſchöflicher Capellan und Hauptpfarrer oder Rector zu Wiedenbrück, wo er an ſeine Statt zwey Geiſtliche hält, die er nach ſeinem Gefallen anſetzen und zurückberufen kann **). Die ehmalige mit der Capellaney verknüpfte erzprieſterliche Gerichtsbarkeit, oder die jetzige Archidiaconaljurisdiction, ſo weit ſich ſolche außerhalb dem Collegiatſtift und deſſen Freyheit, erſtrecket hat, iſt wie gewöhnlich, dem Propſte; dem Dechanten aber diejenige beygelegt, welche andern Stifts-Dechanten und namentlich einem zeitigen Domdechanten zu Osnabrück gebühret ***).

Die

*) Insgemein haben die Capittel hierüber Streitigkeiten mit ihren Pröpſten. Zu Quatenbrück findet ſich noch Privilegium Engelberti Epiſcopi ad beneficia conferenda, quod illa collatio ſpectet ad Capit. Bramacenſe et non ad praepoſitum von 1310, und ferner decretum circa collationem praebendarum pro Capitularibus, Officialis Iohannis Miſſingk v. 14. Aug. 1531.

**) Recepta prius reſignatione, heißt es, dictorum canonicatus et praebendae minoris, quos Ioh. de Prigge poſſidebat in manibus noſtris — canonicatum autoritate ordinaria totaliter ſupprimimus praebendamque minorem ejusdem D. Iohannis canonicatui huiusmodi, quem Dnus. Paulus poſſidebat — uniendum duximus.

***) Conradus D. G. O. E. dilecto in Chriſto Decano — licet tuus Decanatus ratione redituum ad ipſum per-

Die besondern Schutzheiligen des Stifts sind der heilige Kaiser Carl der Große, und der H. Aegidius. Carl wurde, wie bekannt, auf Begehren des Kaisers Friederich und des ganzen von deutscher Nationalehre entflammten Reichs, den 29 Dezemb. 1165 *) von dem Papst Paschal in die Zahl der Heiligen versetzt. Der Kaiser ließ seinen Körper nach 351 Jahren aus dem Grabe zu Aachen erheben; auf sein Haupt machte Osnabrück als sein erstes Stift mit Recht Anspruch **); und die

pertinentium adeo non sit fructuosus, quod tuo oneri respondere valeant ac labori, volumus tamen, ut omnem jurisdictionem, quam Decanus maior in ecclesia sua Osnab. consequitur, tu in ecclesia tua Widenb. quiete et libere consequaris — 1286.

*) Erdman ap. Meibom. T. II. p. 505. setzt die Canonisation Carls Idib. Jan. Sie ist aber mitwochs bar IV. Cal. Jan. (v. Godef. Colon. beym Freher T. I. Ser. rer. germ. p. 241) oder quarta feria post nativitatem domini (v. Chron. August. ib. p. 360), mithin den 29 Dezember geschehn. Erdman irret auch darin, daß er p. 196 die Canonisation Alexandern dem Dritten zuschreibt. Der Kaiser Friederich sagt ausdrücklich, daß es authoritate domini Papae Paschalis et ex consilio principum universorum tam saecularium quam ecclesiasticorum geschehen sey; v. diplom. beym Miraeo in fastis SS. Belg. p. 51. et in Actis SS. Jan. T. III. p. 888 Freylich regierte auch zu gleicher Zeit Alexander der Dritte; aber Friederich erkannte keinen für den rechtmäßigen Papst als Paschal.

**) Caput Caroli in Osnaburgis honorabiliter veneratur cum sanctis Crispino et Crispiniano et aliis reliquiis quam plurimis: Rolevink de situ et moribus Westph. p. III. c. 8. p. 174. Edit. Col.

die vor Wiedenbrück belegne Capelle des H. Georg, welche insgemein die Stelle eines Siegeszeichen vertritt, mogte zur Zeit, wie Engelbert, Bruno und Boldewin dem H. Carl zu Ehren das Collegiatſtift errichteten, noch die Ueberlieferung eines Vortheils erhalten, welchen Carl dort über die Sachſen erfochten hatte, woraus denn noch ein näherer Grund, warum das Collegiatſtift den H. Carl zum Schutzpatron erhalten, genommen werden könnte, wann nicht die Verehrung dieſes Kaiſers in dem dreyzehnten Jahrhundert ſich durch ganz Deutſchland und Frankreich, ungeachtet dieſes den Papſt Paſchal und ſeine Heiligſprechung nicht erkennet, einen allgemeinen Wetteifer veranlaſſet hätte.

Der H. Aegidius aber war lange vorher Patron der mit dem Collegiatſtifte vereinigten Stadt-Pfarrkirche, deſſen Feſt dieſe wie billig höher feyert *), als das von dem H. Carl, der folchergeſtalt nur der eigentliche Patron des Capittels iſt; gleich wie denn auch das Capittel den H. Carl allein im Siegel führet, wogegen die Kirche nur bloß die Aegidien-Kirche **) genannt wird. Bey dieſer ſtand ſchon im J. 1185 ein Dechant, der

*) Das Feſt des H. Aegidius wird daher zu Wiedenbrück als ein feſtum primae claſſis gefeyert; wohingegen das feſtum Caroli M. nur ein duplex minus iſt. Es wird auch in officio divino, welches in ſemiduplicibus de Patrono vel Titulari eccleſiae gehalten wird, bloß des H. Aegidius gedacht.

**) So wird in iuramentis Praepoſiti, Decani, Canonicorum et Paſtorum bloß der eccleſiae collegiatae S. Aegidii gedacht; jedoch kann auch dieſe Eidesformel zu einer Zeit eingeführet ſeyn, wo man die von dem Papſt Paſchal geſchehene Heiligſprechung Carls in der Kirche nicht ſo offenbar annehmen durfte.

der aber nur als ein Land-Dechant zu betrachten iſt, welcher, anſtatt des Capellans aus dem Domcapittel, den erzprieſterlichen Diſtrict in ſeiner Maaße beſorgte. Er wird in der hier folgenden Urkunde genannt, welche ich um deswillen mittheile, weil darin ein Eigenbehöriger des berühmten Kloſters zu Liesborn, welchen ſich der Ritter Conrad von Battenhorſt zueignen wollte, mittelſt der damals gewöhnlichen Probe des glühenden Eiſens erhärtet, daß er dem Kloſter gehöre; eine Ehre die nicht vielen ſeines gleichen wiederfahren iſt, und die zu der Zeit, wie dies Wunder geſchah, manchen Proceß abkürzen konnte.

In Noe Smae et individuae Trinitatis.

Wenzo Dei gratia Liesbornensis dictus Abbas notum Universitati fidelium. Quaedam mancipia, quorum ista sunt vocabula: Remhelt cum duobus filiis eius Elico et Heman, ac quatuor filiabus Wigburga, Renzeka, Thigburga et Hildegarde cum natis earum, Ecclesiam nostram sub antecessorum meorum beatae memoriae Baldwini et Franconis Abbatum temporibus quiete possedisse, et quae sui juris erant fideliter persolvisse, sed nostris temporibus praevalescente heu praesumptione pravorum, miles quidam Conradus de Battenhorst ministerialis Bernardi advocati de Lippia praescripta mancipia sibi violenter usurpare voluit. Multis denique super hac habitis colloquiis, tandem advocato nostro Widekindo nobisque consentientibus et Conrado collaudante, taliter huic causae finem imponere placuit, scilicet ut Hermannus, qui inter praedicta mancipia dignior videbatur, judicio candentis ferri examinationem faceret pro omni cognatione suâ, quae molestabatur. Factum est hoc, et Domino rei veritatem declarante, et manum pauperis illaesam ab incendio conservante, Conradus juxta condictum cedens justitiae praesente Dno suo Bernardo et advocato nostro Widekindo, pluribusque viris honestis, omni querimoniâ depositâ de cetero Ecclesiam nostram nec per se nec per suos super

hoc moleſtaturum repromiſit. Haec igitur manu pia tanto labore conſervata authoritate B. Petri apoſtoli Bonne Epiſcopali ac noſtro ab omni iniuſtâ invaſione munitos ſub anathematis interminatione . . . etc. etc. quae ut rata et inconvulſa permaneant hanc paginam conſcribi, et Sigilli noſtri impreſſione muniri praecipimus teſtibus idoneis ſubtus annotatis, quorum haec ſunt nomina: Fratres noſtri, Henricus Prior, Ingelbertus Cuſtos, Wilhelmus Cellarius, Walterus, Burchardus, Fredericus, Arnoldus, Chriſtianus Clerici, *Daniel Decanus in Widenbrugge*, Marquardus et Conſtantinus in Liete, Theodericus et Fredericus de Herſſebroke, Conſtantinus in Nigenkercke, Goswinus in Güterslo, Wigboldus in Thyted, Rembertus in Warslo, Labius, Comes Hermannus in Ravensberg, Widekindus advocatus noſter, Bernardus in Lippia, Miniſteriales etc. etc. item omnes cives in Widenbrügge etc. etc. Actum Widenbrugge in Annuntiatione ſanctae Mariae Anno Dominicae incarnationis 1185, indictione 3tia, regnante Frederico Romanorum Imperatore anno regni ejus 34.

Juramentum Praepoſiti.

Ego N. Praepoſitus Collegiatae Eccleſiae Sancti Aegidii in Widenbrugge juro tactis ſanctis Evangeliis, quod ab hac horâ in antea volo jura et obventiones bonorum dictae Praepoſiturae unà cum Attinentiis et Privilegiis ejusdem inviolabiliter conſervare, perdita vel alienata pro poſſe et noſſe reſtaurare, Capitulumque praedictae Eccleſiae et eius bona, jura, ac Privilegia defendere, et protegere. Sic me Deus adiuvet, et haec ſancta Dei Evangelia.

Juramentum Decani.

Ego N. Decanus Eccleſiae Widenbrugenſis juro ad Sta Dei Evangelia, quod ex nunc in antea volo eſſe fidelis Eccleſiae meae Collegiatae Widenbrugenſis, cuius bona non alienabo, ſed alienata pro poſſe reſtaurabo, Statuta, Privilegia, et conſuetudines Eccleſiae meae ſtrictè obſervabo, ſecretaque Capituli mei non revelabo,

labo, mandatis mei Senioris et Canonicorum Capituli in licitis et honeſtis obtemperabo, nec ſine Licentiâ dicti mei Capituli Decanatum permutabo, ſed ad manus Capituli mei reſignabo: ſic me Deus etc.

Juramentum Canonicorum.

Ego N. juro ad haec Sta Dei Evangelia, quod ab hac horâ in antea volo eſſe fidelis Eccleſiae Collegiatae Widenbrugenſis, bona alienata pro poſſe meo, et poſſe reſtaurare, habita conſervare, Statuta, Privilegia, et conſuetudines Eccleſiae ſervare, Secreta Capituli celare, Decano meo, qui pro tempore fuerit, in licitis et honeſtis obediens eſſe. Sic me Deus etc.

Juramentum Paſtoris.

Ego N. juro ad haec Sancta Dei Evangelia, quod ab hac horâ in antea volo eſſe fidelis Collegiatae Eccleſiae Sancti Aegidii in Widenbrügge, et dominis meis, Decano et Capitulo praedictae Eccleſiae, ipſis in nullo detrahere directè vel indirectè, publicè, vel occultè, omnia Privilegia, Statuta, et conſuetudines praefatae Eccleſiae, in quantum me tangunt, ſervare: Decano, qui pro tempore fuerit, in cauſis licitis et honeſtis obediens eſſe, et Eccleſiam meam in N. non reſignare, permutare, aut alicui locare, aut ad id faciendum Procuratores conſtituere, niſi de pleno Conſenſu praedictorum Dominorum meorum, et ibidem regendo et docendo ſaluti animarum populi fideliter providere, et praeeſſe, idque juxta conſtitutionem Sacroſanctae Eccleſiae catholicae, et ſaepe dictis meis Dominis, Decano, et Capitulo annuam Penſionem ſolvere. Sic me Deus etc.

Die Stiftung des Osnabrückischen Klosters Iburg *)

Das Benedictiner-Kloster Iburg ist das älteste unter allen in dem heutigen Stifte Osnabrück belegenen Klöstern, und noch zu einer Zeit gestiftet worden, wo der edlen Familien noch wenige einen Zunamen führten; daher muß es seine ersten Wohlthäter als unbekannt verehren. Unter denselben waren viele Frauen, Herrenstandes, als Hildesuid, wovon der Hof zu Berler im K. Glaen, Aveze wovon der Hof zu Helvern im K. Tissen, die Aebtissinn Frederun zu Herfordbrock, wovon einige Güter zu Müsken und Hagen, Imme, wovon ein Vorwerk zu Glaen, Gisele, nachwärts Aebtissinn zu Vassum, wovon ebenfalls ein Vorwerk und die halbe Kirche zu Glaen, Eile, wovon einige Güter zu Osenfelde, Reinmode, wovon Schwanendorf, Schwankinne, wovon einiges zu Hiddeshausen, Azele, wovon das Vorwerk Tacmade, und Cunize, wovon der Hof zu Vomte, an das Kloster gekommen sind. Von den Edlen Herrn, welche zu dem Brautschatze des Klosters beygetragen haben, werden Waldeich, der einige Güter zu Versmold, Osso der vier Ver-

*) Aus Hrn. Wedekind's Westphälischem Magazin. Heft IV (Bielefeld), S. 122 folgg. N.

Burwerke mit Namen Rethe, Harz, Berkensehle und Hardensehle, Erpho der Rethe mit der dortigen Kirche, und Wal der zwey Höfe Oselage und Harsheim und den Hof zu Riesenbeck dazu hergab, genannt.

Der eigentliche Stifter des Klosters war aber unser Bischof Benno II, einer der größten Männer seiner Zeit *), der es besonders in der Krieges- und Civil-Baukunst zu einem solchen Ruhm gebracht hatte, daß er fast alle Festungen in Sachsen anzulegen hatte **), und so gar vom Könige nach Speyer geschickt wurde †), um die dortige Cathedralkirche, welche in den Rhein zu sinken drohete, zu unterbauen, welches er auch auf eine kühne und neue Art ausführte; ein Mann, der zugleich als erster Finanzminister ††) den ganzen Haushalt seines Gönners des Königs Heinrich IV, der ihn auch aus Dankbarkeit zu unserm Bischofthum beförderte, in die beste Ordnung gebracht hatte, und seiner Finanzwissenschaft halber im großen Rufe war; unternehmend, feurig, dauer-

*) Man sehe Norberti abbatis Iburg. vitam Bennonis; ein biographisches Meisterstück. Beym Eccard T. II. corp. hist. c. 37. p. 2181. Es sind einige Fehler im Abdrucke vorgegangen, die ich nach einer Abschrift verbessert.

**) Norbert. C. II. wo er unter andern von ihm sagt: Rex totam Saxoniam castellis novis et firmis coepit munire — cui rei maturandae et diligenter exequendae Dominum Bennonem praeesse constituit, sciens huius rei non habere fideliorem, nec ad hoc munus exequendum magis industrium.

†) Id. c. 27.

††) Er war Propst zu Goßlar und zugleich königlicher Minister, duplici potestate praelatus — altera qua regia maiestate publicis negotiis praefidebat. Id. c. 11

dauerhaft, und ſtrenge, aber auch großmüthig und einnehmend bey Freunden und Feinden, beſonders aber auch bey dem Frauenzimmer *) beliebt. Sein großes Denkmahl hier im Stifte, iſt der Damm durchs weite Feld, den er zuerſt verſucht und zu Stande gebracht hat. Dieſe ſeine großen Eigenſchaften waren es, wodurch er jene Wohlthäter bewog, ihm in ſeiner Abſicht, ein Kloſter neben der alten Iburg anzulegen, nach ihrem Vermögen zu ſtatten zu kommen. Er war zu Goſlar, am Tage des H. Clemens, Papſtes und Märtyrers, zum Biſchofe ernannt. Dieſem hatte er aus Dankbarkeit einen Altar gelobt, und er erfüllete ſein Gelübde durch die Stiftung des Kloſters zu Iburg, was den H. Clemens zum Schutzheiligen hat **).

Die alte Iburg lag damals zerſtört, und zwar wie Norbert †), der zweyte Abt zu Iburg dafür hält, ſeit den Zeiten Carls des Großen, der um allen Fehden vorzubeugen und die öffentliche Ruhe zu erhalten, alle Schloſſer in Sachſen zerſtöret hätte. Neben ihr fand ſich eine Stadt ††) (urbs) die jedoch nicht viel zu bedeu-

ten

*) Man kann dieſes ſowohl aus der Beyhülfe der vielen Damen, welche hier eben angeführet ſind, als aus dem Verlangen der Aebtiſſ. die ihn durchaus noch auf ſeinem Sterbebette beſuchen wollte, ſchließen. Das Compliment, was er hierauf machen ließ, war ganz artig: eam ſe videlicet malle in futuro videre ſeculo; ubi ſincere, ſecure et jucundius matuo frueretur aſpectu, quicunque ſe hic invicem in Chriſto puritate caſtae caritatis amaſſent. — Id. c. 38.

**) Id. c. 13.

†) C. 16. Was von der alten Iburg ſonſt zu ſagen iſt, findet man in LODTMANNI monum. Osnab. p. 44. etc.

††) C. 39. Erat autem eo tempore hac in *urbe* ma[illegible] vidua Azela —

en haben mogte, weil sie zu Glaen eingepfarret war, und bloß eine kleine Capelle bey der alten Burg hatte, worin zu Zeiten Gottesdienst gehalten wurde; in der That also eine alte und vielleicht uralte Vorburg, die dar als die Stadt Osnabrück seyn mag, wenn die Iburg, wie Norbert aus den ausgegrabenen Ruinen die er selbst noch gesehen, und aus andern Nachrichten urtheilet, über Carls des Großen Zeiten hinaus reicht. Die ersten Städte entstanden unter dem Schutze solcher Festungen. Die Kirche zu Glaen gehörte der vorgedachten Giselen zur Hälfte und halb dem Bischofe, der sie von einer andern Person dieser edlen Familie an sich gebracht haben mogte und solche hernach dem Kloster überließ. In der Zeit wo man kein Geld hatte, um einander bey Erbtheilungen herauszugeben, theilte man auch die Kirchen, oder vielmehr das Patronatrecht derselben.

Benno fand auf dem Berge, worauf das jetzige Kloster steht, die Ruinen der alten Iburg; und als ihm die Gegend durch ihre gute Lage und gesunde Luft besonders gefiel, so entschloß er sich auf denselben ein Kloster zu erbauen, nachdem ihn seine Freunde, wie vor gedacht, dazu in Stand gesetzt hatten. Allein die alte Burg und der ganze Berg worauf sie lag, gehörte dem Stifte, und die umliegenden Markgenossen hatten den Wald um den Berg gemein gemacht; daher mußte er die erste zuvor vom Stifte eintauschen, und die bischöflichen Rechte in Ansehung des letztern wieder hervorsuchen *). Das erstere ward gegen den Hof zu Bomte, welchen jetzt das Domcapittel besitzt, leicht erreicht, und das andre verschaffte ihm Meginbald Kirchenvogt oder Drost zu Dissen, der den Berg, so weit er dem Bischofe zuständig war, umritt, und darauf mittelst Eides erhärtete,

*) Id. c. 18. 19.

daß ſo weit die Privativ-Holzung des Biſchofes ſich erſtreckte. Die Markgenoſſen wollten ungern baren, und mit ihrem Eide das Gegentheil beweiſen; allein Mehrheit wurde zugelaſſen, und das Gehölz unter dem Namen Sundern, welchen es noch jetzt führt, dem Kloſter zugeeignet. Es war damals noch kein Amt zu Iburg, ſondern der dortige biſchöfliche Unterbeamte, der nebſt zweyen Burgmännern ſeine Wohnung an der Oſtſeite des Berges hatte, lieferte ſeine Gefälle nach Diſſen an einen Oberbeamten ab.

Die Grundmauern der alten Burg kamen zum Theil dem neuen Kloſtergebäude zu ſtatten; indeß muſte doch noch viel Raum übrig bleiben, weil hundert Jahr ſpäter eine Burg zu Iburg war, die Herzog Heinrich der Löwe *) bey ſeinem Fall zu Lehn hatte, und die der Graf

*) Es heißt in dem Vergleich von 1186: De advocatia quae ecclesiae meae ex bonis Amelungi — tenuerat, sancitum est, ut si VI clericos et XII laicos haberemus, qui vellent juramento confirmare, quod Comes Symon ipsam advocatiam et bona Amelungi, quae dux H. Saxoniae a me tenuerat, jure castrensis beneficii, quod vulgo Vorlehn dicitur, a me recepisset, irrefragabiliter justitiam meam de hoc capitulo obtinerem, — und hierauf beziehet ſich auch der Vergleich von 1218 in der Widerlegung der Impl. in Sachen des Freyherrn von Hammerſtein etc. den Dompropſten von Kerſſenbrock, app. 2. adj. 22. p. 249. als worin es heißt: relignavit castellaniam in Iburg, ita quod bona ad eam pertinentia de manu Epi jure recipiet feudali. Es ſcheint, daß die Grafen von Tecklenburg ihr Recht von dem Graf Amelung haben. Lappenberg in Chron. Oan. ap. *Meibom.* T. II. p. 207. ſeq. ſagt: Bennonem in altera montis parte castrum excitasse; und wenn gleich Norbert hiervon nichts meldet: ſo iſt doch das Daſeyn des caſtri vom

Jahr

Graf Simon von Tecklenburg dem Bischofe 1186 streitig machen wollte. Vielleicht nöthigte der schwere sächsische Krieg, welcher bald nach dem Antritt des Bischofs Benno einfiel, und worin auch die Stadt Osnabrück belagert wurde *), unsern Bischof, die alte Burg zu einer Zeit wo so viele neue Schlösser in Sachsen angelegt wurden, auch wieder herzustellen, und das Kloster dargen nicht völlig nach seinem ersten Plan auszuführen. Denn so groß auch seine Erfahrung in der Baukunst war **), und so eifrig er diese Stiftung zu Stande zu bringen suchte: so machte er doch kein Gebäude, was eines solchen Meisters würdig war, welches Norbert mit seinen vielen Reisen und seiner öftern Abwesenheit zu entschuldigen sucht. Der Bischof verstand sich besonders auf das Mauerwerk, und doch stürzten ihm die in seiner Abwesenheit zu eilig verfertigten Mauern ein.

Seine

Jahr 1186 gewiß, und Erdman muß hiezu gute Gründe gehabt haben. Kleinsorg in hist. eccl. Westf. p. 308. Cod. Ridesel. sagt auch, daß Benno arcem et coenobium in monte Iburg erbauet habe, führet aber doch zu seinem Gewährsmann keinen andern als den Norbert an, der dieses doch keinesweges sagt. Das Stiftungsjahr setzt Kleinsorg p. 307 um 1069, aber wie wans nehmen will.

*) Es war die Armee des sogenannten Knoblauchs-Kaisers Hermann von Luxenburg vor der Stadt, und dabey befanden sich der Markgraf Egbert von Meissen und der Hildesheimische Bischof Udo. Beide bewog Benno nicht allein die Belagerung aufzuheben, sondern er zog sie auch auf die Seite seines Wohlthäters, des Königs Heinrich IV, dem er sein ganzes Leben hindurch unter unzähligen Gefahren, Drangsalen und Verfolgungen, ja selbst des päpstlichen Bannes ungeachtet, immer treu blieb.

**) Nach dem Norbert zu urtheilen, ist Benno der größte Baumeister und Haushalter seiner Zeit gewesen.

Seine eigne Wohnung, welche er ſich dort am Kloſter erbauete, hat aber aller Zeit widerſtanden, und iſt erſt vor wenigen Jahren abgebrochen worden.

Der Altar ward den 23 Novemb. Clemenstag, ungeachtet der Bau bey weitem noch nicht vollendet war, geweihet, und man kann dieſen Tag gewiſſermaßen als den eigentlichen Stiftungstag des Kloſters betrachten, weil Benno den Fundationsbrief erſt kurz vor ſeinem Ende (1188) dem Abte Norbert überlieferte, und über die ganze Anlage viele Jahre zugebracht hatte. Denn erſt brachte er zwölf Mönche von Mainz mit, und muſte dieſelben, weil das Kloſter noch nicht fertig war, ſo gut unterbringen wie er konnte. Dieſe, welche es beſſer gewohnt waren, ſchienen ſich mit dieſer etwas übereilten Einrichtung und mit der weſtphäliſchen Koſt nicht zu vertragen. Daher ließ er ſolche wieder ziehen, und bat ſich andere von dem Abte zu Siburg aus, der ihm auf alle Art zu Hülfe kam, und ſich in ſeiner Abweſenheit des Kloſters annahm. Der erſte Abt hies Adelhard, und ihm folgte Norbert, dem man die ſchöne Lebensbeſchreibung des Biſchofes Benno zu danken hat.

Zuerſt ſcheinet der biſchöfliche Kirchenvogt den Schirm über das Kloſter geführt zu haben. Denn dieſer Namens Ludolf, nahm 1070 den Hof zu Helvern für das Kloſter in Empfang *). Aber im J. 1091 **) findet ſich einer Namens Wezel, vermuthlich der Graf Wezel, und im J. 1095 ein andere mit Namen Gerhard als Kloſtervogt †); doch nahm im J. 1097 der Graf Amelung ††), biſchöflicher Kirchenvogt, wiederum

*) Charta in Cop. Ib. P. I. fol. 282.
**) Chart. ib. P. II, p. 11.
†) Ib. P. I. 376.
††) Ib. P. I. 127.

herum den Hof zu Berler für das Kloster in Besitz; und in der Folge war Hermann von Blankena Edelvoat aller dem Kloster zugehöriger Güter. Dieser verkaufte (1223) denjenigen Theil der Vogtey, welcher die Güter jenseits der Ems befaßte, dem Kloster für 35 Mark, und verpfändete ihm den übrigen Theil für 64 Mark, womit die ganze Vogtey wahrscheinlich ihr Ende genommen hat.

Wir wünschten jetzt noch von den edlen Familien, welche zu der Stiftung des Klosters beygetragen haben, einige Nachricht geben zu können. Allein die Zeit hat das mehrste verdunkelt. Hildesvid und die Aebtissinn Frederun waren, wie man aus den Urkunden sieht, Schwestern; eine dritte Schwester von ihnen Namens Hildeberg, hatte zwey Söhne, Heinrich und Friederich, und sie besaß den Hof zu Goldenstedde auf der Vechtischen Gränze. Der Avezen ihr Gemahl hieß Folker, und Eile war eine Verwandtinn des Oberkirchenvogts (supremi ecclesiae Advocati) oder Stiftsdrosten Eberhard; der Cunizen Gemahl hieß Geselbert, welcher die Höfe zu Essen und Vehte besaß; und Swanklinne ist vielleicht einerley mit Swaneburg des Erpho Mutter; sie hatten den Hof zu Nortenfelde. Der Aebtissinn zu Bassum, Gisele, Bruder hieß Gottschalk, und die ganze Familie scheint zum Diepholzischen Grafenstamme zu gehören. Wenigstens hat Bikke mit Einwilligung ihrer Nichte der Odrade die Höfe und Kirchen zu Drebber und Marle (1085) mit aller hohen und niedern Jagd dem Bischofe Benno übertragen; doch werden diese Güter so beschrieben, daß sie in der Grafschaft Adelgers, eines Sohnes des Grafen Wikiggs, belegen wären.

Am angenehmſten aber würde es uns ſeyn von dem Grafen Amelung eine nähere Nachricht zu haben. Deſſen Burglehn zu Iburg mit der Kirchenvogtey hatte Herzog Heinrich der Löwe, wie aus dem Vergleiche *) zwiſchen dem Grafen Simon von Tecklenburg und dem Biſchofe Benno von 1186 zu erſehen, von unſerm Biſchofe zu Lehn empfangen; und nach deſſen Fall erhielt es gedachter Graf Simon. Ein Graf Amelung lebte [illegible] wie hundert Jahr vorher das Kloſter Iburg geſtiftet wurde, indem Hildeswith das Ihrige theils zu Schirloh **), theils zu Aſtrup ***), beides in der Grafſchaft Amelungs gelegen, übergab. Unter ihm ſtand das Kirchſpiel Lienе, und man kann ziemlich nahe ſchlieſſen, daß er dort ſeinen Sitz gehabt habe. Er ſcheint alſo zu dem gräflichen, ſpäter von dem Schloſſe Tecklenburg benannten, Stamme zu gehören; wie denn auch Graf Simon zu Tecklenburg, nach dem Vergleich von 1186, deſſen ſämmtliche Lehne empfangen hatte. Wir wünſchten aber doch ſeine Stammtafel, ſo wie auch die von dem Oberſtifts-Droſten Eberhard, der ſeinem Vater und Großvater in dieſer ſeiner Bedienung gefolget war, und 1095 große Güter im Stifte beſaß, aber ohne Kinder verſtarb, und letztlich die von Wal, ebenfalls einem edlen Vogte unſrer Kirche, zu erhalten; und es würde ſich derjenige ſowohl um die vaterländiſchen als benachbarten gräflichen Familien ſehr verdient machen, der uns hier einiges Licht anzünden könnte. Ein andrer Wal war 1049 Kirchenvogt.

Schluß.

*) Man ſehe die Note *) S. 250 f.

**) Norbert c. 35.

***) Charta in Cop. Ib. P. I. p. 127.

Schließlich will ich noch bemerken, daß der Oldenburgiſche Graf Egilmar und ſeine Gemahlinn Richeze dem Kloſter (1108) neunzig Bund Aale *), welche jährlich zu Oldenburg auf Mariä Geburt abgeholet werden konnten, ſchenkte; und, wie im J. 1100 der hieſige Dom abbrannte, die Reliquien der HH. Criſpins und Criſpinians ins Kloſter gebracht **), und dort über ſechs Jahre, bis der neue Dom fertig war, bewahret wurden.

*) Ib. P. II. p. 9. et in I H. Ivngii antiquit. Benth. in app. p. 6. n. 3. Dominus Egilmarus, heißt es, comes in confinio Saxoniae et Frisiae manens et potens. Sein Bruder hieß Giſelbert, und iſt vielleicht Cunizens Gemahl geweſen, der auch ſo hieß.

**) Ib. P. I. p. 30.

Die Stiftung
des
Nonnenklosters Berßenbrück;

welches im Jahr 1786 mit Päpstlicher und Kaiserlicher Bewilligung aufgehoben worden *).

Graf Otto von Ravensperg hatte mit seinem Bruder Ludewig, welcher die Grafschaft Ravensperg behielt, getheilet, und in dieser Theilung die Grafschaft Vechte nebst Emden und Vlotho erhalten **). Von den bey der Grafschaft Vechte verbliebenen Gütern lagen verschiedene im Stifte Osnabrück, und unter diesen befanden sich auch der Hof und die Kirche zu Berßenbrücke, nebst einigen andern Gütern, welche er und seine

*) Aus Herrn Weddigens Westphälischem Magazin. Heft XIII (Lemgo und Leipzig, 1788), S. 25 folgg. M.

**) Schaten in Annal. Pad. T. II. p. 74. ad ann. 1253. Aus demselben hat vermuthlich Kuhlmann in den Ravensb. Merkwürdigkeiten, 1 Th. §. 13. S. 14 das seinige genommen, ihn aber unrecht verstanden, wenn er glaubt, daß das was Schaten beym Jahr 1261 nachholt, auch in diesem Jahre vorgefallen sey. Der Streit zwischen den beiden Brüdern Ludewig und Otto muß schon 1231 beygelegt gewesen seyn, weil sonst der erste, wie er doch in einer besondern Urkunde von diesem Jahr gethan, die Berßenbrückische Stiftung aus den Vechtischen Gütern nicht genehmigt haben würde.

seine Gemahlinn Sophie mit Einstimmung seines Bruders Ludewig, im J. 1231 zur Stiftung eines Frauenklosters, Cistercienser Ordens, das von dem Orte Berßenbrück jetzt seinen Namen führt, verwendete *). Der hiesige Bischof Conrad bestätigte diese Stiftung noch in demselbigen Jahr **), und nahm sie (1236) in seinen besondern Schutz †). Eine gleiche Gnade wiederfuhr ihr (1237) von dem Papste Gregorius, und (1243) von seinem Nachfolger Innocentius IV ††); und die Stiftung ward der Mutter Gottes geheiligt.

Graf

*) Dieses enthält die Stiftungsurkunde, so gegeben ist 1231 in Vechta, praelidente sede apostolica Gregorio, gubernante Romanorum imperium Friderico, tenente cathedram episcopalem in Osenbrugge Conrado. Die Einwilligung seines Bruders ist eben so unterschrieben, außer daß sie nicht zur Vechte datirt, und vor andern Zeugen aufgenommen ist.

**) Die bischöfliche Confirmation hat auch kein näheres datum als das von 1231.

†) Dieses protectorium hat die besondre Clausel: nos coenobium in Bersenbrugge — in remedium animae nostrae in nostram recepimus protectionem, volentes ut omnia bona dicto coenobio attinentia in nostra dioeceli constituta eadem gaudeant pensione decimarum, quam hactenus dare consueverunt. Nach diesem kann keinem Klostereigenbehörigen, welcher den Zehnten redimirt gehabt, jemals von fremden Zehntherrn eine Erhöhung angemuthet werden.

††) Das Privilegium Gregorii ist in gemeiner Form; aber das von Innocentius IV enthält schon unter vielen andern: ne ullus Episcopus vel quaelibet alia persona ad synodos vel conventus forenses vos ire, vel judicio saeculari de vestra propria substantia vel possessionibus vestris subiicere compellat, nec ad domos vestras causa ordines celebrandi, causas

Graf Otto, der im J. 1242 noch lebte, ſtarb nicht lange hernach *); ſeine Gemahlinn Sophia aber, und die einzige Tochter Jütte oder Judith, welche zuerſt an Graf Heinrich von Tecklenburg, einen Sohn Gra-

tractandi vel alios conventus publicos convocandi venire praeſumat, nec regularem electionem Abbatiſſae veſtrae impediat aut de inſtituenda vel removenda ea quae pro tempore fuerit, contra ſtatuta Cyſtercienſis ordinis ſe aliquatenus intromittat. Die Clauſel aber: Sane novalium veſtrorum, *quae propriis ſumtibus colitis, de quibus hactenus aliquis non percepit, ſive hortis ſive de virgultis et piſcationibus veſtris*, ut et de nutrimentis animalium *veſtrorum* nullus a vobis decimas exigere vel extorquere praeſumat, iſt die gewöhnliche, wie man bey den Canoniſten finden wird, und eben dieſelbe, wonach man ſich in Anſehung der Schatzung und Jurisdiction richtet, indem ſich ſolche nicht ad emphyteutas vel colonos erſtreckt. Seltener findet man die folgende: Porro ſi Epiſcopi vel alii eccleſiarum rectores (Archidiaconi) in monaſterium vel perſonas ibi commorantes, ſuſpenſionis, excommunicationis vel interdicti ſententiam promulgaverint, ſive etiam in mercenarios veſtros pro eo — quod in illis diebus in quibus vos laboratis et alii feriantur eandem ſententiam pertulerint, ipſam tanquam contra apoſtolicae ſedis indulta prolata decernimus irritandam. —

*) Seine Gemahlinn die Gräfinn Sophia ſchreibt in einem Briefe von 1245, infra octavam Ioh. Baptiſtae: nos quaeſtioni uſusfructus, quam Capitulo Osnabr. movimus in domo ſive area clauſtrali, quam Otto bonae memoriae vir noſter uſufructuali jure inhabitaverat, ceſſimus, et omni jure ſi quod habere videbamur, capitulo renuntiamus; ita ut de pretio praetatae domus V ſol. reditus comparentur et — in anniverſario praefati viri noſtri diſtribuantur.

Grafen Ottens und der Gräfinn Mechtild, verheirathet war *), ſetzten ihre Wohlthaten gegen das Kloſter fort. Etwas trugen auch die Grafen Otto und Johann von Oldenburg **), die Stifter des Kloſters zu Bürſtel, zu der Stiftung bey; ein mehrers aber die vier Gebruder, als der Münſterſche Biſchof Ludolf, der Osnabrückiſche Dompropſt Wilhelm, und Adolf, und Wiebold, ungeſamt Grafen von Holte: indem ſie 1240 die Kirche zu Weſterſtedde mit allem Zubehör dem Kloſter überlieſen †). Unſer Biſchof Conrad ſchenkte ihm den Zehnten von Brickwedde ††), und der Graf von Bentheim den Zehn-

*) Weder Hamelmann, noch Stangenfoll, noch Schaten, noch Kuhlemann, noch ſonſt jemand gedenkt dieſer erſten Heirath der Jutte; ſie iſt aber gewiß, und Graf Otto von Tecklenburg ſagt in charta von 1246: quam in remedium animae Comitis Ottonis, amicitiſſimi noſtri, Sophia comitiſſa relicta ipſius, et filia eius Jutta uxor Henrici filii noſtri, conventui in Berſſenbrück liberaliter. — Auch heißt es in einem andern Briefe von 1245: Sophia comitiſſa de Vechta, et Jutta comitiſſa de Teckneburg, et eius maritus comes Henricus. Sie muſſen aber jung verheirathet geweſen ſeyn, indem ihre Eltern, welche 1231 das Kloſter ſtifteten, noch keine Kinder hatten, weil ſie ihrer ſonſt nach damaliger Gewohnheit in der Stiftungsurkunde gedacht haben würden. Es rührt auch daher, daß Jutte hernach noch die Stiftung beſonders genehmigte.

**) Es ſind darüber verſchiedene Urkunden verhanden.

†) Ludewig der Sohn Hermanns und der Enkel Wiebolds von Holte, ſuchte ſich hernach wieder in den Beſitz dieſes Patronatrechts zu ſetzen, und machte dem Kloſter viel Händel; ließ ſich aber doch endlich zum Abſtand bewegen. Auch behaupteten die Grafen von Oldenburg das Patronatrecht mit den Herrn von Holte gemeinſchaftlich zu haben; ſie waren von Einer Familie.

††) Er genehmigte auch reliquarionem decimae duarum domorum in Sutter, et decimae unius domus

ten des Hofes zu Berßenbrügge *), welchen er von dem hieſigen Stifte, und der Ritter Johann von Warnefeld wiederum von ihm zu Lehn trug, nebſt einigen Allodial-Zehnten zu Bokloh und Weſtrup, die der Graf dem letztern ebenfalls zu Lehn gegeben hatte. Ein nicht minder anſehnlicher Vortheil für das Kloſter war es, daß (1257) Hermann, edler Herr von Haſtorp **), demſelben ſeine Güter zu Haſtorp und Drele für 250 Mark, und (1260) einige andre für 125 Mark überließ, da er ſolche Schulden halber loßſchlagen mußte. Den Hof zu Nußford mit der daran gehörigen Kirche zu Gerde, erkaufte es (1286) mit Bewilligung des Biſchofes Conrad, als Lehnsherrn, von Ernſt von Geßmele für 205 Mark ***).

Unter

in Anchem, wovon erſtere der Ritter Eberhard von Hartnen und letztere Herr Jordan von Alſhauſen beſaß.

*) Worin die Lehne, welche die Grafen von Bentheim von hieſigem Stifte hatten, beſtanden, war ſonſt unbekannt. v. LYNC. in hiſt. comit. Benth. III. c. 1. §. 6. p. 153. Hier zeigt ſich eins davon.

**) Hermannus nobilis vir de Haſtorpe vendere bona ſua propter onera debitorum, quibus gravabatur, propoſuit — et eorum bonorum proprietatem cum omnibus attinentiis, videlicet mancipiis, ſylvis, pratis, piſcationibus et aliis utilitatibus eorum, nobis (Brunoni Epiſcopo) reſignavit. Quakenbrugk, V Id. Iun. 1257.

***) Der Biſchof nennet ihn Erneſtum de Gesmele armigerum. Seine Gemahlinn hieß Chriſtine; und ſie hatten vier Töchter, mit Namen Gertrud, Frederun, Kunegunde und Mechtilde. Da die Güter, welche er vertaufte, Lehne waren; ſo ſetzte er einige andre Guter zu Melle und im Stift Minden dafür an die Stelle. Er ſtammte vermuthlich von Heinrich von Geßmel ab, der 1215 ins gelobte Land zog, und dem Kloſter Oeſede damals den Zehnten zu Wetter überließ.

Unter den Vorrechten, welche der Graf Otto und ſeine Gemahlinn Sophia dem von ihnen geſtifteten Kloſter zuwandten, war auch der Störfang *) in der Ems, ſo weit ſich ihr edles Eigenthum erſtreckte. Gedachter Otto wohnte dem Anſehen nach in einem Canonikathofe zu Osnabrück **), und liegt zu Verſſenbrück begraben †); ſeine Gemahlinn ruht vermuthlich auch daſelbſt, und ſeine Tochter Jütte verlangte ihre Ruheſtätte bey ihnen zu haben ††). Dieſe hatte in der andern Ehe den edlen Herrn Walram von Montjoye, jetzt Munſchau im Jülichſchen, geheirathet; und wie es einigem Zweifel unterworfen ſeyn mogte, ob die von ihren Eltern geſchehene Stiftung und die damit verknüpfte Veräußerung, ungeachtet ſolche noch vor ihrer Geburt geſchehen war, ohne ihre beſondre Einwilligung beſtehen könnte; ſo ertheilte ſie dieſelbe nachwärts (1251) in einer beſondern Urkunde, und bekannte darin, daß ſie ſchon längſt vor-

*) Piſcaturam in noſtro dominio in Emeſa quae vulgari nomine dicitur Störevanc. Lamey in der Geſchichte von Ravenſperg, app. p. 30. woſelbſt jedoch durch einen Druckfehler der Störfang in Florfang verwandelt worden.

**) Man ſehe oben die Note *) S. 258. Es war vermuthlich eine Familien-Curie, und eben dieſelbe, die Graf Herman von Ravenſperg 1216 von Hermann von Vechte Canonico et familiari ſuo gekauft, und damals ſchon dem Domcapittel überlaſſen hatte.

†) Gottfried von Tynen, der einen Hof von der Familie unter hatte, ſtiftete 1248 ein ewiges Licht vor dem Grabe des Grafen Otto.

††) Die Gräfinn Jutta nobilis matrona de Muntjoye, verordnete in ihrem letzten Willen von 1297: ut cum decem marcis ibidem (zu Verſſenbrück), ubi ſepulturam elegimus, noſtrae exequiae peragantur.

her, ehe ihre Eltern die sämmtlichen Vechtischen Güter verkauft, darein gewilliget hätte. Der letzte Umstand läßt glauben, daß das Stift Münster, welches die Vechtischen Güter erhandelt hatte, dem Kloster eine Besorgniß erwecket habe. Sie bekannte dieses als Frau von Monjoye bey ihrer Anwesenheit zu Berßenbrück, und that ein gleiches das Jahr darauf im Kloster zum Gertrudenberg, worüber ihr Vater die Schirmvogtey besessen hatte, wie wir bey der Stiftung dieses Klosters sehen werden. Den Verkauf der Herrlichkeit Vechte, welche ihre Eltern in ihrer Minderjährigkeit abgetreten hatten *), hat sie auf gleiche Weise bestätigt.

Es

*) SCHATEN in annal. Pad. T. II. p. 73. Die Urkunden, welche Berßenbrück und Gertrudenberg haben, sind mit der dort angeführten, was das Wesentliche betrift, einerley; und fast sollte man glauben, wie denn auch der autor notarum criticarum in Schatenium, welche auf der Göttingischen Bibliothek sind, und wovon JUNG. in hist. Beuth. p. 255. einen Auszug giebt, damit einstimmt, daß diejenigen, welche Schaten anführet, gar nicht auf den Verkauf von Vechte, sondern auf einen andern gerichtet sey, wie denn auch Schaten selbst in den Worten: proferuntur et aliae litterae hoc in anno 1253 conſignatae, quibus Walramus et conjux et mater omnem comitatum omniaque per Emſiam bona Ottoni Epiſcopo Monaſt. transferunt — eine andre ratification des Vechtischen Verkaufs angiebt, die überflüßig gewesen wäre, wenn die von 1251 sich hierauf bezöge. Die Erzahlung, daß die Gräfinn Jutta zuerst ihre Grafschaft dem H. Peter zu Osnabruck angeboten, und wie dieser nicht gewollt, solche dem H. Paul übergeben habe, scheint post festum gemacht zu seyn; wenigstens wird solche durch das Zeugniß Hamelmanns, Stanaefels und andrer jüngerer Geschichtschreiber nicht erwiesen.

Es ist glaublich, daß ihre Eltern sich die Edelvogtey über das in ihrem edlen Eigenthum gestiftete Kloster vorbehielten; doch findet man solches nicht ausdrücklich bemerkt. Das Kloster hatte zu Anfang seinen Propst wie alle andre; der aber nicht aus dem Domcapitel gewesen zu seyn scheinet. Im J. 1234 hieß es noch: Roland des Klosters Provisor; im J. 1242, Werno Propst; und der Bischof schrieb Aebtissen, Propst und Convent; andere aber auch wohl Propst, Aebtissen und Convent. Dem Propste gebührt der Rang außerhalb dem Capittel. Das Kirchspiel Berßenbrück hat sonst unter die Kirche zu Aukum gehört, und ist auch, als das Kloster im J. 1277 den Sent von seinen Gränzen zu entfernen suchte, dahin verwiesen worden *).

Uebrigens will ich noch bemerken, wie dieses Kloster bald nach seiner Stiftung mit einigen Bürgern zu Ribenitz im Mecklenburgischen in einen schweren Krieg gerathen, und großen Brandschaden von denselben erlitten, jedoch endlich unter der Vermittelung Woldemars, edlen Herrn zu Rostock, einen leidlichen Frieden erhalten hat. Da dieser Friedensschluß in keinem Codice juris gentium abgedruckt ist, gleichwohl aber die Art zu denken und zu handeln der damaligen Zeiten sehr erläutert; so wollen wir ihn zum Beschluß mit beyfügen:

Nos

*) Die Ursache dieser Verlegung wird also angeführt: quia in die synodi eius, ex insolentia et strepitu advenientium, debitum deo honorem in officio divino impendere non poterant sicut decet. Man irret aber wohl nicht, wenn man auch eine rationem politicam mit unterlegt.

Nos Woldemarus Dei gratia Dominus terrae Rozſtock omnibus Chriſti fidelibus hoc ſcriptum inſpecturis ſalutem in Dno. Quae geruntur evaneſcunt ſimul cum tempore, niſi a voce teſtium vel litterarum notulis recipiant firmamentum. Sciant ergo praeſentes ac poſteri, quod quidam rancor diſcordiarum, qui verſabatur inter ſanctimoniales, quamvis innocentes, et quosdam ſervos ſcilicet Rubertum et Wernerum et Gerhardum, quondam coram patre noſtro Dno Borwino amicabili compoſitione Conſulibus Civitatis Rybeniz ac Burgenſibus eiusdem civitatis fuerat annullatus in hunc modum, ut unionem pacis iam dicti ſervi cum amicis ſuis iuramento in reliquis ſe ſervaturos perpetuo confirmantes. Quoniam ex temporis diuturnitate a memoria praedictorum pacis compoſitio pro parte fuerat avulſa, idcirco hoc factum coram Nobis et Conſulibus civitatis iam dictae, et quam pluribus viris diſcretis tam Clericis quam Militibus eſt amicabiliter innovatum: Ut compoſitio tunc facta perpetuo conſervetur, hoc ſcriptum fecimus ſigilli noſtri munimine roborari. Datum ao. Dni. MCCLXXIV. in Vigilia S. Laurentii.

Univerſis praeſentibus et futuris praeſens ſcriptum inſpecturis, Advocatus, Conſules ceterique concives in Rebeniz ſalutem in eo qui eſt omnium vera ſalus. Quae labuntur in tempore ne ſimul labantur cum lapſu temporis, ſolent linguis teſtium et litterarum apicibus perhennari. Noverint univerſi praeſentis ſeculi et futuri, Robertum quondam, Wernerum et fratrem ſuum — filios Iohannes Fabri, rancorem et diſſenſionem cum Coenobiis Sanctimonialibus in Berſenbrugge quondam habuiſſe, ex cuius malignae radicis vigore malignitas animi prodiit operis in effectum, ita ut Coenobium dictarum Monialium cum rebus multarum villarum, quae ibidem ob timorem diſſentionis Dominorum Weſtfaliae reconditae fuerant, incendiis devaſtarunt. Cuius rei enormis exceſſus cum praedictis tribus et cum eorum affinibus eradicatus plane fuit et ſedatus, taliter ut hij tres et eorum conſanguinei abrenunciarent omnibus, ſi quae habent tractare et exequi a dicti Coenobii Coenobitis, coram viris fide dignis ſuper hijs dantes ſcriptum

ſuum

ſuum ſignatum ſigillo Civitatis Ribeniz. Huius eſſectus compoſitionis ex diuturnitate temporis immemores denuo exigebant emendam neſcientes qualem, litteras ſuas transmittentes, quod iterum ſicut prius reſignaverunt, dantes Domino Deo quicquid haberent exequendum; conſiderantes nihil iuris habere contra dicti ſaepius clauſtri moniales. Vt autem haec compoſitio et concordia robur ſortiatur aeternum, praeſentem paginam dedimus munimine ſigilli civitatis Ribeniz roboratam. Huius rei ordinatio coram Dno Hinrico Plebano Civitatis Ribeniz, Dno Hartmanno Sacerdote, Dno Gregorio Milite de Jorke. Sigero Milite. Coram Conſulibus eiusdem Civitatis ſcilicet Theoderico Guolone, Hermanno albo, Johê novo piſtore Johê de Bolhagen, Marquardo, Johê Pezewive, Bertoldo Guolone, Nicolae Ratzecowe, Theordo carnifice, Johê Muderſell, Engelhardo piſcatore, et ceteris quam pluribus concivibus eiusdem civitatis eſt peracta. Et ne matura deliberatione haec facta ab hijs tribus aut eorum affinibus aut heredibus poſſit infirmari, hij praedicti viri teſtimonium perhibent. Datum ao. Dni. MCCLXXIIII. V. Idus Septembris Vigilia Laurentii. Praeterea ad maiorem huius rei firmitatem Dominus Gregorius Miles ſui appenſione ſigilli idem roboravit.

Ueber

die allgemeine Toleranz. *)

Briefe aus Virginien.

Erſter Brief.

Sie wollen wiſſen, liebſter Freund, wie wir bey der hier eingeführten allgemeinen Duldung gefahren ſind. Gut! das will ich Ihnen erzählen, wie ich es ſelbſt mit erlebt und erfahren habe.

Anfangs, wie einer mit dem andern nicht viel zu theilen hatte, ging alles gut. Deiſt und Atheiſt, Chriſt und Unchriſt, gingen ganz friedfertig mit einander um. Man richtete einen jeden nach ſeinen Handlungen; und keiner fragte den andern: was glaubeſt du?

Allein dieſe ruhige Verträglichkeit währte nicht lange. Ein ſchlechter Menſch hatte von einem Kaufmanne, der ſich einmal in Geſellſchaft hatte verlauten laſſen

*) Die nunmehr folgenden Aufſätze ſind aus der Berlinischen Monatsſchrift von dem J. 1787 bis 1794 abgedruckt. Sie ſtanden zum Theil ſchon in den Osnabrückiſchen Intelligenzblättern, wozu aber Möſer, wenn er ſie an den Hrn. Bibl. Bieſter ſchickte, einige Aenderungen und Zuſätze beyzufügen pflegte; theils wurden ſie auch von ihm erſt für die Monatsſchrift ausgearbeitet, welches namentlich bey den ſich auf die Franzöſiſche Revolution beziehenden Aufſätzen, und bey den Widerlegungen der dagegen erſchienenen Einwendungen, der Fall war. M.

laſſen daß er keinen Gott glaube, für mehr als dreyhundert Dollars Waaren auf Kredit erhalten; und leugnete um die Schuld. Der Kaufmann klagte; und der Richter erkannte, daß ihm, wenn er ſein Buch beſchworen haben würde, der Andere bezahlen ſollte. „Das geht „nicht, Herr Richter," verſetzte der Beklagte; „oder „der Mann muß erſt bekennen, daß er einen Gott glaubt „der die Meineidigen beſtraft." — „So recht!" urtheilte der Richter; und wollte eben den Kläger, der ſich dazu nicht verſtehen wollte, abweiſen, als ein Quaker auftrat, und behauptete: man müſſe einem ehrlichen Manne auf ſeine Verſicherung glauben. Nun galt aber das Nein des Beklagten ſo viel als das Ja des Klägers; und der Richter ſah ſich genöthigt, die ganze Kolonie zuſammen zu rufen, um von der Geſetzgebenden Macht zu vernehmen, wie er ſich hiebei zu verhalten habe.

Der Sprecher fing damit an, daß auch die Götter den Eid nicht entbehren könnten:

Una ſuperſtitio ſuperis quae reddita divis.

Allein, um die vielen Quaker nicht vor den Kopf zu ſtoßen, faßte man endlich das Geſetz dahin: „Daß jeder „Koloniſt ſein Glaubensbekenntniß zu Protokoll geben „ſollte; darnach wollte man urtheilen, wie er ſein „Wort bekräftigen ſolle. So habe man es in Europa „mit dem Judeneide und der Quakerverſicherung gemacht. Wer aber gar keinen Gott glaube, ſolle nur „gegen ſeines gleichen zeugen können."

„Auf dieſe Weiſe", ſagten die Atheiſten, deren jedoch nur wenige waren, „ſind wir übel daran. Die „gemeinen Leute hier, denen wir wegen des groſſen Geld„mangels borgen müſſen, ſind alle Chriſten; und wenn

„ſie

„ſich vielleicht ein Verdienſt daraus machen, einen „Atheiſten zu betrügen.“

„Nicht allein das,“ rief Einer aus dem Volke: „ſondern Ihr Atheiſten ſeyd auch unfähig ein Obrigkeitliches Amt zu verwalten, oder Repräſentanten des Volks zu werden. Ihr könnet auch von andern Religionsverwandten kein Zeugniß verlangen, weil Ihr ihnen keines wiedergeben könnet. Und, wenn einmal das Unglück ſeyn ſollte, daß wir gegen die Wilden ziehen müßten: ſo fechten wir nicht mit euch, weil Ihr mit uns nicht gleichen Muth haben könnet, indem Ihr mit dem Leben alles verliert, wir aber nur aus einem Leben ins andre übergehen. Ihr ſeyd alſo nicht beſſer als Sklaven, die ſich den Geſetzen und Steuren, die wir ihnen ohne ihre Zuſtimmung auflegen, unterwerfen müſſen.“ ... Ein Philoſoph bemerkte noch hiebey: „der Atheismus könne nie das Band einer bürgerlichen Geſellſchaft werden; derſelbe iſolire ſeiner Natur nach, und führe überhaupt zu einem freudenloſen Leben, um deſſen willen es ſich nicht der Mühe verlohne, Geſellſchaften zu errichten.“

Nun ging es ans Protokolliren, da ein jeder ſein Glaubensbekenntniß ablegen mußte. Der eine glaubte dies, der andre das; und was das ſchlimmſte dabey war: ſo hatte faſt ein jeder alle acht Tage ſeiner Meinung etwas ab- oder zuzuſetzen, wie dieſes faſt immer der Fall iſt, wenn man erſt anfängt einer Sache recht nachzudenken, und darüber warm wird. Hierüber wurde aber das Protokoll ſo dick, daß der Kolonieſchreiber Johann Jakob ſolches durchaus geſchloſſen haben wollte. Allein Keiner wollte dem Rechte, ſeine Meinung früh oder ſpät ändern zu mögen, entſagen: und ſo blieb das Protokoll zur großen Beſchwerde des

Schrei-

Schreibers immer offen, so daß man kein Ende davon absehen konnte.

Endlich erforderte es doch die Nothwendigkeit, weil eine bevorstehende Magistratswahl nicht länger verschoben werden konnte, die sämmtlichen bis dahin eingebrachten Glaubensbekenntnisse vorläufig, jedoch mit Vorbehalt des Rechts eines jeden wegen des Ab- und Zusetzens, in einen Auszug zu bringen; und festzusetzen: welchem ein Kolonist beypflichten sollte, um in vorkommenden Fällen zum Eide, zum Zeugnisse, zur Repräsentation, zur Magistratur, und zur Landesvertheidigung, zugelassen zu werden. Man brachte also die sämmtlichen Bekenntnisse auf gewisse Hauptartikel zurück; und setzte unter jeden die Namen derjenigen Kolonisten, welche darin übereinkamen.

Die Atheisten wurden sogleich aus der Zahl der ehrenfähigen Männer ausgestrichen. Man erklärte ihnen jedoch dabey: daß sie bleiben, handeln, bauen, und leben könnten, wie andre Kolonisten; und daß auch ihre Kinder ehrenfähig werden sollten, wenn sie die festzusetzenden Artikel künftig mit annehmen würden; wogegen sie sich aber gefallen lassen müßten, wenn es zum Kriege mit den Wilden ginge, als Trainknechte zu dienen, da sie nicht in Reihe und Glieder stehen könnten. Denn hier, wo es auf die Hand ankäme, könne man ihnen nicht, wie den Juden, erlauben, einen andern an ihre Stelle zu dingen; und, weil man sich auf ihr Gewissen nicht verlassen könnte, müsse man den Vermögenden unter ihnen alles bey schweren Geldstrafen, und den Unvermögenden bey hundert Stockprügeln verbieten.

Vergeblich beriefen sie sich dagegen, auf die bekannt gemachte allgemeine Duldung, auf die Freyheit

des

des Glaubens, und die Unschuld des Irrthums, auf ihre guten moralischen, physikalischen und politischen Eigenschaften. Die Antwort war immer: das Vertrauen lasse sich so wenig wie der Glaube erzwingen. Beide Theile folgten mit gleichem Rechte ihrer Freyheit zu denken: die Atheisten, indem sie keinen Gott glaubten; und die andern, indem sie einem Atheisten in keinem Stücke trauten. Und damit blieb der Stärkere oben, von Rechtswegen.

Nächstens will ich Ihnen melden, wie es uns weiter gegangen. — —

Zweyter Brief.

Nachdem der Schluß wider die Atheisten, wovon ich Ihnen in meinem Vorigen Nachricht gegeben habe, gefaßt war, fing man endlich an, die Glaubensbekenntnisse derjenigen, welche einen Gott glaubten, zu untersuchen; setzte aber doch, zu Verhütung aller Mißdeutungen (wiewohl meiner Meinung nach, sehr überflüssig) fest: daß man sich bloß wegen einer in dieser Kolonie allein ehrenfähig machenden Religion vereinigen, und übrigens dem lieben Gotte auch nicht einmal das Recht streitig machen wolle, einen frommen Atheisten, dessen Verstand nicht so weit reichte um ein höchstes Wesen zu erkennen, selig zu machen. Wie denn auch keiner von diesen aus der Versammlung ging, dem nicht einer oder der Andre die Hand drückte, und ihm seine Kasse anbot wenn er sie nöthig hätte. Das individuelle Zutrauen blieb also nach wie vor; aber man konnte und wollte es nicht zur General-Zwangs-Regel machen.

In den Glaubensbekenntniſſen von Gott fand ſich jedoch eine ſolche Verſchiedenheit, daß es eine lange Zeit unmöglich ſchien, alle zu vereinigen. Einige hielten es für höchſt verwegen, und für unmöglich: daß ein endliches Weſen ſich einen Begrif vom unendlichen machen wollte; Andre glaubten, man brauche davon nicht mehr zu wiſſen, als man mit ſeinen fünf Sinnen und mit dem von Gott erhaltenen Verſtande begreifen könnte; und noch Andre hatten beſondre Offenbarungen angenommen, woraus ſie das unendliche Weſen erkennen wollten. Der großen Verſchiedenheit nicht zu gedenken, die aus den Begriffen welche ſich jeder entweder aus der Natur, oder aus den Offenbarungen, von einem höchſten Weſen machte, hervorging. Endlich kam man doch darin überein: „daß ein jeder, der in dieſer Kolonie ehrenfähig ſeyn wollte, ein allweiſes, „allmächtiges, und allgütiges Weſen, welches dieſe „Welt erſchaffen habe, und regiere, bekennen, jedoch daben die Freyheit haben ſollte, von dieſen drey großen „Eigenſchaften des allerhöchſten oder allererſten Weſens „ſo viel zu hoffen und zu fürchten, als er könnte, und „brauchte.“

Nun glaubte jeder die Kolonie auf das herrlichſte gegründet, und von Menſchen, welche jenes höchſte Weſen annähmen, nicht allein nichts zu fürchten zu haben, ſondern auch Alles erwarten zu können was zu ſeinem Frieden diene. Allein der Erfolg zeigte bald, wie ſehr man ſich geirret hatte. Nicht die Hälfte der Kolonien hielt etwas auf beſondre Gottesverehrungen, auf beſondre Verſammlungshäuſer oder Tempel, oder auf beſondre Lehrer. Ihrer Meinung nach: fühlten beſondre Lehrer immer einen Geiſt des Standes, der überall unendliche Verwirrungen anrichte, und ſie zögen die Menſchen nur von der Thätigkeit zur Spekulation; Verſamm-

ſammlungshäuſer wären nichts gegen den unermeßlichen Tempel des Allmächtigen, worin der freie Menſch unter einem freyen Himmel anbete; der Sonntag ſey nicht beſſer als jeder andre Tag, und Ein Augenblick der Zeit dem Höchſten eben ſo angenehm als jeder andre. Es wäre, ſagten ſie, lächerlich, Gott mit gewiſſen Ceremonien zu verehren, oder auch nur zu glauben, daß das höchſte Weſen von ſchwachen Menſchen geehret werden könne; ſie hielten es ſo gar für gotteslästerlich, ein Gebet an daſſelbe zu richten, oder, welches einerley ſey, zu fordern daß der Allweiſe auf das thörichte Bitten der Menſchen den Lauf der Welt abändern ſolle; und das Dankgebet zeugte nur, wie ſie ſich ausdrückten, von dem Stolze des Menſchen, der ſich vorſtellt dem Allmächtigen ein freywilliges Dankopfer bringen zu können. .....

Sie hatten alſo auch nichts von äußerlichen Ceremonien; und jeder Hausvater, jedes Glied der Familie, hatte ſeine eigenen Gedanken von dem allmächtigen, allweiſen, und allgütigen Weſen: ohne daß ſie einige beſtimmte Schlüſſe zum Beſten der Kolonie daraus machten, und ſich zu denſelben gemeinſchaftlich bekenneten.

Indeß konnte man ſie desfalls von den Ehrenſtellen nicht ausſchließen; und weder Chriſten, noch Juden, welche nach ihrer Weiſe ſich vereinigt hatten, und ihre Kinder nach feſtgeſetzten Schlüſſen erziehen ließen, machten ihnen dieſe Glaubensfreyheit ſtreitig. — Auf einmal aber erfuhren dieſe, daß unter jenen ein Vater ſeine Tochter, eine Mutter ihren Sohn, ein Bruder ſeine Schweſter geheirathet hatte; man erfuhr, daß Verſchiedene derſelben ſich mehrere Weiber zulegten, und ſolche nach Befahren wieder zurück ſchickten; man erfuhr, daß einer ſeinen Erſtgebornen zum Opfer geſchlachtet, und die Frau eines Andern ſich auf dem Grabe ihres

Mannes

Nannes den Tod gegeben hätte; man erfuhr, daß Verschiedene von ihnen gar kein Eigenthum erkennen, und alles was Gott erschaffen hat, in Gemeinschaft haben wollten; man erfuhr, daß Einige gar nicht zur Landesvertheidigung folgen und fechten wollten, und der Obrigkeit die Macht zu strafen streitig machten. — Mit einem Worte, man erfuhr so viel, daß es unmöglich schien, solche Leute für ehrenhaft zu erkennen, und mit ihnen Glück und Unglück zu bestehen.

Man hielt es also für Pflicht, und für die allgemeine Ordnung nöthig, denselben eine ernstliche Vorstellung zu thun. Aber, wie groß war das Erstaunen, als man die Antwort hören mußte: „Wie? das allgütige „Wesen sollte es dem Vater versagt haben, bey seiner „Tochter zu schlafen, die ihm zugehört? sollte es der „Mutter wehren, für alle ihre Mühe, die sie mit Erzeu„gung und Erziehung ihres Sohns gehabt, seine Erst„linge zu fordern? sollte die Heirath zwischen Schwester „und Bruder jetzt mehr mißbilligen, als es sie im An„fange der Welt gemißbilliget hat? sollte dem Menschen, „den es zum Genuß aller Freuden erschuf, nicht mehrere Weiber vergönnen; oder ihn wohl gar zwingen, „sich mit einer einzigen, die sein ganzes Leben verbittert, „zu begnügen? sollte das Opfer des Erstgebornen, das „theureste was ein Mann ihm bringen kann, nicht gerne „annehmen? oder auch einem Vater verwehren, allenfalls seine neugebornen Kinder, welche er nicht ernähren kann, ins Wasser zu werfen?“ — Mit einem Worte, jeder wußte das allweiseste allmächtigste und allgütigste Wesen besser in seinen Kram zu ziehen, als die weiland natürliche Madame Warens die Philosophie, oder ein Betrunkener Gottes Barmherzigkeit. —— Wie es aber hart gewesen seyn würde, jemand zu zwingen, wider seine Ueberzeugung zu handeln; also konnte man

auch nicht fordern, daß sie anders handeln sollten, als sie wirklich handelten: so groß auch der Greuel war, welchen die übrigen Kolonisten an diesen, ihrer Meinung nach, von Gott verworfenen Menschen hatten.

Indeß konnte das Ding doch so nicht bestehen: besonders da eine Menge verstoßener Weiber sich aufs Betteln legten; und da viele, welche glaubten, die Früchte der Erde gehörten allen Menschen zu, und keiner dürfe sich derselben ausschließlich anmaßen, den Andern in die Krautgärten gingen, und was sie bedurften daraus nahmen. Die sämmtlichen Christen, und verschiedene andre Sekten, traten demnach zusammen, und beschlossen: jene Andersgesinnte ganz aus ihren Gränzen zu verbannen, und allenfalls auch, wenn es ihre Sicherheit durchaus erforderte, als Raubthiere vom Erdboden zu vertilgen. Jedoch wollte man es erst noch versuchen, ob sie nicht in Güte auf andre Gedanken zu bringen seyn möchten.

Sechs der weisesten Männer übernahmen dieses Geschäft; und, wie sie das Glück hatten, an den Abgeordneten der Andern sehr billige und vernünftige Männer zu finden, so kamen sie gar bald darin überein: daß diese sich alles, was zum Besten der Kolonie von der Mehrheit gewillkühret werden würde, als menschliche Polizeygesetze gefallen lassen, dieselben aber nur nicht als göttliche Befehle verehren wollten. Jedoch auch diesen Unterschied der Meinungen, welcher Anfangs Anlaß gab, daß der eine Theil sich Gottesknecht, und der andre Menschenknecht hieß, wußten die Weisen bald zu heben, indem sie sich dahin verglichen: daß Gott der einzige Beherrscher der Kolonie; das versammelte Volk Gottes Stimme; die Obrigkeit Gottes Diener; und ihre Gesetze Gottes Gesetze seyn soll-

ſikten; weil es anſtößig und ſchimpflich wäre, daß ein Menſch den andern beherrſchen ſollte.

Zwar machte einer der Weiſen noch den Einwurf: daß es eben ſo anſtößig und unſchicklich ſeyn würde, wenn man hiernach ſagen müſſe, Gott zürne und räche, oder er werde beleidiget und verſöhnet. Allein ſie warben bald über den Begrif eines Gottherrſchers einig, und hielten es für einen edlen Zug der Urwelt, welcher den lauteſten Beyfall verdiene, daß die erſten Menſchen keine Hinterſaſſen eines Königs oder Fürſten, ſondern unmittelbare Gottesſaſſen hätten ſeyn wollen.

Solchemnach ward eine Gottes-Polizey (eben wie ehemals in Deutſchland ein Gottesfrieden) in die Kolonie eingeführt; und durch dieſelbe wurden nicht allein gewiſſe Grundſätze in Anſehung des Eigenthums, der Ehen u. ſ. w. als Gottesgeſetze feſtgeſetzt, ſondern auch unter andern, als auf Gottes Befehl, gewiſſe Tage geheiligt, Verſammlungshäuſer angeordnet, dabey eigene Lehrer angeſtellt und Schulen angelegt: alles in der Abſicht, um ſowohl den jungen als alten Koloniſten jenen beſtimmten Willen Gottes in Anſehung dieſer Kolonie, recht tief und feſt einzuprägen, und ihre vormaligen freyen Handlungen zum allgemeinen Beſten einzuſchränken.

Indeſſ waren doch bey weitem nicht alle mit dieſer Einrichtung der Weiſen zufrieden. Einige ſagten: man verwechsle hier offenbar den theokratiſchen Gott mit dem allweiſen allmächtigen und allgütigen Weſen; es ſey eine bloße Vergötterung ſeines eigenen Begrifs, daß man einen Theokraten aufſtelle, und dieſen gebieten oder verbieten laſſe was man ſelbſt wolle. Eine ſolche Täuſchung erniedrige den Menſchen; und ſie hätten eben die Freyheit, welche andre hätten, ſich einen Gott zu bilden, welcher

ihnen verſtatte ſo weit zu gehen, als die ihnen von ihm nicht umſonſt verliehenen Kräfte reichten. — Hier aber zog auf einmal, gleich als ob ſie von einem Sturm ergriffen worden wäre, die Menge ihr Schwert; und jeder rief: es komme nur der Mehrheit und dem Stärkern zu, ſich einen Gott zu wählen, und alle diejenigen, in dieſer Kolonie, welche ſich unterſtehen würden andere Götter zu haben neben dem ihrigen, ſollten ausgerottet werden in ihren Gränzen. Dies machte einen ſichtbaren Eindruck; obgleich die andern heimlich murreten: eine ſolche Intoleranz, wodurch ihnen nun ſogar die jedem Menſchen zuſtehende Denkfreyheit abgeſchnitten werden wollte, wäre unerhört; und ſie wollten doch glauben was ſie wollten, wenn ſie ſich gleich in ihren Handlungen nach jenen ſo genannten göttlichen Geſetzen richten müßten. Die Zeit käme vielleicht noch wohl, worin ſie die Stärkſten ſeyn würden. . . .

Dies wäre ihnen aber bald übel bekommen. Denn, da die andern hörten, daß dieſe ſich nur äuſſerlich nach den Geſetzen halten, und es aufs Lauren legen wollten; ſo vermutheten ſie von ihnen: ſie würden ſich denſelben heimlich ſo oft ſie könnten entziehen, unter ſich den Gott der Kolonie läſtern, in Kammern bey ihrem vorigen Weſen beharren, und endlich, wenn ſie ſtark genug geworden wären, alle Geſetze wieder über den Haufen werfen. Man hielt es alſo für nöthig, auch dergleichen Koloniſten die nur den geringſten Zweifel an jener Satzung der Weiſen zu Tage gelegt hatten, von aller Ehrenfähigkeit auszuſchließen, um ihnen nicht zu viel Macht in die Hände kommen zu laſſen; und um ihre Vermehrung zu hindern, nahmen ſich alle Sekten, welche ſich an feſtgeſetzte Schlüſſe aus dem groſſen Grundſatze vom allweiſen allmächtigen und allgütigen Weſen, oder

mit

mit andern Worten, an eine beſondre Offenbarung hielten, ſogleich vor, ſich mit ihnen nie durch Heirathen zu verbinden. Dieſes Volk, ſagten ſie, iſt unrein; der Vater ſchläft gewiß heimlich bey der Tochter, da er es öffentlich nicht thun darf; und wenn wir gleich in unſern Polizeygeſetzen eine Probe feſtgeſetzt haben, woran die unbefleckte Keuſchheit einer Braut erkannt werden kann, um dergleichen heimlichen Greueln Einhalt zu thun: ſo iſt doch dieſem Volke, das ſich bloß äuſſerlich den Geſetzen unterwerfen, und innerlich die vollkommenſte Glaubensfreyheit behalten will, keinesweges zu trauen.

Dies gab der allgemeinen Duldung abermals einen Stoß; ſo, daß endlich die Weiſen wieder zuſammen treten mußten, um auf Mittel zu denken, wie der innerliche Menſch mit dem äußerlichen zu vereinigen, oder jede geſetzmäßige Handlung deſſelben auch aus ſeinem Glauben herzuleiten ſey. — Jedoch ich muß hier abbrechen. Alſo von dem weitern Erfolg nächſtens

Dritter Brief.

Ich kann Sie, liebſter Freund, von demjenigen, was in der Verſammlung der Weiſen vorgefallen iſt, nicht beſſer unterrichten, als wenn ich Ihnen die ganze Unterredung, ſo wie ich ſolche ſelbſt mit angehört, und gleich nachher aufgeſchrieben habe, hiemit vorlege. Hören Sie alſo:

A. Ich dächte, es wäre immer noch beſſer, wir ließen einen Jeden glauben was er will, und erforderten von Keinem ein Bekenntniß ſeiner Meinungen.

B. Alſo auch kein Bekenntniß ſeiner moraliſchen?

A. Wozu alle dergleichen Bekenntniſſe? Giebt es nicht ſchon Heuchler genug in der Welt? und kann nicht ein Jeder immer anders ſprechen als er denkt?

B. Sie wollen Sich alſo, wenn es ſich treffen ſollte daß Sie eines Verbrechens wegen angeklagt würden, auf das Zeugniß von zwey oder drey Menſchen deren Geſinnungen Ihnen völlig unbekannt ſind, um Ehre und Gut, Leib und Leben bringen laſſen? Oder denken Sie, daß man in unſrer Kolonie den Beweis durch Zeugen ganz werde entbehren können?

A. Wenn die Zeugen durch einen rechtſchaffenen Wandel bekannt ſind, und das Zeugniß auf ihre Ehre ablegen; ſo werde ich dabey eben ſo ſicher ſeyn, als wenn ſie bey allen Göttern ſchwören. Die Ehre hat noch allemal ihre Schuld richtig bezahlt; nicht ſo die Liebe des Nächſten, die oft ihren Bruder darben ließ.

B. Aber unſre Kolonie beſteht aus allerhand zuſammen gefloſſenen Leuten, von allerley Nationen, Religionen und Charakteren; und es können leicht auch einige unter ihnen ſeyn, welche den Grundſatz haben: daß es erlaubt ſey, ſeinen Feind durch Gift oder ein falſches Zeugniß von der Welt zu bringen. Ein ſolcher Mann kann, wie die mehrſten eifrigen Sektirer, bey dieſen Grundſätzen übrigens einen ganz guten Wandel führen; und wir können ihn ſo wenig verachten, als zur Verantwortung ziehen, wenn er ſeinen Grundſätzen gemäß handelt, und mit der Freyheit zu denken wie er will, zum Mitbürger aufgenommen iſt.

C. Ich bin ein Deutſcher; und meine Vorfahren erforderten lange Zeit ebengenoſſe Zeugen, die, wenn ſie ein falſches Zeugniß ablegten, Ehre und Gut zu verlieren hatten. Die wenigſten von unſern Kolonien

ſind

sind aber noch zur Zeit solche Ehrenmänner; sie können davon laufen, wenn sie sich eines falschen Zeugnisses zu schämen haben: und solche Flüchtlinge haben keine Ehre zu verlieren. Ich lasse mich also auch auf ihr Ehrenwort nicht hängen. Es ist so schon schlimm genug, daß man in neuern Zeiten unter Christen, zur Schande der Nation, ebengläubige Zeugen statt ebengenossen zugelassen hat.

A. Aber meinen Sie denn, daß ein abzulegendes Bekenntniß seiner Meinungen den Menschen um ein Haar besser, und sein Zeugniß im geringsten zuverläßiger mache?

B. Es ist in der That so leicht nicht, wie Sie zu glauben scheinen, gegen sein eignes feyerlich abgelegtes Bekenntniß zu handeln. Der Mensch, wie ich ihn kenne, braucht Religion und Tugend als Mittel zu seinem Zwecke; und wer lange bey diesem oder jenem Grundsatze seine gute Rechnung gefunden hat, wird ihn allemal ungern verlassen. Jeder Schritt, welchen er gegen sein ausgehängtes Bekenntniß oder seine Maske wagt, wird daher mit der größten Sparsamkeit geschehen; und ich habe es, als Richter dieser Kolonie, sehr oft zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß nicht leicht einer in einer öffentlichen Versammlung seiner Mitbürger, wann er nur einen einzigen darin vermuthete, der von dem Gegentheil desjenigen was er feyerlich betheuren wollte, unterrichtet seyn konnte, ein falsches Zeugniß abgelegt habe. So groß ist die Schaam, für einen Lügner zu bestehen; und Lügner ist, wer gegen sein eignes Bekenntniß handelt. Alle Vortheile welche wir von diesem Umstande ziehen können, gehen aber verloren, wenn wir Keinem sein Bekenntniß abfordern, oder wohl gar einen Türken oder Juden seine Versicherung auf die heilige Dreyfaltigkeit ablegen lassen. Der Mann, der das Gift

für ein erlaubtes Vertheidigungsmittel hält, und sich damit einen Feind von der Seite geschaft hat, sucht vielleicht wohl gar als Märtyrer seiner Meinung zu sterben; da er doch nicht anders als Läugner sterben kann, wenn er sich vorhin zu andern Grundsätzen bekannt hat, und itzt eine andre Meinung bloß zur Entschuldigung einer bösen That gebrauchen will. Nur in diesem Falle kann die Obrigkeit den Bösewicht mit dem Tode bestrafen; anstatt, daß sie ihn in jenem bloß als ein schädliches Thier zu behandeln hat, wofern sie ihm die Freyheit erlaubt sich zu keiner Religion bekennen zu dürfen. Insgemein wird auch einer in den Grundsätzen, wozu er sich bekennt, von Jugend auf unterrichtet und daran gewöhnt seyn; mithin seine Meinung, wäre sie auch nur Vorurtheil, nicht nach Gefallen verändern können; aber, wo er es thut, solches gern bekennen wollen, um nicht von dem einen oder andern Theile als Heuchler verachtet zu werden. Und ein öffentlicher Lehrer kann seinem Bekenntnisse niemals zuwider lehren, ohne seinen Dienst niederzulegen. Jeder ehrliche Mann kann Gründe haben seine Meinungen zu ändern; aber keine, um solche zu verhehlen, wenn dieses zum Nachtheil des gemeinen Wesens gereicht.

A. Herrliche Grundsätze! Die Religion und Tugend als Mittel zu gebrauchen!

P. Die Leidenschaften sind das erste Prinzip, wonach das kaum geborne Kind handelt; und seine Erziehung besteht darin, daß wir diesen ihren von ungefähr aufgefangenen Saamen nicht wild aufschießen lassen, sondern gehörig kultiviren. Dieses geschieht durch Grundsätze der Religion und Tugend; und das heiße ich, sie als Mittel gebrauchen. Die natürliche Begierde zu gefallen und sich Beyfall zu erwerben, welche jedes Kind, wie jeder Mensch, wohl nicht so ganz ohne Ursache

sache

habe in ſeiner erſten Anlage hat, man eine gröſſere Menge guter Geſinnungen und Thaten hervorgebracht haben, als der übertriebene Geiſt alles Puriſmus.

A. Und noch herrlicher, daß einer ſogleich ſein Lehramt niederlegen ſoll, ſo bald er ſeinem erſten Bekenntniſſe nicht länger getreu bleiben kann, ſondern die beſſer erkannte Wahrheit vorzutragen ſich verpflichtet hält!

B. Aber wie kann das anders ſeyn? Hier ſind z. B. deiſtiſche und chriſtliche Tempel: was hat nun der Chriſt für ein Recht, die deiſtiſche Gottesverehrung zu ſtören; oder der Deiſt, die chriſtliche Gemeinde zu beunruhigen? Beyde Theile ſind und bleiben in unſrer Kolonie ehrenfähig; aber der eine muß dem andern die Ruhe gönnen, die er ſelbſt fordert. So muß ein Lehrer bey uns demokratiſch lehren, wenn er von der Vortrefflichkeit der Monarchie auch noch ſo ſehr überzeugt wäre.

A. So ſoll alſo ein jeder Menſch, welcher ein Bekenntniß das mit dem allgemeinen Zwecke der Kolonie beſtehen kann, und dafür erkannt iſt, abgelegt hat, hieſelbſt ehrenfähig ſeyn, und ſogleich als Zeuge völligen Glauben haben?

B. Nicht doch; er ſoll nur die Rechtsvermuthung für ſich haben, bis daß ein andrer den Gegenbeweis führet, daß er ſeinem Bekenntniſſe zuwider gelehret oder gehandelt habe. So fragt man unter den Chriſten einen Zeugen: wann er das letztemal zum Abendmahle geweſen? um zu erfahren, ob er ſeinem Bekenntniſſe getreu geblieben ſey; und findet man daß er ſich des Abendmahls binnen Jahresfriſt nicht bedient hat, ſo wird er nicht für chengläubig und ehrenfähig gehalten: man begräbt ihn als einen Ehrloſen, wenn er alſo verſtirbt. Alles dieſes macht einen jeden aufmerkſam auf ſein Bekenntniß; und mit der Zeit iſt er ſo daran

aufgefaßt, wie irgend an eine andre Meinung. Auf alle Fälle iſt es aber doch beſſer, hier etwas als gar nichts zu thun.

A. Hm! In England müſſen die Juden erſt kommuniciren, ehe ſie einen Kontrakt von der Krone erhalten können! — Aber wer ſoll nun darüber urtheilen, was für ein Bekenntniß in dieſer Kolonie zugelaſſen werden ſoll oder nicht?

B. Die Mehrheit.

A. Sie halten alſo den gröſten Haufen für den weiſeſten? Und wer iſt weiſe?

B. Lieber ſollte es mir ſeyn, wenn die Mehrheit der weiſeſten Männer entſchiede; und vielleicht läßt ſich der groſſe Haufen dieſes gefallen. Wir ſind dann auch weiſe, wenn wir das Volk dahin bringen, und es glücklich leiten.

A. Auf dieſe Weiſe kommen wir ja wieder auf den alten Fleck: ſo glauben was die Mehrheit, oder die Kirche, glaubt.

B. Nicht völlig; man legt dem Volke die Gründe welche es faſſen kann, vor, und ſagt ihm dabey, daß die vernünftigſten und weiſeſten Männer die zugelaſſenen Lehrſätze ebenfalls gebilliget haben. Dadurch erhält es einen gedoppelten Grund ſeiner Beruhigung. Bey dieſer Art des Verfahrens wird ihm nichts ſo ſchlechterdings als Wahrheit, und noch weniger für göttliche Wahrheit, aufgedrungen. Und wenn dann Jemand noch Zweifel behält: ſo kann er ſolche dem hiezu angeordneten Senate mit derjenigen Beſcheidenheit vortragen, welche die allgemeine Ruhe der Kolonie ihm zur erſten Pflicht macht; und erwarten, daß man ihn, da er Empfänglichkeit für höhere Gründe zeigt, wo nicht von der Wahrheit, doch von der relativen Nothwendigkeit und Nutzbarkeit der zugelaſſenen Lehrſätze überzeuge. Wird

er

er auch hiedurch nicht beruhiget: ſo bedenke er, daß er nicht unfehlbar ſey, und behalte ſeine Zweifel für ſich, oder fürchte die Macht derjenigen, die eben ſo viel Recht haben, ihre eigenthümlichen Meinungen zu vertheidigen, als Er die ſeinigen auszubreiten. Hiernächſt wird auch das erſte Weisthum der Weiſen nicht für unfehlbar gehalten: es kann ſich mit den Bedürfniſſen der Kolonie oder bey mehrerer Aufklärung ändern; aber dieſes muß in der Ordnung von der Mehrheit, und mit Behutſamkeit, geſchehen. Anderwärts, wo immer eine Armee in Bereitſchaft ſteht das Volk zu bändigen, wenn es einmal eine ſchädliche Meinung zum gefährlichen Ausbruch kommen läßt, iſt vielleicht weniger Behutſamkeit nöthig; aber hier, wo wir keine ſtehenden Armeen halten wollen, iſt es gefährlich, ſolchen Meinungen die nicht mit dem allgemeinen Wohl unſerer Kolonie beſtehn, freyen Lauf zu laſſen. In den letzten Unruhen redete mich einſt mein Sohn, ein guter Junge von vierzehn Jahren, mit den Worten an: „Du verfluchter Hund, ich möcte dir das „Meſſer im Herzen umdrehen!“ Und was meinen Sie, warum? Die Schulknaben waren Amerikaniſche Patrioten geworden; und ich war damals, noch als Bedienter der Krone Englands, meinen Verbindungen getreu. O dergleichen Meinungen gehn in Ländern, wo das Volk durch keine Macht zurückgehalten wird, in die abſcheulichſten Ausſchweifungen über; und eine kluge Polizey wird allemal dafür ſorgen müſſen, daß nute der Verfaſſung entſprechende Meinungen im Umlaufe bleiben. Sie wird beſonders für Schulen und Tempel zu ſorgen haben, daß darin keine andre Meinungen gelehret werden, als welche ſie von der Mehrheit zur getreuen Bewahrung empfangen hat. Auf andre Art iſt die Gränze ſchwer zu beſtimmen.

A. Wäre es indeß nicht beſſer, wenn jeder bloß durch Gründe von ſeinen Pflichten überzeugt werden könnte?

B. Da ich, als Sekretär dieſer Kolonie, die Glaubensmeinungen eines Jeden zu Protokoll genommen habe: ſo kann ich aktenmäßig verſichern, daß faſt keiner des andern Gründe faſſen, und mit ihm einerley Schlußfolge daraus ziehen konnte. Ich bin oft ſo erſtaunt über die verſchiedne Faſſungskraft dieſer in ſo verſchiednen Schulen, Sprachen und Lehrarten erzogenen Menſchen geweſen, daß ich geglaubt habe zu träumen. Sogar kamen einige, die von einem gewiſſen Indianiſchen Stamme entſproſſen ſind, und verlangten: man ſolle alles friſche Fleiſch verbieten, weil das Aas allein eine gottgefällige und heilige Speiſe wäre. Mich dünkt: ſo wenig alle Menſchen im Kopfe gleich fertig rechnen können, ſo wenig können ſie auch gleich fertig in ihren Begriffen und deren Anwendung ſeyn; und mancher verbindet mit einem Begriffe ſofort unzählige Beziehungen, wovon ein Andrer kaum eine empfindet. Was für ein Unterſchied zwiſchen dem Virtuoſen, der das ſchwerſte Konzert vom Blatte ſpielt, und dabey auf einmal tauſend Dinge mit beobachtet; und dem Landmanne, der ein Kirchenlied dem Vorſänger buchſtabirend nachheulet? Jener fühlt und denkt alles mit einer ſolchen Schnelligkeit, daß ſeine Seele nicht einmal etwas davon bemerkt; wogegen dieſer oft nicht einmal den Sinn des Geſanges, ſondern nur den Werth der Buchſtaben faſſet. Wie will man aber hier mit Gründen fertig werden, die dem einen wie dem andern einleuchten ſollen?

B. Werden nicht auch jedem die Gründe nach ſeiner Faſſungskraft vorgelegt? Und iſt die Mehrheit nicht auch ein Grund von ziemlichem Gewichte, indem ich dadurch beleihet werde, daß die Faſſungskräfte vieler

Tau-

Tausende mit den meinigen übereinstimmen? Erhalte ich dadurch nicht die Beruhigung, daß von mir nicht mehr gefordert, und mein Irrthum mir nicht übel gedeutet werden könne? Wir können es ferner nicht verhindern, daß nicht jedes Kind von seinen Eltern und Lehrern vorgenommen, oder an seiner Fassungskraft verstümmelt werde. Wollten wir es ganz frey aufwachsen lassen: so würde es ihm vielleicht wie dem Hunde gehen, der nach einem gewissen Alter zu nichts mehr abgerichtet werden kann; oder wir müßten die Klage des Schneiders in unsrer Kolonie gerecht finden, der seinen Vater verwünscht, daß er ihn nicht alle mögliche Künste und Wissenschaften lernen lassen, um unter allen Handwerken die freye Wahl zu haben. Kann nun aber diese nothwendige Verstümmelung der Kräfte des Menschen nicht vermieden werden: so wird auch ein jeder Kolonist minder oder mehr geneigt seyn, den besten Gründen Gehör zu geben. Andre Völker, welche die Gründe ebenfalls nicht fassen konnten, sollen von Gott durch eine unmittelbare Offenbarung von der Wahrheit belehrt seyn; oder es hat bey ihnen eine Gottheit das Opfer des Rechtgläubigen angezündet. Beides haben wir nicht zu erwarten; und wenn wir die Stimme der Mehrheit nicht für die Stimme Gottes halten wollen: so bleibt uns nichts übrig, als sie für die Stimme der Vernünftigsten oder der Mächtigsten zu erkennen.

A. Es scheinet, Sie sind auch für die Täuschung des Volks?

B. Wenn man einem Jeden den Bissen so zuschneidet, daß er ihn in den Mund fassen kann; und er davon satt wird: so ist das keine Täuschung. Der Mensch will, nach einem natürlichen Triebe, von allen Dingen einen Grund wissen: das Kind beruhigt sich mit

andern

andern Gründen als der Mann; und das Volk mit andern, als der Weise. Dieses ist allgemeine Erfahrung, welcher zufolge man ein Kind mit einem Zuckerbrote weiter bringt, als mit dem besten Schlusse. Dagegen ist es bloße Theorie, daß jeder Mensch durch Gründe im Worte gefasset, regieret werden müsse. Die ganze Schöpfung kann ohne Hülfe der Metaphysik zu uns sprechen; so auch der Redner zum Volke: seine Thränen werden mit den meinigen fließen, und seine Wuth wird sich mit der meinigen vereinigen, ohne daß es lange untersucht, ob sie gerecht sind.

A. Das wäre schlecht.

B. Aber Gott hat den Menschen so erschaffen, weil Gründe viel zu langsam und viel zu unsicher wirken; die Sinne aber allen Eindrücken offen stehen, und die Leidenschaft allezeit fertig ist. Am Ende besteht denn doch die größte Vernunft darin, zweckmäßige Mittel zu gebrauchen; man kann weiter nichts fordern, wo der Zweck gut ist, als daß das Mittel ein Minimum sey: und dieses ist die Metaphysik in den wenigsten Fällen.

A. Es scheint mir doch immer widersprechend zu seyn, daß göttliche Wahrheiten den Stempel der Mehrheit, und wahre Naturgesetze den Namen der Obrigkeit auf der Stirn haben sollen; man sagt dies wenigstens nicht gern.

B. Die Rede war bis itzt nur von moralischen Gesetzen; und in wiefern es gut seyn könne, jeden Kolonisten sich dazu (wie sie von der Mehrheit angenommen sind) bekennen zu lassen, oder ihm (wenn er sich dessen weigert) das öffentliche Vertrauen bey abzulegenden Zeugnissen, in der Beschwörung seines Handelsbuches, in obrigkeitlichen Stellen, oder in der Vertheidigung des

Vater-

Vaterlandes, zu entziehen. Und ich denke: so lange in dem einen Lande die gröſte Schaamloſigkeit für Heldenmuth, und die Keuſchheit für ein kleinliches Vorurtheil gehalten, in dem andern aber dieſe als ein Naturgeſetz verehret wird, — thun wir wohl, durch die Mehrheit zu beſtimmen, was bey uns Naturgeſetze ſeyn ſollen; beſonders da die Schulbegriffe der Europäer von dem was die Natur gebietet oder verbietet, den wenigſten in unſrer Kolonie bekannt ſind, und man hier ſich nicht einmal darüber einverſtehen konnte daß ein Vater ſeine Tochter nicht heirathen dürfe, oder daß das Eigenthum eines Jeden ſicher ſeyn müſſe. Um nun aber auch auf die göttlichen Wahrheiten zu kommen; ſo will ich hiemit einen Jeden fragen: woran wir dieſe erkennen ſollen? Chriſten, welche überzeugt ſind eine göttliche Offenbarung zu haben, wird dieſes nicht ſchwer fallen; und ſo wird es jedem andern in ſeiner Religion gehen: da ſich nicht leicht eine finden wird, und vielleicht auch nicht finden kann, die nicht ihre Offenbarung habe. Wenn es aber darauf ankommt zu beſtimmen: ob alle Offenbarungen zugelaſſen werden können? und ob die Offenbarung welche Menſchenopfer fordert, mit andern gleiche Rechte haben ſolle? ſo wird man doch unterſuchen müſſen, ob dieſelbe mit der Wohlfahrt unſrer Kolonie beſtehe: und dieſes wird zuletzt ebenfalls durch die Mehrheit entſchieden werden müſſen, wenn wir uns nicht auf eine andre Art darüber vereinigen können. Zudem kann der Beweis für eine unmittelbare göttliche Offenbarung nicht anders als durch Wunder geführet werden; und wie die Faſſungskraft der Menſchen in Anſehung der letztern wiederum unendlich verſchieden iſt: ſo wird man es auch hier auf die mehrſten Stimmen, oder auf die Einſicht der Männer worauf die mehrſten ihr Vertrauen ſetzen, ankommen laſſen müſſen.

C.

C. Mich dünkt, wir sind von der wahren Streitfrage abgewichen. Die uns zur Entscheidung vorgelegte bestand darin: ob es nicht ein Mittel gebe jeden Kolonisten dahin zu bringen, daß er nicht bloß äußerlich und gleichsam zwangsweise die von der Mehrheit bewilligten religiösen und moralischen Lehren annehme; sondern auch denselben seinen ganzen herzlichen Beyfall schenke: ohne dabey anzunehmen, daß die Mehrheit aus Eingebung Gottes, oder eines göttlichen Geistes spreche?

B. Christus, welcher eben einen solchen Zeitpunkt traf, als wir itzt vor uns haben, indem die Juden bloß ihre äußerlichen Handlungen ihren Gesetzen unterworfen, und den Wolf im Herzen behalten hatten, so sehr auch ihre Weisen ihnen die Allgegenwart ihres Gottes zu versinnlichen bemühet gewesen waren; — Christus versuchte es durch die Vortrefflichkeit seiner Lehre.

A. Der Plan war eines so großen Weisen würdig, aber dennoch fanden seine Nachfolger es nöthig, ihn und seine Lehre von Gott kommen zu lassen: so wie die christliche Kirche es für rathsam hielt, dieses durch einen göttlichen Geist auf einer Kirchenversammlung bestätigen zu lassen.

B. Ich glaube daher auch nicht, daß es andere Mittel gebe, den herzlichen Beyfall eines jeden Kolonisten zu gewinnen, als: daß jede der hier zugelassenen Parteyen die Ihrigen von Jugend auf in ihren Grundsätzen unterrichte und befestige; damit man von obrigkeitswegen die Vermuthung, daß sie dasjenige wirklich glauben was sie bekennen, fassen, und wenn sie dann durch Handlungen ihr Bekenntniß verleugnen, sie von aller Ehrenfähigkeit ausschließen, und nach Beschaffenheit der Umstände auch bestrafen könne. Von der Jugend ist zu

hoffen,

hoffen, daß ſie ſich auf dieſe Weiſe bilden laſſen werde. Die Alten, welche itzt noch ſolche Grundſätze haben die nach dem Urtheile der Mehrheit mit dem Wohl unſrer Kolonie nicht beſtehen, werden wenigſtens wünſchen, ihren Kindern die Ehrenfähigkeit zu verſchaffen. Und wenn die zugelaſſenen Religionen von dem Zeugen Redlichkeit, von der Obrigkeit Treue, von dem Landesvertheidiger Patriotismus, und von jedem Koloniſten Ueberzeugung von ſeinen Pflichten, vermuthen laſſen; wenn die Erfahrung zeigt, daß ſie Troſt im Unglück und Mäßigung im Glück wirken; wenn die Lehre von einer göttlichen Vorſehung, und daß ohne deren Willen keinem ein Haar gekränket werden kann, unſre vor den Wilden geflüchteten Koloniſten bewegen wird ihre verlaſſenen Felder wieder anzubauen; wenn die Hoffnung eines beſſern Lebens nach dem Tode, die dem Menſchen (dem einzigen Geſchöpfe das von ſeinem Tode benachrichtiget iſt!) zu ſeinem Glücke eingeflößet worden, den Sterbenden Beruhigung und den Hinterbleibenden Troſt giebt; wenn ..... o! ſo wird man auch aus dieſer Wirkung erkennen, daß, ſo wie die höchſte Glückſeligkeit aller Geſchöpfe, alſo auch die von der Mehrheit bewirkte Glückſeligkeit dieſer Kolonie, Gottes offenbarer Wille ſey; und das Volk wird ſich mit dieſem Schluſſe begnügen, ohne ſich mit Unterſuchung der Vorderſätze, welche eigentlich für den Meiſter der Kunſt oder den Dilettanten gehört, die beſſer anzuwendende Zeit zu verderben. .....

* * *

Ich breche hier ab, liebſter Freund, weil Sie den Erfolg leicht errathen werden. Jede Partey muſte ihr Glaubensbekenntniß der Obrigkeit vorlegen; und, wenn dieſe es gebilliget hatte, ſolches in ihren Schulen und

Tempeln getreulich, ohne allen weitern Zuſatz, lehren, ſodann ihre Jugend ſich dazu auf eine feyerliche Art bekennen laſſen: um ſolchergeſtalt ſicher zu ſeyn, daß keine der Kolonie ſchädliche Meinungen verbreitet würden. Wer dieſes nicht thun wollte, konnte es bleiben laſſen: aber ſein Handelsbuch hatte keinen geſetzmäßigen Glauben; ſein Zeugniß ward nicht angenommen; er konnte zu keinem obrigkeitlichen Amte gelangen; und wenn es zum Kriege ging, mußte er ſeinen Mann bezahlen. Dabey aber ward er, wenn er nach den von der Mehrheit beliebten Geſetzen ſich verging, eben ſo beſtraft, als wenn er in der Eigenſchaft eines ehrenfähigen Mannes das Geſetz ſelbſt mit bewilliget hätte.

Virgil und Tintoret.

Virgil und Tintoret haben uns, wie bekannt iſt, den Brand von Troja *) geſchildert; und es iſt ein wahres Vergnügen zu ſehen, wie dieſe beiden groſſen Meiſter in der Dichtkunſt und Malerey die Gränzen ihrer Kunſt gekannt, und die Schwierigkeiten welche ſich in ihrem Wege fanden, überwunden haben.

Virgil, der als Dichter eine fortgehende Handlung zu malen hatte, fängt gleich mit einer umſtändlichen Beſchreibung des hölzernen Pferdes an, das die Griechen vor Troja erbaueten, und mit deſſen Hülfe ſie nachher in die Stadt kamen. Hiermit und mit den dazu gehörenden Epiſoden füllet er an die dreyhundert Verſe aus. Bey ihm iſt alſo das hölzerne Pferd die groſſte Figur auf dem Vorgrunde ſeines Gemäldes. Tintoret hingegen, welcher nur einen Augenblick der Handlung malen konnte, ſieht das ſchreckliche Schickſal Priams und der königlichen Familie, welches der Dichter, der von einem Unglück zum andern ſteigt, in ſeiner Ordnung erſt gegen das Ende erzählen kann, als ſeinen Hauptgegenſtand an. Ihm iſt ein hölzernes Pferd kaum der Anzeige werth; daher hat er daſſelbe in der äuſſerſten Entfernung auf den Hintergrund am Hafen geſetzt, wo man es kaum entdecken kann.

*) Der Herr Domſcholaſter von dem Buſche in Magdeburg beſitzt itzt das Gemälde von Tintoret, welches ich vor etwa 30 oder 40 Jahren mit dem Virgil in der Hand betrachtet habe.

Der Dichter hat jene Scene im Innerſten des Pallaſtes, aedibus in mediis, an dem heiligſten Zufluchtsorte der königlichen Familie vorgehen laſſen. Aber der Maler mußte ſie auf den Vorgrund bringen, wenn er ſie zur Hauptfigur machen wollte; und bediente ſich des Mittels welches ihm der Dichter zeigte, der die Mauern der Burg durch die Griechen umſtürzen läßt, und das Innerſte ſodann zeigt (Aen. II, 483):

Apparet domus intus et atria longa patescunt;
Apparent Priami et veterum penetralia regum.

Da ihm der Brand der Stadt auf dem Hintergrunde nicht Licht genug auf den Vorgrund warf: ſo ſteckte er hier den hundertjährigen Lorberbaum in Brand, welcher beym Dichter noch den Altar beſchattete (v. 513):

— — Veterrima laurus
Incumbens arae atque umbra complexa penates.

Der Dichter durfte während der Handlung den Lorber nicht brennen laſſen; und, ob er nachher brannte, war ihm ein gleichgültiger Umſtand. Der Maler hingegen, der den letzten Augenblick der Handlung darzuſtellen hatte, zündete ihn mit groſſer Wirkung an, um die unter dem Lorberbaum ſich jetzt endende Handlung in ihr volles Licht zu ſetzen.

Das erſte, was einem von der ſchrecklichen Scene am Altar, wohin der Maler nun die ganze Handlung verlegt hat, in die Augen fällt, iſt Pyrrhus, der mit der Linken den König beym Schopf gefaßt, und mit der Rechten ausgeholt hat um ihm den Reſt zu geben. Der Dichter hat in der Vorſtellung den Augenblick gemalt, wo Pyrrhus dem Könige das Schwerdt bis ans Heft in die Seite geſtoßen hat (v. 551):

— ac lateri capulo tenus abdidit enſem.

Hätte

hätte der Maler ein gleiches gethan: ſo würde man das alſo verborgene Schwerdt nicht geſehen haben. Der Augenblick des Zuſtoßens war ihm und dem Zuſchauer ſchrecklicher; und ſo malte er ihn, wie der Dichter es in einem andern Fall gehalten hatte (v. 333):

— ſtat ferri acies mucrone coruſco
Stricta, parata neci.

Hekuba, Priams Gemahlinn ſitzt mit ihrer am Altar zuſammen geflüchteten Familie,

— atra cui tempeſtate columbae
Condenſae ...

in die tiefſte Schwermuth verſunken, und hat die Augen noch auf ihren geliebten Sohn geheftet, welcher vor dem nahеſitzenden Pyrrhus eben am Altar in ſeinem Blute todt darnieder geſtürzt iſt. Doch lieſet man noch auf ihrem Geſichte den verſchwindenden Seufzer, womit ſie ihrem alten Eheherrn, der ſich noch als junger Held zeigen wollte, das

Non tali auxilio, nec defenſoribus iſtis
Tempus eget (v. 521),

zugerufen hatte. Und dem am Altar ſtehenden Prieſter fliegt die heilige Binde vom Haupte, um das

Nec Apollinis infula texit (v. 430)

auszudrücken.

Beide, ſowohl der Dichter als der Maler, haben die Finſterniß der Nacht und das Licht der Flammen außerordentlich genutzt. Wo der Dichter ſagt:

Nox atra cava circumvolat umbra (v. 360),

da hat der Maler den Grund pechſchwarz gemalt; und das Licht auf dem übrigen Theile des Gemäldes giebt theils der Brand der Stadt

dant clara incendia lucem;

theils werfen die Griechen die Fackeln auf die Façaden des Pallaſtes

flammas ad culmina jactant;

und die Flamme ſchlägt zum Dache hinaus.

-- Ignis edax ſumma ad faſtigia vento
Volvitur, exſuperant flammae, furit aeſtus ad auras
(v. 759, 760).

Allein wo der Dichter den Aeneas von einer Wolke bedeckt wegführt; da kommt der Maler zu kurz. Nirgend konnte der Held durchkommen;

tenent Danai, qua deficit ignis.

Und ſähe ihn auf dem Gemälde der Anſchauer: ſo hätten ihn auch die Griechen, mit denen der Dichter leicht fertig ward:

-- Ducente Deo flammam inter et hoſtes
Expedior. Dant tela locum, flammaeque recedunt
(v. 632),

geſehen. Hier war alſo kein anderer Rath für den Maler, als den guten Aeneas mit ſeinem Vater auf dem Rücken durch eine dunkle entfernte Gegend wegzuſchicken. Aber ein Mann auf dem Rücken eines andern, war auch kein großer Gegenſtand für den Maler.

Ich übergehe das übrige, um nicht zu weitläuftig zu werden. Doch will ich hier noch eine Bemerkung über unſern großen Leſſing machen. Wie ich ſeinen Laokoon nachſchlug, um zu ſehen, ob er bey Beſtimmung der Gränzen der Malerey und Dichtkunſt, den Tintoret mit dem Virgil verglichen hätte; ſo fiel ich von ungefähr (S. 81 ff.) auf die von ihm aus dem Juvenal angeführte Stelle (Sat. XV, v. 100 - 107):

Tunc

Tunc rudis et Graias mirari neſcius artes
Urbibus everſis praedarum e parte reperta
Magnorum artificum frangebat pocula miles;
Ut phaleris gauderet equus, caelataque caſſis
Romuleae ſimulacra ferae manſueſcere juſſae
Imperii fato, geminos ſub rupe Quirinos,
Ac nudam effigiem clypeo fulgentis et haſta
Pendentisque Dei perituro oſtenderet hoſti.

welche, wie er ſelbſt ſagt, bis auf Addiſon ein Räthſel für alle Ausleger geweſen, und auch für Leſſingen geblieben iſt. Wie iſt es aber möglich, hier den wahren Sinn zu verkennen, wenn man nur nicht, wie die Ausleger thun, mit der Vorausſetzung hineingeht, daß die Barbaren die zerbrochenen griechiſchen Becher eingeſchmolzen haben? Sie zerbrachen ſie, nicht zum Schmelztopfe, ſondern um mit den ausgebrochenen Stücken ihre Pferde, Helme, Schilde und Panzer auszuzieren; ſie mogten ſie nun darauf nageln oder daran binden. Dieſes iſt die Art barbariſcher Völker, welche der Dichter durch das Frangebant ausdrückt. Und dann braucht man nur zu leſen:

clypeo fulgentis *ab* haſta
Pendentisque Dei perituro oſtenderet hoſti;

ſo iſt das Räthſel leicht gelöſet.

So zerbrachen gewiſſe franzöſiſche Volontäre im ſiebenjährigen Kriege den Leuten, wo ſie zuerſt hintrafen, die Spiegel, um mit den Scherben ihre Kasketts und Federbüſche auszuſchmücken.

Schwerlich wird auch Leſſing — um noch eine andere bey dieſer Gelegenheit gemachte Anmerkung hinzuzufügen — einen Mann vom Handwerke überreden, daß der Borgheſiſche Fechter in der Stellung ſich befinde, welche Chabrias ſeiner Infanterie gegen die eindringende Kavallerie zu nehmen befahl. Die ſtärkſte und einzig gute Stellung, welche eine mit Lanzen bewaffnete Infanterie in dieſem Falle nehmen kann, iſt unſtrei-

tig diese, daß der Mann sich mit dem Leibe auf das vorausgebogne rechte Bein stütze, und das linke so weit hinten ausstrecke als er kann. Dann unterstützt er mit dem rechten Kniee das unterste Ende seines Schildes, der oben an die Brust liegt, oder unter das Kinn reicht; hält die Lanze mit beiden Händen vor, und läßt das unterste Ende derselben an dem Schilde eine Wiederlage haben. Diesen letzten Umstand bemerket Nepos zwar nicht; indem er bloß sagt: obnixoque genu scuto, projectaque hasta, impetum excipere hostium docuit. Er ist aber so klar, daß er gar nicht besonders angegeben zu werden braucht, indem jeder Infanterist gewiß auf den Hintern gesetzt werden würde, der sich gegen einen einbrechenden Kavalleristen anders verhielte. Der jetzige Infanterist im ersten Gliede, fällt auf das rechte Knie, und setzt sein Gewehr auf die Erde vor dasselbe, um dem Hintertheile desselben eine feste Wiederlage zu geben, und eben diese Absicht erreichte auch Chabrias. Dem Borghesischen Fechter hingegen hängt der Schild am linken Arm, er ruhet auf dem linken Schenkel, und hat das rechte Bein gestreckt; den Kopf und die Augen aber in die Höhe gerichtet. In dieser Stellung kann man ihn für keinen Chabrias, oder für keinen Infanteristen erkennen, der einen Kavalleristen abzuhalten hat *).

*) Lessing hat bekanntlich selbst seine erste Vermuthung, daß der sogenannte Borghesische Fechter eine Abbildung des Chabrias sey, nachmals in seinen Antiquarischen Briefen (Th. 2, S. 139) zurückgenommen. N.

Vergleichung eines alten und neuen Soupe'.

Nein, liebſter Freund! Ihre Geſellſchaften ſind nicht mehr die meinigen; und ich genieße dabey nicht, was ich wohl ehedem bey einem Abendeſſen mit guten Freunden genoſſen habe: es ſey nun, daß ich mit den Jahren den Geſchmack an manchen Vergnügungen verloren habe, oder daß die junge Welt nicht mehr in meinen Ton ſtimmt. Das letzte ſcheinet mir faſt das wahrſcheinlichſte; und dann würde es nur darauf ankommen, ob der alte oder der neue Ton der beſte ſey.

Kürzlich habe ich doch keinen vergnügtern Abend zugebracht, als bey der alten Frau Generalinn S.., wo die Alten das Wort behielten, und die Jungen ſich in die Lippen beißen mußten. Aber zum Unglück für mich, hatte ich meinen Platz zwiſchen zwey jungen Damen erhalten, welche ſich einander ihren Unwillen über dasjenige was die Alten ſprachen, nicht verhelen konnten, und ſich eben nicht viel darum bekümmerten was ich dabey denken mögte. — Ich weiß nicht, wie die Rede eben auf die blinden Heſſen fiel, als jemand fragte: woher es doch in aller Welt kommen mögte, daß man die Heſſen blind nennte, da doch dieſe Nation gewiß eine der ſcharfſichtigſten in Deutſchland ſey? „O!“ rief der alte Präſident von Z... aus, „das will ich Ihnen wohl ſagen: die Heſſen hießen ehemals Katten oder Khatzen, woraus zuletzt Heſſen geworden; und es iſt ſicher eine Anſpielung auf die blinde Geburt der Katzen, daß

man die Hessen mit jenem Sobriket beehret hat, welches itzt, da die Hessen nicht mehr Khazzen heißen, ganz wegfallen sollte. Wahrscheinlich haben die Cherusker, die mit den Katten in beständigem Kriege lebten, jenes Sobriket zuerst aufgebracht." Meine jungen Damen bemerkten hiebey: daß der Pedant sich doch immer durch etwas verrathen müsse, wenn er sich auch in einen Präsidentenmantel gehüllt hätte.

Indem die Unterredung sich wieder auf einen andern Gegenstand gewandt hatte, erzählte jemand: Göth habe vorigen Sommer in Rom einen Fuß bossirt, den die dortigen Kenner für ein Meisterstück des Alterthums gehalten. „Seht doch! eine litterarische Anekdote!" hörte ich die eine von meinen Nachbarinnen sprechen.

Von Rom kam man durch die Wendung des Gesprächs auf die heutige Musik desselbst. „O! sagte einer, der kürzlich aus Rom gekommen ist: wir haben dort den ganzen Winter sonst nichts wie die Circe von Anfossi gehabt, ein sehr mittelmäßiges Ding; und wenn Paglierotti in Venedig nicht noch die Ehre der Nation rettete"... „Ha! fing die Eine an, er will auch hören lassen, daß er in Rom gewesen, und ein Kenner sey."

Der Verfall der Musik brachte das Gespräch auf Rousseau, und von diesem auf Madame Warens. Hier kamen die Alten und Jungen hitzig an einander, bis endlich der Obristlieutenant F... dem Streite damit ein Ende machte, daß er sagte: der Charakter dieser Dame wäre so individuell, daß sich darüber im Allgemeinen gar nichts sagen ließe; und wer das schöne Wahre nicht fühlte was Rousseau aus ihrem Charakter

ralter gehoben hätte, dem würde man durch das Mittel der Sprache nie einen Begriff davon beybringen. . .

„Quoique contre le Cid les critiques se liguent,
Le Public pour Chimene a les yeux de Rodrigue!"

fiel hier die alte Generalinn ein; und befahl mit einer ſichtbaren Rührung ihrer Tochter, die zunächſt bey dem Obriſtlieutenant ſaß, ihn für ſein Urtheil zweymal zu kuſſen: mit dem Beyfügen, ſie würde es gern ſelbſt gethan haben, wenn ſie noch vierzig Jahre jünger wäre. — Hier konnten meine Nachbarinnen ſich der Anmerkung nicht enthalten: daß die Frau Generalinn in ihrer Jugend auch wohl ein wenig mit der Madame Warens ſympathiſirt haben mögte.

Die Köpfe der Alten waren unterdeß durch den Befehl der Generalinn etwas heiterer und lebhafter geworden; und indem ſie behaupteten, daß dieſelbe bey einem freundſchaftlichen Soupe' vielleicht itzt noch beſſer präſidire als vor vierzig Jahren, kam man auf die Kunſt im Alter zu gefallen, und hier gerieth die vortreffliche Frau in ein ſolches Feuer, daß meine Damen faſt zugleich ſagten: „Himmel! ſie will noch brillieren."

Wie ſie unter andern behauptet hatte, daß Gutes thun jedes Alter gefällig machen könne, und daß das damit verknüpfte Vergnügen weit ſüßer ſey als die Liebe; widerſprach ihr der Präſident, und deklamirte mit dem ihm eigenen Anſtande folgende Verſe, ich weiß nicht aus welchem alten Dichter:

Und wann ich auch einmal das ſeltne Glück ereile,
Daß ich mit einem Freund mein beßres Erle theile;
So leidet nur mein Herz auf dieſer ſeiner Höh.
Ihm thut des Freundes Dank und viele Mühe weh.
Kann ich wohl meine Laſt und Größe mit ihm theilen?

Kann

Kann er mit ſo viel Ruh in meine Arme eilen,
Als ich Unglücklicher an ſeinen Buſen flog?
Iſt ihm ſo leicht als mir? Weiß er, was mich bewog:
Ob Freundſchaft oder Stolz mein zärtlich Herze lenkte?
Als ich ihm gegen mich vielleicht nur Pflichten ſchenkte?
Bleibt nicht ſein edles Herz ſtets furchtſam und beſchämt;
Kann ich verſichert ſeyn, daß er ſich niemals grämt
Mir dankbar und vielleicht beſchwerlich ſeyn zu müſſen?
Und will ich dann auch nichts von ſeinem Danke wiſſen,
Vermehr' ich nicht dadurch nur ſeine Quaal noch mehr,
Wird ſeine Laſt nicht ſelbſt durch meine Güte ſchwer?
Wo aber bleibt nun hier des Wohlthuns eigne Freude,
Der Liebe Süßigkeit bey gegenſeitgem Leide?

„Iſt es doch nicht anders, Kuſine, als wenn wir von dem Theater wären!“ hörte ich die eine junge Dame zu der andern ſagen; „und dazu noch ſolche Poeſie, die in funfzig Jahren keine Mode mehr geweſen iſt.“ — indeß die Alten dem Präſidenten ein Bravo! zuriefen, und dabey ihre Gläſer erklingen ließen.

Indem jetzt die Tochter der Generalinn mit dem Obriſtlieutenant eine Pfirſche theilte, und ihm die Hälfte davon auf ihrer Hand reichte, gaben meine beiden Nachbarinnen ſich einander ſehr bedeutende Blicke: und wie jene es merkte, empfohl ſie ihnen doch auch eine mit mir zu theilen. Dieſe dankten aber ſo haſtig und eifrig dafür, daß das gute Mädchen, die ſonſt jedem in der Geſellſchaft Herz und Verſtand zu geben weiß, ohne ſelbſt welchen zu zeigen, meinetwegen ganz verlegen darüber ward, und vielleicht etwas Bitteres vorgebracht hätte; wenn nicht in dem Augenblick ihre Mutter mir die Hälfte einer Pfirſche mit den Worten zugeſchickt hätte: ſie dürfte mit ihrem guten Herzen auch noch wohl ein wenig kokettiren. Und wirklich dieſe gute Frau kokettirte wie die göttliche Vorſehung beym Filicaja, die ad uno un detto, ad altro un riſo giebt, und, wenn ſie auch

ihren

ihren Kindern zuweilen eine Bitte verſagt, dennoch sempre madre e sempre amante bleibt.

Die Geſellſchaft ſchied endlich um Mitternacht in völliger Munterkeit aus einander. Und nun frage ich Sie, liebſter Freund: wenn nach dem neueſten Ton, der Witzige bey einem Soupe' nicht brilliren, wenn der Pedant ſein Steckenpferd zu Hauſe laſſen, und das Alter nicht vergnügt rabotiren, wenn keiner eine Schwachheit zum Beſten geben, oder ſein Bischen Wiſſenſchaft auskramen, ſondern ein jeder, wie beym Diner', mit eingeſchnürter Seele ſich den Magen vollpfropfen; wenn ein Kuß mit ſo weiſer Sparſamkeit, und ſogar auf mütterlichen Befehl gegeben, von beſondrer Bedeutung ſeyn ſoll; — ich frage Sie: ob das ein Soupe' ſey, wobey man ſich nach einem wohlverbrachten Tage von der Arbeit erholen könne?

Alſo ſollte ein Regent ein- für allemal jede ertheilte oder zu ertheilende Exſpektanz für erſchlichen erklären?

Beruhigen Sie Sich, mein Freund! Der Fürſt, der die Ihnen ertheilte Exſpektanz nicht erfüllt hat, iſt darum noch kein ſchlechter Mann. Meiner Meinung nach, ſind alle Anwartſchaften auf unerledigte Bedienungen, welche, wie die Ihrige, bloß aus dem Kabinet ertheilet ſind, wenn ſie auch vom Staatsſekretär kontraſignirt worden, im Grunde allemal Erſchleichungen, die eher beſtraft als erfüllt zu werden verdienen; und wenn ich — da Gott vor ſey — einmal Fürſt werden ſollte: ſo würde ich es wie Kaiſer Theodoſius *) machen, und öffentlich erklären, daß alle Exſpektanzen welche ich nicht des Vormittags **) bey verſammeltem Miniſterium unterzeichnet hätte, durchaus nicht die geringſte Kraft haben ſollten.

Wenn

*) Quoniam plerumque *invereunda* petentium *inbitione* conſtringimur, ut etiam non concedenda tribuamus, ne reſcripto quidem noſtro adverſus formam latae legis loci aliquid relinquatur. l. 1. C. de petit. bon. ſublatis. In dem hierauf folgenden lege werden ſogar alle pragmaticae ſuſtiones vel ſacrae adnotationes, et quaelibet alia oracula divina et mandata in ſolchen Fällen für ungültig erklaret, und den Supplikanten wird die Verbannung angedrohet.

**) Die alten Deutſchen hielten, wie bekannt, alle Nachmittagsverſprechungen für unverbindlich.

Wenn eine Bedienung wirklich offen fällt, ſo wird es gleich dem ganzen Publikum bekannt. Es melden ſich darum mehrere, die ſich einige Hoffnung machen dürfen; der eine ſpricht von dieſem geſchickten Manne, und der andere von jenem; die Sache kömmt vor den Richterſtuhl des Hofes und des Publikums: und der Fürſt, der zu hoch ſteht um alle Kompetenten beurtheilen zu können, kann doch einigermaßen erfahren welcher unter allen die mehrſten Verdienſte, oder doch die mehrſten Fürſprecher habe; er kann den Rath ſeines Miniſteriums hören, und ſich ohne alle Uebereilung entſchließen.

Ganz anders verhält es ſich dagegen mit den Erſpektanzen der Dienſtjäger. Dieſe werden insgemein zu einer Zeit geſucht, wenn es niemand vermuthet: wenn der rechtliche Mann, der ſich ſchämt Entwürfe und Anſchläge auf eines andern Tod zu machen, in ruhiger Erwartung lebt; wenn das Publikum keine Stimme geben kann, und das Miniſterium nicht um ſeinen Rath befragt wird. Hier ſteckt ſich der Eine hinter die Geliebte des Fürſten; der Andere hinter ihre Kammerfrau; der Dritte hinter den hohen oder niedrigen Günſtling: und dieſe wiſſen den Augenblick wo der Fürſt ihnen nichts abſchlagen kann, ſo ſchlau zu wählen; ſie wiſſen ihren Vortrag ſo kunſtvoll einzurichten, daß es dem Fürſten, der ſich dagegen hinter nichts verſtecken kann, und der durchaus dem Bitten ſeiner Geliebten oder dem Zudringen des Günſtlings bloß geſtellt iſt, faſt unmöglich wird ſich mit Anſtande aus der Schlinge zu ziehen. Und wenn ihm dann einmal auch nur ein halbes Ja! entgleitet; ſo wagt es der Staatsſekretär, der auch ſeine Urſachen hat ſich die Favoriten allerley Art nicht zu Feinden zu machen, ſo leicht nicht gegen dieſes Fürſtliche Wort anzugehen: er findet es vielmehr bequemer, ſich mit einem

Achſel-

Achſelzuckens gegen den zurückgeſetzten rechtlichen Mann zu entſchuldigen, und allenfalls die ganze Schuld auf den Fürſten zu ſchieben, der nun einmal ſein Wort gegeben hätte, und ſolches nicht mit Ehren wieder zurücknehmen konnte. — Dabey iſt es traurig, daß gerade die gutherzigſten Fürſten einer geliebten Perſon am wenigſten etwas abſchlagen, oder den ihnen gelegten Fallſtricken durch eine geſchickte Wendung ausweichen können. Die Wirkungen hievon ſind um ſo viel ſchrecklicher, da keine Stunde am Hofe vorbey geht, daß nicht jemand eine Gnade zu ſuchen hat, und die mehreſten die um des Fürſten Perſon ſind, es beſtändig darauf angelegt haben ſeine Gutherzigkeit zu nützen.

Nirgend waren die üblen Folgen der Exſpektanzen ſichtbarer, als in der Kirche, zur Zeit da alles Schaarweiſe nach Rom lief, und ſich von dem Papſte ein Breve ad Vacatura holte *). Der König von Frankreich, Karl VI, erhielt dergleichen vom Papſte Johannes XXIII auf einmal ſechshundert für ſeine Hofbedienten; und kein verdienter Mann konnte irgend zu einer Pfründe gelangen, weil ihm überall der Weg durch einige Exſpektanten geſperrt war. Wenn hier nicht die Kirchenväter zu Trident **) zugetreten wären, und dieſem Unweſen auf einmal Ziel geſetzt hätten; ſo würden gewiß itzt viele Tauſende herum wandern die auf andrer Leute Tod lauerten, und leicht den Wunſch damit vereinigten daß er bald erfolgen möge.

Was hier die Tridentiſchen Kirchenväter zum Beſten der Kirche thaten, das ſollte jeder Fürſt zum Beſten ſeines

*) Il n'y avoit ſi petit laboureur, qui ne voulut faire ſon fils homme d'Egliſe, et bailler ſon argent pour avoir grace expectative, ſagt ein alter Franzöſiſcher Schriftſteller *Jean Juvenal des Urſins.*

**) Seſſ. 24. c. 19. de ref.

seines Staats thun. Er sollte öffentlich erklären: daß entweder gar keine, oder doch nur diejenige Exspektanz gelten solle welche auf jene feyerliche Art ertheilet wäre. Wenn dann auch die Geliebte oder der Günstling es wagten, ihm dergleichen abzulocken; so würde er allemal eine gültige Antwort in Bereitschaft haben, und mit Bedauern sagen können: wie er von jener öffentlichen Erklärung nicht abgehen könne, ohne sich vor seinen Unterthanen verächtlich zu machen. — Man hat eine Rhetorica delle Puttane *); man sollte aber auch eine Rhetorica dei Principi haben, worin sie unterrichtet würden, wie sie sich, ohne zu beleidigen, gegen alle unziemliche Anmuthungen in einem tête à tête zu verhalten hätten. Denn außer diesem, giebt es schon andre Mittel, den Erschleichungen vorzubeugen

Im Grunde wird auch die Gnade einer erhaltenen Exspektanz nicht so erkannt, wie sie es verdient. Der sie erhält, sieht sie als eine mißliche Kleinigkeit an; und der Fürst verliert dadurch gleichwohl das große und wirksame Mittel, zu seiner Zeit, wenn der Platz erledigt wird, einen verdienten Mann zu belohnen, und wiederum andre zum Dienste seines Staates aufzumuntern.

Sie erinnern Sich vielleicht noch unsers verstorbenen Freundes L*, den das Publikum wegen seiner langjährigen ersprießlichen Dienste einmüthig zu einem gewissen Posten bestimmt hatte? Er selbst war davon überzeugt; und da der Posten endlich erledigt ward, glaubte er sich nur melden zu dürfen um ihn zu erhalten: als der Sohn des Fürstl. Leibkutschers mit einer Exspektanz auf-

*) S. Opere scelte di *Ferrante Pallavicino*, S. 77.

auftrat, woran der Fürſt lange nicht mehr dachte, und welche er itzt, zur allgemeinen Bekümmerniß ſeines Volks, Ehrenhalber erfüllen mußte. Jener ſtarb nicht lange hernach vor Gram; und auch gute Unterthanen verachteten einen Fürſten, der mit dem beſten Herzen von der Welt lauter Böſes ſtiftete.

Alles was ich hier von Exſpektanzen ſage, gilt auch von Adjunktionen, welche der Mann im Dienſte ſich unterthänigſt erbittet. Er wird dieſes allemal zum Beſten eines Sohns, Schwiegerſohns oder Vettern thun; und ſobald ein Fürſt ſich nur einmal darauf einläßt: ſo verliert er das Recht, ſie einem andern abzuſchlagen, und wird durch ſeine eigene Güte ein ungerechter Mann.

Ueber

das Recht der Menschheit,

als den

Grund der neuen Französischen Konstitution.

Nun, lieber R**, es mag ein Recht der Menschheit geben oder nicht: so ist mir doch itzt in Europa kein Staat bekannt, welcher darauf gegründet wäre; und ich will die Franzosen für das erste Volk in der Welt erkennen, wenn sie, auf dem Wege ihrer Theorie vom Rechte der Menschheit, etwas Fruchtbarliches und Dauerhaftes zu Stande bringen. Ueberall und in jeder gesellschaftlichen Verbindung, es sey zum Handel oder zur gemeinschaftlichen Vertheidigung, liegt, außer der Menschheit, eine dem Zwecke angemessene Aktie oder Wahre zum Grunde, die einer besitzen muß um Genosse zu seyn. Das geringste Dörfchen hat mehrentheils seine ganzen, halben und Viertelwahren, nach welchen jeder der gemeinen Weide und Waldung genießt, oder das seinige zur gemeinen Besserung beyträgt; und wenn ein Ungeachteter darin auftreten, und sagen wollte: ich bin ein Mensch, darum laßt mich ein Stück Vieh auf die gemeine Weide treiben; so würde ihm der Vorsteher antworten: du bist ein Narr, die Menschen erhalten in unserm Dorfe nichts mehr als was wir ihnen aus gutem Herzen geben wollen. Eben so verhält es sich in allen Städten: nur der Bürger und Eigenthümer einer gewissen Wahre ist daselbst ehrenfähig; und man ge-

ſtattet den bloßen Menſchen nicht einmal das Recht, ihr Brot daſelbſt zu betteln. Höchſtens erlaubt man ihnen ſich auf einen Kontrakt anzubauen: oder man überläßt es den Theologen, ein Reich Gottes ohne Aktien zu errichten, und die Menſchen mit einander, unter der Rubrik von armen Sündern, auszugleichen.

Wie ſich hier die kleinen Genoſſenſchaften formen, ſo haben ſich auch ganze Staaten gebildet. Die Europäer, als Landbauer, legten eine Landwahre oder das Eigenthum eines für jeden Staat beſtimmten Ackerhofs, Manſus genannt, zum Grunde ihrer Verbindung. Nur der ächte Eigenthümer eines ſolchen Manſus war Mitglied der Nation, und theilte Gewinn und Verluſt mit ſeinen Genoſſen. Alle übrige Menſchen, welche ohnehin bey der Naturalvertheidigung in die Brüche fielen, zur Zeit wo man dieſe Brüche noch nicht mit Hülfe des Geldes ausgleichen konnte, waren entweder Knechte, oder Leute die auf Kontrakte wohnten, und keine Stimme zu den Geſetzen und Schlüſſen des Staats zu geben hatten.

Lange wollte man dieſen ungewahrten Menſchen nicht geſtatten ſich unter einander zu verbinden, und beſondere kleine Staaten in dem groſſen Staate zu errichten. Man hielt es für gefährlich, daß ein Haufe ſolcher unverbürgten Menſchen ſich auf einen Fleck verſammeln, Mauern und Graben um ſich aufwerfen, und alſo vereint den gewahrten Genoſſen den Kopf ſollte bieten können; oder daß ſie, unter dem Schutze einer Gottheit oder eines Heiligen, ein eignes Korps ausmachen, einen Schutzvoigt oder Syndikus erwählen, und ſich mit zuſammengeſetzten Kräften vertheidigen möchten. Zeit, Noth, Bedürfniß, Gelegenheit, und beſonders der Königsſchutz, brachte jedoch endlich dergleichen kleinere Geſell-

Gesellschaften, unter den Namen von Städten, Burgen, Flecken, Hoden und Echten, zu Stande *): die nun freylich, wie die Heringskompanieen, auch ihre kleinen Aktien zu ihrer Selbstvertheidigung zusammen legten, und Statuten machten, aber noch lange keine Mitglieder der Nation wurden, und zu deren Entschlüssen stimmten; sondern bloß nach dem Kontrakte Recht gaben und nahmen, welchen ihnen die Nation bewilligt hatte. Bis endlich die Gewahreten, nachdem sie sich durch ihre vielen Kriege erschöpft hatten, und durch Borgen und Bäten oder Beeden von den Ungewahrten nicht mehr erhalten konnten, diesen eine förmliche Beyhülfe über den Kontrakt anmuthen, dazu natürlicher Weise ihre Bewilligung suchen, und ihnen dagegen die Rechte eines besondern Standes einräumen mußten; der nun, da die Staatskompanie auf diese Weise zu den alten Landaktien, wovon bisher die gemeine Vertheidigung allein bestritten war, fast so viele Geldaktien machte, als reiche Menschen im Staate waren, und durch neu eingeführte Vermögensteuern, von diesen sehr oft mehr als von jenen bezog, — ein verhältnißmäßiges Gewicht mit jenem erhielt **).

*) Man nöthigte zuletzt einen jeden dazu, indem es hieß: Quilibet a duodecimo aetatis anno sit aut in Hundredo aut in Plegio. LL. Henric. I. c. 8. *Wilk.* pag. 241.

**) Dieses ist überall der Ursprung des tiers etat. Der zweyte Stand nahm seinen Anfang, als der Director der Kompanie von dem achten Eigenthümer eines Hauses Steuer und Folge über seine Verbindlichkeit, und von den Dienstleuten über ihren Dienstkontrakt forderte. Denn wozu ein jeder durch den ursprünglichen Vertrag, oder durch den Kontrakt verbunden war, das konnte der Director fordern, ohne dazu eine neue Einwilligung zu suchen.

Die Geldaktie ist nun zwar nicht so bestimmt, wie die alte Landaktie; ob es gleichwohl in unsrer itzigen Verfassung so ganz unrecht nicht seyn möchte, hierauf zu spekuliren. Indeß wird doch ein jeder leicht fühlen, daß der Eigenthümer eines Hundertheils nicht die Rechte eines vollen Aktionärs fordern könne; und daß der Besitzer von zehn solchen Aktien vor jenem ein natürliches Näherrecht zur Direktion der Kompanie habe. Ein jeder wird einsehen, daß die Menschheit hiebey in keiner besondern Betracht komme, und daß bey der auf Geldaktien gegründeten Staatsverbindung eben so viele Menschen in die Brüche fallen müssen, als bey der Landaktie, wo man dergleichen Einhundertstel (Wachszinsige) oft für ein Pfund Wachs wohnen und kramen ließ, und ihnen weiter keine gemeine Beyhülfe abforderte, ihnen aber auch keine Ehrenfähigkeit in der Nation einräumte.

Zum Scherz, oder auch zur Parade, kann in Frankreich der Herzog wohl mit seinem Schneider unter der unbesoldeten Nationalgarde aufziehen, und das Recht der Menschheit in einem komischen Aufzuge zeigen; aber wenn beyde sich unbesoldet gleich rüsten und gegen den Feind fechten sollten: so würde es wahrlich dem Schneider nicht wohl zugemuthet werden können, so viel Blut für seine Werkstätte zu vergießen, als der Herzog für sein Herzogthum aufopfert: auch würde der letztere sich auf jenen nicht wie auf seines gleichen verlassen können. Und doch würde das Recht der Menschheit erfordern, daß jeder Nachbar gleich seine Haut für den andern wagen sollte.

Wie sehr hat nicht schon das Recht der Menschheit die Kriminalgesetze verwirret? Das Israelitische Volk, das, außer seinem Bündel, nur seine Menschheit in die Wüste trug, und folglich überall seinen Gehorsam

gegen

gen die Geſetze bloß nur mit der Haut verbürgte, mußte auch bey jedem ſchweren Verbrechen gleich mit der Haut bezahlen. So gerecht dieſes Kriminalrecht für Menſchen war; und für Soldaten noch iſt, denen alles auf die Haut geborgt wird: ſo ungerecht bleibt es immer für Leute die mit ihrer Landaktie für ihr geſetzmäßiges Betragen der Staatskompanie eine angemeſſene Sicherheit beſtellet haben. Für dieſe war ehemals der Verluſt der Aktie die höchſte Strafe. Die Geſetze welche dadurch verpönt waren, wirkten ſtrenger, als alle Verordnungen bey Galgen und Rad, die noch nirgend die Anzahl der Verbrecher vermindert haben. Der Verluſt der Aktie war Strafe für einen Aktionär, ſein Weib und ſeine Kinder; wohin er ſich wandte, ſtund ihm nichts wie die Knechtſchaft offen: und bis er irgendwo Schirm fand, war er der Rache des Beleidigten Preis gegeben. Dagegen konnte man ihm nie an die Haut kommen; und ſelbſt der Todtſchläger konnte ſich löſen, wenn er die Taxe bezahlte wozu der Erſchlagene von der Kompanie geſchätzet war: eine Taxe die vermuthlich die ganze Aktie wegnahm. Nicht einmal ein gewahrter römiſcher Bürger ſtand unter der Ruthe *); und ſpäter mochten auch die Ehrenbürger davon befreyet ſeyn, indem der Apoſtel Paulus, von dem man wohl annehmen kann, daß er ſo wenig eine Stadtaktie in Rom, als eine Landaktie im römiſchen Reiche beſaß, ſich hierauf mit dem geſetzmäßigen Erfolge bezog.

Zwar wird das Volk, in ſo fern man darunter die in die Brüche fallende Menge verſteht, es jetzt nicht leicht

*) Leib- und Lebensſtrafen, und Folter, ſind zuerſt experimenta in anima vili geweſen. Vitae necisque poteſtatem ſibi vindicarunt primum in plebeios obſcuros. Ammian. Marcell. c. 23.

gestatten, daß man auf jenen hohen Plan des Kriminalrechts zurückgehe; nachdem einmal die Geldaktie nicht so anschauend sicher ist als die Landaktie, und nachdem Konsumtions- Vermögen- und Menschensteuern die Gewahrten und Ungewahrten zu sehr vermischet haben.

Allein es verdient immer noch tiefe Bewunderung, daß unsre rohen Vorfahren, die sogenannten Barbaren, einen solchen Plan erfunden und sich dabey so lange glücklich erhalten haben; bis die christliche Religion die Gesetze welche Moses den ziehenden Israeliten gegeben hatte, den erbgesessenen Landeigenthümern, unter Beförderung jener Vermischung der Geld- und Landaktie, nach und nach aufnöthigte. Wie nöthig ist es aber nicht noch immer dem Gesetzgeber, einen mächtigen Wink dahin zu geben, damit nicht, nach dem Rechte der Menschheit, alle Verbrecher ohne Unterschied ihrer Wahrung, auf der Haut gepeitscht, gebrandmarkt, und gefoltert, oder auf die Schandbühne gestellet werden?

Vielleicht sage ich Ihnen aber doch noch ein andermal, wie, mit Hülfe des Hypothekenbuchs, neue Aktien in der Nation erschaffen, und Ehre und Fleiß auf eine mächtige Art gehoben werden könnten, wenn man den Plan unserer Vorfahren wieder befolgte.

Ueber

das Recht der Menschheit,

in so fern

es zur Grundlage eines Staates dienen kann.

Schreiben an Herrn Bibliothekar Biester *).

Es hat mir eine wahre Freude gemacht, daß Herr von Clauer meinen Aufsatz über die Frage: Ob ein Staat, wie Frankreich, auf das Recht der Menschheit gegründet werden könne? einer so scharfsinnigen als wohlwollenden Prüfung werth geschätzet hat; und ich ersuche Ew. w. Ihm in meinem Namen zu sagen, daß ich seine Kritik völlig so genommen habe, wie er es von mir erwartet hat. Ihnen Selbst aber danke ich von ganzem Herzen, daß Sie Sich meiner Landaktien, worunter ich besonders die Staaten ackerbauender Menschen begründet habe, auf der Stelle angenommen, und solche zu Pari diskontiret haben.

In der Hauptsache glaube ich indeß doch nur etwas deutlicher ausdrücken zu dürfen, um auf den Beyfall

*) Gegen den vorstehenden Mösersch[illegible] Aufsatz schrieb ein damal sich in Berlin aufhaltender Herr von Clauer Einwürfe, welche in der [illegible] Monatsschrift Septemb. 1790, Nr. 2, abgedruckt und gleich von Herrn Biester auf anständige [illegible]liche Weise (ebendas. Nr. 3) beantwortet wurden. Hierauf bezieht sich der gegenwärtige Aufsatz. M.

fall meines Herrn Gegners, wo nicht in allen, doch in einigen Stücken, rechnen zu dürfen; ich will es wenigſtens verſuchen. Wenn Ländereyen gegen den Einbruch der See durch einen Damm oder Deich geſichert werden müſſen: ſo kann man die Vertheilung der Arbeit, welche dazu, und in der Folge zur Erhaltung des Werkes erfordert wird, nicht wohl anders machen als daß man einen Jeden nach Verhältniß ſeiner dahinter belegenen Ländereyen, alſo z. B. den Eigenthümer von 1000 Morgen zehnmal ſo viel als den von 100, dazu beytragen läßt. Der nun aus ſämmtlichen Landeigenthümern entſtehende Deichband *) kann von denen, welche gar kein Land, und höchſtens eine Hütte in der abgedeichten Gegend beſitzen, wenig oder nichts fordern; weil dieſe, um ſich zu ernähren, den ganzen Tag zu Hauſe arbeiten müſſen, und ohne zu verhungern, nicht auf eigne Koſt täglich am Deiche ſtehen können, auch bey dem Einbruch der See nicht viel zu verlieren haben: anſtatt daß die Landeigenthümer, welchen ihre Nahrung gegen eine mäßige Arbeit zuwächſt, und deren ganze Exiſtenz als Landbeſitzer von der Erhaltung des Deiches abhängt, Zeit und Mittel zur Arbeit in Ueberfluß haben. Hieraus habe ich die natürliche Folge gezogen, daß die Erſtern mit den Letztern gar wohl in Gottes Kirche, wo alle Menſchen einander gleich ſind, aber nicht als ſtimmführende Mitglieder in der Deichverſammlung, erſcheinen, und auch mit Grunde Rechtens bey Verloſung des der See abgewonnenen Vorlandes keinen Antheil fordern, oder mit dem Amte eines unbeſoldeten Deichgrafen oder Deichhauptmanns beſchweret werden könnten: wenn ſie auch die gröſſte Einſicht vom Deichweſen hätten, und

über

*) So nennt man die Geſellſchaft der zur Wiederherſtellung oder Unterhaltung eines Deiches Verpflichteten.

über allen Verdacht, daß sie, um ihre Hütten zu retten, sich nicht in Lebensgefahr wagen würden, erhaben wären. Auf eine kurze Zeit bietet man wohl alle Hände zu einer Deich- oder Wegebesserung auf, wenn es die höchste Noth erfordert; und bey Löschung einer Feuersbrunst ergreift der Geringere wie der Vornehme den Eimer. Allein die ordentliche Deich- und Wegebesserung muß nach andern Verhältnissen geschehen; oder die Einwohner welche wenig oder nichts dabey zu gewinnen und zu verlieren haben, fliehen ein Land, das ihnen nicht die Zeit gönnet ihr tägliches Brot zu erwerben.

Dieses ist alles was ich vorhin behauptet habe; wie man leicht sehen wird, wenn man anstatt der Einderungen an der See — ein Land das sich zu vertheidigen hat, und anstatt des Deichbandes — den Heerbann, oder die von ihrem Lande zur gemeinen Vertheidigung dienenden unbesoldeten Eigenthümer, setzet. Und von einem solchen Staate sage ich, daß er auf das Landeigenthum gegründet sey, und nicht wohl auf das Recht der Menschheit, nach welchem jeder Mensch in gleichem Maaße zur Deicharbeit verpflichtet seyn würde, gegründet werden könne. Unter den ächten Landeigenthümern, d. i. unter denen die ihr Land nicht bloß zum Bau oder Pachtsweise besitzen, gedenke ich mir dann die stimmbaren Mitglieder der Deich- oder Landesversammlung: und lasse aus den Nichteigenthümern einen besondern Stand, welchen man den tiers etat zu nennen pflegt, entstehen: nachdem er Kontraktsweise einige Beyhülfe zur Unterhaltung des Deiches übernommen hat, und so oft der Deich eine neue Hülfe erfordert, billig dahin zu sehen ist, daß jener so wenig über seinen Kontrakt, als mit unnöthigen Ausgaben beschweret werde. Ich behaupte, daß dieser tiers etat später zu Hülfe gezogen, und

und folglich jüngern Ursprungs sey, als der Deichband welcher dem einbrechenden Meere zuerst entgegen arbeitete; und daß jener nicht anders als durch einen Kontrakt habe entstehen können, indem die Nichteigenthümer, wenn sie wie Sklaven durch Gewalt oder Gesetze zur Deicharbeit wären gezogen worden, gar keinen besondern Stand ausgemacht haben würden. Hiermit stimmet auch die Geschichte überein, die überall die Landsteuern und Landdienste den Kopf- und Vermögensteuern vorgehen läßt; die den Ursprung der Städte in Deutschland in sehr späte Zeiten setzt; die den Einwohnern der Städte [illegible] keinen Morgen Landes, sondern höchstens einen Kohlgarten einräumet; und die, wie denselben endlich zur Belohnung einige Morgen Land zu machen verstattet ward, die Urkunden in Ehren aufbewahret hat, worin ein Ritter mit dem Zinsherrn beliebet wird das davon zur gemeinen Landesvertheidigung aufgebracht werden mußte.

Wenn Hr. von El. sich die Sache auf die nehmliche Art vorstellet: so wird er gewiß selbst finden, daß es nicht allein höchst unbesonnen, sondern auch äußerst grausam seyn würde, wenn man einen Schneider zwingen wollte, mit dem Herzoge in einer unbesoldeten Reihe zu dienen; und daß alle Rechte der Menschheit den Hunger des Erstern nicht stillen werden, wenn er anstatt zu nähen, fechten soll. In einer besoldeten Reihe kann freylich ein Prinz als Gemeiner, und ein Bauer als Hauptmann dienen. Hier kommen bloß der Mensch und seine Eigenschaften in Betracht; und die ganze Arbeit am Deiche kann durch Besoldete, ohne Unterschied ob sie Landeigenthum haben oder nicht, getrieben werden. Allein, ich habe ausdrücklich von einer unbesoldeten Nationalgarde gesprochen: und daß in dieser der Herzog mit seinem Schneider, wenn [illegible]

Ehe auch tapferer als der brave Crillon wäre, im Ernst nicht dienen könne, behauptet. Dieser wichtige Umstand, welchen Hr v. Cl. übersehen hat, ist die Ursache, daß alle seine Gegengründe, so richtig dieselben auch in einer andern Hinsicht sind, mich auf diesem Standorte gar nicht treffen.

Um sich von der Wahrheit und Wichtigkeit des Unterschiedes zwischen Eigenthümern und Nichteigenthümern zu überzeugen, darf man nur beyde Theile Eine gemeinschaftliche Deich- oder Landesversammlung ausmachen lassen, und darin die Fragen aufwerfen: ob der Deich hergestellet, und die Kosten dazu durch eine Land- oder Kopfsteuer aufgebracht werden sollen? Wie verschieden ist hier nicht das Interesse beider Theile? Kann hier eine Ueberstimmung Platz finden, wenn beide sich trennen? Und könnte der Nichteigenthümer sich des Veto bedienen, wenn die Eigenthümer für die Herstellung des Deiches stimmeten?

Ich leugne um deswillen gar nicht, daß nicht auch ein Staat auf die bloße Menschheit gegründet werden könne. In Paraguai säeten und ärnteten unter der Jesuiten Regierung alle Einwohner für ein öffentliches Magazin, woraus Jeder täglich seinen nothdürftigen Unterhalt empfing. Wenn in einem solchen Lande der Deich durchbricht: so ist es möglich und billig, alle Menschen von gewissen Jahren zur Arbeit aufzubieten; so wie solches auch bey den Israeliten geschah, deren kleiner Staat nicht auf ein Landeigenthum, sondern auf eine Mannszahl und deren größte Vermehrung *) gegründet wurde. Eben dieses scheint auch der Fall bey den

*) Darum war auch bey den Juden die Unfruchtbarkeit so schimpflich. Vult futui Gellia, non parere: denkt ein gesundes Volk von einem unfruchtbaren Weibe.

den alten Sueven geweſen zu ſeyn, als ſie das Landeigenthum aufhoben, um ſich mit einer ſtärkern Mannszahl gegen die zahlreichen Horden der über die Elbe eindringenden Völker zu wehren. Allein eine ſolche Verfaſſung, wie die in Paraguai, giebt den edlen Leidenſchaften zu wenig Spielraum, und dienet nur für Schaafmenſchen, wozu die Franzoſen am wenigſten aufgelegt ſind. Die Sueviſche Verfaſſung hingegen, welche noch gewiſſermaaßen im Ungariſchen Bannate beſteht, kann nur zur Noth angenommen werden; und die Iſraelitiſche, worin ein Hirt zum Könige geſalbet werden konnte, iſt nur durch ihre beſtändigen Unruhen berühmt.

Aber auch ſelbſt Völker welche bey ihrer Vereinigung auf die bloße Menſchheit geſehen zu haben ſcheinen, haben von ihren Genoſſen gewiſſe Eigenſchaften die man Aktien nennen kann, erfordert, und nicht gleich jeden Menſchen zum Mitgliede aufgenommen. Dieſe Verſuche braucht jede Geſellſchaft, ſobald ſie ſich zu einem gewiſſen Zwecke vereinigt. Nie wird der Araber der zu Pferde gerüſtet ausgieht, die Beute mit dem Marketenter welcher ihm den Branntewein für Geld nachbringt, theilen; ſo wenig dieſer ſolches nach dem Rechte der Menſchheit zu fordern befugt iſt. Ja ſelbſt das Reich Gottes iſt auf Aktien gegründet. Wer ſeine Aktie, nehmlich den Glauben an Jeſus Chriſtus, nicht beſitzt, iſt bekanntlich davon ausgeſchloſſen; und es iſt dem heil. Gregor dem Großen nur ein einzigesmal gelungen, durch ſeine Vorbitte einem Heiden, dem guten Kaiſer Trajan, das himmliſche Bürgerrecht zu verſchaffen, wie ſolches Bobadilla *), Munnoz ab Eſſobar **) und andre billig denkende ſpaniſche Juriſten glaublich finden. So wenig bey einem Rekruten dem ein Zoll am Maaße fehlt, die

*) L. II. Polit. c. 2. n. 84.
**) De Ratiocin. c. 25. n. 47.

der Menſchheit in Betracht kömmt; eben ſo wenig kömmt es auch dem Unchriſten der ein Himmelsbürger werden will, zu Statten, ob es gleich allemal ein Menſch ſeyn muß der hier oder dort aufgenommen werden will. Dieſes iſt keine Buchtheorie von den Rechten der Menſchheit, wie es Hr v. El. nennet; ſondern die gewöhnliche Praxis: und ſo glaube ich mich auch von dem Redegebrauch nicht entfernet zu haben, wenn ich ſage, daß ein Staat wie Frankreich nicht auf das Recht der Menſchheit gegründet werden könne.

Außerdem aber möchte ich auch dieſes Recht nicht ſo weit ausdehnen, wie es Hr v. El. gethan hat, und alles was billig, vernünftig, menſchlich und anſtändig iſt, darunter begreifen. Meiner Meinung nach, beſteht das Recht der Menſchheit in der Befugniß alles Ledige zu erobern, und alles ſolchergeſtalt Eroberte zu vertheidigen. Außer dieſem Falle kollidirt ein Menſch gleich mit Andern, und muß ſich bald durch Quaſikontrakte, und zuletzt durch Kontrakte, deren Form von der geſellſchaftlichen Verbindung abhängt, helfen, wenn er es nicht auf die Fauſt ankommen laſſen will. Die Akte Habeas corpus *), welche Hr. v. El. als das höchſte Reſultat

*) Es iſt mir immer auffallend, daß man dieſe Akte in Deutſchland auf Engliſche Weiſe benennet, da doch in Deutſchland nicht leicht ein Ländchen ſeyn wird, das nicht eine gleiche Akte hat. In den Osnabrückiſchen Kapitulationen mit den Biſchöfen heißt es von den älteſten Zeiten her: Es ſolle kein Einwohner mit Kummer oder Arreſt beſchweret werden, es würde dann ſo fort ein Gerichtstag oder Verhör dem Beklagten dabey angeſetzt, daß er ſich zu Recht wiſſe zu ſchützen; und nun ſchützte Bürgſchaft einen Jeden gegen

sultat aller Menschenrechte ansieht, kömmt in England keinem Menschen zu Statten, als wenn er Bürgen stellet; und was man nicht anders als gegen gutes Unterpfand erhalten kann, ist im eigentlichen Verstande kein Recht der Menschheit: ob es gleich sehr menschlich ist, daß wer Bürgen stellet, nicht ins Gefängniß geworfen werde. So lange die Landaktie in Deutschland ihren Werth hatte, wußte man von gar keinen Gefängnissen. Karl der Große verordnete in Sachsen zuerst Eines für jeden Komitat; und sicher nur für Landstreicher und unverbürgte Menschen, indem der Eigenthümer eines Manß damit für sich, und als Vater für seine Kinder, und als Herr für seine Knechte, noch viele hundert Jahr nachher dem Staate bürgete. Die Habeas corpus Akten traten ein, wie die Landaktien unter dem darauf gesetzten Bauer oder Pächter versunken waren, der Geldreichthum das Landeigenthum zu überwiegen anfing, und eine neue Sicherheit gegen die Willkür mächtiger Nichter eingeführet werden mußte. Der Geldreichthum ist unsichtbar; aber mit Hülfe eines guten Hypothekenbuchs kann auch dieser zur öffentlichen Anschauung gebracht werden. Und was könnte es hindern, einem Manne, der z. B. 10,000 Thaler Kapital besitzt, die Standesfreyheit zu ertheilen, daß er nicht gefänglich eingezogen werden dürfe? Sollte nicht Mancher, um sich diesen

Ab-

gegen persönliche Haft. — Die Delikatesse in Ansehung der persönlichen Verhaftung ging so weit, daß die Kölner einem Uebertreter ihrer Stadtgesetze, nach Hanseatischen Rechten, nur einen Kornhalm oder Binsen um den Arm banden, womit er sich für verarrestirt halten mußte, und übrigens seinen Geschäften nachgehen konnte. S. Revocatio Caroli IV Imp. beym *Lünig* in Spicil. eccl. Cont. I. p. 489. Wie charakteristisch! Ein Arrest, der so leicht wie ein Halm gelöset werden kann, schimpft Niemanden.

Mel zu erhalten, fleißiger und aufmerksamer auf seine Wirthschaft seyn? Und sollten die Strafgesetze welche mit dem Verluste dieser Geldaktie verpönt würden, nicht wirksamer seyn, als diejenigen welche alle Menschen ohne Unterschied mit Leib- und Lebensstrafen bedrohen? Unter tausend Verbrechern giebt es viele, die ihr Leben für Nichts achten, und vielleicht nicht Einen der eine solche Geldaktie aufs Spiel gesetzt haben würde.

Ich will hier abbrechen, um Ihnen nicht länger beschwerlich zu fallen. Vielleicht schicke ich Ihnen nächstens eine kurze Geschichte des alten Deutschen Landkatasters, oder der Mansorum, wozu uns der Herr Graf von Herzberg vor einiger Zeit einen so schätzbaren Beytrag geliefert hat *); und nehme darin auf einige andre Einwürfe des Herrn von Clauer Rücksicht, die ich vorerst unberührt gelassen habe.

*) Durch Herausgabe des Landbuchs von der Mark Brandenburg, welches Kaiser Karl IV Anno 1375 in lateinischer Sprache hatte verfertigen lassen. N.

An einen angehenden Misanthropen.

Von Amalien.

Sie irren Sich wahrlich recht sehr, lieber Freund, wenn Sie von mir glauben, daß ich Sie nur zu persifliren suche; und fast hätte ich Ihnen gestern gar kein gutes Wort mehr gesagt, da Sie alles was ich Ihnen zu gefallen vorbrachte, mit so vielem Kaltsinne aufnahmen. Wenn das so fortgeht; so werden Sie in Ihrem Alter noch elender werden als Rouſſeau war, der jedes Kompliment für eine listige Nachstellung ansah, und aus Furcht daß man ihn zum Besten haben mögte, die herzlichsten Ergiessungen der Freundschaft als Gift verabscheute.

Freylich ist es nicht tröstlich, sich auf eine verrätherische Art geschmeichelt zu sehn; und nichts empfindet unsre Eigenliebe höher, als in solchen Fällen eine kleine Blöße gegeben zu haben. Aber am Ende ist es doch beſſre seinen Wein zu geniessen, als, aus Furcht sich darin zu übernehmen, sich denselben ganz zu entziehen. Und was meinen Sie denn doch wohl mit Ihrer stoischen Verachtung aller Komplimente gewonnen zu haben? Bey mir in der That nichts, als den Vorwurf, daß Ihre Eigenliebe eine neue Maske, und, unter uns gesagt, nicht die beste erwählt habe. Denn, was würde aus dem gesellschaftlichen Leben werden, wenn ein jeder mit dem traurigen Anwohne, daß man ihn nur zu persifliren suche, herum schliche, und jedes gefällige Wort durch einen finstern Blick zurückscheuchte? Sie sind zwar immer nicht sehr

gesprächig

gesprächig gewesen; aber ich konnte Ihnen doch noch zuweilen wiederholen, was Sie mir einstmal sagten, als Sie noch recht galant waren:

Du schweigst; wie zärtlich kannst du schweigen!
Doch seh' ich was dein Auge spricht;
Du traust der Worte Ausdruck nicht,
Und wünschest mir dein Herz zu zeigen.

anstatt daß ich seit einiger Zeit Ihnen um alles in der Welt nicht einen freundschaftlichen Blick geben mögte.

Woher nun aber diese große Veränderung? Wenn man die Welt lange gekannt hat, sagten Sie einst, so wird man zuletzt mißtrauisch gegen alles. Nun freylich, wenn die Jahre kommen, worin man es sich selbst bewußt ist daß man Keinem mehr gefallen könne; so fällt die süße Leichtgläubigkeit weg, welche uns in der Jugend so angenehm täuschte, und man hat sehr gerechte Ursachen mißtrauisch zu werden. Aber sind Sie es Sich denn wirklich schon bewußt, daß Sie auf keine Art mehr gefallen können? Hat nicht jedes Alter seine besondern Vorzüge, wodurch es zum Vergnügen der Gesellschaft sein Scherflein beytragen kann; und gehen meine Forderungen an Sie weiter, als daß Sie dasjenige mit Gefälligkeit aufnehmen sollen, was ich Ihnen zuweilen, wenn ich froh bin Sie zu sehen, Gefälliges sage?

Von mir können Sie doch wohl keine Falschheit vermuthen; und wenn ich Sie auch bisweilen im Scherze zum Besten hätte, so würden Sie mir auch dafür danken müssen. Denn wahrlich, es giebt sehr wenig Mannsleute in der Welt, welche ich auf diese Art zum Besten haben mögte. Ueberhaupt brauchen Komplimente nur gut gewandt zu seyn; und man hat darin nicht mehr Aufrichtigkeit zu fordern, als in freundschaftlichen Umarmungen, die man sich aus einer Konventionspolitesse giebt, ohne daß das Herz einen ganz besondern Antheil

daran hat, und wenn es auch sogenannte feurige wären. Man ist hierüber in den höhern Sphären längst verstanden, lieber Freund; und es ist Ihre Schuld, daß Sie Aufrichtigkeit fordern wo sie eben gar nicht nöthig ist.

Bey aller seiner Menschenscheu, ließ sich Rousseau doch durch seine Eigenliebe gar sanft einwiegen, wenn ihm die Herzoginn von Luxemburg, oder eine andre große Frau, die feinste Aufmerksamkeit bezeugte; und fast wollte ich wetten, daß Sie in einer ähnlichen Gefahr nicht Meister Ihrer Selbst bleiben würden. Es ist also vielleicht nur die Schwäche der Versuchung die Sie so sie'; macht, oder die ungegründete Furcht ein bischen gekränkt zu werden, wodurch Sie zu dem Entschlusse gekommen sind die ganze Welt für falsch zu erklären. Ich kenne die männliche Großheit, wie gern sie in einem philosophischen Gewande glänzt, wenn es nicht anders gehen will; und denke bisweilen in meiner weiblichen Schwachheit, daß Alles in der Welt, jene Philosophie nicht ausgeschlossen, nur Mittel sey seinen Zweck zu erreichen, oder seine Eitelkeit zu befriedigen. Wäre ich schon ganz in den Jahren worin man seine guten Reste nur bescheiden zeigen, und höchstens seinen Verstand als baare Vernunft wirken lassen muß; so würde ich gewiß darauf ausgehen, mir Achtung und Duldung durch kluge Gefälligkeit zu verdienen. Sie aber thun gerade das Gegentheil, und scheuchen durch Ihr übertriebenes Mißtrauen jede Empfindung zurück, die Ihren Verdiensten zu huldigen so oft bereit ist. Sey es auch, daß diese Huldigung ein kleines Interesse zur Seite habe: so mag dieselbe doch noch keiner Falschheit beschuldiget werden. Denn welcher Mensch wird nicht seine Plane so anlegen, daß sie gerathen sollen; und wenn dieses von einer gefälligen Miene abhängt, nun gerade ein widriges Gesicht machen?

achen? Sie sind darum noch nicht hintergangen oder ſtochen; und es wird immer noch in Ihrer Macht be- hen, zu thun was Sie gerecht finden, ohne daß es en nöthig iſt, eine wohlangebrachte Schmeicheley mit erachtung zu erwiedern, und aus Furcht, auf einer eite für einen ſchwachen Mann zu gelten, ſich auf der dern noch ſchwächer zu zeigen.

Es iſt, ſagt man, eine Schwachheit der Männer, ie der Weiber, daß ſie immer wollen daß man ſich in verlieben ſolle, wenn ſie auch nichts weniger als ge- agt ſind dieſe Liebe zu erwiedern; und daß ſie, ſobald fühlen daß ſie hierauf weiter keine Anſprüche machen rfen, unzufrieden mit ſich ſelbſt werden, und ſich wohl r vernachläſſigen. Allein weiſe Männer und Weiber chten alsdann ihre Anſprüche auf Hochachtung oder reundſchaft, und genieſſen darin oft mehrere und dau- haftere Annehmlichkeiten, als in jenem Spiele der chſelſeitigen Eigenliebe. Und gerade dieſe Weisheit iſt die Ihnen fehlt, und die ich Ihnen ohne alle Kom- imente empfehle, damit Sie Sich nicht abermals ein- lden, ich ſuche Sie nur zu perſifliren.

Ueber die gänzliche Aufhebung des Droit d'Aubaine in Frankreich.

Da die Franzöſiſche Nationalverſammlung das Droit d'Aubaine ganz aufgehoben, und für eine Schande der Menſchheit erklärt hat; ſo fragt Mancher, woher doch dieſes ſo ganz ohne alle Gnade verbannte Recht entſtanden ſey, und warum man daſſelbe ſo lange und in ſo vielen Ländern geduldet habe? — Dieſem zu gefallen, will ich kürzlich die natürliche Entſtehungsart deſſelben anzeigen; und dann fragen: ob es nicht den Völkern die es eingeführt haben, zur gröſten Ehre gereiche?

Ehe ich jedoch hiezu gelangen kann, muß ich vorher bemerken, wie bekanntermaßen die gewahrten Einwohner eines Landes in zwey Rollen vertheilt waren, wovon die erſte — Hundredum *) — die ächten Eigenthümer der Manſorum (Hufen, Grundſtücke), diejenigen welche im Heerbanne ſich auf eigne Koſten rüſteten, und zur Vertheidigung des Vaterlandes unbeſoldet auszogen; die andre aber — Plegium (Pflege) — die geringen Menſchen befaſſete, die nicht vermögend waren ſich einzeln ſelbſt auszurüſten, jedoch, um dem Staate in ihrer Maaße auch zu Hülfe zu kommen, mit geſammter

*) Es war damals eine groſſe Ehre in der Nation, und der Charakter eines Ingenuii (Freygebornen), ein Hundertmann zu ſeyn. Quod primo numerus fuit, jam nomen et honor eſt. *Tacit.* in Germania c. 9.

in Hand einen Schutzvogt ausrüsteten, der ihren schuldigen Antheil an der gemeinen Vertheidigung auf Erfordern verrichtete. Alle andre Menschen hingegen, welche zu keiner von diesen Rollen gehörten, und folglich auch dem Lande worin sie lebten, mit Nichts zu Hülfe kamen, sie mogten Eingeborne oder Fremde seyn, wurden für wild geachtet, und so auch behandelt. Wer einen von diesen mißhandelte oder erschlug, hatte so wenig eine Strafe zu fürchten, als der Mohr der einen auf seiner Küste gestrandeten Europäer erschlägt und plündert. Weder der König noch der Staat nahm sich eines solchen wilden Menschen an; wie sie denn auch nicht dazu verbunden waren, da derselbe so wenig zur Erhaltung des Staats, als zum Unterhalt des Königs, der Nationalrichter und andrer öffentlichen Bedienten, das Mindeste beytrug.

Das dem Menschen angeborne Mitleid mit seines Gleichen forderte jedoch bald eine billige Abänderung dieses ursprünglichen, und bey unpolizirten Nationen immer noch fortdaurenden, Verfahrens; und so geschah es, daß man dergleichen sogenannten wilden Menschen, eben so wie dem höhern Wildprete, einen Königsfrieden schenkte, nach welchem sie nunmehr, ohne in jene Rollen zu treten, sicher reisen, handeln und wandeln konnten, und nicht zu befürchten hatten daß Jemand sie ungestraft und ungerochen mißhandeln, tödten oder plündern würde: wogegen man aber, nach ihrem Tode, ihren ganzen Nachlaß dem Könige oder dem Staate, zur Wiedervergeltung, zueignete.

Dieses ist der natürliche Ursprung eines Rechts, welches man in einigen Gegenden Deutschlands das Wildfangsrecht, in Westphalen den Sterbfall der Biesterfreyen, und in Frankreich le Droit d'Aubaine nennt: von dem Worte Alban, welches einen

Menſchen bedeutet der ſich zwar in dem Gerichts- oder Diſtriktsbann aufhält, aber nicht in deſſen Rollen ſteht; wogegen Forban einen Inrollirten anzeiget, der des Gerichtsbannes verwieſen iſt.

Wenn man nun dieſes Recht ſolchergeſtalt aus ſeiner Quelle entſpringen ſieht; ſo erkennt man leicht, daß daſſelbe nichts weniger als eine Schande der Menſchheit ſey. Der Zweck der Obrigkeit war, einen jeden Menſchen auf die ſchicklichſte Art zu nöthigen ſich in die geſellſchaftliche Rolle zu begeben, und ſo auch das Seinige zum allgemeinen Beſten beyzutragen; und ſie konnte dieſes nicht beſſer befördern, als daß ſie jeden Wildfang mit dem Verluſte der Erbſchaft bedrohete. Dieſe war ohnehin wie Strandgut anzuſehn, deſſen ſich ein jeder bemächtigen konnte: indem nur ein Mitglied der Nation *) fähig war Eigenthum zu haben; und man ſetzte dergleichen verbieſterte Erbſchaften, wie viele andere Dinge, die Mehrern nicht ſonderlich zu Statten kommen, Einem aber oft viel werth ſind, zur Beſoldung der Könige, oder andrer Nationalbedienten, unter dem Namen von Regalien, aus.

Bedenkt man nun weiter, daß jeder Wilde kurmündig oder kurechtig werden, und ſich folglich ſeinen Schutzvogt wählen konnte; daß der Eine Schutzvogt, um ſeine Kontribuenten zu vermehren, noch beſſere Bedingungen gab, als der Andre; und daß ſie faſt Alle ſich die verwildernde Erbſchaft, gegen einen jährlichen Pfennig, oder gegen das beſte Stück der Erbſchaft, abkäufen ließen: ſo iſt in der That nicht abzuſehn, wie die Nation billiger und menſchlicher verfahren konnte, und woher die Wilden hätten ſollen fordern mögen, alle Rechte

*) Die Römer kannten keinen wahren Eigenthümer, welcher nicht civis Romanus (Römiſcher Staatsburger) war; und das nach einer ganz richtigen Theorie.

Rechte und alle gesetzlichen Wohlthaten wirklicher Mitglieder unentgeldlich zu genießen.

Dadurch daß sie Königsfrieden erhalten hatten, war ihnen überdem das Wehrgeld eines Königsknechts, das nicht gering war, zu Theil geworden. Niemand konnte sie also erschlagen, ohne dem Könige dieses zu bezahlen; und so waren sie eben so sicher als andre Geschützte oder Gehegte. Wenn sie dagegen Jemand erschlugen: so mußte der König für sie den Verwandten des Erschlagenen auf das Wehrgeld haften; und auch dieses konnte man ihm doch nicht umsonst zumuthen. Ferner den Fall gesetzt, daß Einer der einen solchen Wildfang erschlägt, nach der itzigen Verfassung mit dem Tode bestraft werden müßte; mit welchem Rechte würde man es dem Könige oder dem Staate aufbürden können, die Besichtigungs- Untersuchungs- und Hinrichtungskosten für einen Menschen zu tragen, der zu dem Allen nie etwas beygetragen hat, und nichts hat beytragen wollen? Steht es doch noch jetzt jedem Fremden, um seine künftige Erbschaft zu retten, frey, Bürgerrecht zu nehmen, oder sich in einen Schutzkontrakt zu begeben, und darin nach seinem Vermögen zum Besten des Staats zu steuern?

Endlich wußte man in der ersten Zeit nichts von Territorialunterthanen. So wenig itzt ein Hausvermiether sagen würde, daß der Miethemann der auf seinen Dielen wohnt, sein Unterthan sey; so wenig kannte man den Schluß, daß der Boden einen Menschen unterwürfig mache. Die Unterthänigkeit solcher Leute die nicht unmittelbar auf der großen Heerbannsrolle, oder im Hundert standen, und die bloß ein Imperium über sich erkannten, beruhete lediglich auf Hörigkeit; dem Vater gehörten seine Kinder, und dem Herrn seine Knechte, in engerer oder weiterer Bedeutung, an. Dienst-

leute, Dienſtherzoge, Dienſtgrafen, und andre Diener, waren ſo gut mit ihrem Hauptherrn durch das Band der Hörigkeit verknüpft, als itzt der Eigenbehörige mit ſeinem Gutsherrn. Die Urkunde der Hörigkeit aber iſt der Sterbfall *); und ſo waren die Wilden nach damaligem Koſtume nicht ſchlimmer daran, als viele Andre.

Wenn die Franzöſiſche Nationalverſammlung, ſo wie es der König längſt gethan hat, erkläret hätte, das Droit d'Aubaine mit allen den Ländern aufzuheben welche in Anſehung der Franzoſen ein Gleiches thun würden; ſo wäre dieſes ein den itzigen Zeiten recht angemeſſener weiſer Entſchluß geweſen: der Schaden hätte ſich gegen den Vortheil gehoben. Aber dem ſonderbaren Gedanken, daſſelbe unbedingt aufzuheben, gleicht nichts als die Großmuth, womit die Nationalverſammlung die Zehnten erlaſſen hat. Hier wird dem Manne, der ſein zehntbar Land wohlfeil gekauft hat, ein ganz unverdientes Geſchenk gemacht; und den ſämmtlichen Eingepfarreten, wider ihr Verſchulden, die Laſt aller Bau- und Verbeſſerungskoſten an Kirchen und Kirchengebäuden, die in Frankreich der Zehntherr ſtehen muß, wieder aufgelegt.

*) Der Sterbfall heißt, wie man aus dem Vorigen ſieht, im Sprachgebrauch des Deutſchen Rechts: der Antheil, welcher beym Tode eines Unterthans, Leibeigenen, u. ſ. w. von deſſen Verlaſſenſchaft dem Hauptherrn zufällt. Das Recht auf einen ſolchen Antheil beurkundet, beweiſet, die Hörigkeit. M.

Etwas

was zur Vertheidigung des sogenannten Aberglaubens unsrer Vorfahren.

unsere Vorfahren hatten die Gewohnheit, kleine Klötze ihre Schlüssel zu binden, um sie nicht so leicht zu ver-en, oder, wenn sie verloren waren, so viel geschwin- wiederzufinden; und eben so verfuhren sie auch mit nützlichen Wahrheiten, welche sie der Jugend recht einprägen wollten: sie hingen jeder guten Lehre ein ötzchen an, damit sie ihr bald wieder einfallen, oder rechter Zeit ins Gedächtniß treten mögte. So sagten ihr z. B.: „Kinder! so manches Salzkorn Ihr ver-uet, so manchen Tag werdet Ihr vor der Himmels-üre stehen müssen; legt die Messer nicht auf den Rücken, heiligen Engel mögten sich darauf die Füße zerschnei-; seht des Abends nicht in den Spiegel, der Schwarze kt euch über die Schulter —"; und die Erfahrung ätigt es, daß diese Klötzchen dem Gedächtnisse wenig-ns eben so gut zu Hülfe gekommen sind, als die time, die, ehe die Schreibekunst recht gemein war, in icher Absicht gebraucht wurden; oder die Ohrfeigen, lche man der Jugend bey Beziehung der Gränzen zu ben pflegt.

In neuern Zeiten hingegen, will man so gar bey ndern alles durch reine Gründe zwingen, und fürchtet e Anhängsel mögten eine üble Wirkung thun, und die ute zum Aberglauben verführen. Ich sehe aber doch ht ein, wie dieselben einen größern Schaden anrichten nnten, als die Zauberwelt in der Oper, die Feenmähr-en, die Fabeln, und andre Arten von Erdichtungen, worin

worin man die Thiere vernünftig [illegible] sprechen, oder die Götter sich mit den Menschenkindern unterreden und bisweilen gar versündigen läßt. Hier fürchtet man nicht, daß die Leute, welche durch dergleichen sinnliche Darstellungen unterrichtet oder ergötzet werden, sich einst bey den denkenden und sprechenden Thieren Raths erholen, oder die gezauberte Welt für die wirkliche halten werden. Ja, wie jüngst ein gewisser Lehrer auf dem Lande seinen Schülern erzählte, daß, als der liebe Gott einmal spazieren gewesen, ein Schneider im Himmel sich zu dessen Throne geschlichen, und durch die darunter befindliche Oefnung seinem Amtsbruder in der Welt, der eben eine Elle Tuchs bey Seite gelegt, ein Thronbein auf den Kopf geschleudert hätte; worauf ihm aber der liebe Gott, als er von seinem Spaziergange zurückgekommen, und ihm sein Thron mit drey Beinen in die Augen gefallen wäre, zugerufen: „Wanne! Wanne! wenn ich so hastig wäre wie du, wie würde es dir ergangen seyn!“ — so meinten die schalkhaften Jungen, der Thron müsse sehr wurmstichig gewesen seyn, sonst würde ihn der Schneider nicht haben zerbrechen können; so bald sahen sie ein, daß es nur eine Erdichtung war. Und wie oft haben nicht schon die Schlüssel Petri zur Unterlage einer moralischen Erzählung dienen müssen, ohne daß es jemanden eingefallen ist, sich vor dem Himmel eine Thür zu denken? Die Götter- und Fabellehre unsrer Nordischen Vorfahren war nur so reichhaltig nicht an darstellenden Bildern, als die Griechische, welche von Dichtern, Malern und Bildhauern bearbeitet war; und sie mußten sich daher, besonders als die christliche Religion ihre Götterlehre verdunkelte, in ihrem Vortrage, mit einem lieben Gotte, und einem bösen Geiste, oder mit ein bischen Spukerey, behelfen.

Nun müßte einer aber gewiß ſehr übler Laune ſeyn, wenn er dieſe Art, der Einbildung oder dem Gedächtniſſe zu Hülfe zu kommen, für den hellen Weg zum Aberglauben erklären, und alle dieſe Klötzchen als ſo viel Merkmale der finſtern Begriffe der erſten rohen Zeiten aufſtellen wollte. Jedes Zeitalter und jedes Volk hat ſich ſolcher Hülfsmittel bedient, um dasjenige in allegoriſche Handlung zu verwandeln, was ſich als trockene Lehre nicht ſo gut einprägen würde; und man kann dergleichen Mittel nur alsdann als abergläubiſch verwerfen, wenn ſie zum Betruge gemißbraucht werden, und z. B. die Jäger den Glauben an den Tollwurm unterhalten, um ihn den Hunden der Bauern für Geld zu ſchneiden.

Andre Ausnahmen giebt es freylich auch; aber dieſe werden eher durch die Regeln der Kunſt als der Moral zu finden ſeyn. Die Regeln der Kunſt erfordern unter andern, daß den guten Geiſtern gute Handlungen, und den böſen böſe zugeſchrieben werden; und wenn dieſes beobachtet iſt, ſo befürchte ich von dem Böſen, der den eiteln Mädchen die ſich des Abends noch beſpiegeln, über die Schultern guckt, nicht mehr als von allen Teufeln, die bey Milton oder Klopſtock die ganze Maſchine regieren.

Das gute alte Klötzchen: daß derjenige welcher einen Gränzſtein verrückt, oder einen falſchen Eid ſchwört, oder ſeinem Hofe etwas vergiebt, fruken gehen müſſe; iſt immer noch ein eben ſo feines als kunſtmäßiges Mittel, die Aufmerkſamkeit auf jene wichtigen Pflichten zu erhalten. Ich bin einmal ſelbſt bey einem Streite, worin die Frage zwiſchen zwey Nachbarn zu erörtern war: ob der Gränzſtein gewichen ſey oder nicht? Schiedsrichter geweſen. Der Eine ſprach zu dem Andern: Setze du den Stein, wie er ſtehen muß; dieſer aber antwortete:

Setze

Setze du ihn. Nein, versetzte darauf der Erste, ich will nicht darum spuken gehn; und ich auch nicht, erwiederte der Letzte. Endlich baten mich beide, ich mögte den Stein richten, wie ich glaubte daß er stehen müsse; und wie ich ihnen einen Vorwurf über ihre thörichte Spukerey machte, riefen beide: O wir mögten um aller Welt willen nicht die Nachrede haben, daß wir uns etwas zugeeignet hätten was uns nicht von Rechtswegen zukäme; und so war ihre ganze Spukerey der kurze symbolische Ausdruck des edelsten Gefühls.

Anstatt nun überall die Reste des Aberglaubens unserer Vorfahren aufzuspüren, und ihnen solche zur äußersten Einfalt anzurechnen, sollte man den Geist oder den Sinn dieser ihrer Lehrmethode aufsuchen, und sehen ob die Allegorie wohl erfunden und mit der gehörigen Mäßigung gebraucht sey, und dann urtheilen ob es feiner gewesen sey, den Menschen in einen Wehrwolf, als mit den römischen Dichtern Jupiter in einen Ochsen, zu verwandeln.

Wann und wie mag eine Nation ihre Konstitution verändern?

Eine jede Nation, hört man jetzt vielfältig sagen *), sey allemal befugt, sich, wenn es ihrer Meinung nach das allgemeine Beste erfordert, von neuem zu formen, und sich über alle bis dahin bestandene Rechte und Verträge hinwegzusetzen. Gegen diese ihre Machtvollkommenheit schütze weder der Titel des Eigenthums, noch der des längsten Besitzes. Nur in einer bestehenden Staatsverfassung seyen die Gesetze heilig, welche dabey ehedem zum Grunde gelegt worden; aber in einer jetzt zu errichtenden oder neu zu formenden Konstitution, könne die Nation mit eben dem Rechte davon abgehn, womit sie solche vorhin angenommen habe; und es hänge einzig und allein von ihr ab, ob sie solche beybehalten oder verwerfen, jedem ein Eigenthum gestatten, oder in völliger Gemeinschaft leben wolle. — Aber keiner gedenkt der Frage: Wo und was nun die Nation sey, welche so große Befugnisse habe? und doch hängt von der Beantwortung derselben die Richtigkeit jenes Schlusses vorzüglich ab.

Sind es gleiche Theilhaber oder gemeinschaftliche Eigenthümer einer Kolonie, welche ihre Konstitution verändern oder neu formen: so ist gegen jene Grundsätze nichts zu sagen. Die welche ein Gesetz gegeben,

*) Am besten von Gudin im Supplement au Contract social. Paris 1791.

ben, oder einen Vertrag mit einander gemacht haben, können der Regel nach auch davon wieder abgehen, so weit es ohne Nachtheil eines Dritten geschehen mag. Und wenn z. B. eine Seehandlungskompanie sich trennet, ihre Schiffe, Magazine und Eroberungen verkauft, oder zu andern Zwecken verwendet: so hat Niemand dagegen etwas zu erinnern. Allein wo findet sich die Kolonie oder der Staat, worin alle Einwohner gleich berechtiget sind?

So viel wir aus der Erfahrung wissen, sind überall — wenigstens in Europa — in jede Kolonie (Rousseau mag sagen was er will) Einige früher und Andere später gekommen oder geboren; und wo die Ersten alles erobert hatten, da war es unmöglich daß die Letztern mit den Ersten zu gleichen Rechten gelangen konnten. Die Letztern mußten nothwendig, so lange sie das Recht der ersten Eroberung gelten ließen, von den Ersten die Erlaubniß sich niederzulassen, suchen; von ihnen das Land was sie gebrauchten, in Erbzins, Pacht oder Steuer nehmen; und sich jede Bedingung, wäre es auch die Leibeigenschaft gewesen, gefallen lassen.

Ueberall, in allen Ländern, Städten und Dörfern, ist — nach der Erfahrung, und demjenigen was wir vor Augen haben, zu urtheilen — ein doppelter Socialkontrakt entstanden: einer, welchen die ersten Eroberer unter sich geschlossen; und ein anderer, den diese ihren Nachgebornen oder spätern Ankömmlingen zugestanden haben. Beide Theile stehen als Kontrahenten gegen oder neben einander; und wenn sie gleich unter dem Ausdrucke Nation vereinigt sind, so ist dadurch jener augenscheinliche Unterschied kenntlich nicht gehoben: es würde vielmehr die offenbarste Erschleichung seyn, wenn die

die leztern, oder die Minderberechtigten, ein Menſchenrecht aufſtellen, durch ihre Mehrheit die bisherige Konſtitution aufheben, und ſich, als gleichen Menſchen, mit den Erſtern gleiche Rechte beylegen wollten. Es würde dieſes eben ſo ſeyn, als wenn die Engliſche Nation, oder das Parlament, wäre es auch darüber einſtimmig, die Oſtindiſchen Kompanieen aufheben, oder alle geborne Engländer in Aktionäre verwandeln wollte.

So wenig demnach eine Nation, welche aus ſo verſchiedenen Kontrahenten beſteht, ihre Konſtitution nach Belieben durch die Mehrheit der Stimmen verändern mag; eben ſo wenig kann ſie auf dieſe Art über die erſchleichungsweiſe ſo genannten Nationalgüter diſponiren. Denn angenommen, wie man es wohl annehmen kann, daß die erſten Eroberer einen Theil Landes für einen König oder ein anderes Oberhaupt ausgeſetzt; daß ſie dieſem Oberhaupte auf ihrem Eigenthume gewiſſe Rechte, unter dem Namen von Regalien, eingeräumt; daß ſie auch ein Loos für ihren Biſchof, für ihren Pfarrer und für andre gute Stiftungen bewilliget haben: wie mögen die Mitglieder des zweyten Socialkontrakts, ſo lange es ihnen nicht ausdrücklich zugeſtanden iſt, daran einigen Antheil nehmen? Weiter angenommen, wie es ein jeder der auf den wahren Grund zurückgeht, ſicher annehmen wird, daß der eigentliche Erbadel nichts anders ſey, oder doch nichts anders ſeyn ſollte, als die Ehre ein Mitglied des erſten Kontrakts zu ſeyn: mit welchem Rechte kann denn die Menge, unter dem Namen Nation, ihm dieſe Ehre nehmen, ohne ihn zugleich, was ſie doch nicht will, ſeines ächten Eigenthums, als wovon dieſe Ehre unzertrennlich iſt, zu berauben?

Es war eine Zeit, wo den erſten Kontrahenten die ganze Laſt der gemeinen Vertheidigung oblag, und worin

die Mitglieder des zweyten Kontrakts zu ihnen mit dem vollkommensten Rechte sagten: Wenn wir unsern Zins oder unsre Pacht, oder unser Schutz- und Schirmgeld bezahlen; so haben wir unsern Kontrakt erfüllt, und Ihr möget zusehn wie Ihr davon fertig werdet; die gemeine Vertheidigung ist die Sache der Eigenthümer. — Hier hätten die Ersten die Letztern, nach dem jetzigen Rechte der Menschheit, zwingen können mit ihnen unters Gewehr zu treten. Aber jene begnügten sich, viele Jahrhunderte hindurch, mit Bitten oder sogenannten Beeden; und wie diese endlich zu häufig kamen, gingen sie mit den Letztern einen neuen Kontrakt ein, welcher die Landständhaft genannt wurde; und dieser ward nach dem ewigen Naturgesetze der mindesten Aufopferung, nicht aber mit gänzlicher Aufhebung der bisherigen Konstitution, geschlossen. So handelten vernünftige, von der Erfahrung und nicht von bloßer Theorie *) geleitete Nationen, um die allgemeine Glückseligkeit zu erhalten, und dem Kriege zuvorzukommen, wozu der durch die Mehrheit angegriffene oder überwältigte Theil unstreitig berechtigt ist, sobald jene bloß nach ihrer Macht verfährt, und den Kontrakt bricht, welcher nicht anders als durch ein gemeinschaftliches Einverständniß aufgehoben werden kann.

Das Lob welches Gudin dagegen der neuen Französischen Konstitution ertheilt, wenn er sagt: L'assemblée nationale y est parvenue, en s'attachant à une

*) „Je allgemeiner das Prinzip angenommen wird, „desto gröſser wird die Entfernung zwischen demselben „und dem Gegenstande, worauf es angewandt werden „soll," sagt Necker in der Vertheidigung seiner Administration.

une idée unique d'autant plus grande et plus majeſtueuſe, qu'elle eſt plus ſimple. Elle a rendu à l'homme ſes droits; elle a reconnu ſa dig[illegible], et toutes les vaines grandeurs ſe ſont éclipſées devant elle;

gilt von jedem Gärtchen, worin der Gärtner, um ſich ſeine Botanik ins Kleine zu bringen, nur Blumen — und wären es auch die edelſten — von einerley Art und Farbe duldet; und Monteſquieu behauptete mit Recht, daß dieſe idées ſimples et uniques der helle Weg zum Monarchiſchen (und ſo auch wohl zum Demokratiſchen) Deſpotiſmus wären.

Ueber die Einwendungen des Herrn K** gegen vorstehenden Aufſatz.*)

Die Frage: Wie und wann mag eine Nation ihre Konſtitution verändern? bleibt immer ſehr wichtig; und die Leſer dieſer Monatsſchrift werden es mir nicht verdenken, daß ich noch einmal darauf zurückkomme, nachdem Herr K** ihnen gegen meine erſte Beantwortung derſelben einige Zweifel vorgelegt hat, welche eine Erläuterung erfordern.

Der Hauptinhalt meiner Beantwortung jener Frage ging dahin: daß eine Nation unter gewiſſen Umſtänden allerdings dazu befugt ſey; und auch eben ſo, wie jede andre handelnde Geſellſchaft, über die ihr gemeinſchaftlich zuſtehenden Güter diſponiren könne. Nur ſey es noch nicht ausgemacht: Wer eigentlich die Nation vorſtelle? und was es für Güter ſeyen, welche ihr gemeinſchaftlich zuſtehen? — Beide Fragen ſchienen mir bey der in Frankreich vorgenommenen Veränderung der Konſtitution nicht genugſam erwogen zu ſeyn **).

Meiner

*) Gegen den vorſtehenden Aufſatz ließ ein auswärtiger Gelehrter, welcher den Buchſtaben K. zum Unterzeichnen brauchte, Einwürfe in die Berl. Monatsſchrift, Februar 1792 Nr. 4 einrücken. Möſers nachher erfolgte Antwort lieſt man hier. M.

**) Außerdem iſt dieſer Punkt von den Kanoniſten und Publiciſten, unter den Rubriken: de his quae fiunt a majore parte Capituli, und de caulis a majoritate vote-

Meiner Meinung nach, ließen sich die Menschen in jedem Lande in zwey Hauptklassen theilen, wovon die Eine das Land zuerst in Besitz genommen, und die Andre das ihrige von jener in Zeit- oder Erbpacht erhalten hätte. Beide zusammen könnten zwar unter dem Namen Nation begriffen werden; aber es müsse doch einem Jeden einleuchten, daß jede dieser Klassen ihr eigenes Verhältniß habe, und einen besondern Sozialkontrakt voraussetze, deren ersteren die Landeigenthümer unter sich, den andern aber die Pächter mit jenen, geschlossen hätten. Die letzte Klasse könne und müsse sich mit ihrem Kontrakte begnügen, welchen sie von der ersten erhalten habe; und die erste habe, kraft des von ihr zuerst ergriffenen Besitzes, und des dadurch erlangten Eigenthums des Landes, ein Recht alle spätern Ankömmlinge davon auszuschließen, oder diesen die Bedingungen vorzuschreiben, worunter sie solches von ihr zu nehmen hätten. Dieses Recht fließe aus dem Begriffe des Eigenthums, und stehe sowohl jedem einzelnen Mitgliede in Ansehung des Seinigen als der ganzen ersten Klasse in Gemeinschaft zu; und diesemnach sey es offenbare Gewalt, wenn die zweyte Klasse zusammentreten, sich und die Mitglieder der ersten für Menschen erklären, und sich mit ihnen einer gleichen Disposition über das Landeigenthum anmaßen wollte: gesetzt auch, daß einige der Ersten, aus Furcht oder andern Absichten, sich diese Erklärung hätten mitgefallen lassen. — Diese Prämisse schien mir evident.

votorum exceptis, subtil genug behandelt: und dürfte auch noch wohl weiter behandelt werden, wenn einst ein Reichskrieg gegen Frankreich per majora beschlossen werden sollte.

Nun fragt Herr K**: „Wer sind doch wohl „die ersten Besitznehmer eines Landes? Sind es die er„sten Jäger oder Hirten, die sich in einem Lande nieder„liessen? Oder gehören auch die ersten eigentlichen Anbauer „des Landes mit dazu?“ — Allein, meine ganze Behauptung heißt ja im Grunde weiter nichts, als: der Eigenthümer ist überall früher gewesen als der Pächter; der Gutsherr eher als dessen Bauer. Welchen Standes Dieser oder Jener gewesen, wie er geheißen, und wann er entstanden: sind Fragen, die nichts zur Sache thun.

Herr K** fragt weiter: „Können die Einwohner „der Städte nicht mit dazu gerechnet werden?“ . . . Ich antworte: Nein, gerade aus der Ursache, weil sie keine ächten Landeigenthümer sind, und ihrer Verfassung nach, als Bürger, höchstens einen Kohlgarten besitzen, der bey dem Heerbannskataster in die Brüche fällt. Man sieht es jeder Stadt, und in Westphalen jedem Dorfe beym ersten Anblick an, daß sie zu einer Zeit entstanden sind, wo das Land worin sie liegen, bereits getheilet war, und sie sich nicht mehr nach Nothdurft ausdehnen konnten. Jäger, Hirten und Landbauer hasseten ehedem dergleichen Nester, wie die Franzosen die Bastille *), oder wie die Fürsten die Verbindung mehrerer Städte unter einander. Einzelnen Anbauern sind die auf einem Flecke versammelten und verbundenen Menschen eben so gefährlich, wie mehrere verbundene Städte den Fürsten.

Ein

*) Als die Bürger der Stadt Köln sich mit den Tenktherern vereinigen wollten, war von Seiten dieser die erste Forderung: muros coloniae, *munimenta servitii*, detrahatis! *Tacit.* hist. lib. 4. c. 64; und das bekannte: ne pati quidem inter se iunctas sedes zeigt, daß sie auch keine Dörfer dulden wollten. Die Ursachen hievon habe ich in den Patriotischen Phantasieen, Th. II. S. 1 ausgeführt.

Ein anderes iſt, wo die Bürger zugleich Landeigenthum haben. Dieſes war der Fall mit den Quiriten in Rom; und iſt es noch jetzt mit den Einwohnern von Charlestown, wo jeder ſeine Plantage beſitzt, auf welcher er 50 bis 100 Sklaven hält, aber auch ſeine Schuhe auswärts machen laſſen muß, weil ſich kein Schuſter und andrer Handwerker unter ſo vornehmen Bürgern in Ehren*) niederlaſſen kann. Dergleichen Städte ſind aber ſelten; und, wo ſie ſind, gehören ihre Bürger, wie an manchen Orten die Patrizier, zu den Landeigenthümern. Der Regel nach, ſind Städte auf Handlung und Handwerk gegründet; und folglich nicht früher entſtanden, als bis die Landeigenthümer ihrer bedurften. Ich glaube alſo mit dem vollkommenſten Rechte behaupten zu können, daß, ſo wie es auch die Geſchichte zeigt, die Bürger ihr weniges Land nicht aus der erſten Hand haben, und ſich die Bedingungen haben gefallen laſſen müſſen, welche ihnen von den frühern Landeigenthümern ſind vorgeſchrieben worden.

„Aber (ſagt Herr K**): wann und wodurch „wird die Zahl der erſten Beſitznehmer geſchloſſen? Wel„ches iſt der Zeitpunkt, wovon man ſagen kann: nun „iſt Alles in Beſitz genommen, von nun an darf ſich „Niemand mehr anbauen; Niemand im Lande mehr „niederlaſſen, als mit Erlaubniß derer, die bereits da „wohnen? Dieſer Zeitpunkt könnte doch nur durch eine „ausdrückliche Erklärung der vermeinten erſten Beſitz-

*) Die Wichtigkeit der bürgerlichen Ehre, welche in der Rathsfähigkeit beſteht, zeigt ſich nicht deutlicher, als in Charlestonn: wo Jeder nur Sklavenrang hat, wer nicht Plantagenherr iſt. Das feine Mittel, den Stand der Handwerker durch Bilden zu heben, iſt dort noch ungebraucht.

„nehmer bestimmt werden; von welchem Lande sind aber „solche Erklärungen vorhanden? Wenn man nun diese „nicht aufweisen kann, ist denn nicht Alles, was man „von einem unter den ersten Besitznehmern verabredeten „Vertrage zur Ausschließung der Späterkommenden an„nehmen will, bloße Fiktion?“

Wenn Herr K** meine beiden Aufsätze: über die natürliche Entstehung des Deichbandes *), und: über die eben so alte als natürliche Eintheilung der Menschen in Hundredarios et Plegiatos **), einiger Aufmerksamkeit werthgeschätzet hätte; so würde er die Auflösung dieser seiner Zweifel gewiß selbst gefunden haben. Der Deichband, so wie der Band der Landeigenthümer, entsteht durch die Einheit ihres gemeinschaftlichen Interesse, in demselben Augenblicke worin das Meer oder ein andrer Feind ihr Eigenthum angreift, und kein Einziger seinen Acker unbedeicht lassen darf wenn das Wasser nicht einbrechen soll. Dieses ist wahrlich keine Fiktion, sondern eine nothwendige Voraussetzung; und es würde nur dann einer ausdrücklichen Erklärung bedurft haben, wenn die ersten Besitznehmer, oder die Landeigenthümer, die später Gekommenen hätten nicht ausschließen, sondern in den Deichband mit einschließen wollen. Die Mitglieder des Deichbandes haben Land und Leben zu verlieren, wenn der Deich durchbricht; nicht so die später gekommenen Handwerker, Häusler, oder Pächter.

Uebri-

*) Man s. einen vorhergehenden Aufsatz: Ueber das Recht der Menschheit u. s. w. . . . An Hrn. B. Bieler. N.

**) Man s einen andern der vorhergehenden Aufsätze: Ueber die gänzliche Aufhebung des Droit d' Aubaine. N.

Uebrigens, dünkt mich, verſtehet es ſich von ſelbſt, daß der Zeitpunkt, wann die Geſellſchaft der Landeigenthümer ſich ſchließt, mit dem Augenblicke da iſt wo alles Land getheilet iſt; und daß, wo noch Land übrig iſt, dieſe Geſellſchaft immer wachſen könne. — Es iſt daher auch ein ſehr unerheblicher Einwurf, daß die Nordamerikaner ungroßmüthig und thöricht handeln würden, wenn ſie den ſich dort anſiedelnden neuen Koloniſten mit ſonderbaren Bedingungen beſchwerlich fallen wollten. Denn, da Jene das Eigenthum von vielen Wüſteneyen beſitzen, welche noch unvertheilet ſind: ſo können und müſſen, nach einer geſunden Politik, den ſpäter Ankommenden ganz andre Bedingungen zugeſtanden werden, als da wo alles Land bereits ſeinen Privateigenthümer hat; und von einem ſolchen Lande habe ich allein geredet.

Hier ſcheint es mir auch ſo wenig ungroßmüthig als grauſam zu ſeyn, wenn die Intereſſenten einer Steppe oder Heide, ſie ſeyen nun Jäger, Hirten, oder Landeigenthümer, zu den ankommenden Fremdlingen, die von ihnen einiges Land zum Anbau verlangten, ſagten: „Wir wollen euch ſo und ſo viel Ackerland geben, „aber Ihr ſollet dagegen alle Wege in der Steppe beſ„ſern, damit wir ſo viel bequemer jagen können; dabey „ſollt Ihr euch aller Jagd enthalten.“ — Erhält nicht der Menſch der ſich dieſe Bedingung gefallen läßt, ſeine Vergütung dafür im voraus? und ſeit wann iſt der Kontrakt worin der Pächter alle Beſchwerden und Unglücksfälle mit übernimmt, für unbillig oder ungültig erkläret worden? Iſt es nicht im Grunde doch der Eigenthümer der die Beſchwerden und Unglücksfälle trägt, da er von ſeinem Pächter ſo viel weniger Pacht erhält, als jene möglichen Beſchwerden und Unglücksfälle betra-

gen können? Und ſteht dem Pächter, wenn ein ganz auſſerordentliches Unglück eintritt, eine andre Ausrede zu, als: dieſes ſteht nicht in meinem Kontrakte? — Mit Recht verlangten die ſteuerbaren Unterthanen in Frankreich, als die Wege in der Steppe durch Erdbeben und Fluthen von Grund aus verdorben waren, daß die Befreyeten ihnen zu Hülfe kommen ſollten, weil ihr Kontrakt nicht auf ſolche ungewöhnliche Fälle ginge. Konnten ſie aber die nehmliche Hülfe fordern, ſo lange die Wege in erträglichem Stande waren?

Die Erſcheinung ſolcher Kolonen in der Volksverſammlung, und die Verwaltung öffentlicher Aemter fällt von ſelbſt weg, weil ſie dergleichen Laſten zu übernehmen ſo wenig ſchuldig als vermögend ſind; oder ſie müßten ihnen auch durch den Kontrakt aufgebürdet ſeyn. — Die Rede iſt hier nicht von beſoldeten Dienern des Staats, oder von Abgeordneten welche Diäten erhalten. Bey dieſen kann die Geſchicklichkeit den Mangel des Landeigenthums erſetzen; aber, wo der Landeigenthümer jede Art der Vertheidigung und Verwaltung unbeſoldet verrichten muß, da kann Einer ſeiner bloßen Geſchicklichkeit halber nicht gezwungen werden mitzuwirken. Und gewiß waren in der älteſten Verfaſſung die Ehrenſtellen Reihelaſten; man hatte ſich lange mit eigner Fauſt vertheidigt, ehe man Söldner gebrauchte, und den Erſten um ſo viel mehr Ehre gegeben, je weniger man ſie mit Gelde belohnte.

Die übrigen Einwürfe übergehe ich, weil ich offenbar ſehe daß Herr K** mich mißverſtanden hat. Ich rechne ſo wenig jemanden bloß ſeiner Geburt wegen zu jener erſten Klaſſe, als ich die jüngern Kinder eines Aktionärs zur Kompanie rechne, wenn der älteſte die Aktie allein

allein geerbt hat *). So iſt es in England, wo ſogar der Sohn des Königs nicht wegen ſeiner Geburt, ſondern wegen ſeines Herzogthums, im Oberhauſe ſitzt. So war es auch vordem in Deutſchland; und noch muß ein Fürſt fürſtenmäßige Güter, ſo wie der Landedelmann ein Landtagsfähiges Gut beſitzen, wenn er aller Vorrechte ſeiner Klaſſe genieſſen, und in der Reichs- oder Landesverſammlung ſtimmen will. Den Edelgebornen lege ich bloß perſönlichen Adel bey, ſo wie der Engländer ihnen den Titel Gentleman giebt; und unter dem Erbadel verſtehe ich das Vorzugsrecht, welches mit der Landaktie vererbt. Jener ſollte mit der Perſon ausſterben; und, wenn die Franzoſen dieſe Gränzlinie angenommen hätten, ſo würden ſie ihren Zweck mit allgemeiner Zufriedenheit erreichet haben: anſtatt daß ſie jetzt ein Wort verbannet, und die Sache gelaſſen **) haben. Denn, der große Eigenthümer wird doch in der That Treſoncier bleiben, und ein ſtarkes Uebergewicht über andre Menſchen behalten, wenn er auch nicht mehr noble genannt wird.

Eben ſo rechne ich zu jener zweyten Klaſſe Keinen bloß ſeiner Geburt wegen; ſondern jeden, der nicht ſo viel ächtes Landeigenthum hat, daß er zum Deichbande oder Heerbanne in Perſon aufgeboten werden kann: er ſey

*) Ich muß mich hier auf eine andre Abhandlung: „Warum bildet ſich der Deutſche Adel nicht nach dem „Engliſchen?“ in den Patriotiſchen Phantaſieen, Th. IV. S. 246 beziehen.

**) Die Franzoſen haben zwar Winke genug gegeben, daß ſie den großen Eigenthümern auch zu Leibe wollen, indem ſie die Teſtamente verboten, die Fideikommiſſe für nichtig, und alle Kinder für gleiche Erben erkläret haben. Sie haben aber doch dieſe Zerſtörung des großen Landeigenthums der Zeit überlaſſen.

ſey ein bloßer Pächter, oder ein Kleiner, der etwa $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{8}$, $\frac{1}{16}$, oder $\frac{1}{32}$ ſeiner Nothdurft hat, dergleichen es in allen Ländern unter verſchiedenen Namen in Menge giebt. Und die Franzoſen haben ja ſelbſt, auf eine ähnliche Art, den aktiven Bürger von dem bloßen Menſchen unterſchieden. Alle dieſe ſetze ich in die Klaſſe der ſpätern Ankömmlinge, weil ſchon vor ihnen andre da geweſen ſeyn müſſen, welche ſie verhindert haben ihre ganze Nothdurft zu nehmen.

Geſetzt auch, ein Land hätte die Verfaſſung, wie das Land der ehemaligen Franken, daß der Beſitzer von 12 Manſis im Harniſch erſcheinen müßte; oder, wie das Herzogthum Bremen, worin nur der Beſitzer von 12 Höfen eine Stimme in der Landesverſammlung hat; oder auch, wie mehrere Handelskompanieen, daß nur der Beſitzer von 12 Aktien Direktionsfähig ſeyn ſolle (wie die Lokalumſtände dieſes ganz natürlicherweiſe mit ſich bringen können): würden hier nicht ebenfalls unterſchiedne Klaſſen entſtehen? oder würde man ſagen, jeder gute Groſchen iſt ſo viel als ein Friedrichsdor, weil beides Münzen, und auf einerley Art geprägt, ſind? Und iſt es mit dem Schluſſe der Franzoſen, daß alle Menſchen gleich ſind, anders beſchaffen? Der Menſch kann auf verſchiedene Weiſe angeſchlagen werden: zum Tanzen anders, wie zur Muſik; und es kömmt auf den Zweck an, welchen die Geſellſchaft bey ihrer Auswahl hat.

Und was verliert die zweyte Klaſſe bey dem allen? Sobald ihr etwas über ihren Kontrakt aufgebürdet werden will, tritt ſie als ein freyer Stand auf, der ſo gut das Recht zu bewilligen oder zu verweigern hat, als die erſte Klaſſe. Sobald ſie mit thaten ſoll, ſagten die Alten, muß ſie auch mit rathen; und dies iſt der natürliche Urſprung des tiers etat. Er iſt nach dem Verhält-

hältniſſe geſtiegen, als der Geldreichthum ſich dem Landeigenthume genähert hat, die Geldſteuern den Landdienſt verdränget haben, und die Kriege durch Söldner geführet worden. Für Sold dienten Ritter von Adel, von bürgerlichem und vom Bauernſtande *); und Herr K** vermiſchet gewiß den Allodial- Lehn- und Söldnerdienſt, wenn er mich fragt: ob die ehemaligen großen Armeen aus lauter Edelleuten beſtanden hätten?

Die Rechte einer edlen Geburt ſetze ich bey dem Allen nicht außer Betracht. Alle Europäiſche Völker haben darauf zu jeder Zeit zurück geſehen; und die Achtung welche man für dieſelbe hegt, ſcheinet eben ſo in der Empfindung des Menſchen zu liegen, wie die Ehrfurcht welche man dem Alter beweiſet, und welche nicht dadurch geſchwächet wird daß viele Alte zuletzt kindiſch werden. Leſſing ſagte, daß man eine ganze Nation haſſen, und jedes Individuum derſelben lieben könne **); und ſo ſcheint es mir auch umgekehrt, daß man die hohe Geburt achten könne, ohne einen einzigen Hoch- und Wohlgebornen, wenn er es ſonſt nicht verdient, eine gleiche Achtung zu bezeugen. Was ſich ſonſt von dem Vorzuge der Geburt ſagen läßt, hat der Herr Ober-

*) Heinrich Geßler, Syndikus des großen Raths zu Straßburg, unterſcheidet in ſeinem Formularbuch (Straßburg 1493) dieſe dreyerley Ritter folgendermaßen:

Edel, dem Edlen und Strengen,
Bur, dem Strengen und Veſten,
Burger, dem Strengen.

**) Dies geht auf eine Nachricht, welche ich in der Berl. Monatsſchrift Januar 1791 Nr. 4. von einer „Predigt Leſſings über zwey Texte" gegeben hatte, in welcher jener Gedanke herrſchte. M.

Oberappellationsrath von Rambohr *) zu gründlich vorgetragen, um darüber noch etwas Erhebliches ſagen zu können. — Wenn ich aber wünſche, daß der Adel welchem Geburt Bedienungen oder Briefe geben, mit der Perſon die ihn erhält, erlöſchen möge, falls er nicht in der Folge mit einer ſtandesmäßigen Landaktie verbunden wird; ſo geſchieht dieſes aus der Beſorgniß: daß, wie in Frankreich alle Edelleute Menſchen, ſo zuletzt in Deutſchland alle Menſchen Edelleute werden mögten.

*) In zwey Aufſätzen der Berl. Monatsſchrift 1791, Februar Nr. 5, und März Nr. 6. M.

Der arme Freye.

Eine Erzählung.

Jean le Grand war zu Corcieres geboren, einem Dorfe in Bourgogne, welches der Benediktinerabtey St. Claude am Berge Jura gehörte: und worin keiner Jahr und Tag wohnen konnte, ohne derſelben Leibeigener zu werden *). Die Ländereyen des Dorfs gehörten insgeſammt der Abtey; und diejenigen Bauern welche dieſelben zuerſt urbar gemacht, hatten ſich jene Bedingung zu einer Zeit gern gefallen laſſen, wo ſie froh geweſen ſeyn muſten ein bischen Acker- und Wieſenland zu erhalten, und unter den Schutz eines Kloſters zu kommen: welches für ſeine Leute beſſer ſorgte als mancher Fürſt oder Herr, der ſich durch ſeine häufigen Fehden damals oft in groſſe Koſten ſtürzte, und darüber ſeinen Schutzverwandten mit Bitten und Borgen zur Laſt fiel.

Sein Vater hatte ſich jedoch, bey ſeiner Verheyrathung, die Erſtgeburt frey bedungen, und dieſen ſeinen Erſtgebornen zu Genf erziehen laſſen: wo er Gelegenheit gehabt hatte den groſſen Philoſophen zu hören, welcher die Freyheit und Gleichheit der Menſchen, ſo viel möglich, zur einzigen Grundlage aller bürgerlichen Einrichtungen zu machen wünſchte. In dieſer Schule waren nun aber ſeine Empfindungen dermaßen erhöhet worden, daß er, wie ſein Vater ſtarb, und auſſer ihm keine

*) Man ſ. Diſſertation ſur l'Etabliſſement de l'Abbaye de St. Claude. 1772.

keine Kinder hinterließ, sich nicht entschließen konnte nach Corcieres zurückzugehen, um den Abt zu bitten ihm das Recht eines Leibeignen wieder angedeihen zu lassen, und ihm sonach seines Vaters Verlassenschaft (welche mit seinem Tode, in Ermanglung huldiger und höriger *) Erben, der Abtey verfallen war) aus Gnaden zuzuwenden.

Die Erbschaft war indeß zu beträchtlich, um nicht zu versuchen ob er nicht auch als ein unhöriger freyer Mann dazu gelangen, und wenigstens diejenigen Güter welche sein Vater außerhalb der Börde Corcieres besessen hatte, und die von der Abtey nicht herrühreten **), erhal-

*) Der Erbe muß seyn huldig und höric nach dem Hofe: ist ein Grundsatz aller Hofrechte, in Frankreich wie in Deutschland. Keine Erbschaft ward aus einer Hulde oder Pflege in die andre verabfolgt; und die Hörigkeit oder Suitas des Erben war in den alten Zeiten, worin man von den Begriffen der väterlichen und herrlichen Gewalt ausgegangen war, eine nothwendige Bedingung. Der Prätor zu Rom erbarmte sich zuerst der Emancipatorum; und mit der Zeit hat man auch anderwärts die Erbschaft an Unhörige und Unholde gegen ein Abzugsgeld ausfolgen lassen. Verschiedne Städte erhielten es auch von ihren Schutzvögten, als ein besonderes Privilegium, daß die Erbschaften daraus an die nächsten Verwandten verabfolgt werden sollten: wodurch viele Leute angelockt wurden, sich darin niederzulassen.

**) Alle dergleichen Güter gehörten unter den Sterbfall, wie solches das Parlement zu Besançon lange vorher den 20 Dez. 1679 in einer andern Sache erkannt hatte. In dem Urtheile heißt es: Que Dame Claudine, veuve du noble Louis de Boffet, n'etoit pas recevable, tant à la main morte qu'à l'echute par elle pretendue de la Combe-famin, meix, maisons et heritages. Combefamin lag außerhalb der Börde

erhalten könne. Er reiſete alſo, ſobald er konnte, nach St. Claude, wo ihn der Großprior, der ein beſtändiger Freund ſeines Vaters geweſen war, mit einer mehr als gewöhnlichen Höflichkeit aufnahm, und ſich recht von Herzen freuete dem Sohn ſeines Freundes einige angenehme Dienſte erweiſen zu können. Allein nicht ſobald waren die erſten Freundſchaftsbezeugungen vorüber, als Jean le Grand auf den Zweck ſeiner Reiſe einlenkte, und nach und nach über die große Wahrheit: daß die Freyheit ein unveräußerliches Recht des Menſchen, und nichts billiger ſey als daß ihm als einzigem Sohne die väterliche Erbſchaft verabfolget werde, — in ein ſolches Feuer gerieth, daß es wenig fehlte, ſie hätten beide ihr Frühſtück darüber vergeſſen.

Der Großprior, ein gutmüthiger Mann, welchen das funkelnde Auge des jungen Mannes nicht wenig beſorgt machte, antwortete ihm mit der äuſerſten Gutheit: „Er ſcheine ſich einen gar zu fürchterlichen Begriff „von dem Leibeigenthume zu machen, welches wohl „mehr von dem Namen, als der Sache ſelbſt, herrühre; „ehedem ſeyen die itzt ſogenannten Leibeigene, Ange„hörige, Pflegbefohlne, Hausgenoſſen, „Schutzverwandte, oder auch wohl Kinder der „Abtey genennet, und zur Familie *) des Kloſters „gerech-

der Abtey, St. Oyan; und hatte ein weitläuftiges Meix, oder manoir commun, worin die Laſt leibeigen macht. Ein Leibeigner der Abtey hatte dieſe Herrlichkeit für freyes Gut beieſſen; und Dame Claudine, als ſeine nächſte unhörige Verwandtinn, machte Anſpruch darauf, nachdem die Abtey ſolche in den Sterbfall gezogen hatte.

*) Von Familie ſeyn, hieß ehemals ſo viel, als zum Hausgeſinde eines Herrn gehören. De familia Principis, hieß von guter Familie.

„gerechnet worden. Nach und nach aber, wie jene „Benennungen ihren ehemaligen Gehalt verloren hätten, „habe man solchen Menschen, zu genauerer Bestimmung „ihres Standes, den Namen Leibeigene gegeben. In „der That aber bezeichneten alle diese Benennungen nur „einerley Sache: nehmlich das damalige Band zwischen „dem Schutzherrn und seinen Untergebenen; und sowohl „der Sterbfall als die Einfahrtsgelder (Lods et ventes) „seyen nur Symbole jenes Bandes, und einigermaßen „Vergütung für den Schutz welchen ihnen die Abtey „leiste, die für sie ihren Schutzvogt zum Heerbann ab„schicke, und dem Staate für sie bürge. Dieses Band „sey aber nichts härter, als das zwischen Eltern und „Kindern, oder zwischen einem Herrn und seinem Ge„finde: die Abtey erlaube ihren Leibeignen, im Leben „über das Ihrige frey zu disponiren, und sich sogar „aus den Kindern, welche sie noch am Tische hätten *), „einen Nachfolger zu dem unterhabenden Hofe zu wäh„len, und diejenigen welche den Tisch verließen, würden „von den Eltern nach Vermögen ausgesteuret. Was „diese allenfalls im Erbtheile verlören, käme ihren zu„rückgebliebenen Geschwistern wieder zu gute; und die „Abtey erbe nicht eher, als bis gar keine hörige Er„ben mehr vorhanden wären. Sogar ertheile dieselbe „auch in Nothfällen dem Hofesbesitzer die Erlaubniß

„zum

*) Dieses ist ein besonderes Recht zu Corvey, welches von andern Eigenthumsrechten abweicht. Man sieht aber wohl, daß mit dem Abgehen vom Tische, eine Seitenlinie inter suos et emancipatos hat gezogen werden wollen. In Westphalen heißt es: Veränderesetten. Beym Sterbfalle kann es oft darauf ankommen, ob ein Kind sich bereits verändersettet habe oder nicht. Erstenfalls beerbt es der Gutsherr: letztenfalls, der Vater oder der nächste Erbe im Gehör.

„zum Verkauf deſſelben; und geſtatte den abgehenden „Kindern, wenn ſie aus dem Hofe heyratheten, ſich ihr „künftiges Erbrecht dadurch vorzubehalten, daß ſie die „erſte Brautnacht auf dem Hofe zubrächten *), und „damit gleichſam öffentlich erklärten, daß ihre Nachkom„men, als in der Hofhörigkeit erzeugt, angeſehen wer„den ſollten."

„Ihr Stand ſey auch nicht ſo gar niedrig, wie er „glaube; faſt alle Städte ſeyen zuerſt aus Pflegen „erwachſen, worein ſich ehedem alle Leute, welche nicht „im Stande geweſen wären, auf ihre eigne Koſt mit in „den Heerbann zu ziehn, hätten begeben müſſen, um „mit geſammter Hand ihren Mann oder Beigt zu ſtel„len; bis das aufgekommene Geld und der Lehndienſt „die groſſe Revolution in dem Heerbannsdienſte hervor„gebracht habe. Es habe angeſehene Lehnleute und „Kronvaſallen gegeben, welche homines ligii, oder was „einerley iſt, leibeigen geweſen, ob ſie gleich nicht ſo „genannt werden, und die noch itzt dem Sterbfalle

*) La fille ſerve ſe fait expédier par un Notaire l'atteſtation, qu'elle a paſſé la premiere nuit de ſes nôces dans la maiſon de ſon Pere; ils appellent cela Acte de Repos. Man ſ. die veranlaßte Diſſert. S. 24 im Anhange. Wahrſcheinlich liegt hierin der Grund zu dem ſogenannten Droit de Seigneur, oder dem Coſtum in the Manner; und es iſt traurig, daß die Spötter aus einem ſo edlen und ſprechenden Symbol, womit ſich die Völker, ehe ſie ſchreiben konnten, ſo gut behalfen, gerade eine der unmenſchlichſten Handlungen gemacht haben. Daß das Recht der erſten Nacht zu manchen Scherzen Anlaß gegeben hat, läßt ſich denken; wie auch, daß man dieſe Ceremonie mit Gelde löſen, und ſich darüber von der Abtey einen Schein geben laſſen konnte, welcher dann die Stelle des Notariats Zeugniſſes vertrat. Forderte aber der Abt zu viel Löſegeld, nun ſo ging man zum Notar, wo es wohlfeiler gab.

„(Heergewedde, Heriot-Costume) unterworfen „wären, auch (wenn gleich unter einem andern Namen) „Laods und Ventas bezahlten, ohne ihre persönliche Ehre „zu verlieren. Und es gebe zu Corveyer Leibei„genen, die ausserhalb der Pflege wiederum ganze Herr„lichkeiten mit Pflegen und Leibeigenen besäßen. Die „Abtey erlaube ihnen, jährlich ihren Syndicus zu er„wählen *); halte ihnen einen Richter, vor welchem „sie Recht geben und nehmen könnten; ernähre ihre „Nachbarigen **) Armen, und verhindere manchen „Verschwender seinen Hof zu verschulden, oder sonst zu „Grunde zu richten. Die Natur selbst scheine es zu „fordern, daß schwache Menschen sich in Pflegen zu„sammen halten müßten, um sich so viel besser vertheidigen zu können; und, daß der Herr der ihnen seine „Ländereyen zum Bau übergebe, sich zur Urkunde seines „Eigenthums, und damit ein freyer Mann ihm solches „mit Ablauf der Zeit nicht entziehen möge, gewisse Rechte „über ihre Personen vorbehalte, rühre nur vielleicht von „dem Stile der Zeit her, worin man noch keine Proto„kolle geschrieben, und keine Territorialhoheit, sondern „bloß herrliche und väterliche Gewalt gekannt habe."

Allein

*) Dieses Recht ist eines der wichtigsten. Denn dadurch daß die Leibeigenen eines Amts oder Kirchspiels eine privilegirte Gesellschaft ausmachen, und einen Syndicus wählen, wird verhütet, ne singuli vincantur. Die Rittereigenen haben dieses Recht nicht: wohl aber die Hofhörigen, die unter einem Meyer stehen, welcher sie sc. wie insgemein der Ausdruck heißt, ein Pferd zu Tode zu reiten Amtshalber schuldig ist.

**) Nach dem bekannten und vernünftigen Gesetze: Ut unusquisque fidelium nostrorum suam pauperem de beneficio aut de propria familia nutriat, et non permittat alibi ire mendicando. CAPIT. ann. 805. §. 19.

Allein der Großprior mochte sagen was er wollte, Jean le Grand schauderte vor dem bloßen Namen Voltaire eigen durch und durch, und er verließ endlich das Zimmer mit den Worten des Sophokles beym Voltaire:

Le ciel en le créant, forma-t-il l'homme esclave?
La nature qui parle, et que la fierté brave,
Auroit-elle à la glebe attaché les humains,
Comme les vils troupeaux mugissans sous nos mains?

Mit diesen Gesinnungen eilte er dann zu seinen Verwandten nach Corcieres; und brachte nicht allein die dortigen Einwohner, sondern auch die zu Larmande, Boisdament, Morbiers, Bellefontaine, und in andern Dörfern welche der Abtey gehörten, dahin, daß sie sich an den König wendeten, und ihn baten, nach dem Beyspiel des Königs von Sardinien *), den Leibeigenthum im ganzen Reiche aufzuheben, und was seine Vorfahren längst befohlen **), in Erfüllung zu bringen.

*) Durch ein Edikt vom 20 Jänner 1762.

**) Nach einer Verordnung von Ludewig X. und Heinrich II. Man s. Ordonnances du Louvre, t. I. S. 283. Die königliche Verordnung ging jedoch nur auf seine Domanial-Eigenbehörige, und erlaubte jedem nur sich frey zu kaufen. Auch in dem Entwurfe einer Verordnung vom J. 1560, welche den Präsidenten Lamoignon zum Verfasser hatte, und wornach die Leibeigenschaft ganz aufgehoben werden sollte, heißt es §. 4: Et pour aucunement recompenser les Seigneurs, du prejudice qu'ils peuvent ressentir à cause du dit affranchissement, toutes les fois que les heritages, affectes de la dite condition servile, changeront de main, par succession collaterale, dispositions entre vifs ou testamentaire, échange, vente, et par quelque autre maniere que ce soit, que par donation et succession directe, ascendante et descendante.

Um die Sache beſſer zu betreiben, reiſte Jean le Grand ſelbſt mit dieſem Geſuche nach Paris. Allein der König wies die Sache an die Gerichtsſtelle wohin ſie gehörte, und wo le Grand von Rechtswegen abgewieſen ward. Der Prozeß hatte ihm indeß viel gekoſtet; und er ſah ſich bald genöthigt Paris zu verlaſſen, und anderwärts Dienſte zu ſuchen um zu leben: ſo gern er auch, als ſein eigner Herr, ein eignes Rittergut beſeſſen hätte.

Ein gewiſſer Kaufmann in Lyon, Namens la Place, der eine groſſe Fabrik hatte, und welchem ſeine gute Miene gefiel, nahm ihn endlich auf, als er hörte daß er von Jugend auf zur Handlung beſtimmt wäre, und ſich die dazu erforderlichen Fertigkeiten erworben hätte. Hier gefiel es ihm ſo gut, beſonders da er ſich einbildete von der 16jährigen Tochter ſeines Prinzipals einen vielbedeutenden Blick empfangen zu haben, daß er lange an kein Weggehen dachte. Bald aber machte es ihm unendliche Quaal, zu ſehen, daß die vielen armen Menſchen bey der Fabrik, mit Aufopferung aller ihrer Leibeskräfte, täglich nicht viel mehr als das liebe Brot verdienten, während auf der Tafel ſeines Prinzipals der gröſte Ueberfluß herrſchte. Dieſe entſetzliche Ungleichheit, daß zwölfhundert Menſchen welche ſich von der Fabrik ernährten, darben müßten um Einen reich zu machen, fiel ihm unerträglich; und er konnte ſich nicht enthalten, bisweilen mit den armen Leuten zu murren, und ſeinem Prinzipal darüber Vorwürfe zu machen.

Diſer

il ſera payé au Seigneur par le nouveau tenancier, un Droit de Lod à raiſon du douzieme denier, du prix des ventes et du retour des échanges, et dans les autres cas ſur pied de la valeur des héritages au denier vingt.

Dieser warnte ihn mehrmals, die Arbeiter nicht schwürig zu machen; und sagte ihm: „Es könne bey „grossen Fabriken nicht anders seyn, wenn sie mit an„dern Preis halten wollten. Jeder Fabrikant verdiene „ihm täglich nur einen Stüver, welches freylich des „Jahrs, da ihrer 1200 wären, eine beträchtliche „Summe austrage; aber er könne doch jedem auch nicht „so viel mehr geben, wenn er sich nicht in die Gefahr „setzen wolle, durch irgend ein Unglück in dem Laufe der „Handlung selbst zu Grunde gerichtet zu werden; und „wenn er dann seine Fabrik aufgeben müsse, so würden „die armen Leute gar kein Brot haben. Diese selbst „würden auch bey einem bessern Auskommen sich nicht „so sehr angreifen, und ohne die äusserste Noth nicht „vom Anbruch des Tages bis in die Nacht hinter ihrem „Webestuhle sitzen. Um ihn hiervon zu überzeugen, „wolle er den Leuten einmal ein Wochenlohn schenken; „und er solle selbst sehen, daß sie nicht eher wieder zur „Arbeit kommen würden, als bis sie es verzehrt hätten."

Allein auch diese Probe überzeugte den jungen le Grand nicht. Er glaubte immer, die produzirenden Fabrikanten müßten den Vortheil genießen, welchen ihr Prinzipal der nichts dazu thäte, unverdient genösse; sie müßten gleichsam eine Demokratie unter sich ausmachen, und den Vortheil welcher durch ihre Arbeit gewonnen werde, in eine Gesammtkasse legen, woraus hiernächst ihre Kinder ausgesteuret und ihre Armen verpfleget würden.

Hier konnte sich der Prinzipal des Lachens über den theoretischen Einfall nicht enthalten, und ihm in Scherz zu antworten: „Jede Fabrik und jeder Handel „wolle monarchisch geführt seyn. Direktoren einer „Kompanie, wenn sie vollkommen ehrliche Leute w[illegible]

„dächten immer nur daran ſich auſſer Verantwortung „zu ſetzen, und unternähmen nichts als mit der groſſten „Sicherheit; dieſes ſey aber ſo wenig der Weg, bey der „Handlung zu gewinnen, als im Kriege zu ſiegen. Zu „allen mißlichen Unternehmungen wäre ein groſſer Mann, „ein Monarch, nöthig, der etwas auf eigne Rechnung „und Verantwortung wagen könne; oder von zehn ge„riethe nur eine. Er wolle, wenn es darauf ankomme, „ſein ganzes Vermögen unter die Fabrikanten vertheilen; „aber auch darauf wetten, daß die ganze Fabrik in we„niger als zehn Jahren bloß aus der Urſache völlig zu „Grunde gehen würde, weil die Direktoren nichts wur„den wagen wollen.“

Wie aber dem ungeachtet le Grand nicht aufhörte, die Arbeiter durch ſein beſtändiges Zureden: daß es die höchſte Ungerechtigkeit ſey, daß 1200 Menſchen darben müßten, um Einen reich zu machen, aufzuwiegeln; und la Place merkte, daß er mit der Zeit in dem Taumel der Freyheit, und dem Traume von der Gleichheit der Menſchen, wohl dreiſt genug ſeyn würde ſich bey guter Gelegenheit an ſeine Tochter zu wagen: ſo ertheilte er demſelben geſchwind ſeinen Abſchied, welchen dieſer mit dem Schein der Freude annahm; ſo ſehr es ihn auch heimlich ſchmerzte, ſich ſofort, ohne von dem Gegenſtande ſeiner Hofnung zuvor noch einen Blick zu erhalten, entfernen zu müſſen. Um ſich jedoch an ſeinem geweſenen Prinzipal noch einigermaßen zu rächen, lehnte er das Geſchenk zur Reiſe, was dieſer ihm machen wollte, mit Verachtung ab. Es ſchickte ſich auch für einen freyen Mann nicht, Geſchenke anzunehmen.

In dem Hauſe des la Place war er indeß mit einem Deutſchen Kaufmanne aus Schwerin bekannt geworden, welcher ihm oft geſagt hatte, daß in Deutſchland ſehr viele Franzoſen als Lehrer ihrer Sprache ein gutes Aus-

kom-

kommen hätten. Da er ohnehin eine groſſe Neigung fühlte, in die freye weite Welt zu gehen; ſo machte er ſich gleich des andern Morgens früh auf den Weg zu dieſem ſeinen Bekannten: welcher ihn auch bald bey Herrn von B**, einem Mekkenburgiſchen Edelmanne, anbrachte, der eben Jemand ſuchte welcher ſeinen Kindern die Franzöſiſche Sprache beybringen ſollte. — Aber wie groß war ſein Erſtaunen, als er nach einem kurzen Aufenthalte hörte, daß der Edelmann Herr von 200 Sklaven ſey, die unter ſeiner Zuchtruthe ſtänden, und ihm ſeinen Acker bauen müſten. „Dieſes," dachte er, „geht „über Alles! Herr la Place konnte doch weiter nichts „thun, als die Arbeiter bey der Fabrik verabſchieden, „wenn ſie es nicht ſo machten als er es haben wollte; „aber ſie durch Leibesſtrafen zu beſſern, dieſe ſelbſt zu „erkennen, und auch in dem Augenblick des Erkenntniſ„ſes vollziehen zu laſſen: das iſt wider alle Menſchen„rechte; das hätte der Abt von St. Claude nicht wagen „dürfen, oder . . ."

In dem Augenblick, wo er ſich auf einem einſamen Spatziergange ſo mit ſich ſelbſt unterhielt, begegnete ihm Herr von B**; und wie man von demjenigen leicht redet, wovon der Kopf voll iſt: ſo ſchüttete auch le Grand die Gedanken aus, die er ſo für ſich allein gehabt hatte. „O mein lieber Freund," erwiederte dieſer, „von dieſen „ſogenannten 200 Sklaven würde vielleicht keiner gebo„ren ſeyn, wenn meine Vorfahren die ihrigen nicht mit „Kühen und Pferden, mit Wagen und Pflügen, und mit „allem was ſie ſonſt nöthig hatten, zuerſt verlegt, und „ihnen Häuſer gebauet hätten. Eben das muß ich noch „jetzt thun, ſo oft es ihnen daran fehlt. Niemals aber „kann ein vernünftiger Wirth ſo etwas unternehmen, „wenn er mit jedem liederlichen Kerl unter ihnen zu Ge„richte gehen, oder wohl gar eine Anzahl Geſchworner

„verſammeln, und von dieſen erſt zu Rechte darüber er-
„kennen laſſen ſollte, ob er jenen züchtigen laſſen dürfe
„oder nicht. Unter ſo vielen Menſchen findet ſich leicht
„täglich einer, der mein ihm anvertrauetes Gut vernach-
„läßiget, ſchlecht behandelt, oder muthwillig verdirbt;
„und wahrſcheinlich würde dieſes noch zehnmal ſchlim-
„mer ſeyn, wenn ich keine eigne Macht über ſie hätte.
„Hier hat man keine andre Wahl, als entweder den
„ganzen Verlag zu unterlaſſen: und dann würden die
„armen Menſchen ohne Brot ſeyn; oder ſich unendlichen
„Verdrießlichkeiten auszuſetzen: und Sie mögen Selbſt
„urtheilen, was ich bey dieſer Wahl thun würde. Ein
„vernünftiger Wirth wird ſich ohnehin ſeines eignen Vor-
„theils wegen zu mäßigen, und Belohnungen und Stra-
„fen ſo zu gebrauchen wiſſen, daß ſowohl er als ſeine
„Leute dabey beſtehen können. Dieſe, denen ich das
„Meinige auf ihre bloße Haut borge, müſſen mir auch
„mit ihrer Haut haften; und ſie danken Gott, daß ich
„ihnen Kredit darauf gebe.“

Um jedoch den Franzoſen noch mehr zu überzeugen, ließ er einige ſeiner Leibeignen in Gegenwart deſſelben vor ſich kommen, und ſtellete ihnen vor: „Wie da ein Mann
„aus Frankreich gekommen wäre, welcher glaube daß
„alle Menſchen frey ſeyn müßten. Da er ihnen nun
„alles Gute gönne, ſo erlaube er ihnen, mit Weib und
„Kindern in völliger Freyheit wegzuziehen, und mit Je-
„nem nach Genf zu gehen; ſeine Pferde und Kühe, und
„was ſie noch mehr von ihm zum Bau ihres Ackers er-
„halten hätten, könnten ſie nur an ſeinen Verwalter ab-
„liefern.“ „O Herr,“ antworteten dieſe: „der junge
„Herr da mag wohl noch nicht viel in der Welt verſucht
„haben; wohin ſollen wir mit ledigen Händen gehen?
„Wer wird uns mit Allem verſorgen, wie Sie, gnädiger

„Herr,

„Herr, gethan haben? Und ſind wir im Stande, für „uns ſelbſt etwas anzufangen?“

„So habe ich es immer mit meinen Leuten gehal„ten,“ fuhr Herr von B** fort: „ich laſſe ſie frey „ziehen, aber ſie müſſen mich erſt bezahlen; und bediene „mich nur meines Eigenthumsrechts über ſie, wenn ſie, „auf meine Koſten ernährt und groß gemacht, ohne Ab„ſchied davon laufen wollen. Der Staat legt mir die „Pflicht auf, meine Leute zu ernähren, und ſie nicht „meinen Nachbarn vor die Thüre zu ſchicken; ich haſte, „nach dem Verhältniſſe meiner Hufen, für die öffentlichen „Ausgaben; ich muß Rekruten und Fuhren ſtellen, wenn „es die gemeine Landesnothdurft erfordert: und ſo, „denke ich, ſey es doch wohl billig, daß ich die unum„gänglich nöthige Macht habe meinen Haushalt in Ord„nung zu halten. Die Geſetze verſtatten dem Vater eine „gewiſſe Macht über ſeine Kinder, wie dem Herrn über „ſeine Knechte; und rechnen darauf, daß hier das eigne „Intereſſe, wie dort die Liebe, allen Mißbrauch dieſer „Macht abwenden werde; auf den Nothfall aber tritt „auch das Amt der Obrigkeit ein; und überhaupt ſind „die Menſchen nicht ſo gut und nicht ſo böſe, wie man „ſie ſich wohl gedenkt. Ihre unendliche Miſchung, ihre „gegenſeitigen Bedürfniſſe, ihre Schwächen und Gröſſen „machen, daß ſich Arme und Reiche noch ſo ziemlich mit „einander vertragen; und vollkommen iſt nichts in der „Welt: wenn es anders eine Vollkommenheit ſeyn wür„de, daß alle Menſchen gleich reich wären, und keiner „dem andern die Schuh flickte.“

„O Freyheit, Freyheit, edles Gut!“ rief hier Jean le Grand; und meinte, es wäre doch beſſer, wenn die Leibeignen das Land was ſie für andere baueten, gegen einen gewiſſen feſtſtehenden Zins erblich unterhätten: indem

indem ſie alsdann ohne Zuchtruthe fleiſſig, und als freye Menſchen edler und glücklicher ſeyn würden. „Dieſer „Meinung bin ich auch, ſchloß Herr von B**; aber „mit meinem Gute läſit ſich dieſe Veränderung ſo leicht „nicht vornehmen wie Sie wohl denken, wovon ich Ih„nen die Urſache ein andermal eröfnen werde.“

Um dieſe Zeit brach der Amerikaniſche Krieg aus, und le Grand glaubte nun nichts beſſers thun zu können, als ſich je eher je lieber in ein Land zu begeben, wo die Freyheit ſolche muthige Vertheidiger fände. Auf ſeinem Wege aus dem Meklenburgiſchen nach Holland, kam er durch Weſtphalen, und es traf ſich eben daß er des Mittags zu Osnabrück in einem Wirthshauſe mit einem Advokaten zu ſpeiſen kam, mit dem er ſich von dem daſigen Leibeigenthum unterhalten konnte. Dieſem hatte er bereits ſeinen ganzen Lebenslauf erzählt, ehe der Braten auf den Tiſch kam, und ſeine letzten Meklenburgiſche Schickſale mit der Ahnung beſchloſſen, daß es in Weſtphalen wohl noch ſchlimmer ſeyn mögte.

„Der hieſige Leibeigenthum,“ antwortete ihm der Advokat, „iſt gerade das Gegentheil von dem Meklen„burgiſchen. Wenn dort der Gutsherr dem Staate haf„tet, und dagegen ſeine ihm zugehörigen Hinterſaſſen „ſelbſt in Ordnung hält; ſo haften hier die Leibeignen, „wovon jeder ſeinen ihm anvertrauten Hof erblich be„ſitzt, für alle Landesauflagen. Sie ſtehen daher un„mittelbar unter den Landesfürſtlichen Aemtern und Ge„richten; und dem Gutsherrn ſteht keine Zuchtruthe zu, „die er vielleicht ehedem hatte, als er noch ſelbſt in Per„ſon zu Felde zog, und die Dienſte des Söldners ver„richtete: welchen itzt der Leibeigene bezahlt, nachdem „ihm der Gutsherr unter dieſer Bedingung den Hof „erblich

„erblich überlaſſen hat. Anfänglich hatte jeder Hof ſei„nen beſondern Eigenthümer; und dieſer war verpflich„tet, in Perſon zur Landesvertheidigung auszuziehen. „Wie aber dieſer Landdienſt ſelten gebraucht, und ſo „nach verächtlich ward, beſonders nachdem der Kaiſer „und die großen Reichsbeamten zu ihren Fehden eigne „reguläre Dienſtleute annahmen: ſo zogen ſich die Ei„genthümer von den Höfen vielfältig in jene Dienſte*), „und beſetzten dieſe mit bloßen Bauern, die ihnen nach „der damaligen Sitte hörig blieben.“

„Wie?“ fiel hier le Grand ein, „Sie glauben „alſo nicht, daß der Leibeigenthum aus einer gewalt„ſamen Unterdrückung, oder aus einer einfältigen An„dacht, ſeinen Urſprung genommen habe?“ „Nichts „weniger,“ verſetzte der Advokat. „Es läßt ſich bey „uns auf das deutlichſte zeigen, daß viele Eigenthümer „ihre Höfe aus eben dem Antriebe verlaſſen haben, „woraus jetzt mancher Edelmann die Amtsſäſſigkeit „flieht. Sie wollten nicht mehr unter dem Heerbanns„oberſten oder den Kaiſerlichen Grafen ſtehen**); und „wo Andere ſich einem Heiligen übergaben, da war die „Andacht nur ein Vorwand, um aus der Grafenfolge „zu kommen. — Jetzt, da die Aemter beſſer geſchloſſen „ſind, und kein Hof denſelben entzogen werden kann, „ent-

*) Dicunt ſe eſſe homines Pipini et Ludovici, et tunc profitentur, ſe ire ad ſervitium Dominorum ſuorum, quando alii pagenſes in exercitum pergere debent. Capit. III. anni 811. Dieſes war die beſtändige Klage der Grafen zur Zeit Karls des Großen.

**) Dicunt quod contra miſſos Domini Imperatoris pro heribanno debeant rationem reddere. Ibid. Das rührte daher, weil der Graf in einen Placker ausartete, der ſeine Bannaliſten ſo lange ſtrapazirte, bis ſie ihm zu willen waren.

„entſtehet Freyheit und Leibeigenthum auf eine neue Art. „Ein freyer Eigenthümer, der ſich in Schulden vertieft „hat, bietet ſich oft einem andern zum Leibeignen an, „unter der Bedingung, daß jener ſeine Schulden bezah„len und ihn gegen einen gewiſſen Zins auf dem Hofe „laſſen ſolle *). Auf der andern Seite kaufen ſich täg„lich wiederum Leibeigne frey; und dieſes wird ſo lange „abwechſeln, als reiche Leute arm, und Arme reich „werden.“

„Was aber doch manchen Leibeignen bewegt, die „Freyheit nicht zu ſuchen, iſt die Ungewißheit der Rechte „freyer Landbeſitzer. Das Eigenthumsrecht hängt vor„trefflich zuſammen, und kömmt den Landbeſitzern beſon„ders gut zu ſtatten, indem es alle Beſſerung dem Ho„feserben allein zuwendet, die Abfindung ſeiner Kinder „und Geſchwiſter immer zum Beſten des Hofes be„ſtimmt **); auf die Fälle der zweyten Ehe deutliche „Vor-

*) Wenn man den Leibeigenthum allmählich abſchaffen wollte; ſo würde es nur eines Geſetzes bedurfen: daß kein Hofesbeſitzer der frey wäre, oder ſich frey gekauft hätte, ſich wiederum in den Leibeigenthum begeben ſolle. Es iſt desfalls in den Karolingiſchen Kapitularien bereits Vorſehung gethan; und man hat in den Weſtphäliſchen Gegenden mehrere Freyenrollen, deren Zweck dahin geht zu verhindern, daß der Hof welcher einmal in einer ſolchen Rolle ſteht, daraus geriſſen, und mit einem Leibeigenen beſetzet werde. Vielleicht aber würde man dagegen ſagen, daß es die härteſte Sklaverey ſey, auch nicht einmal über ſeine eigne Haut diſponiren zu können.

**) Da man itzt in den Königl. Preußiſchen Staaten ſich mit Sammlung der Statuten beſchäftigt; ſo iſt zu hoffen, daß aus ſo vielen, von praktiſchen Menſchen herrührenden, Autonomieen endlich ein Satz werde aufgefunden werden, nach welchem die Abfindungen der Brüder

„Vorschriften giebt, und die Vormundschaft dem Guts-
„herrn überläßt. Wohingegen das freye Gut nicht
„leicht auf den dritten Erben kommen kann, wenn es
„durch Gleichtheilungen, durch Rückgabe empfangener
„und verzehrter Brautschätze, durch vervielfältigte Ehen,
„durch die frühe Heyrath des ältesten Sohns als Erben,
„oder auf andere Art, in beständiger Verwickelung ge-
„halten wird. Der Edelmann selbst würde nicht beste-
„hen, wenn er mit seinen Geschwistern gleich theilen
„müßte; und noch weniger ein geringerer Landsasse, der
„die öffentlichen Lasten tragen muß; daher auch die
„mehrsten welche sich frey kaufen, sich die wohl ange-
„messenen Rechte der Leibeignen in jenen Fällen vorbe-
„halten, oder ein Minorat- Fideikommiß stiften, nach-
„dem man es vergessen hat daß die Höfe von Natur
„Staats- Fideikommisse sind."

„Uebrigens genießt der Leibeigne mit dem Freyen
„überall einerley Ehre. Man unterscheidet die Men-
„schen hier bloß nach ihren Höfen; und es würde für
„eine schreckliche Mißheyrath gelten, wenn die Tochter
„eines leibeignen Hofesbesitzers einen freyen Mann
„heyrathete der keinen Hof hätte."

„Unser Herzog hat es jedem Domanial- Eigenbe-
„hörigen freygestellet, ob er den Leibeigenthum abkau-
„fen wolle. So auch das Domkapitel, und mehrere
„Gutsherrn. Verschiedne haben es angenommen; aber
„meh-

Brüder und Schwestern eines Hofeserben zu bestimmen seyen. Kein freyer Hof kann auf die Dauer bestehen, wenn jedes abgehende Kind einen Römischen Pflichttheil davon erhalten soll; und dem Staate ist doch sehr viel daran gelegen, daß der steuerbare Hof erhalten werde.

„mehrere ſcheuen die Freyheit, weil ſie dann ſofort nach „Römiſchen Rechten beurtheilet werden: welche auf „die Landbeſitzer nicht ſo wie auf Bürger anwendbar iſt. „Mancher befindet ſich auch in ſeinem gegenwärtigen „Zuſtande, worin ihm das Anſehen ſeines Gutsherrn „oft Dienſte leiſtet, zu wohl, um eine Veränderung zu „wagen. Andre wollen lieber ihren feſtſtehenden Erb„zins bezahlen, als ein Kapital verzinſen, das ſie zum „Freykauf anwenden müßten; und finden ein gewohn„tes Uebel erträglicher, als ein ungewohntes.“

Le Grand ſchüttelte den Kopf; und ging, nachdem er ſein letztes Glas mit einem: Es lebe die Freyheit! geleeret, ohne ſich weiter aufzuhalten, nach Amſterdam. Hier wo die Luft frey macht, fiel ihm nichts mehr auf als die Menge von Weſtphälingern, welche ſich halb zu Tode arbeiteten, um etwas zu gewinnen womit ſie ſich zu Hauſe in den Leibeigenthum kaufen können; und er fand bald, daß Menſchen die nichts hätten, und nicht blutſauer arbeiten wollten, ſich dort nicht beſſer, als die Arbeiter bey der Fabrik zu Lyon befänden. Seine erſte Sorge war alſo ein Schiff zu ſuchen, welches ihn nach Penſylvanien, wo die Bruderliebe keine Knechtſchaft geſtattet, überbringen ſollte. Zu ſeinem Glücke lag eben eines ſegelfertig, das nach Philadelphia beſtimmt war; und der Schiffer bey welchem er ſich meldete, gab ihm ſofort die Verſicherung, daß er ihn nicht allein mitnehmen, ſondern auch an einen ganz rechtlichen Mann verkaufen wolle.

„Wie? Ihr wollt mich verkaufen?“ fragte Jean le Grand. „Ja, mein Herr,“ antwortete ihm der Schiffer. „Da Ihr mir geſagt habt, daß Ihr nicht „ſo viel Geld hättet um Koſt und Fracht zu bezahlen; „ſo iſt kein ander Mittel, als daß Ihr euch an mich,

„und

„und ich euch an einen andern verkaufe: auf fünf oder „zehn Jahre, nachdem Ihr eure Zehrung bey mir ein„richten wollt.“ „Mich verkaufen? in einer ganz „freyen Welt? Das hieße ja, im Paradieſe verdammt „ſeyn!„ erwiederte Jean le Grand ganz erſtaunt; und entfernte ſich mit Schrecken von dieſem Manne, der doch weiter nichts forderte, als was alle Schiffer fordern die einen Mann ohne Geld nach Amerika bringen ſollen.

In der Hitze lief er zu einem Kaufmanne, den er auf einem Kaffeehauſe hatte kennen lernen, und erzählte demſelben dieſe entſetzliche Geſchichte: mit der Bitte, ihm gegen ſeinen Wechſel das Reiſegeld vorzuſtrecken. Aber dieſer bediente ſich gleich ſeiner eignen Erzählung, und ſtellte ihm vor, daß der Wechſel eine Verpfändung ſeiner Perſon ſey, und er denſelben ohne Nachtheil ſeiner Freyheit nicht ausſtellen könne. „Um Ihnen „jedoch, ſo viel ich kann, zu dienen,“ fügte er hinzu, „will ich Sie nach England unentgeldlich überſchiffen „laſſen, wohin ich eben ein Schiff ſende, und wo Sie „vielleicht eine beſſere Gelegenheit finden werden nach „Amerika zu kommen.“

Wer war froher als le Grand? Das Vaterland der freyen Britten zu begrüßen, war von jeher ſein Wunſch geweſen; und er dankte dem guten Holländer, der ihn ſich mit ſo vielem Anſtande vom Halſe ſchaffte, recht herzlich für ſein Erbieten.

In London, wo er auf der Themſe anlangte, und den Strand hinaufging, erblickte er nun gleich auf jedem Geſichte die offne Miene der Freyheit. Der freye Blick gewiſſer Mädchen, deren Beruf ihm noch unbekannt war, entzückte ihn über alle Maße; und, wie einige Sänftenträger Seiner Herrlichkeit ihre Dienſte

anboten, ſagte er zu ſich ſelbſt: Hier gilt der Menſch doch noch etwas. In dieſem Augenblicke, worin er eben mit vielem Vergnügen vor einem Laden verweilte, in welchem allerhand ſatyriſche Bilder auf Fürſten und Fürſtinnen aushingen, trat mit einem: wie gehts, Theureſter? ein Sharper zu ihm, der ihn gleich für einen Neuling erkannt hatte; und drückte ihm als einem alten Bekannten die Hand ſo vertraulich, daß er wirklich glaubte den Mann einmal in Paris geſehen zu haben, und mit ihm ſogleich Hand in Hand dem Parke zuging. Da er keinen Menſchen in London kannte: ſo kam ihm dieſe alte Bekanntſchaft auch ſehr gelegen; aber der Sharper führte ihn in kurzer Zeit ſo gut herum, daß le Grand Schulden halber nach Newgate wandern mußte, ehe vierzehn Tage verfloſſen waren.

Hier fand er die Bequemlichkeit nicht, welche er als ein freyer Mann erwarten zu können glaubte *); und der

*) D'après le peu de Penſylvaniens, que renferme la priſon de Philadelphie, vous voyez, qu'il ne faudroit point de geole, ſ'il n'y avoit pas d'etrangers. On pourroit y avoir, comme à Nantuket, une priſon dont la porte même ſeroit ouverte, et dont l'honneur ſeul et le répentir ſeroient les gardiens. BRISSOT Nouveau voyage dans les etats unis de l'Amerique. T. II, Lettre 32. Eben dieſer Verfaſſer rühmt von dem Zuchthauſe zu Philadelphia, daß die Flucht daraus ſehr leicht ſey, Niemand aber ſolche unternähme, weil er es ſo gut darin habe. — Aber er hätte auch dabey bemerken ſollen, daß dieſes der Fall aller angehenden auf das Landeigenthum gegründeten Staaten ſey, deren Einwohner nicht entfliehen können ohne ihr Eigenthum zu verlaſſen; und daß überall, ſobald eine vermiſchte Bevölkerung überhand nimmt, Gefängniſſe erfordert werden die nicht offen ſtehen. In dem alten Deutſchlande waren keine Gefäng-

der Gefangenwärter, welcher ihn als einen Franzoſen *) ſogleich für einen Koch hielt, ſagte ihm ſchon des erſten Abends, als er ſich über das elende Eſſen beklagte, daß er ſich was beſſers kochen mögte. „Mit Leuten die „nichts hätten, habe er gar kein Mitleid; wenn er je„doch einen Freund habe der ihn unterſtützen wolle, „könne er bey ihm Alles haben, wenn es auch eine hub„ſche Geſellſchafterinn wäre.“

Damit ward abgeſchloſſen, und der arme le Grand ſeinen Gedanken überlaſſen

„Quod genus hoc hominum? quaeve hunc tam barbara morem
„Permittit patria?“ —

rief er endlich aus, als er wieder zu ſich ſelbſt kam. „Um elender fünf Pfund willen, die ich unvorſichtiger „Weiſe ſchuldig geworden bin, mich meiner Freyheit „völlig zu berauben! mich hier ſo lange ſchmachten zu „laſſen, als es meinem Gläubiger gefällt! mich der „barbariſchen Fühlloſigkeit eines Gefangenwärters aus„zuſetzen! Himmel! das iſt ärger als Leibeigenthum **);

fängniſſe: die Nichtangeſeſſenen begaben ſich in Pflegen, und wurden von ihren Schutz- und Gutsherrn, denen ſie zur Rückbürgſchaft mit ihrer Haut hafteten, verbürgt; und nur der unangeſeſſene Freye ins Gefängniß geworfen.

*) Die gemeinen Engländer pflegen zu ſagen: aus Frankreich kommen nichts als Köche, und aus Deutſchland nichts als Fidler.

**) Und doch würde Jean le Grand, ohne eben dieſe Strenge, nicht für fünf Pfund Kredit erhalten haben. So hart das Verfahren der Engländer auf der einen Seite iſt; ſo wohlthätig iſt es auf der andern: beſonders in volkreichen Städten, wo Niemand etwas auf ſein ehrliches Geſicht geborgt erhalten kann.

„und der Gläubiger iſt wahrlich ein ſo viel härterer „Gutsherr, je weniger ihm an meiner Erhaltung gele„gen iſt. Im Meklenburgiſchen hätte ich doch noch „vielleicht die Schuld durch meine Arbeit tilgen können, „wenn ich ſie auch unter einer Zuchtruthe hätte verrich„ten müſſen; oder ich hätte doch mich des jedem Skla„ven zuſtehenden Rechts zur Flucht bedienen können, „wenn es mir zu übel gegangen wäre. Aber hier. . . .“ Damit warf er ſich auf ſein elendes Lager, und ſchlief zum erſtenmal in ſeinem Leben nicht. Des Morgens erſchien Niemand der ſich um ihn bekümmerte, Niemand der ihn beklagte; und wie ihm, da es eben Sonntag war, zum Mittagsmahl ein wenig Erbſenpudding, von einigen Kartoffeln begleitet, gebracht wurde; erinnerte er ſich, daß die Arbeiter bey Herrn la Place es wenigſtens des Sonntags weit beſſer gehabt hätten.

Ein Glück war es für ihn zu nennen, daß ihn die Kerkerluft in Newgate bald ins Grab brachte, und ihn einer Welt entzog, worin die Freyheit allein keinen glücklich, und der Leibeigenthum nicht jeden unglücklich macht; der Schuldner aber, er ſey frey oder eigen, immer übel daran iſt, wenn er nicht bezahlen kann. Der arme freye Mann! Er ſtarb unbeweint und unvermißt; und erhielt kaum ein freyes Grab.

Wie der Unterſchied der Stände auch ſchon in dem erſten Socialkontrakt gegründet ſeyn könne?

Daß die Noth den Landeigenthümern die Vertheidigung ihrer Ländereyen gegen den Einbruch des Meeres, oder eines andern Feindes, auferlegt habe; und daß dieſelben ſolchergeſtalt als Landesvertheidiger im erſten Range ſtehen *): giebt man endlich zu. Nur ſind Einige der Meinung: daß, außerdem, alle Menſchen gleiche Rechte beſitzen müßten, und ſich aus freyem Willen nie anders vereinigt haben würden. Aber auch hierin kömmt ihnen die Erfahrung nicht zu Statten, wie ich itzt an einem merkwürdigen Theile des Socialkontrakts einzelner Wohner, dergleichen die alten Deutſchen meiſtens waren, zeigen werde.

Dieſe hatten ſich nehmlich vereinigt: daß ſie, wenn Einer von ihnen ſeine Wohnung durch Feuer, oder ſein Schiff, verlieren würde, einander mit einem Hausbalken, oder mit einem Dielenblocke, aushelfen wollten. Karl der Große, welcher alle Vereinigungen fürchtete, ließ dieſe beſtehen; nur wollte er nicht, daß ſolche künftig unter dem Siegel des Eides fortdauern ſollten; vermuthlich um zu verhindern, daß dieſelben in Geheime Geſellſchaften, welche von den Chriſten Teufelsgilden genannt wurden, ausarteten. Seine Worte ſind folgende:

*) Man ſ. „Ueber das Recht der Menſchheit u. ſ. w. an „Herrn Bieſter.“ R.

De Sacramentis pro Gildonia invicem coniurantibus, ut nemo facere praeſumat. Alio vero modo, de eorum *elemoſynis*, aut de *incendio*, aut de *naufragio*, quamvis conventionem faciant, nemo in hoc jurare praeſumat *).

Unter allen Kontrakten, wodurch ſich einzelne Wohner zuerſt mit einander verbunden haben, ſcheinet mir der zu einer ſolchen gegenſeitigen beſtimmten Hülfe der allernatürlichſte, und gewiſſermaſſen der Zweck der Geſellſchaft ſelbſt zu ſeyn. Noch itzt, ungeachtet wir Brandaſſekurazionsgeſellſchaften haben, erwartet ein Landeigenthümer im Stifte Osnabrück, wo dieſe noch einzeln auf ihren Höfen wohnen, wenn ihm ſeine Wohnung abbrennt, von ſeinen Mitgenoſſen einen Eichbaum zum Hausbalken. Auch zweifle ich gar nicht daran, daß unter den von Karl dem Großen erwähnten Elemoſynis (Beyſteuern) auch noch andere Arten beſtimmter Beyhülfe, als z. B. daß Einer dem Andern bey Viehſterben, Hagelſchlag, u. ſ. w. mit einem Rinde oder mit einem Fuder Korn aushelfen ſollte, begriffen geweſen ſind. Ja ich glaube nicht zu weit zu gehen, wenn ich annehme, daß ähnliche Verbindungen, ſich auch einander bey freudigen Begebenheiten, als Hochzeiten und Ausſtattungen der Kinder, beyzuſpringen, unter ihnen beſtanden haben; indem davon noch Spuren genug vorhanden ſind, und der Weg der Vernunft ſo gerade

*) Capitul. anni 779. §. 16. — Zu Deutſch: „Eide, „zu einer Gilde ſich zuſammen zu ſchwören, ſoll Nie„mand zu thun ſich unterſtehn. Sonſt aber, zu Bey„ſteuern, oder wegen Brandes, oder Schiffbruchs, darf „man wohl eine Vereinigung ſchließen, nur ſoll Nie„mand darauf ſchwören dürfen.“

rade darauf zugeht. Selbſt die Prinzeſſinnenſteuern haben ſchwerlich einen andern Urſprung.

Nun muß es einem Jeden einleuchten, daß dergleichen Vereinigungen, beſonders zu der Zeit wo es noch kein Geld und keine geldreiche Bürger gab, bloß unter Menſchen Statt finden konnten, die Eichenbalken und Dielenblöcke auf ihren eigenen Gründen hexten: und ſo machen auch hier wiederum die Landeigenthümer, als Mitglieder dieſer Aſſekuranzkompanie, eine edle Klaſſe aus, die ſich von vielen andern Menſchen unterſcheidet. Man fühlt, daß es eine auffallende Mißheyrath war, wenn der Sohn eines Landeigenthümers welchen hundert Ebengenoſſen mit einer kontraktmäßigen Beyſteuer ausrüſteten, ſich eine Braut wählte die höchſtens von ihren Eltern und Verwandten beſchenkt werden konnte.

So kann der Unterſchied der Stände in einem Staate oder Vereine ſeyn, welcher noch gar keine Obrigkeit, und höchſtens einen Herold kennet, der ein Wort des Friedens von einem ſuveränen Landeigenthümer zum andern trägt; worin ſich weder Lehnsherrn noch Vaſallen finden; und worin der Richter, wie bey den alten Deutſchen, zu Verhütung aller Erbwürden, jährlich von neuem gewählt wird.

Noch gröſſer aber wird dieſer Unterſchied da ſeyn, wo alle Umſtände einen Socialkontrakt mit einer beſtehenden ausübenden Gewalt erfordern. Hier wird dieſe, da ſie bey mächtiger Handhabung des geſellſchaftlichen Bandes, oft in den Fall kömmt ſich den Haß und die Rache übelgeſinnter Mitglieder zuzuziehn, ohne eine beſondere Wehrung oder eine ganz beſon-

der Heiligung nicht genug geſichert, und Keiner ſo thöricht ſeyn ſolche zu übernehmen, wenn ihm nicht der ganze Verein eine beſtimmte Sicherheit ſtellet. So verſicherten die Angelſachſen ihrem Könige ein Wehrgeld von 30000 Thrymſen *), ihrem Erzbiſchofe eins von 15000, ihrem Biſchofe von 8000, dem Prieſter von 4000, und dem Thane oder Hauptmann von 2000: welches derjenige bezahlen ſollte, der ſie erſchlagen würde. Dieſe Wehrung mußte ſich nothwendig auch auf ihre Frauen und Kinder, nach einem gewiſſen Verhältniſſe, erſtrecken: weil Mancher ſich ſonſt an den Kindern der öffentlichen Gewalthaber gerächet haben würde, der nicht ſoviel in Vermögen gehabt hätte, das Wehrgeld ihrer Väter zu bezahlen.

Und hier, in dieſer politiſchen Wehrung des Geblüts, liegt meines Ermeſſens auch der Grund zu dem forterbenden Unterſchiede der Stände. Die Landeigenthümer haben überall den erſten Adel ausgemacht; und ihre Kinder haben immer nothwendigen Antheil an der Wehrung der Eltern gehabt. Die zweyte Quelle des Adels iſt die ausübende Gewalt; deren Wehrung ſich den Kindern ganz natürlich mittheilte. Und ſo iſt es in der That lächerlich, wenn man

*) Thrymſe iſt wahrſcheinlich zuſammengezogen aus tres tremiſſes; obgleich *Spelmann* h. v., und *Wilkins* in Gloſſ. ad LL. Angl. v. Marca, ſich in die Berechnung nicht finden können. Tres tremiſſes machten bey den Sachſen den ſchweren Solidum aus; LL. Sax. §. 17. bey *Lindenbr.* p. 478. In judic. civit. Lond. bey *Wilkins* werden 266⅔ Thrymſe auf 200 Solidos Mercios gerechnet. Die Solidi Mercii verhielten ſich alſo zu den Sächſiſchen, wie unſer itziges Kurrent zum Speciesgelde.

man von dem phyſikaliſchen Umſtande: daß alle Menſchen auf einerley Art zur Welt kommen, oder einerley Blut in ihren Adern haben, gegen jene politiſche Wehrung Schlüſſe macht.

Herr Hofrath Meiners*) hat den Unterſchied der Stände in der beſtändigen Achtung, welche die Nordiſchen Völker auch für das phyſikaliſche Blut anſehnlicher Männer gehabt, vortrefflich gegründet. Ich glaube aber, daß man jene politiſche Wehrung mit zu Hülfe nehmen könne.

*) Geſchichte der Ungleichheit der Stände, S. 21.

Noch etwas über die Geburtsrechte.

In dem Vergleiche, welcher unter Vermittelung des Kurfürsten von Köln, als Osnabrückischen Metropolitans, den 29. Dez. 1786 zwischen dem Katholischen und Evangelischen Religionstheile daselbst wegen eines an zwey Orten noch einzuführenden Simultaneums geschlossen ward, heißt es unter andern *): daß ein gewisses

*) Man s. die von Möser geschriebene „Darstellung der Gründe, welche Se. K. H. den Herrn Herzog von York als Bischof von Osnabruck bewogen haben, das Simultaneum zu Furstenau und Schledehausen einzuführen (Osnabrück, 1793, Fol.);" im Anhange S. 17. — Ich will die hieher gehörige Stelle abschreiben.

„Dreyzehntens. Da das Domkapitel es mit „Grunde angemessen und nützlich findet, daß von den „vielen hiesigen Nonnenklöstern eines, und zwar das „Kloster Berßenbrück, aufgehoben, und dessen Einkom„men unter Zustimmung des Herrn Erzbischofs Kurf. „Durchl. zum Besten der fast gar nicht fundirten ka„tholischen Schulmeister, ferner zur Entschädigung „des katholischen Pastors auch übriger Kirchenbedienten „zu Schledehausen, ... der Ueberschuß aber zu einem „weltlichen Stifte für qualificable Witwen und „Töchter hiesiger kathol. Fürstlicher Landes- auch Stän„discher Bedienten, aus der Klasse der Gelehrten vom „bürgerlichen Stande, verwendet werden — u. s. w."

Man sieht hier die Einrichtung zum Besten der Schulhalter, welche ich in Mösers Leben erwähnt habe. Von dem Kloster Berßenbruck hat übrigens M. eine eigene kurze Geschichte geliefert, welche in dieser Sammlung eben aus Herrn Weddigens Magazin abgedruckt ist.

M.

wiſſes Kloſter, Namens Berſtenbrück, Ciſterzienſer Ordens, aufgehoben, und in ein Stift für Witwen und Töchter dortiger Landes- auch Ständiſcher Bedienten aus der Klaſſe der Gelehrten vom bürgerlichen Stande verwandelt werden ſolle, wie ſolches auch, mit Päpſtlicher und Kaiſerlicher, imgleichen Erzbiſchöflicher und Landesfürſtlicher Bewilligung, wirklich geſchehen iſt.

Bey den Traktaten, welche dieſer wegen vorfielen, iſt mehrmal der Zweifel erregt worden: ob es billig ſey — da die Stiftsfähigkeit kein Geburtsrecht ſeyn könne, wie auch itzt von Vielen behauptet wird, und jedem Mädchen das ſich durch Tugend und Geſchicklichkeit auszeichnet, der Weg zu allen Pfründen offen ſtehen müſſe — den gelehrten Landesherrlichen Bedienten vom bürgerlichen Stande ein ſolches ausſchließliches Recht (wornach ſogar ein Roſenmädchen für unfähig gehalten werden könnte, eine Pfründe in dem neuen Stifte zu beſitzen) zu bedingen; beſonders da das aufzuhebende Kloſter mit zwölf gröſtentheils adlichen Nonnen beſetzt war, die jede mit einer Penſion von 100 Thalern aus den Einkünften des Kloſters heimgeſchickt wurden. Da aber die zu der Sache Bevollmächtigten keine andre Wahl hatten, als entweder das Kloſter in ſeiner alten Form beſtehen zu laſſen, oder nachzugeben; und es faſt gewiß war, daß der gelehrte Stand auf jeden andern Fall die päpſtliche Bewilligung hintertreiben würde; ſo überwog die Betrachtung: daß es ſowohl dem Landesherrn als dem Lande erſprießlich ſeyn würde, wenn Witwen und Töchter ſolcher Gelehrten welche dem Staate ihre Lebenszeit aufgeopfert hätten, auf dieſe Art verſorgt würden, — leicht die Zweifel welche man ſich gemacht hatte. Das Publikum, dachte man, gewinnt doch immer daben, daß es denſelben, wie doch in manchen Fällen Ehren- und

Reth-

Nothhalber geſchehen muß, keine Penſionen zu geben nöthig hat. So gut in einer Zunft das Bilderecht auf Meiſtersſöhne und Töchter vererbet; eben ſo gut könnte auch, ſagte man, die Stiftsfähigkeit zu Berſtenbrück auf die Witwen und Töchter landesherrlicher Bedienten aus der Klaſſe der Gelehrten von bürgerlichem Stande vererben.

Bey eben dieſen Unterhandlungen fiel mehrmal die Rede davon vor: ob es nicht gut ſeyn würde mit den Mönchsklöſtern auf gleiche Art zu verfahren, und daraus Pfründen für Söhne von guten bürgerlichen Familien, wenn ſie auch nicht alle von gelehrtem Stande wären, zu machen; beſonders auch in der Betrachtung, daß jeder Bauer und Handwerker itzt einen Sohn der Theologie widmete, und ihn einer nützlichern Beſtimmung entzöge: wogegen die Söhne von guter Familie, von welchen man nach dem natürlichen Laufe der Dinge nicht erwarten könnte daß ſie den Pflug ergreifen würden, Tag und Nacht auf neue Bedienungen ausgingen, und ſich dem Staate in die Futterung zu geben auf jede Weiſe verſuchten. Vier gelehrte Ahnen, meinte man, müßte wenigſtens ein Jeder haben, der ein Mönch oder Weltgeiſtlicher werden wolle; die Bettelorden aber, die dem Lande nur zur Laſt fielen, und ſich lediglich aus dem geringſten Stande rekrutirten, ſollte man ganz abſchaffen.

Das Erſte fand man ſo ganz unbillig nicht, obwohl noch zur Zeit mit vielen Schwierigkeiten verknüpft; das Letzte aber unmöglich, ſo lange die katholiſche Kirche die Ohrenbeichte beybehielte. Denn, welche Wirthinn z. B. wird ihrem ordentlichen Pfarrer, der ſie täglich beſucht, gewiſſe Sünden beichten, und ihm hernach ohne die größte Unverſchämtheit unter die Augen treten können? und wie viel Herren und Damen mögen ſich in einem

gleichen Falle befinden? Es müssen also zu gewissen Zeiten Mönche kommen, die den Sündern nicht wie der ordentliche Pfarrer täglich vor Augen leben, um ihnen die Sünde abzunehmen, welche diese sonst auf ihrem Gewissen behalten würden. Die Ohrenbeichte aber kann so wenig der Papst als der Bischof abschaffen, hierzu ist allein eine Kirchenversammlung berechtigt; und bis diese zu Stande kömmt, müssen die Bettelmönche zu jenem Zweck beybehalten werden.

Wie hier die Sache gegangen ist; so, glaube ich, ist sie zu allen Zeiten gegangen. Man hat die Pfründen für Söhne und Töchter von guter Familie, von welchen man nicht fordern konnte, daß sie sich mit ihrer Hände Arbeit ernähren sollten, bestimmt; und ihnen dabey ein ehelofes Leben auferlegt, damit sich eine müssige und dem Staat nur zur Last fallende Menschenrace nicht ins Unendliche vermehren möge. Ehe der Militärstand den Fond d' Amortissement für die Kinder aller Hoch- und Wohlgebornen, wie auch Hochgelahrten, hergab; finden sich Beyspiele bey itzt noch blühenden großen Familien, daß ein jüngerer Bruder Hauskaplan des älteren geworden ist. Und man kann sicher voraussetzen, daß, wenn bey einer künftigen Revolution der Militärstand ganz wegfallen sollte, alle jüngere Söhne aus guten Familien sich auf die Wissenschaften legen, und, wo nicht durch ein ausdrückliches Gesetz, doch gewiß in der That, die vom geringern Stande von den für diese itzt noch bestimmten Ehrenstellen verdrängen werden: weil sie bessere Gelegenheit und Mittel haben, sich vorzügliche Kenntnisse zu erwerben. Schon itzt beschweren sich unsre Bauern darüber, daß fast kein Andrer zur Pfarre auf dem Lande gelangte, als eines Pfarrers oder Städters Sohn; wie werden sie nicht alsdann klagen,

gen, sie welche Herren und Bediente, Pfarrer und Richter, fast allein unterhalten müssen?

Ob es aber besser in der Welt stehen würde, wenn alle gute Kinder, hätten sie auch noch so zarte Hände, zum Pflug oder zum Handwerk erzogen; und alle nicht gute Kinder durch gar zu schöne Aussichten zum Studieren versucht würden: daran zweifle ich sehr. Noch mehr aber daran: daß die allgemeine Ruhe sich erhalten würde, wenn alle Ehrenstellen und Pfründen nach Tugenden und Talenten ausgetheilt werden sollten, die man itzt zum Theil auf den beiden Auswegen: der Geburt und der Anciennetät, vertheilt. Und was würde der Minister anfangen, bey dem sich zu jedem Dienste ein Paar tausend Kompetenten melden könnten, welche er Alle, bis auf Einen, unzufrieden wieder fortschicken müßte? Welche Gesetze würden da gegen das crimen ambitus vel simoniae gemacht werden müssen? Und woher wollte man die Wage nehmen, um die Verdienste abzuwägen; nachdem der Doktortitel seine Beweiskraft verloren hat, und das Examen rigorosum von Menschen angestellt werden muß?

Inhalt.

Mösers Leben.

Die Stammtafel wird nach Mösers Leben gebunden.

Der Werth wohlgewogner Neigungen und Leidenschaften Seite 1

Unterthänigste Vorstellung und Bitte Mein Joseph Patridgen, Generalentrepreneur der Winterlustbarkeiten bey der Hohen Alliirten Armee 61

Harlekin oder Vertheidigung des Grotesk-Komischen 69

Schreiben an den Herrn Vikar in Savoyen 116

Sendschreiben an Herrn von Voltaire über den Charakter Dr. Martin Luthers und über seine Reformation 141

Schreiben an Herrn Aaron Mendez da Casta Oberrabbiner zu Utrecht über den leichten Uebergang von der pharisäischen Sekte zur christlichen Religion 160

Schreiben an den P. J. K. in W. über die künftige Vereinigung der Evangelischen und Katholischen Kirche 173

Ueber die Deutsche Sprache und Litteratur 184

Der Cölibat der Geistlichkeit von seiner politischen Seite betrachtet 208

Zwey Recensionen vom Deutschen Nationalgeist 221

Geschichte der Stiftung des Collegiatstifts in der Stadt Wiedenbrück, Hochstifts Osnabrück 232

Stiftung des Osnabrückschen Klosters Iburg 246

Stiftung des Nonnenklosters Berßenbrück 256

Ueber die allgemeine Toleranz 266

Verzei

Inhalt.

Virgil und Tinteret . . . Seite 291

Vergleichung eines alten und neuen Coupe' . 297

Alſo ſollte ein Regent ein- für allemal jede ertheilte oder zu ertheilende Expektanz für erſchlichen erklären? . . . 302

Ueber das Recht der Menſchheit, als den Grund der neuen Franzöſiſchen Republik . . 307

Ueber das Recht der Menſchheit, inſofern es zur Grundlage eines Staates dienen kann . . 318

An einen angehenden Miſanthropen . . 328

Ueber die gänzliche Aufhebung des Droit d'Aubaine in Frankreich . . . 328

Etwas zur Vertheidigung des ſogenannten Aberglaubens unſrer Vorfahren . . 331

Wann und wie mag eine Nation ihre Konſtitution verändern? . . . 338

Ueber die Einwendungen des Herrn K** gegen vorſtehenden Aufſatz . . . 340

Der arme Hirte. Eine Erzählung . . 351

Wie der Unterſchied der Stände auch ſchon in dem erſten Sozialkontrakt gegründet ſeyn könne 378

Noch etwas über die Geburtsrechte. . 378

Möseri Sta

Georg Mündter der Sta
Gem. Elisa.

Zacharias Möser, 8 Mag 1622, C
Rector zu Kiel 1632, burg am Johan
1680 † 1682. 1ste Gratin, Wittw
in Magdeburg. 2te horst, eine T
Predigers an St. Joh † 1696.

2.
Barbara Elisabeth, geb. 1661. † 27 Febr. 1694.

2.
Johann, geb zu Hamburg 13 Jul 166 thold George,
1681, erster Prediger an St. Marien i 1665, † 1668.
8 Mai 1688, † 12 Jul. 1699. Gem. S
Münnich, geb. 17. Jul. 1670, verheir. 2
† 3 Februar 1710.

Johann Zacharias, geb 21 April 1690, J. U. D 17 urg 1721, Kirc
Rath 1736, Director 1756, † 23 Januar 1768. Gem Elverfeld, g

Catharina Lucia, geb 7 Febr. 1718, verh. 16 Oct. 1737, † 1770. Gem Caspar Franz von Gulich, Chur-Köllnischer Agent zu Osnabrück 1746, † 27 April 1762.

Justus, geb 14 Dec. 1720. Sekretar der Ritterschaft zu Osnabrück 1742, Advok 1744, Advoc. Patriae 1747, Syndikus 1755, Criminal-Justitiarius und Rath 1762, Geh. Referendarius 1768, Geh. Justizrath 1782, † 8 Jan. 1794. Gem Regina Juliana Elisabeth Brouning, geb 1 Oct. 1716, verheir. 1746. † 1787.

Mar willinge.
Cath Ludwig († 27
Elis 745) und Jo
Zacharias, geb.
. 1726, Advok
abr. Criminal
r. 1762, † im
1767.

Johanna Wilhelmina Juliana, geb. 5 Junii 1749. verheir 4 Mai 1768. Gem. Justus von Voigts, Kön. Großbritt. Rath 1768.

Johann Ernst Justus 53.
† zu Göttingen den

mmtafel.

at Brandenburg.

Rector zu Magdeburg 1645,
rum 1646, † [illegible] 22 Oct.
sches Aruidia. mit Wäclers
Tochter Nikolaus Staphorst,

Margaretha Gertrut, geb. 1668, † 1669.

Ursula, geb. 1670, † 1672.

Nicolaus, geb. 1673, starb zu Jena als Student ums Jahr 1693.

chenrath am St. Marien 1731, Canzley- und Consistorial-
geb 1695, verheir. 1716, † 15 Apr. 1758.

Ernestina Juliana, geb. [illegible] Jun. 1729, verh. 15 Jun. 1751, † 1765. Gem. Georg Fridewiet, Regierungs Rath zu Blankenburg. † 1792.

Catharina Gertrut, geb. 1732, † 1736.

Anna Maria Elisabeth, geb. 26 Dec. 1734, † 2 Mai 1754.

Johann Christian Friedrich, geb 3 Jun. 1737, † 1740.

Vermiſchte Schriften

von

Juſtus Möſer

Herausgegeben

von

Friedrich Nicolai.

Zweyter Theil.

Mit vollſtändigem Regiſter über alle Möſerſche Schriften.

Mit Königl. Preußiſchem allergnädigſten Privilegium.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai.
1798.

Inhalt.

I. Bereits gedruckte Schriften. (Fortſetzung.) S. 1

Einige Anmerkungen über die Inſichte der neueſten kaiſerlichen Wahlkapitulation 1

Preisfragen einer Akademie der Wiſſenſchaften 1

Nachricht von dem erſten deutſchen gedruckten Titular- und Formularbuch 10

Von dem Erbjägermeiſteramt im Hochſtift Osnabrück 11

Was heißen Uncinæ Procorum? (aus dem Lateiniſchen abgekürzt überſetzt) 23

Lateiniſche Urkunde, worinn einem Grafen Michael Angelus von Drivaſte die Würde eines Comes palatinus vom Kaiſer Michael beſtätiget wird 24

Bemerkung über eine Stelle des Euripides 27

II. Bisher ungedruckte Schriften. 29

Die Tauend auf der Schaubühne; oder: Harlekin's Heirath. Ein Nachſpiel in einem Aufzuge 31

Anti-Kandide . . . 67

Eine Bauren-Theodicee . . . 83

Ueber Theorie und Praxis . . . 95

Ueber den Leibeigenthum . . . 106

Gegen den Leibeigenthum . . . 113

III. Wi-

Inhalt.

III. Möſers Briefwechſel. S. 127

I. Briefwechſel mit Friedrich Nicolai 199
II. Briefe an Herrn Kanonikus Gleim 201
III. Briefwechſel mit Abbt 211
IV. Von Graf Wilhelm von der Lippe 221
V. Fragment eines Briefes von Möſer 226
VI. Von Herrn Hofrath Käſtner 229
VII. Von dem Geſchichtſchreiber Schmidt 238
VIII. An Herrn Geheimen Kriegsrath Uſinus in Berlin 248
IX. Von dem Staats- und Kabinettminiſter Grafen von Hertzberg 257
X. An Herrn Rath Becker in Gotha 260

IV. Jugendarbeiten. 263

I. Zwey Gedichte 265
II. Zwey Wochenſchriften 267
III. Vorrede zu dem Trauerſpiel Arminius 276
IV. Von den Myſterien und dem Volksglauben der alten Deutſchen und Gallier 283

I.

Bereits gedruckte Schriften.

(Fortsetzung.)

Einige Anmerkungen

über die

Zuſätze der neueſten kaiſerlichen Wahlkapitulation *).

Art. I. §. 9.

„Wir ſollen und wollen auch keine Panisbriefe „auf Klöſter und Stifter verleihen, als wo und „wie Wir dieſes kaiſerliche Reſervat rechtlich herge„bracht haben.“

Anmerkung.

Dem Kaiſer hat das Recht, Panisbriefe zu ertheilen, als oberſtem Befehlshaber des Reichsheerbannes, und zu deſſen Veſten, urſprünglich zugeſtanden. Sollte es daher bey der jetzigen Reichsverfaſſung nicht billig ſeyn, dieſes kaiſerliche Reſervat, da wo es der Kaiſer mit Ablauf der Zeit und nach veränderter Heerbannesanrichtung verloren hat, den Reichsſtänden, be-

*) Dieſer und der folgende Aufſatz ſtanden in der Berlinischen Monatsſchrift vom J. 1791. Schon dieſe Jahrzahl zeigt, daß hier von der Wahlkapitulation Kaiſers Leopold II. die Rede iſt. N.

sonders denen, welche starke Kontingente zur Reichsarmee stellen müssen, beyzulegen, und ihnen zu erlauben, einen würdigen aber invaliden Offizier von ihrem Kontingente mit einem Panisbriefe auf die in ihren Ländern gelegenen Stifter und Klöster zu versorgen? Und scheint es nicht hart zu seyn, daß ein solcher Offizier nunmehr auf Kosten der steuerbaren Unterthanen versorgt werden muß, anstatt daß er sonst den steuerfreyen Klöstern zugeschickt werden könnte?

—

Art. XIV. §. 1.

„Wir sollen und wollen auch bey dem Papste „Uns dahin verwenden, daß derselbe keinem, der „nicht mit einem Testimonio idoneitatis von dem „Ordinario beneficii versehen ist, eine Präbende „verleihe.“

Anmerkung.

Die Domkapitel machen in den mehrsten Stiftern den ersten Landstand aus, und repräsentiren das Volk in Bewilligung der erforderlichen Steuern. Wie leicht ist es nun aber möglich, besonders in Stiftern wo der Ordinarius bereits die Deputirten des dritten Landstandes auf gewisse Weise zu ernennen hat, daß diejenigen, welche das Testimonium idoneitatis und darnach eine Pfründe erlangt haben, sich gegen ihren Wohlthäter zu dankbar beweisen; und daß der zweyte Stand, um für seine Kinder das Testimonium idoneitatis zu verdienen, sich noch gefälliger betrage? — Wohin ein ehrlicher Mann, dem dieses Zeugniß aus Nebenursachen versagt wird, sich wenden solle, ist nicht bestimmt; und doch ist schon ein Fall dieser Art eingetreten.

Art. XIV. §. 3.

„Wir wollen auch diejenigen Erz- und Biſchöfe, „welche dem Papſte nach der Wahl des Provinzial- „oder des Diöceſanſynods für die dritte Inſtanz tüch- „tige Richter vorgeſchlagen haben oder vorſchlagen „werden, kräftigſt ſchützen, daß jede geiſtliche Streit- „ſache in dritter Inſtanz vor keine andern als die vor- „geſchlagenen und genehmigten Richter unmittelbar „gebracht, und von ihnen kollegialiter im Namen „Sr. Päpſtlichen Heiligkeit abgeurtheilt werde.“

Anmerkung.

Dieſe ſo genannten Richter können ihrer Natur nach nur die Stellen der Schöpfen oder Aſſeſſoren vertreten; und dieſes geiſtliche Oberappellationsgericht muß, ſo gut als das Kammergericht oder ein anderes Oberappellationsgericht, ſeinen Richter oder Präſidenten haben, der mit einem **charactere repraeſentativo** verſehen ſey, und auf deſſen Perſon die höchſte Gerichtsbarkeit eigentlich ruhe. Wo nicht, ſo werden die Erz- und Biſchöfe ſowohl an ihrer reichsfürſtlichen als hierarchiſchen Würde geſchmälert; oder alle Appellationen müſſen erſt nach Rom gehen, und die Richter von dort aus in jedem einzelnen Falle **per mandatum ſpeciale Pontificis autoriſirt** werden, das Urtheil im Namen des Papſtes zu ſprechen. Jeder Fürſt kann ſeinen Beamten ſpecialiter aufgeben, in einzelnen Fällen gegen einen Schriftsſaſſen zu verfahren. Giebt er ihnen aber **Commiſſionem perpetuam**, ſo wird der Schriftsſaſſe zum Amtsſaſſen.

Die **Nuntien** ſind **perſonalis praeſentiae Pontificalis Locumtenentes**. Dieſe allein können in einem ſolchen geiſtlichen Oberappellationsgerichte ohne Nach-

theil der Erz- und Bischöfe präsidiren; und was die Synodalrichter betrift, so sind die Nuntien längst angewiesen, keine andere als solche von den Synoden approbirte Schöpfen zum Urtheilfinden zu gebrauchen. Es hat nur daran gefehlt, daß die Erz- und Bischöfe die Wahl dergleichen so genannter Synodalrichter nicht längst befördert haben. Der Papst wird keinem von diesen erwählten Schöpfen Facultatem perpetuam de jure respondendi versagen; er weigert sich nur, denselben eine Commissionem perpetuam über die Erz- und Bischöfe zu geben; und dieses zu ihrer eigenen Ehre: besonders auch, weil keine Iurisdictio in corpore haften kann, sondern einen Vicarium oder Lehnträger erfordert.

Ueberhaupt scheint in der ganzen Nuntiaturstreitigkeit ein gewisses Mißverständniß zu herrschen. Der Papst hat unstreitig die Nuntien auf sehnliches Verlangen der Deutschen Nation nach Deutschland geschickt, damit die Deutschen einen Richter der des Papstes Person repräsentirte, vor der Thüre hätten, und des so kostbaren als beschwerlichen Prozesses zu Rom, worüber so gewaltige Klagen geführt wurden, überhoben werden möchten. Daß diese nebenher gewisse Fakultäten besitzen, rührt eines Theils aus der alten Deutschen Verfassung her, nach welcher das Amt der ordentlichen Obrigkeit ruhete sobald der Kaiser in Person sich irgendwo einfand; und andern Theils war der Papst so wenig schuldig den Deutschen einen Oberappellationsrichter zu halten, als der Kaiser das Kammergericht. Was hinderts aber, jene Wirkung der persönlichen Päpstlichen Gegenwart eben so gut einzuschränken, als es in Absicht der Kaiserlichen persönlichen Gegenwart durch die von den Kaisern den Reichsständen verliehenen Privilegien geschehen ist? Und wenn die Nuntiaturdikasterie den Nuntien als Oberappel-

lations-

lationsgerichtspräſidenten, ein gutes Gehalt ausmachen: ſo werden ſie auf gewiſſe ihnen bisher ſtatt des Gehalts gelaſſene Fakultäten vermuthlich gern Verzicht thun.

Art. XVI. §. 15.

„Die Vota des Reichshofraths ſollen in „Juſtizſachen nur in gewiſſen Fällen Statt finden.“

Anmerkung.

Das Votum ad Imperatorem hat wahrſcheinlich ſeinen Grund in folgender Stelle der Kapitularien: Neque ullus comes palatii noſtri potentiorum cauſas ſine noſtra juſſione finire praeſumat. III, 77. Dieſe Verordnung gereichte zur Ehre der Fürſten, die dem Iudicio palatii nicht ordinarie unterworfen werden ſollten; und der Kaiſer wollte allemal vorher überlegen, ob er nach Beſchaffenheit der Sache nicht ein Iudicium pariuin berufen müſſe, oder ob er ihre Sache dem Palatino als Iudici curiae per modum ſpecialis commiſſionis zur Entſcheidung auftragen könne. Dieſes ſcheint mir bis jetzt der wahre Zweck des Voti zu ſeyn, und die Kaiſerliche Genehmigung deſſelben die Stelle der Specialkommiſſion zu vertreten. Nunmehr aber ſind die Fürſten dem Iudicio curiae, der Regel nach, obgleich mit Ausnahmen, unterworfen worden.

Preisfragen einer Akademie der Wissenschaften.

Historische.

Es erzählt Gobelinus Persona in seinem Cosmodromio Aet. VI. cap. 59, und nebst ihm auch der Annalista Saxo ad ann. 1130:

daß bis ums Jahr 1130 die vornehmen Deutschen ein langes Haar getragen hätten; es sey aber solches denen, die damal mit dem Könige Lothar im Lager gewesen, vom Blitze versengt worden, worauf es durchgehends Mode geworden, das Haar kurz zu tragen. —

Hier fragt sich: Ob dieses von einem wirklichen Blitze, oder von einem Friseur, Namens Blitz, geschehen sey?

Oekonomische.

In dem Necrolog. Hildes. bey Leibnitz T. I. p. 763. findet sich folgende Stelle:

Bernardus comes de Welpa capiebat mercatores de illis partibus unde caligae nobis in Saxoniam transmittuntur, et non remisit eosdem, donec caligas quas in Saxoniam intulerunt, in parte interiore

interiore replere promitterent inter coxas, quia usque ad illa tempora sine impletione fuerant et junctura; quod sub bona cautione servare haec firmiter promiserunt. —

Nun wünscht man zu wissen: Woher die Sachsen damals ihre Hosen erhalten? wie solche beschaffen gewesen? und warum sie solche nicht selbst zunähen konnten?

Nachricht

von dem erſten gedruckten deutſchen Titular- und Formularbuch *).

Die Nachricht von einem alten Titularbuch ſcheinet zwar keinen ſonderbaren Nutzen zu verſprechen, ſeitdem Titel und Stand — Gepräge und Gehalt — ihr beſtimmtes Verhältniß gegen einander verloren, und ein glücklicher Miniſter die herrliche Kunſt erfunden jemanden auch ſogar den Titel eines wirklichen zu ertheilen. Liebhaber der Alterthümer und ſeltener Bücher aber werden dennoch die Nachricht von einem Werke mit Vergnügen leſen, worin der Rang und die Titel unſerer Vorfahren im funfzehnten Jahrhundert nach Regeln beſtimmt und angezeigt worden. Vielleicht kann es auch denjenigen einige Erläuterung geben, die bisher z. B. den Gebrauch der Titel: Durchlauchtigſter, Wohlgeborner, Gnädiger, Edler Herr, Ritter, und anderer mit Gewißheit zu beſtimmen vergebens geſucht haben. Der Titel iſt folgender:

„Wie

*) Die fünf folgenden Aufſätze ſtanden in dem „Osnabrückſchen Journal, aus der Feder einiger Freunde. „Erſtes Stück. Göttingen, 1755, bey V. Boſſiegel.“ 8. — S. 109 fängt daſelbſt die dritte Nummer an, mit der Ueberſchrift: „*Juſti Moeſeri* Animadverſiones et Lectionum variarum pentas.“ Nur wimmelt der Abdruck von häufigen und ſinnentſtellenden Druckfehlern. N.

„Wie man einem yeklichen was werden oder Stands „der iſt ſchryben tell, new practeſiret Rethorik oder „Briefformulary des Adels Stödten und Ländern „des Hochtütſchen jetzt lauffenden Stils und Ge„bruchs, vormals durch die ſynreichen Kunſt Buch„trucken ingemein mit us gegoſſen.“ Ohne Titel, Vorrede und Regiſter 78 Bl. in Folio. Straßburg bey Johan Prüß, den 10 März 1493.

Der Verfaſſer nennet ſich in der Vorrede Heinrich Geßler *), Fürſprecher des groſſen Raths zu Straßburg; und weil er zu ſeinen Formularen von allerhand Briefen und Verſchreibungen mehrentheils Originalien genommen: ſo finden ſich auch einige vom J. 1488 darunter, worin er ſich Schreiber bey U. L. F. zur Coſtenz nennet, und aus andern ſiehet man, daß er ums J. 1460 zu Fryburg die Rechte ſtudirt, und ſich mit Cüny Suterin vermählet habe. Mehrers kann ich von ſeinen perſönlichen Umſtänden nicht entdecken. Es iſt auch genug, wenn man weiß, daß er Syndikus des groſſen Raths zu Straßburg geweſen, und ſein Buch aus einer dreyßigjährigen Erfahrung geſammlet hat.

Er fängt daſſelbe mit einer umſtändlichen Nachricht an von den der Zeit üblichen Titularen. Geiſtliche und Weltliche erhalten zwey unterſchiedene Klaſſen. Dann zeigt er, wie die Gelehrten, als vordem die Spelgung **) gewe-

*) Auf dies ſeltne Werk Geßlers bezieht ſich Möſer in einem andern Aufſatz; man ſ. B. 1. S. 349. erſte Note. M.

**) Spelgung. Dieſes Wort gebraucht der Verfaſſer oft. Es iſt mir ſonſt nirgend vorgekommen. Herr Wachter hat es in ſeinem Gloſſario auch nicht erklärt. Dem Zuſammenhang nach, ſoll es ſo viel als Uebung, ver-

geweſen, keinen beſondern Stand fordern könnten, ſondern nach ihren Bedienungen geſchätzet werden müſſen; wenn ſie aber Doctoren und Licentiaten wären, ſtünden ſie dem andern geiſtlichen Grad, und zwar den niedern Prälaten gegenüber. Hierauf kömmt er zu dem Stand der geiſtlichen Frauen, und theilet ſolchemnach den geiſtlichen Stand in folgende drey Abſchnitte:

Obriſt Geiſtlich Grad.

Babſt: Allerheiligſter in Gott Vater.

Legat · Cardinal: Allerhochwürdigſter in Gott Vater.

Patriarch: Hochwürdigſter in Gott Vater, Durchlauchtigſter Fürſt.

Erzbiſchoff: Hochwürdigſter Fürſt.

Biſchoff, Gefürſteter Prelat, Hochmeiſter: Durchlauchtigſter Fürſt.

Mittelgrad der Geiſtlichen.

Abt, Provincial, Thumprobſt, Thumdechant Ehrwürdiger.

Amt-

verſatio diurna nocturnaque, bedeuten. Vermuthlich kommt es von Bolen, vertere. S. Wachtern v. Polen; *Jun.* in Gloſſ. Angl. v. Poll. Von Bolen kann füglich ein frequentativum bolgen, verſari, und von dieſem Spulgen oder Spelgen geworden ſeyn. Eben ſo iſt Spule von bolen entſtanden. Die Verwandtſchaft der Begriffe, welche ſolchergeſtalt zwiſchen dem lateiniſchen Verſatio und dem deutſchen Spelgung entſteht, rechtfertigt die Ableitung zur Genüge.

Amtherren der Stifter, Chorherr, Prior: Ehrwürdiger.

Amtherrn der Stifter, Chorherr, Prior: Würdiger Geiſtlicher.

Niederſt Grad.

Cappitels Dechan, Erzprieſter, Kircher, Lutprieſter, Pfarrer: Würdiger.

Prieſter-Capplan: Erſamer Andächtiger.

Evangelier, Epiſtler: Erbar Andächtiger.

Accolit Meßner: Wohlbeſcheidener.

Man ſieht hieraus, daß damal ſchon die geiſtlichen Fürſten den Titel Durchlauchtigſter geführt haben. Daß aber derſelbe dem Hochmeiſter, und zwar auch auf den Fall wenn er kein Fürſt geweſen, ſo ſchlechterdings beygelegt ſeyn ſollte, kommt mir etwas unwahrſcheinlich vor. Wenigſtens heißt es noch in einer Urkunde vom Jahr 1443: „Der würdige Herr Con„rad von Cozloffſtein Meiſter des teutſchen Ordens“ *).

Im weltlichen Stande theilt der Verfaſſer wiederum folgender Geſtalt:

Oberſt Weltlich Grad.

R. Kayſer: Allerdurchlauchtigſter Chriſtlichſter **), Großmechtigſter, Unüberwindlichſter.

R. Kö-

*) S. Lünigs R. A. Sp. E. Vol. II. Würzburg Nr. 55. p. 962.

**) In einer Anmerkung ſagt der Verfaſſer: „daß der „König von Frankreich den Titel Allerchriſtlich-

„Kö-

R. König: (wie der Kaiſer).

Vier geſalbte Könige: (iſt eben der Titel).

Gemein König: (abermals der nehmliche).

Gefürſtet Herzog: Durchlauchtiger, Hochgeborner Fürſt.

Alle Herzoge die nicht gefürſtet ſeyn: Hochgeborner Fürſt.

Alle gefürſtete Herren: Hochgeborner Fürſt.

Der Mittel Weltliche Grad.

Grafen, Freyen: Wohlgeboren.

Pannerherren: Edle.

Eine Anmerkung des Verfaſſers hiebey heißt:

„Vor unlang Zyten hab ich den gemeinen Gebruch „erlernt, daß Unterſcheid was zu ſchreyben den Gra„fen Wohlgebohrn, und den Fryen Edlen. „Sollichs iſt nuw geendert, alſo daß ohnunterſcheid„lich Grafen und Fryen behalten inen zu ſchryben, „Wohlgebohrn. Und wie gar wohl die alten „Fryen vermeinet haben, das Wortly edel ſie hö„her zierte, denn Wohlgebohrn; Yedoch was der „Gebruch haben will in dúſem Schryben, das „volg ich.“

Niederſt

„ſter allein verlange; es käme aber derſelbe ſowohl „dem Kaiſer als den vier geſalbten Königen zu.“ Auf dieſe Weiſe aber müßte es ein Druckfehler ſeyn, daß er auch den ſo genannten gemeinen Königen dieſes Ehrenwort zugeeignet hat.

Niederſt Grad der Weltlichen.

Ritter: Strena.
Turnersgenoß Edellût: Edelveſt.
Nuw uſkommne Edellût: Fromm und veſt.
Nuw geſchópft Edellût: Ehrenveſt.
Fürſten Cantzler: Hochwyſen, erluchten, wyſen.
Rychſteten: Hochwyſen, fürſichtigen, hochgeachten.
Rathsherrn: Erſamen, Wyſen.
Bürger: Erſamen, Fürnehmen.
Handwerkslut: Erbern.
Gemeinden furen Wohlbeſcheiden.

Der Verfaſſer hat, wie man ſiehet, alle dienſtbare Perſonen in eine Claſſe geſchoben. Mit den Freyen hätte er eben ſo verfahren ſollen. — Bey dem Titel Durchlauchtigſter merkt er beſonders an, daß ſelbiger „aus ziemlicher Beſcheidenheit“ den Kurfürſten und Erzherzogen in Superlativo gegeben würde. Er hätte hinzuſetzen können, daß auch mit ziemlicher Beſcheidenheit den Fürſten oft der Titel Durchlauchtiger und nicht allemal Hochgebohrner allein beygelegt würde, indem er in der Folge ſelbſt lehret, daß man an einen Fürſten den Brief alſo anfangen ſolle: „Durchleuchtiger Hochgeborner Fürſt, gnedi„ger Herr. U. F. G. u. ſ. w.“

Die Anmerkung wegen der Grafen und Freyen, imgleichen wegen des Titels Wohlgeborn und Edel, iſt ſehr gegründet. Es war allerdings eine Zeit, wo die Freyen ſich lieber Edle Herrn als Wohlgeborne nennen ließen. Nachdem aber dem niedern Adel ſchon zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts der Titel Herr gar häufig gegeben wurde; ſo

nann-

nannten sich jene, um sich von ihnen zu unterscheiden, Wohlgeborne Herren: worin ihnen die Andern so bald nicht folgen konnten, weil sie nicht wohl oder frey, sondern dienstbar geboren waren. Vorher aber und ehe die vom Dienstadel sich Herren nennen ließen, hielten die alten Freyen, wie der Verfasser in obiger Note gleichfalls sehr wohl bemerkt, das Wort Edel weit höher als Wohlgebohrn. Die Ursache davon ist auch leicht zu finden, indem „Wohlgeborn" eigentlich ein Titel der Grafen war, welche zu der Zeit wie die Grafschaften noch einen Schein von Bedienungen hatten, solchen Titel zum Zeichen annahmen, daß sie aus dem Herrenstande entsprossen, mithin wohlgeboren waren. Die edlen Herren also, welche sich unter keine Bedienung erniedrigt hatten, konnten dieses Titels wohl entbehren. Ihr unveränderter freyer Stand redete von selbst, daß sie wohlgeboren waren. — Eigentlich war auch der Gräfliche Stand geringer als der Herrenstand, ungeachtet jene den Rang bey Hofe hatten. Daher stehen in einigen Urkunden aus dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert die edlen Herren vor den Grafen. Was Wunder also daß die Freyen, wie sie der Verfasser nennt, vordem Schwierigkeit gemacht, den Titel „Wohlgeborn" anzunehmen? Und was Wunder, daß der neue Gebrauch zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts ein anderes mit sich brachte, da wegen zunehmenden Ansehens des Dienstadels, die Fähigkeit ein Graf werden zu können, aus Noth ein Vorzug des Herrenstandes wurde? Und dieser Noth ist es allein zuzuschreiben, daß verschiedene edle Herren sich in den Grafenstand erheben ließen, nicht um eine Bedienung dadurch zu erhalten, sondern nur bloß um durch ihre Grafenmäßigkeit den Unterschied zwischen ihnen und dem Dienstadel außer alle Zweydeutigkeit zu setzen.

Der

Der Verfasser fährt hierauf fort, und handelt von den Personen die verschiedene Titel besitzen, welche einander nicht eben-genoß sind. Hier räth er den mindern Titel wegzulassen, weil man z. B. einen gebornen Herrn, wenn er Ritter wäre, ohne ihn zu schimpfen, nicht Ritter nennen könnte. Sodann zeigt er die Ordnung der Titel, welche eben-genoß sind, und da will er, daß man denjenigen voransetzen soll den eine Person nicht leicht verlieren kann. Also schriebe man: „Thomas von Zyli, der Rechten Dokter, „der hohen Stiften Wien und Costentz Thumprobst, K. „M. Prothonotary." Imgleichen: „Marquard Bry„sacher, Beyder R. D., Römis. K. M. Orator, und „K. König M. Cantzler." Wenn einer aber Ritter und Doktor zugleich wäre: so stünde der Rittertitel voran; und schickte es sich nicht den Ritter um seiner Doktorwürde willen Hochgelehrt zu nennen; man schriebe vielmehr also: „Dem strengen vesten Herrn Ja„kob Meerschwein, Ritter, B. R. D." Imgleichen: „Dem edlen strengen Herrn Jorgen von Absperg, B. „R. D." Ich führe diese Exempel zum Vergnügen derjenigen an, welche die adlichen Doktoren unter den Gelehrten sammeln. Doch müssen sie den Herrn Jakob Meerschwein nicht unter diese Zahl setzen. Denn er ist nur ein Ritter aus dem Bauernstande, wenn man ihn nach folgender Anmerkung des Verfassers beurtheilt.

Vom Ritter Tittel.

„Es sind auch im weltlichen Stande dreyerley „Ritter, als:

„Edel: dem edeln strengen Herrn Johansen „von Lantsperg, Ritter.

„Bur: dem ſtrengen veſten Herrn Conraten
„Grunenberg, Ritter.

„Burger: dem ſtrengen Herrn Conraten Gechef
„zum Sigmundſer, Ritter.“

Jedoch iſt hieraus keinesweges die Folge zu ziehen, als wenn diejenigen Ritter, die in den Urkunden des funfzehnten Jahrhunderts bloß ſtrenge und veſte genennet werden, um deſtwillen keine Edelleute geweſen ſeyn könnten; ſondern man muß unterſcheiden, ob ſie von höhern oder ihres Gleichen dieſen Titel erhalten: und da würde dann nur im letztern Fall eine Vermuthung wider ſie erwachſen, wenn ſie ohne Begleitung des Worts Edel vorkommen ſollten. In den Reichsgeſetzen kömmt ſonſt gar oft die Redensart vor:

„Fürſten, Grafen, Landherrn, Ritter, Knecht,
„edel und unedel.“

Dieſe Worte legen einige, welche dem Dienſtadel gar zu übel wollen, alſo aus, als wenn das Wort edel bloß auf die Fürſten, Grafen und Landherrn eine Beziehung hätte. Mich dünkt aber, daß ſolches die erſten gar nicht angehe, ſondern nur einen Unterſchied zwiſchen den Rittern, die edel und unedel ſind, bezeichne. — Demjenigen was der Verfaſſer ſonſt von dem Vorzug des Rittertitels vor dem Doktortitel anführt, ſcheint zwar das Exempel Georgs Fiſcellus beym Freher Script. rer. Germ. T. II, p. 178 entgegen zu ſtehen, indem dieſer gute Mann, nachdem er Doktor und Ritter geworden, mit ſich ſelbſt nicht eins werden konnte, zu welchen von beyden er ſich halten wollte. Allein der Reichsabſchied von 1498, welcher zu des Verfaſſers Lebzeiten gemacht worden, ſetzet die Ritter voraus, wenn es heißt: „Die von Adel ſo nit Ritter oder Doctor ſeyn,
„ſollen kein Gold noch Perlen öffentlich tragen.“

Der

Der Verfaſſer handelt hierauf umſtändlich von der Aufſchrift, Ueberſchrift und Unterſchrift der Briefe, zeigt weitläuftig, wen man duzen oder yrzen, und wie man das Euch und Ihr geſchickt verwandeln ſolle. Die Herrn von Oeſterreich, ſagt er, hätten es ſo hergebracht, alle Geiſtliche bis an die Cardinäle zu tutzen, wenn keine geborne Fürſten unter ihnen wären. Der Kaiſer aber ſowohl als der Römiſche König tutzten ſie alle, bis an den Papſt. Ein unedler Prälat könnte ſeine Edelleute tutzen, wenn ſie ihm mit Mannſchaft verwandt wären; jedoch nur in dem Fall, wenn er ſie ihrer Pflicht mahnte.

Die Grafen und Freyen empfingen von dem unterſten Grad, und ſogar von dem mittlern geiſtlichen Stande, den Titel gnädiger Herr; da ſie ſolchen im Gegentheil keinem gefürſteten Biſchofe, ſondern nur den Erzbiſchöfen wieder gäben. Die Pannerherrn erhielten ihn gleichfalls, doch nicht von den Thurniersgenoſſen Edelleuten, welche jenen nur den Titel: Edler lieber Herr, zu geben pflegten. Die Verdoppelung Herr Herr (welche heut zu Tage auf allen Briefen ſteht) gebührte nur bloß den gebornen Herren und den vornehmſten Prälaten. Das Zeichen ꝛc. ſollte bey dem oberſten Geiſtlichen, imgleichen bey dem erſten und andern weltlichen Stande niemals verſäumt werden. Eine Prälatur von Gottes Gnaden, wenn ſie auch an ſich geringer wäre als der Stand desjenigen der ſie beſäße, hätte dennoch den Vorzug vor dem höhern weltlichen Titel, ſonſt aber nicht; alſo ſchriebe man:

„Biſchof zu Straßburg, Pfalzgrafe by Ryne,

„Henrich von G. G. Graf zu Henneberg,

„Schulherr des hohen Stifts Straßburg.“

Das Frauenzimmer ſollte ſich zu keinen Dienſten erbieten, und ſich nicht Dienerinn nennen, u. ſ. w.

Es würde zu weitläuftig fallen, wenn ich die mühſame Sorgfalt des Verfaſſers, welche durch einige hundert Regeln nicht erſchöpft wird, völlig darſtellen wollte. Es mag genug ſeyn, um zu beweiſen, daß unſere Vorfahren Alles in ihren Briefen wohl abgemeſſen, und daher die diplomatiſche Kritik durch den Einwurf: daß die Alten eine Sache ſo genau nicht genommen hätten, von ihrem Werthe nichts verliert.

Von dem Erbjäacrmeiſteramt im Hochſtift Osnabrück.

Es hat der Herr Profeſſor Köhler in ſeiner vortrefflichen Nachricht von den Erbbeamten, den Herren von Münnich zur Werburg (nicht Werpup) das Erbjägermeiſteramt des Hochſtifts Osnabrück zugeſchrieben. Es iſt auch nicht ohne, daß ſie damit belehnet worden.

Allein es werden auch die von Ledebuer zur Königsbrücken, nunmehro von Buſch zu Hinneſeld, imgleichen die von Weſtphalen, damit belehnet. Die Urſache davon iſt, daß es eigentlich ein Ledebueren Lehen geweſen, und durch Erbtochter an obgenannte Familien gekommen. Folgender alter Lehnbrief beſtätiget das Erſtere mit mehrerm:

Wy Conrad von dem Retperge, von Gottes Gnaden Elect und Confirmat der Kerken to Oſſenbrügge, doen kund und entkennen in düſſen openbaren Breve, dat wy up unſem gemenen Lehndage belehnt hebben und belehnen Gerde Ledebuer mit twolf Molt Korn to Wiedenbrügge, beampt Morgen (Korn) de Erbjägerſchop unſes Stifts tho Oſſenbrügk in Denſtmans-ſtatt beholtlich uns und unſen Nachkomelingen. Unſes Geſichts und jederman ſynes Rechtens Orkunde der Wahrheit hebben wy unſe Segel hiebeneden an düſſen Bref doen hangen. Datum anno Dni milleſimo quadringenteſimo octogeſimo quarto, des Dingſtages na dem Sondage Reminiſcere.

Was heißen Unciae Porcorum?

(Aus dem Lateiniſchen abgekürzt überſetzt.)

In einem Lehnsbriefe des Biſchofs Engelbert von Osnabrück, vom J. 1310, wird dem Belehnten Goswin von Diſterwedde zugleich die Erlaubniß ertheilt: „ſieben uncias porcorum einzutreiben oder zu verkaufen.“ (Der ganze lateiniſche Lehnsbrief iſt eingerückt.)

Auf den erſten Anblick kommen dieſe ſieben Unzen Schweine einem ganz abenteuerlich vor; allein bey näherer Betrachtung ergiebt ſich, daß die Unze hier die Zahl zwanzig bedeutet, welche im Latein des Mittelalters ſtica (man ſ. du Fresne bey dieſem Wort), und bey den Sachſen eine Stiege heißt. Wachter (voc. Stiege) hat ſehr richtig gefühlt, daß jede Zahl eine Leiter genannt werden kann, deren Stufen aus den Einheiten beſtehn. So drückt auch das Wort uncia, wie Voſſius im Etymolog. h. v. lehrt, die Einheit aus; und in dieſer Hinſicht iſt es hier nicht unſchicklich

ſtatt

statt des Wortes stiea gewählt. Allerdings könnte indeß die uncia auch jede andre Zahl, welche in gewisser Rücksicht als eine Einheit angesehen wird, bezeichnen. Aber in dem vorliegenden Lehnsbriefe wird die Zahl zwanzig darunter verstanden, indem die folgenden Deutschen Benennungen namentlich sieben Stiege angeben.

Lateiniſche Urkunde,

worin einem Grafen Michael Angelus von Drivaſto die Würde eines Comes palatinus vom Kaiſer Michael beſtätigt wird.

Es ſind eigentlich zwey Urkunden: die eine vom Kaiſer Michael in Konſtantinopel; die andere von dem Römiſchen Papſt Paul. Maſer giebt nicht an, woher er dieſe Urkunden genommen hat: wahrſcheinlich waren ſie noch vorher nicht bekannt gemacht, weil er ſie ſonſt nicht würde haben wiederum abdrucken laſſen; auch ſetzt er keine Erläuterung oder Bemerkung hinzu, auſſer der (hier oben verdeutſchten) Ueberſchrift. — Eine Komitiv von Byzantiniſchen Kaiſern kann wohl für eine literariſche Merkwürdigkeit gelten; ich theile deshalb folgende Nachricht davon mit.

Der Kaiſer Michael Dei gratia Imperator Caeſar ſemper Auguſtus, redet in ſeiner Urkunde zu dem magnifico comiti Drivaſtenſi Domino Michaeli Angelo et Andreae ejus filio legitimo Drivaſto iſt eine Stadt in Griechenland und zwar in der Provinz Arnauth oder Albanien. Der Kaiſer beſtätigt dieſer gräflichen Familie alle vom Kaiſer Leo I. und ſeinen übrigen Vorfahren ihr ertheilten Privilegien und Vorrechte. Der Ausdruck Comes palatinus kömmt nicht vor, aber wohl die Sache in der gröſten Ausdehnung, indem die Grafen das Recht erhalten creandi et faciendi milites tive curatos equites, comites, barones, cum heredibus

ſuis

ſuis in perpetuum, ad libitum veſtrum ac heredum ac ſucceſſorum veſtrorum, ac notarios et tabelliones creandi, et etiam creare ac facere doctores in quibuscunque facultatibus, laureareque poetas, et abſolvere infamatos de jure vel de facto, nec non legitimandi omnes et quoscunque naturales, ſpurios, manſeres, inceſtuoſos, baſtardos, et alios ex quocunque illicito et damnato coitu procreatos, copulative et disjunctive, tam abſentes quam praeſentes, viventibus vel mortuis eorum parentibus, conſentientibus et non conſentientibus, omnem ab eis tollendo geniturae maculam et defectum, ut ad paternam et alias quascunque ſucceſſiones quorumcunque bonorum ſuorum necnon in feudis ſignis et armis absque aliqua nota illegimitatis ſuccedant, non obſtantibus legibus conſuetudinibus et ſtatutis — etc. — Die Unterſchrift heißt: Datum in aula noſtri imperialis Palatii Conſtantinopolitani, Anno a nativitate Dni noſtri Ieſu Chriſti mill^mo ducenteſimo nonageſimo tertio, menſis die vigeſima quinta, Imperii vero anno trigeſimo tertio.

Der Papſt, Paulus episcopus servus servorum Dei, beſtätigt einem ſpäteren Nachkommen aus dieſer Familie, dem nobili viro Andreae Angelo Duci ac Comiti reſpectiveque Canonico Drivaſtenſi et Dirrachienſi Puletenque minoris Principi, alle von Päpſten und von Griechiſchen Kaiſern erhaltenen Freyheiten und Vorrechte. Die Angeli waren alſo aus Grafen nun ſchon zur Fürſtlichen und Herzoglichen Würde gelangt. Durazzo (Dyrrachium) am Adriatiſchen Meer, und der Diſtrikt Pulati im Gebirge, liegen gleichfalls in der genannten Provinz Albanien. —

Die Unterſchrift lautet: Datum Romae apud S. Petrum, incarnationis Domini mill^mo quingenteſimo quinquageſimo tertio, Calendas Decembris, Pontificatus noſtri primo.

Ich will nur anzeigen, daß mir die Jahrzahlen, wenn nicht etwa auch hierin ein Druckfehler obwaltet, nicht zu paſſen ſcheinen. Der Kaiſer Michael in Konſtantinopel wird wohl kein andrer als Michael Paläologus Komnenus ſeyn. Dieſer konnte aber keine Urkunde 1293, in ſeinem 33ſten Regierungsjahre, ausfertigen; da ich ſeinen Tod auf das J. 1282, und ſeine Regierungszeit nur auf 23 Jahre angegeben finde. Der Papſt Paul ſoll wahrſcheinlich Paul IV ſeyn. Allein dieſer beſtieg erſt 1555, nicht 1553, den Römiſchen Stuhl. — Die weitere Unterſuchung, wenn die Sache eine ſolche verdient, muß ich gelehrteren Forſchern überlaſſen. M.

Bemer-

Bemerkung
über eine Stelle des Euripides.

Möser hat diesem kleinen lateinischen Aufsatz den Titel gegeben: „Ueber das Alter der Nordischen Denk„mäler; eine Muthmaßung zu dem 239sten Verse in „dem Cyklopen des Euripides.“ — Wahrscheinlich ist es eine Jugendarbeit, welche er 1755 für seine Freunde als einen Beytrag zu ihrem Journale hervorsuchte; nicht ohne Witz und Scharfsinn, obgleich die Deutung offenbar zu weit hergeholt ist.

In der angeführten Stelle des Griechischen Dichters, erzählt der bey dem Cyklopen dienende Silen die Ankunft des Ulysses und seiner Gefährten auf Sicilien; und setzt, theils um die Fremdlinge zu belügen, theils um seines Herrn zu spotten, hinzu: „Jene hätten gesagt, „daß sie den Polyphem tüchtig durchprügeln, ihn bin„den, in den untern Raum des Schiffes werfen, und „ihn in die Fremde verkaufen wollten, um dort gebraucht „zu werden Felsstücke mit Hebeln fortzuwäl„zen (πετρους μοχλευειν).“ — „Weil nun Polyphem als ein karrikaturmäßiges Ungeheuer von Größe und Stärke beschrieben wird, so kann man vermuthen, sagt Möser, daß hier auch an ungeheure Werke gedacht ist, bey deren Errichtung der Cyklop dienen sollte. Die bewundernswürdigsten Massen der Baukunst in der damaligen Welt, selbst die Aegyptischen Pyramiden, waren den Griechen zu wohl bekannt, als daß sie diese für eine

Arbeit

Arbeit der Cyklopen hätten halten können. Man muß also auf entferntere Weltgegenden rathen, wovon einiges Gerücht zu den Griechen gekommen war. Und so gelangen wir zu den großen sonderbar aufgethürmten Fels-Gestellen, welche sich im Norden fanden und noch finden; welche zu regelmäßig sind um für ein Werk der bloßen Natur zu gelten, und doch auch so ungeheuer, daß sie alle menschliche Kräfte zu übersteigen scheinen. Von jeher hat man sie im Norden als Spuren vom Daseyn ehemaliger Riesen angesehn."

„Die Phönicier schifften weit und breit: sie besuchten die Kassiterischen Inseln (Zinn-Inseln), welcher Namen höchst wahrscheinlich auf Britannien geht, wie Bochart bewiesen hat; und kamen auch nach Sicilien und Griechenland, so daß man in diesen beyden Ländern durch ihre Erzählungen Nachrichten von Gegenden erhielt welche man nicht selbst gesehen hatte. Es läßt sich also annehmen, daß Euripides und die Griechen auf diesem Wege erfahren hatten, daß in den nordlichen Gegenden solche kunstähnliche Steinmassen ständen, welche der Volkssage zufolge, von Riesen erbauet wären. Es läßt sich annehmen, daß die Phönicier von ihren Reisen nach Britannien die Kenntniß dieser Denkmäler zurück brachten; und endlich annehmen, daß die berühmteste Masse dieser Art, Stone henge in England, das ganze Gerücht und die darauf gebauten Erdichtungen veranlaßt habe, dieses bekannte Felsgestelle folglich bey weitem älter als das Jahrhundert des Euripides sey."

Man sieht wenigstens, daß Möser auch die Griechischen Schriftsteller mit Interesse las, und allenthalben Nahrung für seine Lieblingsbeschäftigung: die vaterländische oder Nordeuropäische Geschichte, zu finden wußte.

N.

II.

Bisher ungedruckte Schriften.

Perſonen des Nachſpiels:

Herr Bartholo, Principal der Bühne.
Kolombine, ſeine Tochter.
Harlekin, } Schauſpieler.
Scapin, }
Iſabelle, }
Valer, }
Peter, Lichtputzer.

Der Schauplatz iſt auf dem Schauplatze.

Die Tugend auf der Schaubühne;

oder:

Harlekin's Heirath.

Ein Nachſpiel in einem Aufzuge *).

Erſter Auftritt.

Herr Barthold, Harlekin.

Harlekin (macht drey tiefe Verbeugungen.)

Barthold. Was will Er, mein guter Freund?

Harl. (Macht wieder einige Verbeugungen.)

Bärth. Bücke Er ſich ſo lange bis Er müde wird, und dann kann Er mir ſagen was Er zu ſagen hat. Die jungen Leute gewöhnen ſich das itzt ſo an, daß ſie einem die Zeit mit tauſend Komplimenten verderben. Wenn man in meiner Jugend zu einem Mann im Amte ging: ſo machte man ihm einen einzigen Bückling, und kam dann zur Sache. Das war eine gute Mode; dabey ſollte man es laſſen.

Harl.

*) Man ſehe über dies ſcherzhafte Stück die Nachricht, welche ich in Möſer's Leben S. 81 f. davon gegeben habe. Da es in ſeiner Art merkwürdig iſt, habe ich es auch beſonders abdrucken laſſen. M

Harl. (in fremdem Ton) Hochedelgeborner und Geſtrenger — — —

Barth. Damit geht ſchon wieder eine Minute hin.

Harl. Sie erlauben großgünſtig — — —

Barth. Wieder eine Minute.

Harl. Daß ich mir die Freyheit nehme — —

Barth. Noch ein Wort von ſolchem Schlage, und ich peitſche Dich zum Dinge hinaus.

Harl. (im gewöhnlichen Ton.) Ich komme, Herr Barthold, wegen Ihrer jüngſten Tochter Kolombine; ſie gefällt mir — — —

Barth. Gehorſamſter Diener, gehorſamſter Diener, mein wertheſter Herr Harlekin! Verzeihen Sie, daß ich Sie ſogleich nicht gekannt habe. Meine Augen verachen mir allmählich, und Sie redeten mir in einem ſolchen Candidatenſtil, den ich an Ihnen nicht gewohnt bin.

Harl. Ich kann heirathen, ich muß heirathen, und ich will heirathen.

Barth. Nun, das iſt kurz. Das ſind drey Haupturſachen, die nicht von allen Leuten ſo recht verſtanden und empfunden werden. Was gedenken Sie denn aber Ihrer künftigen Witwe zum Leibgedinge auszuſetzen?

Harl. Erſtlich, gedenke ich nicht vor ihr zu ſterben.

Barth. Das iſt freylich ein guter Vorſatz; allein die Ausführung kömmt bisweilen gar ſehr auf die Frau an: dieſe hat vielerley Mittel, einen ehrlichen Mann in die Grube zu bringen, ohne Gift und Meſſer. Der

meinigen habe ich es, Gott ſey Dank, abgeſtoſſen. Es war ein heller Gaſt; aber ſie wurde ſo eingetrieben, daß ſie ſich aus dem ſieben und zwanzigſten Kunkelette nie wieder erholen konnte. Sie ſehen, ich habe mich wohl gehalten.

Harl. Das merke ich. Zweytens, hat ſie, ſo lange ich lebe, ein reichliches Auskommen. Meine Kunſt als Harlekin hat einen goldenen Boden, und Kolombinchen hat gewiß auch eine Kunſt worauf ſie ſich verlaſſen kann.

Barth. Ach, die Künſte verlaſſen einen mit der Zeit, und wenn man alt wird, ſo iſt nichts bequemers als von ſeinen Renten zu leben. Da iſt ein Haufen Mühe und Sorge erſpart.

Harl. Freylich, und ich denke eben deswegen ein Capital zurück zu legen, wovon zweytauſend Thaler auf den Wittwenſtuhl kommen ſollen, Nota Bene: wenn er keinen Haarbreit verrückt wird.

Barth. Das iſt etwas hart; eine Wittwe iſt zu beklagen. Ich fühle, mein lieber Harlekin, wie ſauer es mir in meinem ſieben und ſiebenzigſten Jahre wird, mich nicht bisweilen auf einen hübſchen weichen Wittwenſtuhl zu ſetzen.

Harl. Ich will es aber nun ſo; und darum gebe ich meiner Wittwe einen Stuhl mit vier Beinen, damit er recht feſte ſtehe. Zweytauſend Thaler, wenn ich ſie habe, ſind, zum Henker, Geld. Was Kolombine erſpart, ſoll ſie zu ihrem Nadelgelde behalten, und wenn ſie vor mir verſtirbt, werde ich ſie in ihrem beſten Hemde begraben laſſen.

Barth. Aber Sie vergeſſen die Morgengabe.

Harl. Das bin ich selbst: Morgen- und Abendgabe. Bringt mir aber Kolombine einen Sohn, wohl zu verstehen, wenn er mir ähnlich sieht; denn das fordere ich ausdrücklich: so soll er auch Barthold Harlekin heißen.

Barth. Ich dachte in der That, Sie wollten ihr sodann ein neues Kleid aufs Kindbette legen. Hören Sie, Herr Harlekin, ich habe der Mädchen viele, und schaffe sie mir gern vom Halse, weil sie auf ihren spitzen Absätzen leicht einmal unversichtiger Weise zu Falle kommen können. Ich will also nicht lange handeln. Kolombine ist die Ihrige; und zwar diesen Abend, wenn Sie wollen. Das bitte ich mir aber aus, daß Sie sie nicht heimlich entführen; ich würde sonst auf Ihrer Hochzeit nicht trinken können.

Harl. So weit sind wir noch lange nicht. Ich habe mich nur erst vorläufig erkundigen wollen, ob Sie mir Ihre Tochter wohl geben wollten, wenn ich in forma darum anhielte. Jetzt ist noch ein kleiner oder großer Punkt übrig. Sie wissen, mein werthester Herr Barthold, daß man von den Comödiantinnen mancherley sagt. Kolombinchen hat ein Paar so allerliebste Tauben-Aeugelchen, sie hat so etwas, so etwas — — — ach, Herr Barthold, ich kann es nicht sagen, aber was sie hat, das sagt so viel — — — so viel — — —

Barth. Nun, wie viel denn?

Harl. Wenn eine Nuß leicht aus der Hülse fällt, ist sie denn auch wohl schon vom Wurme gestochen?

Barth. Ist das eine Frage für einen klugen Mann? Die Wurmstichigen sitzen allemal fest in der Hülse.

Harl.

Hark. Ach, Herr Barthold, sollte sie es nicht schon wohl versuchet haben?

Barth. Sie mag versucht haben was sie will, so hat sie allzeit nur ihre Rolle gespielet. Ein Mädchen auf der Bühne muß oft verliebt thun, oft küssen, oft lachen, und was dergleichen mehr ist. Das bringt aber die Comédie so mit sich. Wenn Kolombine die verschmitzte Buhlerinn vorstellt, so würde es sich ja nicht schicken, daß sie die Mine einer Matrone behielte. Wie oft hat sie nicht auch geweint! Meynen Sie aber, daß sie um deswillen, wenn sie zu Hause gekommen, immer betrübt gewesen?

Hark. Ich habe allzeit gehört, die Unschuld soll so etwas Süßes, so etwas Körnichtes, so etwas von der braunen Kruste seyn, daß ich nicht gern eine Frau nehmen mögte, welche diesen Leckerbissen bereits verschenket hätte.

Barth. O mein lieber Harlekin, sind Sie da verbrannt: so rathe ich Ihnen gar keine Frau — — — anders als meine Kolombine zu nehmen.

Hark. Aber sehen Sie einmal Selbst, Herr Barthold, alle diese schönen Herrn, welche hier vor unsrer Bühne sitzen. Ihre Augen scheinen meinem lieben Kolombinchen das Mark aus den Knochen zu ziehen; und wenn sie tanzt; ach, wenn sie tanzt: so — — — so — — tanzen alle Herzen mit ihr.

Barth. Sollten sie das wohl thun?

Hark. Wenn sie es nicht thäten, so mögte ich Kolombinchen nicht; und nun, da sie es thun, so traue ich Kolombinchen nicht recht. Denen Mädchen, die so hoch springen wenn sie tanzen, kann leicht ein Blümchen entfallen; und wenn das auch nicht wäre: so rühmt sich

doch ein jeder, vielleicht selten mit Recht, daß er eines aufgenommen habe. Herr Barthold, Herr Barthold! eine hübsche Comödiantinn ist wohl selten, selten, selten eine Kirsche woran nicht schon ein Vogel gebissen hat.

Barth. Possen! es ist kein hübsches Mädchen in der Welt, wovon man nicht eben diese Vermuthung hat. Nicht, weil sie geschwinder Feuer fängt, als eine andere, sondern weil sie Tag und Nacht verfolgt und also leicht einmal im Schlummer überrumpelt wird. Wer sich aber daran stößt, der mag zu seiner Strafe eine Häßliche nehmen, und versichert seyn daß sie vor dem ersten Loche gefangen werde. Sie wird die Ehre, das Glück und das Vergnügen, in ihrem sterblichen Leben auch einmal angebetet zu werden, so verliebt erkennen; sie wird so besorgt seyn den Vogel nicht zu verscheuchen; sie wird so bange seyn, die einzige Gelegenheit zu verlieren; sie wird so fertig seyn, ihre vergängliche Waare an den Mann zu bringen, daß ich nicht Eines auf sie, aber wohl hundert auf ein hübsches Mädchen verwetten wollte, das die Wahl unter tausend Käufern hat. Und dann, mein lieber Harlekin, ist es eine bestialische Sache, eine garstige Hexe und doch keine braune Kruste zu bekommen. Für Kolombinen will ich allenfalls Bürge seyn.

Harl. Die Bürgschaft ist in der That etwas bedenklich. Ich hätte für meine Mutter nicht einstehen mögen.

Barth. Ich mag die Grillen nicht länger anhören. Kurz und gut, Sie nehmen sie, oder nehmen sie nicht; einige Gefahr werden Sie allemal laufen. — Doch, warten Sie, wir wollen heute einmal den Freyer vorstellen. Sie sollen der Bräutigam, und meine Tochter Kolombine Ihre Braut seyn. Sie können siedabey auf

die

die Probe ſtellen; und wenn es Ihnen dann nicht gefällt, ſo ſind Sie am Ende wieder frey, und Sie haben nur eine verliebte Rolle geſpielet.

Harl. Der Einfall iſt wirklich gut. Ein jeder Freyer ſpielt doch nur eine Rolle; und wenn am Schluſſe des Stücks die Heirath vollzogen wird, ſo hat die Rolle nur gar zu früh ein Ende.

Barth. Holla! Kolombine!

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen, und Kolombine.

Barth. Kolombine, Du ſollſt heute einmal die Braut ſeyn.

Kolombine. Ach, Papa, das bin ich gerne. Ich ſpiele nichts lieber als Braut und Bräutigam.

Harl. (Vor ſich) O Du — — — Sie wiſſen aber doch, meine ſchöne Kolombine, daß die Freyerey mit der Comödie ein Ende hat.

Kolombine. Nun, ſo können wir ja daſſelbige Stück noch einmal ſpielen. Ich wollte, daß wir gar kein anderes auf unſrer Bühne hätten; und faſt möchte ich das Heirathen verreden, um allzeit Braut zu bleiben. Ach, es iſt ſo allerliebſt Braut zu ſeyn.

Barth. Man kann heirathen, und doch noch immer die Braut ſpielen. Eine gute Partey kann man immer auf Abſchlag nehmen; und die jungen Mädchen thun übel, wenn ſie die Hand eines ehrlichen Mannes ausſchlagen, um allzeit flattirt, adorirt, courtiſirt, cajolirt, und endlich mepriſet zu werden. Biſt Du denn,

meine Tochter, sonst noch nie die Braut als auf der Schaubühne gewesen?

Kolombine. Nein, Papa.

Barth. Hören Sie wohl, Herr Harlekin?

Harl. Ich höre und sehe, Herr Barthold.

Barth. Wo ist Scapin und Peter? Sie sollen auch herkommen, und den Freyer mitspielen. Isabelle, welche schon oft die Braut vorgestellt, und erfahrner ist als Du, Kolombine, soll Dir die rechte Manier zeigen.

Kolombine. O, Papa, ich will schon fertig werden, ich verstehe es schon.

Barth. Nun, so macht Ihr Beyde den Anfang. Ich will herumgehen, und den Uebrigen ihre Rollen ankündigen.

Dritter Auftritt.

Harlekin und Kolombine.

Kolombine. Nun, Sie fangen an.

Harl. Nein, fangen Sie an.

Kolombine. Ach, nein! so habe ich es nicht gelernt. Der Bräutigam fängt zuerst an, und sagt: Ach, meine theuerste Schöne, wie lange habe ich mir nicht schon das Glück gewünscht, Ihnen mein Herz zu eröffnen.

Harl. Und was sagt denn die Braut?

Kolombine. Sie antwortet: O! Sie schmeicheln mir zu viel; ich weiß, es ist nur Ihr höflicher Scherz.

Harl.

Harl. Und was antwortet denn Er wieder?

Kolombine. Er nimmt dann ihre Hand, küßt ſolche, und ſagt: Ach, mögten Sie in dieſes Herz ſehen; da würden Sie leſen, daß mein aufrichtiger Wunſch niemals ein anderer geweſen, als das Glück Ihnen zu gefallen, und dieſe ſchöne Hand zu küſſen.

Harl. Und läßt ſie das ſo geſchehen?

Kolombine. O ja, ſie läßt ihm die Hand, und er küßt ſie noch hundertmal; und ſeufzet dann, bis endlich die Braut ſolche nicht mehr zurückziehen kann, und mit ihrer ganzen Perſon folget.

Harl. Die Rolle mag ich nicht ſpielen.

Kolombine. Auf welche Art wollen Sie dann?

Harl. Ich ſage: Kolombine, mein engliſches Magentröpfchen, wenn Sie will, ich will wohl.

Kolombine. Und was muß ſie denn ſagen?

Harl. Sie ſpricht: Nun, ich will — — —

Kolombine. Nun ich will — —

Harl. Fallen Sie mir doch nicht in die Rede. Sie muß ſagen: Nun, ich will nicht.

Kolombine. Die Rolle mag ich nicht ſpielen.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, und Barthold.

Barth. Nun, meine Kinder, habt Ihr angefangen?

Kolombine. Nein, Papa! In der Sache sind wir eins; wir können uns nur über die Rolle nicht vergleichen. Herr Harlekin will es besser wissen als ich, und mich dünkt, in diesem Stück könnte ich lange sein Meister seyn. Ich bin von Jugend auf bey dem Schauspiele erzogen; bin so mannichmal Braut gewesen, und muß es vermuthlich besser wissen als er.

Barth. Nun, Harlekin, so sollten Sie sich auch weisen lassen. Kolombine führet sie gewiß keinen unbekannten Weg.

Kolombine. O nein! Ich dachte es eben so zu machen wie die selige Mama.

Barth. Wie ich meine selige Frau heirathete, folgte ich ihr blindlings, und unsre Ehe würde nicht so gesegnet gewesen seyn, wenn ich minder folgsam gewesen wäre. Sie war allzeit fertig mich zu unterweisen, und ihr Exempel that bisweilen die besten Dienste. Oft war mir ihr Unterricht sehr ungelegen; aber das war, der Himmel weiß, ihre Schuld nicht.

Harl. Das Schlimmste sind meine Scrupel; und ich begreife noch nicht, Herr Barthold, wie solche durch unsre Comedie werden gehoben werden. Stellt Kolombine die Braut gut vor, so werde ich denken: sie versteht ihre Rolle; und stellt sie solche nicht gut vor, so werde ich denken, sie versteht noch eine Rolle. Und der Himmel weiß, ob sie nicht noch eine dritte versteht. Es ist doch schlimm, daß man das Ding nicht auf die Goldwage bringen kann.

Barth. Die beste Goldwage ist ein gutes Vertrauen; wer das nicht hat, der ist schon wirklich betrogen; und wer es hat, der ißt seinen Salat, schluckt eine Schnecke mit hinunter, und findet ihn noch schmackhafter

Harl. Ich mögte darauf Ihr Gaſt nicht ſeyn. Wer heirathen will, muß nicht Blinde Kuh ſpielen, ſondern wohl zuſehen was er greift.

Kolombine. Oho! Herr Harlekin! itzt verſtehe ich das Ding mit der Goldwage. Auf ein Paar Aeffchen können Sie gewiß rechnen, die ich ſchon verloren habe. Denn der Schneider hat mir gar kein Eiſen in meine neue Schnürbruſt gemacht. Indeß, da die Comödie aus iſt, habe ich die Ehre mich Ihren Scrupeln zu empfehlen.

Barth. Ich meyne es auch ſo. Beſchlafen Sie die Sache! Ein guter Traum iſt im Heirathen oft die beſte Entſcheidung.

(Sie gehn Beyde ab.)

Fünfter Auftritt.

Harlekin. Scapin und Peter.

Harl. (vor ſich) O weh! der erſte Verſuch iſt nicht zum Beſten abgelaufen. Itzt mögt' ich wohl, nun will ſie nicht.

Scapin. Wird denn heute nicht geſpielt? Herr Barthold hat mich herbeſtellt, um den Freyer mit vorzuſtellen. Ich ſehe aber keine Anſtalten.

Peter. Ich ſollte auch einen vorſtellen — —

Harl. Ha,' mein guter Peter, magſt Du es denn gern thun?

Peter. O ja. Ich muß ſonſt immer nur die Lichter putzen; wenn aber der Freyer geſpielet wird, ſo — — ſo küſſe ich, wollt' ich ſagen, Cathrinchen.

Harl. Und Du, Scapin?

Scapin. Meine Rolle in diesem Stück ist immer nur ein Puckel voll Schläge, und ich könnte eben nicht sagen, daß ich solche jetzt nöthig hätte.

Harl. Hör' einmal, mein lieber Scapin! Ich weiß, Du bist schlauer als mancher Dieb, der gehangen wird; ich muß Dir eins im Vertrauen sagen.

Peter. Ich hoffe doch nichts von Cathrinchen?

Harl. Ich wäre wohl gesonnen, des Herrn Bartholds jüngste Tochter Kolombinchen in allen Ehren zu heirathen — —

Peter. Giebt es denn auch Heirathen in Unehren.

Harl. Allein, ich besorge, sie mögte schon — —

Peter. Was mögte sie schon?

Scapin. Schweig, Peter, ich verstehe schon was Harlekin meynt. Er besorgt, sie mögte schon einmal in Unehren geheirathet haben.

Peter. Nun verstehe ich es auch — — —

Harl. Was meynst Du nun? Wie fange ich es an, um hinter die Wahrheit zu kommen?

Scapin. Du mußt sie vorher probiren.

Peter. Bey meiner Treu, das ist vernünftig.

Harl. Allein, wie mache ich das?

Peter. O, das will ich wohl thun, wenn Sie es nicht verstehen.

Scapin. Ich weiß was zu thun ist. Wolltest Du wohl, Harlekin, ihr zu gefallen, eine Tracht Schläge vorlieb nehmen?

Harl.

Harl. Die Schläge wohl; aber den Schimpf
cht.

Scapin. Nun da ist Rath zu. Höre, ich will
ir das Kleid meines Herrn verschaffen. Du weißt, er
Hauptmann, und eine Uniform hat heut zu Tage
ele Freyheiten; damit sollst Du diesen Abend zu ihr
ben. Läßt sie Dich nun zum Hause hinaus prügeln,
kannst Du glauben, daß sie die Krone von allen ehrli-
en Mädchen ist. Nimmt sie Dich aber an, küßt und
marmt Dich, so nimmst Du das auf dem Marsche vor-
eb, und weißt wie viel die Glocke geschlagen.

Harl. O mein lieber Scapin, das ist unver-
leichlich. Ich danke Dir tausendmal für Deinen guten
Rath. Mache mich nur geschwind zum Hauptmann.
Ich brenne vor Verlangen, jene glückliche Tracht Schläge
zu empfangen.

Peter. Ich wahrhaftig nicht. In meiner Hei-
math probirt man die Mädchen ganz anders.

Scapin. In meiner auch. Aber man bekömmt
zuweilen etwas, was einem noch weit unangenehmer ist,
als eine Tracht Schläge. Nicht wahr, Harlekin?

Harl. O Scapin, Du bist der klügste Schelm,
den ich in meinem Leben gekannt habe. Mache nur ge-
schwind, daß ich das Kleid von Deinem Herrn bekomme.
Ich hoffe doch nicht, daß er es übel nehmen wird, wenn
der Schimpf hiernächst darauf sitzen bleibt?

Scapin. O im geringsten nicht. Eben das
Kleid, was ich Dir verschaffen will, hat schon mehrmal
herhalten müssen. Ich will hingehen um es Dir zu brin-
gen. Du mußt mir aber auch einmal wieder zu gefallen
seyn, wenn Du nun ein Ehemann seyn wirst.

(Scapin geht ab.)

Sechster Auftritt.

Harlekin und Peter.

Harl. Du sagtest ja erst, Peter, man hätte in Deiner Heimath eine andere Probe, um zu erfahren, ob die Braut noch ächt sey.

Peter. O ja, das haben wir auch.

Harl. Wie macht Ihr denn das?

Peter. Da kommen wir her und suchen uns eine aus, die uns gefällt.

Harl. Das kann ich wohl denken.

Peter. Dann nehme ich mein Spinnrad, und gehe des Abends zu ihr ins Haus, setze mich neben ihr hin, und wir spinnen denn alle Beyde.

Harl. Nun, spinnt Ihr denn immer fort?

Peter. Von ungefähr geht dann einmal die Lampe aus.

Harl. Das kömmt der Sache näher — — —

Peter. Spinnt die Braut nun im Finstern fort, ohne den Faden zu verlieren, so ist das ein gutes Zeichen.

Harl. Das ist wirklich so dumm nicht — —

Peter. Steht aber das Rad stille, bricht der Faden und die Schnur schlägt wohl gar ab: so hohle es der Henker!

Harl. Wahrhaftig, die Leute sind klug; und wer hat euch das so gelehret?

Peter. Ich glaube, es muß so von Vater auf Sohn gekommen seyn. Denn wie unser Pastor einmal das Zusammenspinnen abschaffen wollte, so sagten die

Aeltesten

Aelteſten im Dorfe: ihre Väter hätten es gethan, ihre Großväter hätten es gethan, und ihre Kinder ſollten es auch thun.

Harl. In dem Dorfe mögte ich wohnen!

Siebenter Auftritt.

Scapin mit einem Kleide unterm Arme, und die Vorigen.

Scapin. Stille! ſtille! wir wollen einen rechten Aufzug haben. Iſabelle und Valer kommen daher, um ihre Rolle zu ſpielen. Es geht ihnen wie mir. Sie meynen, der Freyer werde geſpielet, und weil an ihnen die Reihe iſt, aufzutreten, wenn ich zum andernmale abgehe: ſo will ich itzt ganz ernſthaft herausgehn. Ihr aber geht auf die Seite ſo lange. Hier iſt das Kleid, Harlekin, welches du immittelſt anziehen kannſt.

Harl. Vortrefflich!

Peter. Das iſt des Henkers Comödie.

(Gehn ab.)

Achter Auftritt.

Iſabelle und Valer.

Iſabelle. Nein, mein wertheſter Graf, ſo ſchmeichelhaft es mir auch iſt von Ihnen geliebt zu werden, und ſo ſehr ich von Ihren rechtſchaffenen Abſichten überzeuget bin, ſo wenig finde ich mich vermögend Ihnen meine Hand zu geben. Mein Schickſal hat mich einmal auf die Schaubühne geführt: ich bin der Welt nichts

mehr

mehr als eine Comödiantinn, und ich müßte Sie, mein wertheſter Graf, minder hochſchätzen und minder lieben, wenn ich in Ihre Verbindung einwilligen und uns Beyde beſchimpfen ſollte: Sie, daß Sie Sich ſo weit herablaſſen, und mich, daß ich einen Mann genommen, der ſo wenig Empfindung und ſo wenig Zärtlichkeit gegen ſeine eigne Ehre gehabt hatte.

Valer. Großmüthige Iſabelle, je edler Sie Sich zeigen, je weniger iſt es mir möglich Ihren Befehlen zu gehorchen. Ich kann ohne Sie nicht leben. Mein ganzes Glück beruhet auf unſre Verbindung. Das Recht iſt auf der Seite der Tugend, der Schönheit und der Liebe. Vorurtheile dürfen uns nicht irre machen.

Iſabelle. O! es giebt ehrwürdige, heilige Vorurtheile; und die Wahrheit muß ſich oft erſt in unſre eigne Meynung, in unſer Vorurtheil verwandeln, ehe ſie ihr Recht behaupten kann.

Valer. Aber Ihre Geburt iſt der meinigen nicht ungleich. Sie ſind von guter Familie, und daß das Schickſal Sie auf die Bühne geführt — — —

Iſabelle. Nichts mehr hievon. Sie wiſſen, wie die Welt denkt. Sie wiſſen, mit welchen übeln Vermuthungen ſie diejenigen verfolgt, welche ſich der Bühne widmen, und es ſollte mir ewig leid ſeyn, als Comödiantinn einen Mann zu beſchimpfen, den ich als Prinzeſſinn glücklich zu machen wünſchte.

Valer. Göttliche Iſabelle!

(Er will ihre Hand nehmen.)

Iſabelle. Auch dieſe Hand nicht, mein wertheſter Graf. Ich bin ſtolz, ſtolz auf Sie, ſtolz auf mich; und da ich Muth genug habe, meine Liebe Ihrer

Ehre

Ehre aufzuopfern, ſo müſſen Sie auch ſo billig ſeyn, und der meinigen ſchonen.

Valer. Sie ſind grauſam. Sie handeln ungerecht mit Sich, ungerecht mit mir. Ich und mein Unglück bleibt zu Ihrer Verantwortung.

Iſabelle. Ich kenne dieſe Sprache; aber ich weiß was ich mir von Ihrer Vernunft zu verſprechen habe. Ueberlegen Sie nur einmal Selbſt, wie empfindlich es Ihnen und mir ſeyn würde, wenn man in allen Geſellſchaften vor uns fliehen, wenn jeder Blick Ihnen einen Vorwurf und mir eine Verachtung zeigen, wenn Ihre ganze Familie Sie haſſen und mich verfolgen, wenn jedermann argwohnen würde — — —

Valer. Quälen Sie mich wenigſtens nicht, wenn Sie mich nicht glücklich machen wollen. Ich habe das alles, und noch ein mehrers überlegt; ich habe mir alle dieſe Wahrheiten ſo deutlich vorgeſtellt, daß ich glauben konnte, unparteyiſch zu urtheilen; und doch, ſchönſte Iſabelle, fiel der Schluß dahin aus, daß das Glück unſrer Vereinigung Alles das unendlich überwiegen würde.

Iſabelle. Sie wiſſen, Herr Graf, daß ich gegen dieſes Glück nicht unempfindlich bin. Sie wiſſen, daß mein ganzer Stolz durch dieſe Verbindung befriedigt werden würde. Verzeihen Sie mir aber, daß ich Sie auf eine zärtlichere Art liebe, und meinem Vorſatze getreu bleibe.

Valer. Sie begegnen einem Jeden ſonſt ſo gütig, Sie — — —

Iſabelle. Keine Vorwürfe, Herr Graf. Da ich die Bühne betrete, ſo iſt es meine Schuldigkeit, allen

die dahin kommen, Höflichkeit und Dankbarkeit zu zeigen. Ich würde ſonſt unſrer Geſellſchaft ſchaden, und eine Unanſtändigkeit begehen, die in den Umſtänden worin ich bin, für den Einen oder Andern beleidigend ſeyn könnte. Glauben Sie aber um deswillen ja nicht, mein lieber Herr Graf, daß wir mit unſrer Gütigkeit verſchwendriſcher ſind als andre. Jeder Stand erfordert ein eignes Betragen; und wenn man das weiß, ſo macht man keine falſche Schlüſſe.

Valer. Ich glaube nicht, daß Sie mir dergleichen Schuld geben können. Meine aufrichtige Liebe iſt die beſte Widerlegung, und die ſicherſte Probe, daß ich Ihre Gütigkeit in keinem Verdachte habe.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Harlekin und Peter.

Harl. Ha! ha! ha! Spielen Sie hier eine Comödie?

Iſabelle. Nun, was fällt Dir ein, Harlekin? Die Reihe iſt ja gar nicht an Dir.

Harl. Die Reihe mag an mir ſeyn oder nicht, ſo muß ich Ihnen ſagen, daß Herr Barthold ſich verſehen, und daß heute gar nicht geſpielt, ſondern in allem Ernſte an einer Heirath gearbeitet wird.

Valer. Aber, was bedeutet denn das?

Harl. Was das bedeutet, wenn man heirathet?

Peter. Wiſſen Sie das nicht?

Valer. Herr Barthold und Ihr alle ſeyd verrückt. Ein andermal ſoll man es mir zweymal ſagen, ehe ich hierher kommen und meine Rolle ſpielen will.

(Geht ab.)

Iſabelle

Iſabelle. Kann ich denn wohl ſo glücklich ſeyn, zu erfahren, was es für eine Heirath ſey, woran heute gearbeitet wird?

Harl. Sie ſoll zwiſchen einem Bräutigam der ſich Scrupel macht, einer Seits, und zwiſchen einer Braut die ſich keine macht, ander Seits, geſchloſſen und nicht geſchloſſen werden.

Iſabelle. Aus dieſem räthſelhaften Geſchwätze ſchlieſſe ich, Harlekin, daß Du es biſt, der ſich Scrupel macht.

Harl. Der Henker traue den Mädchen! Ich glaube, ſie leſen einem aus den Augen was man denkt. Aber, was hat man denn auch anders in den Augen, wenn man erſt zu Verſtande kömmt, als die Luſt zu heirathen? Sehen Sie mir das nicht gleich an?

Iſabelle. O! das habe ich Dir lange angeſehen, und Kolombinen ebenfalls.

Harl. Ey, ſchau doch, wie liſtig ſie das Geheimniß herauslocken will!

Iſabelle. So war denn doch die Heirath zwiſchen Dir und Kolombinen das Geheimniß? Nun, ſo wünſche ich Dir viel Glück damit; es iſt ein braves Mädchen.

Harl. Dürfte ich wohl unterthänigſt fragen, was Sie durch ein braves Mädchen verſtehen? Ich habe ſonſt gemeynt, die Pferde würden nur brav genannt.

Iſabelle. Ich will damit nur ſagen, daß Kolombine ihre Rolle gut ſpielt, daß ſie ſehr geſchickt, ſehr ſchön, ſehr luſtig, ſehr gutherzig — — —

Harl. Aber nicht auch ſehr tugendhaft ſey?

Isabelle. O! das versteht sich von selbst; und ich kann Dir zur guten Nachricht sagen, daß sie noch gar kürzlich ein Paar brillantene Ohrringe ausgeschlagen hat.

Harl. Aber der Freyer, der sie ihr angeboten, sollte der nicht so gewisse Vermuthungen gehabt haben, daß sie solche wohl annehmen würde?

Isabelle. Ich glaubte, Harlekin, Du dächtest besser von unsrer Schaubühne. Wenn man alle diejenigen von uns verurtheilen wollte, welche etwa einen freundlichen Blick vergelten, oder sich eine Versuchung zuziehen, so würde man sehr ungerecht gegen uns seyn.

Peter. Nein, der Faden muß wenigstens abbrechen und die Schnur vom Rade fallen, sonst kann man seiner Probe nicht sicher seyn.

Isabelle. Das dünkt mich auch, Peter; und wo ich Dich recht kenne, so würdest Du mein Cathrinchen gern nehmen, ohne Scrupel, und Du, Harlekin, thätest auch wohl, von der Probe nach der Hochzeit zu reden.

Harl. Das ist verflucht gefährlich, und zu seiner Zeit eben nicht tröstlich.

Isabelle. Ich wünsche Euch mit einander ein Paar Weiber, die Euch die Köpfe zurechte setzen; und wenn Herr Barthold seine selige Frau noch hätte, so würde er mich nicht hieher auf April geschickt haben. Das sagt ihm nur, wenn Ihr ihn sehet.

(Geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Harlekin und Peter.

Harl. Nun, Peter, wo haſt Du meine Compagnie gelaſſen?

Peter. Hier iſt ſie (indem er ihm das Kleid holet und übergiebt).

Harl. (Zieht das Kleid über das ſeinige und macht dabey ein Theaterſpiel).

Elfter Auftritt.

Die Vorigen und Scapin.

Scapin. Ha! willkommen, mein werthester Herr Hauptmann!

Harl. Wie, Scapin, kenneſt Du mich denn nicht mehr?

Scapin. In der That, wenn Dich Deine Stimme nicht verrathen hätte, ſo würde ich Dich ſchwerlich erkannt haben.

Peter. Aber die Hoſen?

Scapin. O! die kann man bey jedem Kleide tragen, und ein Witwer mag ſie ſo gar in der Trauer anziehn.

Peter. Bey uns ſagt man, es iſt kein Herr ſo groß, oder der Narr blickt irgendwo hervor.

Harl. Ich bitte Dich, Peter, mache doch ſolche dumme Vergleichungen nicht. Ich habe dieſe Hoſen mit Fleiß behalten; denn ſollte die Probe unglücklich ablaufen, ſo hänge ich das Kleid ſogleich an den Nagel,

und bin wieder der ich war. Aber, was denkſt Du, Scapin, ſollte man mich wohl aus Achtung für die Uniform ungeſchlagen zurückſchicken?

Scapin. Mache Dir doch nur ſolche Scrupel nicht. Wenn Kolombine ein ehrliches Mädchen iſt, und Du es recht bey ihr anfängſt, ſo muſt Du Deine Schläge bekommen, oder ich verliere fünf Gulden.

Harl. Gut! es iſt ein Wort.

Peter. Wahrhaftig, ich wette mit, Herr Harlekin. Kolombine iſt ein ehrliches Mädchen. Sie bekommen die Schläge zuverläſſig, und ich gewinne mein Geld, oder Sie haben es nicht recht darnach angefangen.

Harl. Peter, es gilt fünf Batzen; und mit Freuden will ich ſie euch beyden auszahlen. Eins fällt mir aber itzt bey: ich habe gar kein Geld in der Taſche. Ich müſte doch wohl, wenn ich einen Verſuch wagen will, ſo irgend einen Beutel mit Dukaten haben.

Scapin. Glaubſt Du denn nicht, daß ich weiß, was Dir in ſolchen Fällen nöthig iſt? Fühle nur einmal in die Taſchen. In der einen ſteckt meines Herrn leerer Geldbeutel mit Zahlpfennigen, und in der andern das Futteral von ſeinen Schuhſchnallen. Kolombine wird Dukaten und Juwelen darin vermuthen, und wenn Du es ihr anbieteſt, Dir gewiß Beydes an den Kopf werfen, ohne zuzuſehen was darin iſt.

Harl. Weißt Du dies gewiß?

Scapin. So gewiß als Du den Glauben auf den Buckel bekommen wirſt.

Peter. Viel Glücks dazu!

Harl. (zu Scapin) Wollteſt Du mich wohl bey Kolombinen melden?

Scapin

Scapin. Ey, warum nicht? Ich diene meines Herrn Uniform, und ſchäme mich nicht, ſolche bey Kolombinen anzumelden.

Harl. So gehe geſchwind.

Zwölfter Auftritt.

Harlekin und Peter.

Harl. Der Scapin iſt doch ein durchtriebner Kopf, und weiß zu allem Rath.

Peter. Nach meinem dummen Verſtande gehört eben nicht viel Witz dazu, Ihnen zu einer guten Tracht Schläge zu verhelfen. Das wollte ich auch wohl thun.

Harl. O mein guter Peter, das iſt weit über Deinen Horizont. Du weißt es nicht, wie angenehm mir dieſe Schläge ſeyn werden.

Peter. Nun, meinethalben. Alles wie Sie wollen. Wenn ich nur meine fünf Batzen gewinne. Ich fange aber nunmehro an zu fürchten, Sie werden, wenn die Wette verloren geht, in den Beutel mit Zahlpfennigen greifen.

Harl. Du ſollſt Deine fünf Batzen gewiß haben, oder ich heiße nicht Hauptmann von Aſtaroth.

Peter. Ach, meynen Sie nicht, daß die Leute Sie erkennen werden? Ihre Stimme verräth Sie gleich.

Harl. Die weiß ich ſchon zu verſtellen. Ich will die ordentliche Rolle eines Hauptmanns ſpielen, ſo wie ich ſie gelernt habe.

Dreyzehnter Auftritt.

Die Vorigen und Scapin.

Scapin. Die Mademoiſelle Kolombine Bartholo läßt ſich dem Herrn Hauptmann von Aſtaroth gar ſchön zurück empfehlen, und weil ſie nicht glaubte, daß der Herr Hauptmann ihr etwas Heimliches zu ſagen haben würden, ſo wollte ſie die Ehre haben, denſelben hier auf der Bühne zu empfangen.

Harl. War ſie allein?

Scapin. Sie ſaß und nähete an einem Unterrocke, worin ſie mit Dir, wie ich hoffe, getrauet werden wird; ein allerliebſtes Röckchen von feuerfarbenem Atlas mit Spitzen eingefaßt, nicht koſtbar, aber niedlich.

Peter. Sie kommt! Sie kommt!

Scapin. Komm Peter, wir wollen in die nächſte Schenke gehn, und unſre künftige Wette vertrinken.

(Letztere gehn ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Harlekin. Kolombine.

Harl. Aſſah! Miß Pudding, wie ſtehts? Iſt die Leber noch friſch, und ſeyd Ihr dieſen Winter gut bequartirt?

Kolombine. Darf ich fragen: was zu des Herrn Hauptmanns Befehl ſey?

Harl. Zu meinem Befehl? Drey Küſſe auf eine Stelle, mein Schatz, drey Küſſe — —

Kolom-

Kolombine. Ich weiß nicht, ob ich es recht verſtanden habe, der Herr Hauptmann von Aſtaroth ſind bey mir gemeldet worden.

Harl. Das bin ich im Original, mein kleines Zuckermündchen. Darf ich aber auch wohl fragen, ob Sie nicht die Madzmoiſelle Kolombine Bartholdinn ſind?

Kolombine. Ihnen aufzuwarten, Herr Hauptmann.

Harl. Nnn, ſo ſind wir ja bekannte Leute und Nachbars Kinder. Komm dann, mein Schatz, und küſſe mich.

Kolombine. Ich glaube immer noch, ich irre mich. Man hat mir geſagt, daß Sie einige Beſtellungen von einer ſehr guten Freundinn, die ich auf dem Lande habe, an mich hätten.

Harl. Ja, recht, mein liebes Sauernüßchen. Hier habe ich ein Paar orientaliſche, peruvianiſche Ohreinge, und dort einen Beutel mit eintauſend gerändelten Species-Dukaten. Was dünkt Dir dabey, mein Roſenknöſpchen?

Kolombine. Ich begreife noch eigentlich nicht, wozu das alles?

Harl. Wozu, Mädchen? Primo ſollſt Du mich dafür neun und neunzig Mal küſſen.

Kolombine. Ach, wer weiß bey welchem Mädchen Sie dieſe Ohrringe wohl erbeutet haben, und ob Sie ihr nicht gar dabey die Ohren ausgeriſſen!

Harl. Ich eroberte ſie in dem Laufgraben vor Schweidnitz, und dieſe tauſend Dukaten habe ich einem franzöſiſchen Marſchalle en raſe campagne abgenommen.

Kolombine. Ich sehe wohl, Herr Hauptmann, Sie haben an mich nichts zu bestellen, und ich will mich Ihnen nur gehorsamst wieder empfehlen.

Harl. O Prinzessinn! so wird es nicht gehn. Flugs hierher!

(Er nimmt sie bey der Hand, und stellet sie so daß sie ihm nicht entgehen kann.)

und diese Ohrringe, diese Dukaten, diese Küsse angenommen.

(Er will sie küssen, und sie wehret sich.)

Kolombine. Ich bitte Sie recht sehr, Herr Hauptmann, mäßigen Sie Sich.

Harl. Was mäßigen? Drey Jahre belagere ich eure verdammte Schaubühne, als wenn ich eine Festung belagere: und beständig habe ich meine Kanonen auf Dich gerichtet. Daß ich endlich einmal Sturm laufe, mußt Du mir nicht verdenken. Sogleich diese Ohrringe eingesteckt!

(Er dringt ihr solche auf, sie fallen aber auf die Erde.)

und hier diese tausend Dukaten, oder

(wie vorher.)

und nun gehts auf die Bresche los.

(Er umarmt sie auf seine Art.)

Kolombine. Ach mein Gott! Gewalt, Gewalt, Gewalt!

Funfzehnter Auftritt.

Die Vorigen, Barthold, Scapin und Peter kommen von allen Seiten.

Barth. Was iſts, was iſts, was iſts?

Kolombine. Sehen Sie nicht, der Herr Hauptmann will mich mit Gewalt küſſen, und mich zwingen tauſend Dukaten und ein Paar brillantene Ohrringe anzunehmen.

Barth. Und darum ſchreyeſt Du ſo, Mädchen? Ich wette, wenn ich den Herrn Hauptmann mit Gewalt zum Hauſe hinaus werfe, er macht nicht einen ſolchen Lerm.

(Kolombine hebt inzwiſchen das Käſtchen auf und ſieht aus Verwih hinein.)

Harl. Ich bitte, ſprechen Sie mit mehr Achtung von mir, ſonſt will ich Ihnen was anders zeigen.

Barth. Geſchwind heraus damit, was wollteſt Du mir anders zeigen?

Harl. Ich habe es itzt nicht bey mir; aber, wenn Sie erlauben wollen, ſo will ich hingehen und es holen.

Barth. Du biſt ſehr fein, wie ich merke; inzwiſchen, wenn Sie es erlauben wollen, ſo will ich Ihnen vors erſte wohlmeynend eine Tracht Schläge mitgeben. Sie mögten es vielleicht vergeſſen ſie abzuholen.

(Er prügelt ihn zur Schaubühne herunter. Scapin und Peter halten ihm überall wo er hinläuft, die Hände vor, um ihr Geld zu empfangen. Harletin entfliehet endlich.)

Wo iſt der Beutel mit den tauſend Dukaten, und wo ſind die demantenen Ohrringe? Dieſe erkläre ich hiermit für ver-

verfallen. Ich muß dieſes Urtheil nur geſchwind ſelbſt ſprechen, damit der Richter das Corpus delicti nicht zu ſich nehme.

Kolombine. Ach daß Gott erbarme! Laſſen Sie doch dieſe Sporteln immerweg dem Richter; er wird ſie den Parteyen treulich wieder ausliefern, und ſich gern mit der Gebühr befriedigen. Sehen Sie hier.

(Er nimmt den Beutel und das Käſtchen.)

Scapin. Erlauben Sie, Herr Barthold, daß wir Ihnen eine Vorſtellung thun. Es war unſer guter Harlekin, der hier, in des Herrn Hauptmanns Kleidung, die Erfriſchung zu ſich genommen.

Barth. Wie? Harlekin?

Peter. Ja, bey meiner Treue; er hat die Schläge nur auf des Herrn Hauptmanns Rechnung genommen, und ich bin froh, daß er ſie empfangen hat. Ich habe mit ihm um fünf Batzen gewettet, und bereits die Hälfte davon vertrunken.

Kolombine. O, der arme Harlekin! wenn ich das gewußt hätte, ich würde ihm gewiß zu ſeiner mehrern Beruhigung noch eins mitgegeben haben.

Scapin. Ich kann Sie verſichern, er iſt ſo froh von ſeinen Schlägen, daß er ſie gerne noch einmal nehmen wird, wenn er die Ehre haben kann und Sie Sich die Mühe nehmen wollen.

Kolombine. Kömmt Zeit, kömmt Rath.

Barth. Aber es ärgert mich doch, daß die tauſend Dukaten — — — Faſt hätte ich Luſt, ihm den Prozeß machen zu laſſen. Falſche Münze! Nothzucht — — — wahrhaftig, eins von Beyden hat ſchon manchen ehrlichen Mann an den Galgen gebracht. Aber

ſtill;

ſtill; höre, geht Ihr hin, und trinkt Eure Zeche. Ich will alles gut machen. Sagt ihm aber nichts davon, daß ich einige Nachricht von ſeiner Verkleidung habe.

Scapin. Sie ſind ein redlicher Mann, Herr Barthold. Kein Wort aus meinem Munde!

(Er hält den Finger auf den Mund, und geht ab.)

Peter. Auf Ihre und Mamſell Kolombinens Geſundheit!

(Er hält die ganze Hand auf den Mund, und geht ab.)

Sechszehnter Auftritt.

Barthold und Kolombine.

Barth. Ich zweifle nicht daran; oder Harlekin wird itzt kommen, nachdem er ſeine närriſche Probe gemacht, und um Dich anhalten. Euer ſind viele, meine liebe Kolombine, und wenn Harlekin bisweilen ein bischen einfältig iſt, ſo mußt Du denken: daß dieſe ſeine Einfalt unſrer Bühne vielen Vortheil bringt, und daß wir ohne ihn nicht wohl fertig werden können. Was meynſt Du alſo von ihm? Soll ich Ja, oder Nein ſagen, wenn er um Dich anhält?

Kolombine. Nein, Papa!

Barth. Nein, Papa! und warum denn, Nein, Papa?

Kolombine. Aber ein Mann, der mir ein ſo ſchlechtes Vertrauen beweißt? Der erſt mit Schlägen zur

zur Vernunft gebracht werden muß? — — — — Der — — —

Barth. O! die Liebe macht auch kluge Leute zu Narren; man muß dieser Thorheit etwas zu gute halten, und Schläge auf der Bühne beschimpfen Harlekin nicht. Das ist so seine tägliche Rolle. Er wird zu allem geschlagen, und sogar zum Hahnrey. Und Du kannst mir als Deinem Vater wohl glauben, die Leute, welche eine gewisse bekannte Art von Klugheit oder Narrheit haben, sind am besten zu regieren. Die mehrsten Menschen heirathen als Narren, und werden erst klug als Männer, wenn sie auch im Ehestande nichts weiter lernen, als die Kunst zu schweigen. Zu einer guten friedlichen Ehe gehört Jugend, Gesundheit und Geld. Das übrige läßt sich entbehren, insbesondere der Verstand, wenn man sein Brot mit der Dummheit verdienen muß.

Kolombine. Es sey darum wie es wolle; da wir keine Comödie spielten, so hätte er mehr Verstand gebrauchen sollen. Er ist so dumm nicht, wie Sie meynen, und ich habe von Natur einen verzweifelten Trieb die Listigen zu überlisten.

Barth. Du kannst ihn nicht besser überlisten, als wenn Du ihn zum Manne nimmst.

Kolombine. Erst soll er mir wenigstens hier vor allen Leuten öffentlich Abbitte thun, und dann will ich sehen was ich thue.

Barth. Warum soll er denn aber für den Hauptmann von Astaroth Abbitte thun, mein Kind? Wir brauchen es ja nicht zu wissen, daß Harlekin sich so übel aufgeführt hat.

Siebenzehnter Auftritt.

Die Vorigen und Harlekin.

Harl. Nun, mein liebes Kolombinchen, wollen wir itzt Braut und Bräutigam ſpielen? Ich will wohl, wenn Sie will.

Kolombine. Ich will aber nicht.

Harl. Wie? Du willſt nicht?

Kolombine. Haben Sie mich dieſe Antwort nicht ſelbſt gelehret?

Harl. Ja, das habe ich gethan; aber das war nur eine Rolle in der Comödie.

Kolombine. Nun, ich ſpiele itzt die meinige. Ich will nicht.

Barth. Kinder, was Ihr thun wollt, das thut bald; es iſt meine Zeit zu trinken, und die verſäume ich nicht gern.

Harl. Noch einen Augenblick, Herr Barthold, ich muß Ihnen erſt einen liſtigen Streich erzählen. Kennen Sie den Herrn Hauptmann von Aſtaroth?

Barth. O ja, ganz gut. Ich habe noch eben die Ehre gehabt, ihn aus meinem Hauſe zu prügeln.

Kolombine. Es iſt ein ſehr ſchlechter Menſch.

Harl. O wenn Sie es wüßten!

(Er geht auf der Bühne herum, und freuet ſich.)

Barth. Ich denke doch nicht, daß er ſich der empfangenen Ehre rühmen wird?

Harl. O, mein guter Herr Barthold, wenn Sie es wüßten! Gelt? Sie glauben den Herrn Hauptmann von Aſtaroth geſchlagen zu haben? Ha! ha! ha!

Barth. Ja, das meyne ich.

Harl. Sehen Sie mich einmal recht an! und fühlen hier auf meinen Rücken! He! he! he!

Barth. Bey meiner Ehre, ich ſollte faſt glauben, daß ich hieher geſchlagen hätte. Ich kenne ungefähr meinen Zug. Aber, wie geht das in aller Welt zu?

Kolombine. O, mein lieber Harlekin, thun Sie mir den Gefallen, und ſagen mir, ob nicht ein wenig Hexerey mitunter läuft?

Harl. Nun, was ſoll ich haben, wenn ich Dir das Geheimniß entdecke?

Kolombine. Wir wollen auch oft Braut und Bräutigam mit einander ſpielen.

Harl. Unvergleichlich! aber erſt, mein liebes Kolombinchen, mußt Du mir im Vertrauen ſagen, warum Du ſo gern die Braut ſpieleſt?

Kolombine. Das kann ich Ihnen nicht ſagen; aber ich bin denn ſo munter, ſo leicht, ſo aufgeräumt, ſo tanzend.

Harl. Haſt Du wohl ſchon ſo recht im Ernſte getanzt?

Kolombine. Nun, da Sie wieder ſo fragen, will ich das Geheimniß gar nicht mehr wiſſen. Gehen Sie damit, und eröffnen es meinem Cathrinchen.

Harl. Du ſollſt es nun aber wiſſen.

Kolombine. Nichts! Jtzt durchaus nicht; und wenn Sie mir auch tauſend gerändelte Dukaten geben wollten.

Harl. Ich merke ſchon — — —

Barth. Vertrauen Sie es mir allein, Harlekin; bey Mädchen ſind die Geheimniſſe ohnehin etwas loſe verwahrt. Sie fallen leicht aus der Hülſe.

Harl. Hören Sie, Herr Barthold; und St! St! Kolombine, — ich war der Hauptmann von Aſtaroth. Ich hatte nur ſeinen Rock hier über den meinigen gezogen. Ha! ha! ha!

Barth. Nimmermehr.

Harl. Jn der That. Aber kannten Sie mich nicht hier an meinen bunten Hoſen? Ha! ha! ha!

Kolombine. Jetzt beſinne ich mich; ich ſahe etwas davon ſchimmern.

Harl. Gelt! mein guter Herr Barthold, ich habe Sie einmal rechtſchaffen angeführt? Ha! ha! ha!

Barth. Auf ſolche Art ſollte der ehrlichſte Mann betrogen werden. Aber, ich bitte Sie tauſendmal um Vergebung, daß ich mich ſo nachdrücklich gegen Sie herausgelaſſen habe.

Harl.

Harl. O! Sie haben gar nicht Urſache. Ich bin vielmehr froh, daß es ſo gekommen iſt; denn nunmehr bin ich verſichert, daß Kolombinchen die Krone von allen Jungfrauen iſt. Meine Scrupel ſind nun alle weg.

Kolombine. Die meinigen gehen aber nun erſt an.

Harl. O, mein allerliebſtes Lockvögelchen, Du kannſt mich nur wieder ein Vierteljahr auf die Probe nehmen, ich bin es gerne zufrieden. Wenn Sie will, ich will wohl.

Kolombine. Die Probe mögte ſchlecht ausfallen; ich weiß ſchon, wie das geht.

Harl. Wie? Du weißt es wie das geht?

Barth. Haben Sie noch Scrupel?

Harl. Ach nein! aber Sie weiß wie das geht.

Kolombine. Ja, ich weiß wie das geht. Ein ehrliches Mädchen, das einen Mann auf die Probe nimmt, muß ihn hernach immer behalten; und das will ich nicht.

Harl. Höre, mein Schätzchen, wenn Du willſt, ſo will ich es Dir ſchriftlich geben, daß die Probe nicht länger als einen Monat währen ſoll.

Kolombine. Bemühen Sie Sich nicht. Sie wiſſen, was Sie mir zuvor ſagten: Wenn die Comödie aus iſt, ſo hat die Freyerey ein Ende. Ich empfehle mich Ihnen ganz gehorſamſt.

(Sie will abgehn.)

Harl.

Harl. O Herr Barthold! Herr Barthold! das wäre zu viel, erſt Schläge, und nun gar einen Korb! Das iſt eine Comédie und auch keine Comédie.

Barth. Hier, Kolombine! Die Comédie iſt noch nicht zu Ende. Du weißt, ſie muß allezeit mit einer Heirath ſchlieſſen.

Kolombine. Nein, Papa! Das iſt nicht nöthig; wir haben viele Stücke auf unſrer Bühne, welche ſich bloß mit Schlägen endigen: und wenn es recht zugegangen wäre, ſo hätte Harlekin, oder der Herr Hauptmann von Aſtaroth, auch damit zu Hauſe gehen müſſen.

Barth. Ich rathe Ihnen, mein lieber Harlekin, hier meiner Tochter Ihre Scrupel öffentlich abzubitten.

Harl. O von Herzen gern! Siehe hier, mein Engels Kolombinchen, ich liege hier vor Dir auf den Knieen, und bitte öffentlich um Vergebung.

Kolombine. Sie müſſen mir erſt Ihr Schwert übergeben. Es ſchickt ſich nicht, daß Sie ſolches in dieſer Stellung an der Seite tragen.

(Er überreicht ihr ſeinen Säbel)

Sie hätten verdient, Herr Hauptmann von Aſtaroth, daß ich Ihnen jetzt mit Ihrem eigenen Säbel die Haut voll ſchlüge. — — — Weil Du es aber biſt, mein allerliebſtes Harlekinchen, ſo will ich — —

Harl. O nein: will ich nicht! nein will ich nicht!

Kolombine. So will ich — —

Harl. Nun, ſo will ich — —

Kolombine. So will ich die Strafe fürs erſte noch aufſchieben — — —

Harl. Nur nicht bis in den Ehſtand!

Kolombine. Aber mit der ausdrücklichen Bedingung: daß wir noch immerfort alle Tage Braut und Bräutigam ſpielen.

Harl. O ja! o ja!

Barth. Ach, meine lieben Kinder, ihr wiſt noch nicht, was dazu gehört.

Harl. Wie? Herr Barthold, ſo bekomme ich ja alle Tage von der braunen Kruſte.

Barth. Die iſt für eine tägliche Koſt etwas zu hart; und wenn man ein Stück zu oft wiederhohlt, ſo werden es ſogar die Zuſchauer müde.

Kolombine. Sorgen Sie nicht, Papa: ich weiß ſchon, wie Harlekin ſie am liebſten ißt. Er kann es ja probiren, und wenn er ſie dann nicht mehr mag, ſo will ich ihm was anders vorſetzen.

Barth. O du liebe Einfalt! aber kommt Kinder, weil der Braten noch warm iſt.

Kolombine. Ich bin fertig.

Barth. Je nun; ſo wollen wir den Zuſchauern eine geſegnete Abendmahlzeit wünſchen.

Harl. Und zur Probe, eine braune Kruſte.

Anti-Kandide.*)

Der Gedanke einer glücklichen Unsterblichkeit gehört mit zur Wollust des Menschen, wenigstens des Mannes, oder des Alten, der zuletzt nichts mehr als diese freudige Hoffnung genießen kann, und doch nach der Weisheit des Schöpfers noch genießen soll.

Dieser Gedanke kann aber nicht wirken, ohne einen hinlänglichen Grad der Ueberzeugung; folglich wirkt die Religion, die sich am mehrsten bemüht, uns von diesem Gedanken zu überzeugen, am mehrsten zu unsrer Wollust.

*) Man s. Möser's Leben, S. 87. — Die Fragmente, welche M. selbst mit dem Namen Anti-Kandide überschrieben, sind zum Theil ernsthaft, zum Theil scherzhaft. Der vortreffliche Mann hatte auch bey seinem Scherze immer einen moralischen Zweck; und der originale Schriftsteller kleidete bisweilen die wichtigste Reflexion in einen launigen Einfall ein. — Der Gegenstand gränzt übrigens an die tiefsinnigsten Spekulationen: über die Unsterblichkeit der Seele, die Freyheit des Menschen, die Allwissenheit Gottes. Möser war kein Schulphilosoph; man wird aber vielleicht mit Vergnügen sehn, wie ein helldenkender und menschlich-fühlender Mann über diese Dinge urtheilte.

Die ersten Blätter scheinen zu einer Art Vorrede bestimmt gewesen zu seyn. M.

Die Ueberzeugung darf aber nicht zu lebhaft werden, sonst eilt man immer nach dem Ende des Romans, und überschlägt die Episoden.

Die christliche Religion wirkt am mehrsten zu diesen Ideen. — Wie sie die Philosophie vom Falle des Menschen genützet ꝛc.? — Warum sie den Himmel nicht so sinnlich gemacht wie die Türken? — — u. s. w. —

Die Gewißheit der Unsterblichkeit muß sich nach unsern Bedürfnissen mehren und mindern; zu stark, würde sie eine zu große Verachtung des Lebens, und durch diese einen Muth wirken der alles wagen könnte, einen Muth der sich nicht passen würde — einen entsetzlichen Muth — —

O Jüngling, du entbehrest den Gedanken von der Unsterblichkeit leicht, wenn du in Zärtlichkeit aufgelöset, nur in den Entzückungen der Liebe dahin fließest, oder mit deiner glühenden Einbildung das dauerhaftere Verlangen zum Genuß machst, ganz genießest, und die Kräfte gespannt erhältst; du brauchst es nicht. Aber, wenn einmal deine Lieben entschlafen, wenn das innerliche Feuer die Adern nicht mehr anschwellt, und die Einbildung den Dienst versagt: o dann wirst du ihn mit Dank annehmen; dann wirst du, so wie ich Alter, die Augen jenseit des Grabes wenden wollen, wenn diesseit das Unvermögen zu genießen die Blicke der Geliebten beschwerlich macht, der letzte Freund gestorben ist, die Jugend sich in unsrer Gesellschaft nicht mehr gefällt, und uns unsern einsamen Betrachtungen oder dem bloßen Genusse intellektueller Schönheiten überlässet.

Aber auch als Jüngling, wenn du edel denkst, wird der Gedanke von der Unsterblichkeit deinen Enthusiasmus anfeuren; er wird die Stunden, welche von einem Ge-

nusse

nusse des Schönen bis zum andern verlaufen, mächtig ausfüllen. An der Seite deiner Elise, auf ihrem für dich vor dem Genusse noch klopfenden Busen, könnte dich leicht einmal der Gedanke überraschen, daß so viel Schönheit einst die Speise der Würmer werden würde; oder es könnte dich der Wunsch begeistern, daß eine solche Liebe ewig währen möchte. Wie sanft, wie reich wird dir dann die Vorstellung der Unsterblichkeit werden, die dich auch nach dem Grabe, von allem was du liebst, nicht trennen wird, die dir die verhüllten Tugenden der Seele deiner Geliebten in einem grossen Lichte durchschauen läßt, dir einen feineren und reineren Genuß gewährt.

Und solltest du ihm (dem Gedanken an die Unsterblichkeit) nicht auch danken, wenn dich die Vorstellung des ewigen Gerichts in deinem zarten Alter von Ausschweifungen frey, und bey allen den körperlichen Kräften erhalten hat, welche dir itzt den Genuß deiner Geliebten so süß machen, welche dir ihre ganze Erkenntlichkeit erwerben, und alles was die erste Unschuld Neues, der erste Genuß Reizendes, und die ungeschwächte Jugend Mächtiges hat, dir itzt gewähren; wenn Elise den muthigen Sieger mit schmeichelhafter Furcht empfängt, und ihren Busen halb weigernd halb willig öfnet. — —

Und doch ist diese Welt die beste.

Viele sind der Meinung, daß die Begebenheiten in der Welt sich mit einander nicht anders hätten zutragen können als sie sich wirklich zutragen; und daß sonach die ganze beste Welt weiter nichts enthalte als eine Reihe wirklicher Begebenheiten. Der gemeine Mann hingegen, welcher mehr seinen Sinnen traut, glaubt: die Bohne welche er esse, hätte auch gepflanzt, oder auf andre Art

genutzet werden können; und die beste Welt bestehe darin, daß jedes Geschöpf eine Anlage zu mehrern Bestimmungen habe, ob gleich nur eine einzige davon zur Wirklichkeit gelange. Nach seiner Art zu denken, ist die Welt reicher und besser, die einem Wachse gleicht, woraus alle Arten von Bildern gemacht werden können, als diejenige, worin aus dem Wachse nur dasjenige gemacht werden kann was daraus wirklich gemacht wird.

Tritt ihm hier der Philosoph in den Weg, und spricht: „Wozu dieser Unrath? wozu diese Verschwendung von Kräften die nicht gebraucht werden? Wußte der Schöpfer nach seiner Allwissenheit nicht, daß die Bohne, welche man isset, nicht aufgehen würde? und wenn er dieses wußte, zu welchem Ende hat er ihr denn die Kraft gegeben, dereinst in Millionen Bohnen aufzublühen?" — so antwortet Jener: Darum bekümmere ich mich nicht, ich halte mich an das was ich sehe und erfahre, und mit meinen fünf Sinnen nicht anders begreife.

Wenn wir hier den Streit für den Landmann aufnehmen, so scheint es allerdings wahr zu seyn, daß unendliche Reihen von Entwickelungen zur besten Welt gehören, und jede Begebenheit unendlich anders hätte erfolgen können, als sie wirklich erfolgt. Aber wie rechtfertigen wir diese anscheinende Verschwendung? Ganz natürlich, wird man sagen, damit: daß der Schöpfer dem Menschen völlige Freyheit hat lassen wollen, aus dem Wachse alles zu bilden was ihm gefällt. Die Freyheit bezahlt alles, und der Schöpfer hat nichts verschwendet. Er hat der Freyheit zwar ein großes, aber doch auch nur gerade das nothwendige Opfer gebracht, welches sie erforderte.

Auf

Auf dieſe Weiſe zerfiele aber die Schöpfung in zwey Hauptſtücke. Einerſeits ſtände die Materie, mit aller Fähigkeit unendliche Entwickelungen zu erleiden; und auf der andern Seite freye Menſchenſeelen, die ſich dieſe Fähigkeit nach ihrem Gefallen zu Nutze machten. Das Erſte wird der Philoſoph zugeben; aber bey dem Letztern wird er erinnern, die Wahl des Menſchen ſey nicht ſo frey als man glaube; er müſſe durch einen Grund, dieſer wieder durch einen vorhergehenden, und ſo jeder vorhergehende von Unendlichkeit her zureichend beſtimmt ſeyn; oder es würde aus den in der Seele befindlichen unendlichen Beſtimmungen auch die einzige nicht zur Wirklichkeit kommen, die doch wirklich zur Wirklichkeit käme.

Er wird weiter erinnern: die Seele die anders handle, müſſe ein Gott ſeyn; und der allmächtige Gott ſelbſt könne nicht vorher wiſſen, was der kleine Gott wählen werde. Wiſſe er dieſes nicht, ſo müſſe er immerfort Schöpfer ſeyn, und ſeine Maaßregeln zu dem immerwährenden Schaffen und Erhalten nach unſern freyen Handlungen nehmen.

Allein, um von dem Lichte anzufangen, ſo iſt wohl gewiß: die Welt bliebe gleich gut, und der großen Abſicht des Schöpfers immer entſprechend, es möge dieſe oder eine andere Entwickelung wirklich werden. So wie nun der Schöpfer hiedurch auf alle mögliche Fälle geſorgt hätte, ſo iſt er dadurch auch der Mühe des immerwährenden Schaffens enthoben. Seine Allwiſſenheit geht nicht bloß auf die wirkliche Reihe der Begebenheiten, ſondern auf alle mögliche, und in dieſen ſieht er beſtändig die Welt. Der Freyheit des Menſchen ſind dabey ſolche Schranken geſetzt, daß ſie über die möglichen Reihen nicht hinausgehn, auch den Hauptplan nicht ſtören kann.

Der Menſch ſcheint mir ein Thier zu ſeyn, welches ſeinen Trieben und ſeinem Bedürfniß gemäß handelt, daneben aber ein Vermögen beſitzt, dieſe zu erweitern und einzuſchränken, und die beſten Mittel zu ihrer Befriedigung zu wählen.

Woraus dieſe Kraft zu wählen und der Grund ſich zu beſtimmen, hervorache, weiß ich ſo wenig als das principium motus.

Ich glaube daß Gott nicht vorher weiß wie und was der Menſch wählen wolle; daß er aber den Menſchen mit der Fähigkeit unter mehrerm zu wählen verſehen, und die Welt ſo eingerichtet, ſeiner Wahl zu gehorchen, das glaube ich.

Ich glaube, der Menſch möge wählen was er wolle: ſo führen alle mögliche Wahlen zu Gottes Ehre, und Gott weiß zum voraus, daß des Menſchen Wahl nie eigentlich, oder für das Ganze, ſchädlich ſeyn werde.

Denn Gott ſieht nicht bloß die wirkliche Reihe, ſondern alle mögliche Reihen von Entwickelungen; und er hat dieſe ſo geordnet, daß ſie alle zum Beſten führen.

Fortsetzung des Voltärischen Kandide.

Plan des Ganzen.

Cap. I.

Wie Mademoiselle Cunigunde auf ihrem elterlichen Stammhause nach einer so langen Abwesenheit empfangen worden.

Cap. II.

Ihre erste Unterredung mit ihrem Herrn Bruder dem Freyherrn von Tunderdentrunk.

Cap. III.

Welche Veränderungen in ihrer Abwesenheit vorgefallen, und besonders am Taubenthurm.

Cap. IV.

Erbauliches Ende einer alten Französinn.

Cap. V.

Imgleichen zweyer Kutschpferde, welche 28 Jahr bey allen freudigen und traurigen Begebenheiten gedient hatten.

Cap. VI.

Mademoiselle Cunigunde geht zum ersten Mal wieder in die Küche. Ihre erste Unterredung mit der Köchinn, als ihrer ehemaligen Wärterinn.

Cap. VII.

Wunderbare Wege deren ſich der Verfaſſer bedient, um ſeine ganze Geſellſchaft auf dem Schloſſe zuſammen zu bringen.

Cap. VIII.

Panaloſt wird zum Schreiber angenommen, Kandide aber aus dem Schloſſe gejagt.

Cap. IX.

Mademoiſelle Cunigunde erhält bey ihrem Herrn Bruder die Aufſicht über die Wäſche.

Cap. X.

Panaloſt behauptet noch immer die Lehre von der beſten Welt; und ſtößt dabey ein Glas in Stücken.

Cap. XI.

Kandide will ſich auf einen Pilz ſetzen, und fällt darüber auf den Hintern.

Cap. XI.

Kandide will sich auf einen Pilz setzen, und fällt darüber auf den Hintern.

Kandide hingegen war nunmehr von dem Vorurtheile der besten Welt so vollkommen geheilet, daß er überall nichts als die grösten Fehler und Mängel entdeckte. Alles was er sah, war böse, und wo er ging und stand, sah er nichts als Ungeheuer. Nichts ging ihm näher, als daß auch sogar der Gassenkoth sich unterstehen durfte ihm ins Gesicht zu spritzen, und ein grosser Erdschwamm, worauf er sich eben ein wenig auszuruhen gedachte, unter seinem Hintern zu platzen.

O Pangloß, Pangloß! rief er mit weinender Stimme: wie hast du mich bisher verführet? Eine Welt, worin das Licht nicht leuchten kann ohne zu brennen; worin der Gassenkoth nicht einmal an der Erde ruht, und die Pilze von Natur, ja von Natur zerbrechlich sind, — denn, wenn sie ein Wurm gestochen hätte, sollte es mich nicht verdriessen — eine solche Welt sollte nicht die schlimmste seyn?

Pangloß, welcher ihn immer von ferne begleitete, aus Besorgniß, daß er sich einmal aus Mißmuth über so viele und beständige Unglücksfälle ins Wasser stürzen, und (wie bey der bösen Eigenschaft desselben füglich zu befürchten war) darin ersaufen mögte, ging der Stimme eilends nach, und fand seinen lieben Getreuen gerade neben einem grossen Pilze, und den höchsten Unwillen in seinem durch die lange Schwermuth ohnehin verlängerten Gesichte. Ich wette, rief er mit einem unbescheidnen

nen Eifer: Sie haben da wiederum ein Ding auſser seinem Zusammenhange genommen, und sogleich das Urtheil darüber nach dem Schaden gesprochen, welchen es Ihnen zugefügt hat.

Allein Kandide war zu lange das Opfer von seines Lehrmeisters Philosophie gewesen, als daß er sich auch diesmal noch betrügen lassen sollte. Alter Hund! schrie er ihm zu, ich kenne nur deine verfluchten Tücke. Wenn ein Ding nichts nützt, so soll es in einer unbekannten Kette vor mehrern gut seyn; wenn die Erde ein Schandfleck ist, so soll sie in Betracht des ganzen Systems ihren vollkommensten Werth haben können; und wenn das ganze System nichts taugt, so führst du mich auf eine unendliche Reihe von Wesen und Absichten, welche ich nicht übersehen kann, und willst mir dadurch eine Schöpfung rechtfertigen, worin alle vier Elemente jederzeit zum Unglück bereit sind. Mit diesen deinen abenteuerlichen Schlüssen machst du alle böse Geister zu Engeln, und verbietest mir die Allmacht über diesen Pilz zur Rechenschaft zu ziehen. — Er wollte noch weiter fortfahren, als ihm Panglos ganz gelassen sagte, daß er mit seiner Weltweisheit weiter nichts suche, als einem Menschen, der auf den Hintern gefallen wäre, seine Schmerzen zu vermindern, und ihm ein Gericht Pilze, welches Mademoiselle Cunigunde ihm auf diesen Abend bereitet hätte, angenehmer zu machen. Er mögte also aufstehn, und Gott danken, daß der Gassenkoth nur sein Kleid beschmutzt hätte, weil er sonst, wenn er hart gewesen wäre, gar leicht einen Theil seines wandelnden Gerippes hätte zerstören können.

Mit solchen und andern Reden, welche der Leser leicht errathen wird, führte er endlich seinen wunderlichen

lichen Freund, welcher kein Wort weiter sagte, aber jeden Stein, worauf er mit seinem Leichdorn trat, als den größten Beweis einer schlimmen Welt heimlich betrachtete, wieder auf den Weg. Sie waren noch nicht weit gegangen, als ein ganz erbärmliches Schauspiel den guten Candide zum Hohngelächter über die vortreffliche Schöpfung, seinen getreuen Lehrmeister aber zum größten Mitleid bewegte.

In einer Steingrube beym Dorfe, worin der Herr von Tunderdentrunk Steine zu einer neuen und prächtigen Windeltreppe brechen ließ, war ein großes Stück vom Felsen herunter, und solchergestalt auf vier Arbeiter gefallen, daß bloß noch ihre Köpfe hervorragten, ihre Leiber aber unter dem Berge begraben lagen. Alle Rettung war vergeblich gewesen, und einige von den übrigen Arbeitern waren nur nach dem Dorfe gelaufen um die Nachbaren und den Prediger herbeyzurufen. Der Letztere war eben, da Panglos und Candide vorübergingen, beschäftigt, jene Verunglückten mit den Worten zu trösten: daß dieser Zeit Leiden nicht werth sey der Herrlichkeit die wir in jenem Leben zu erwarten hätten; und daß Gott seine Auserwählten oft vor der Zeit wegraffe, oder aus überschwenglicher Liebe sie mit Kreuz und Unglück heimsuche. . . . Diese Worte trafen wie ein Donnerschlag in Candidens Ohren. Denn er erinnerte sich dabey der funfzig Prügel, welche ihm der König der Bulgaren zum Zeichen seiner Gnade unter die Füße hatte geben lassen. Voll Wuth ging er daher auf den Prediger los, schalt ihn einen gotteslästerlichen Lügner, und bewies ihm mit vielen Gründen, daß ein böses Wesen die Welt erschaffen habe, und daß kein allmächtiges, allgütiges und allweises Wesen so viele Bosheit besitzen könne, diejenigen, welche es liebe, mit einem Felsen zu bedecken.

Die Bauern hatten anfangs Mitleiden mit ihm als mit einem ſchwermüthigen und raſenden Menſchen. Wie aber der Prediger den Streit über die beſte Welt zu ſehr verlängerte, und zwey von den Unglücklichen darüber unter dem entſetzlichſten Wehklagen, ohne leiblichen und geiſtlichen Troſt, ihren Geiſt aufgaben; riß ihn der Schulze zu den beyden übrigen, und ſagte: Herr Pfarrer, tröſten Sie doch dieſe armen Leute, reichen Sie ihnen noch geſchwind das heilige Nachtmahl, und laſſen Sie die guten Menſchen ihren Schmerz mit dem Gedanken mildern, daß ein allgütiges Weſen ſie aus dieſem Jammerthal zur ewigen Freude ruft. Aus Beſorgniß, daß die Bauern, welche den ſchwermüthigen Jüngling bereits einen grauſamen Narren ſchalten, ihm nach den Geſetzen einer ſchlimmen Welt Arm und Bein zerſchlagen mögten, zog Pangloß ihn geſchwind aus der Steingrube; und weil Kandide noch von dem Streite mit dem Pfarrer ganz erhitzt war, ſo bewies er ſeinem Begleiter mit einer Beredtſamkeit die ihres gleichen nicht hatte, daß nothwendig ein böſes Weſen die Welt erſchaffen haben müſſe, und daß es der abſcheulichſte Satz wäre, unter einem gerechten Gott die Unſchuld leiden zu laſſen. Pangloß ſah wohl, daß ihm diesmal mit philoſophiſchen Gründen nicht beyzukommen war; fragte ihn alſo bloß: ob er denn glaube, daß die Steinbrecher ſanfter geſtorben ſeyn würden, wenn man ihnen zugerufen hätte: Gott rächet itzt eure Bosheit, und ſchlägt euch mit Felſenſtücken zur Hölle; oder: der Teufel regiert die Welt und hohlt euch itzt mit Krachen. Allerdings, verſetzte Kandide: die entſetzlichſte Wahrheit iſt beſſer als ein lügenhafter Troſt.

Einen ſo hartnäckigen Eigenſinn hatte Pangloß nicht vermuthet. Er verließ alſo die Materie, und freuete ſich auf die Pilze, welche er nun bald mit einer Peterſilien-

ſlienbrühe zuzurichten verſprochen hatte. Indem er aber dieſem Beweiſe von der beſten Welt zu ſehr nachhing, ſchlich ſich Kandide wieder zurück, in der Hoffnung, den Prediger wieder anzutreffen, und ihn zu bereden, künftig einen Hagelſchlag nicht weiter als einen Ruf Gottes zur Buße und Bekehrung auszulegen, wenn das böſe Weſen welches die Welt regiere, und die Pilze mit Fleiß ſo ſchwach gemacht hätte, dergleichen gute Abſichten nicht haben könne. Eins fiel ihm nur noch ſchwer. Er hatte nehmlich bemerkt, daß die Bauern durch jene ſo falſche Auslegung, zur Geduld, zum Fleiße, zur Hoffnung und zur neuen Einſaat bisher waren bewogen worden; und er konnte noch keinen hinlänglichen Grund finden, wodurch er in der ſchlimmſten Welt, worin Alles durch einen bloßen Zufall oder einen böſen Geiſt regieret würde, die Leute im Unglück wieder aufmuntern, und dahin bringen wollte, mit Hoffnung und Muth die Hände wieder an den Pflug zu legen. Alle Gründe, die ihm in der Geſchwindigkeit beyfielen, ſchienen ihm zu hoch für den Bauer, und er fand ſelbſt, daß der Pfarrer einen überaus ebenen und bequemen Weg dazu für ſich hatte, wenn er die Leute bereden könnte: Gott würde im folgenden Jahre die Arbeit ihrer Hände ſegnen, wenn ſie ſich zu ihm bekehrten.

Ehe er aber noch hierüber mit ſich eins werden konnte, begegnete ihm der ganze Zug aus der Steingrube, und unter dieſem ein junges achtzehnjähriges Weibchen, welchem die Thränen über die Wangen floſſen, und deren ausnehmender Schmerz ihm leicht errathen ließ, was ſie unter dem eingeſtürzten Felſen verloren hatte. Von dieſem traurigen Anblicke gerührt, empfand er ſogleich eine mitleidige Begierde ſie zu tröſten. In demſelben Augenblick aber ſah er einen hübſchen jungen Kerl aus dem

Dorfe

Dorfe neben ihr, welcher sie mit der glücklichen und baldigen Wiedervereinigung mit ihrem verlornen Mann tröstete, ihr etwas von einer seligen ewigen Zukunft, von der kurzen Dauer dieses hinfälligen Lebens, von der wunderbaren Führung Gottes und von der Nothwendigkeit sich in seinen heiligen Willen zu ergeben, mit solchem Eifer vorsagte, daß sie ihm ganz aufmerksam zuhörte, und erlaubte mit seinem weißen Schnupftuche ihre Thränen dann und wann abzutrocknen. Kandide fühlte gleich, daß der Mann, ob er gleich von Leibnitzen und Popen nichts gehört hatte, aus einem bessern Ganzen die Gründe nahm sie über einen unglücklichen Vorfall zu trösten.

Er nahm sich daher vor diesen Irrthum zu bestreiten. In dem Augenblick aber, als er zu reden anfangen wollte, und nochmals die Thränen rollen sah, bemerkte er, daß seine Gründe lange nicht die Kraft jener glücklichen Politik, wie er das System von der göttlichen Vorsehung und weisen Anordnung nunmehr selbst nannte, haben würden; und daß die junge Witwe nichts für ihn empfinden würde, wenn er ihr sagte, daß die Welt ein Chaos, der Todte todt, und ein Mann ein Mann wäre, wofür sie sich einen andern wählen könnte. Er schwieg also ganz vernünftig, ob ihm gleich sein Schweigen eine Heucheley zu seyn dünkte.

Ein Seitenblick aber, welchen sie von ungefähr auf ihn fallen ließ, erweckte in ihm das Verlangen ihr etwas Zärtliches zu sagen; und darauf fing er mit einer ganz klägl[illegible] Stimme zu ihr an: Unglückliche Witwe, wie sehr seyd Ihr zu bedauern, daß Euch das Schicksal in eine Welt versetzet hat, wo Alles so betrübt ist, der Gerechte leidet, und der Gottlose herrschet; wo die besten

Städte

Städte zu Grunde gehen, und die herrlichsten Felder verderben, wo man bey jedem Schritte befurchten muß, entweder von einem Felsen erschlagen, oder von der Erde verschlungen zu werden! Ach mögte ich nur einen Ort wissen, wo eine weise Allmacht die Dinge besser geordnet hätte, wie glücklich wollte ich mich schätzen, Euch dahin zu führen, und Eure Schmerzen in lauter Wollust verwandelt zu sehen .... Allein seine Klagen, welche von einem abgehärmten Gesichte begleitet wurden, hatten nicht das Glück eine einzige von ihren Thränen zurück zu halten. Der Prediger ergriff daher mit Vergnügen die Gelegenheit ihm zu antworten, und stellte ihm sehr eifrig vor: wie wir nun einmal in dieser Welt wären, und solche mit allen Klagen nicht ändern würden. Die Hauptsache beruhe nicht darauf, ob sie besser seyn könne oder nicht, sondern es käme vernünftigen Leuten darauf an, sich ihren Zustand so erträglich als möglich zu machen. Diese Witwe hätte ein Kind; selbiges müsse sie nun mit ihrer Hände Arbeit erhalten; und das Mitleid des ganzen Dorfes könnte sich nicht kräftiger zeigen, als daß es ihr, sobald immer möglich, guten Muth, Hoffnung, Trost und Kräfte beybrächte. Dieses könnte geschehen, wenn sie die Beruhigung hätte, daß eine gnädige Vorsehung über sie walte, und ihr aus weiser Absicht einen Mann von der Seite genommen hätte, woran sich ihr Herz vielleicht zu sehr gehangen haben mögte; wenn sie wüßte, daß ihr Mann in eine ewige Freude versetzt, und nun vieles Jammers überhoben wäre. — Diesen glücklichen und heilsamen Zweck, diesen den Sterblichen so nöthigen Trost, könnte man aber nicht damit erhalten und erwecken, wenn man die Welt nach einem blinden Zufall laufen, oder ihren Schöpfer einen eigensinnigen bösen Mann seyn ließe, der sich entweder um nichts bekümmere oder Lust am Unglück habe. ....

Es ist also eure ganze Lehre nur eine tröstliche Erfindung, rief Kandide ganz eifrig. Nein, versetzte der Pfarrer: sie ist eine Theorie, wonach wir das was nun einmal da ist, wo nicht auf die beste Art, doch zu unserm besten Vortheil erklären; und, fügte ein Bauer hinzu, den Kuchen aus der Asche essen, weil er nun einmal darein gefallen ist; welches meiner Meynung nach besser ist, als sich dabey niederzusetzen und zu verhungern.

Eine Bauren-Theodicee *).

1.

Ich kam neulich in die Kinderstube eines Landmannes, und sah, daß viele kleine Kinder darin mit einander spielten, ohne daß jemand Acht auf sie hatte. Dürfet Ihr, sagte ich zu der Mutter, die ich draußen fand, eure Kinder so allein lassen; und müßt Ihr nicht besorgen, daß sie unter sich ein Unglück anrichten? O! war ihre Antwort, das hat so leicht nichts zu sagen: ich habe alles auf die Seite gelegt womit sie sich Schaden thun könnten; und wenn einem zu nahe geschehen sollte, so wird es schon schreyen, daß ich es höre. Ich mache es wie der liebe Gott mit den Menschenkindern. Der hat ihnen den Brotkorb so hoch gehängt, daß sie ihn nicht herunterreißen können; und um die Brocken mögen sie sich seinethalben so viel schlagen als sie Lust haben. Wenn sie es zu arg machen, so weiß er wohl was er zu thun hat.

So meynt Ihr, liebe Frau, Gott sehe nicht in die Stube, sondern lasse die Kinder kramen, und beruhige sich damit, daß sie ihm nichts verderben können? — Ja! das meyne ich, erwiederte sie schnell, und ich sehe nicht warum Er es anders halten sollte. Könnten wir

*) Man s. Mösers Leben, S. 87. M.

Ihm wohl etwas von seinem grossen Werke verderben? Und kann er uns nicht nach unserm Willen laufen lassen, bis wir zu Ihm schreyen? oder bis Er es der Mühe werth achte, Holla zu rufen? — —

2.

Ich kam neulich in die Hütte eines Landmanns, dem die vorige Nacht das Wasser seine vier lehmerne Wände ausgespület, und Alles verdorben hatte. Guter Freund, sagte ich zu ihm, wie könnt Ihr hier, wo Ihr beynahe auf eine Stunde Wegs keinen Nachbarn und keine Hülfe habt, wo Ihr allen vier Elementen zum baren Raube offen liegt, wo Diebe und Mörder und Alles was einen armen hülflosen Menschen überfallen kann, eine fast unumschränkte Gewalt über Euch haben; wie könnt Ihr hier, mit Eurer Frau und Euren kleinen Kindern, die Ihr noch nicht weit schicken könnt, mit Ruhe schlafen? Wenn Einem von Euch in der Nacht etwas zustösse, so müßtet Ihr Euch ja schlechterdings auf Gottes Barmherzigkeit verlassen.

Ich kann wohl sehen, antwortete mir der Mann, daß Sie aus der Stadt sind, wo die Kinder nicht schlafen können, wenn die Magd nicht bey der Wiege sitzt. Hier auf dem Lande sind wir ganz anders gewöhnt. Sobald wir des Abends unser Gebet gethan haben, so sind wir in Gottes Gewalt; und nun mag es regnen und schneyen, stürmen und wehen, so können alle vier Elemente uns wohl aus dem Bette bringen, wie es auch das Wasser noch vorige Nacht gethan hat; aber sonst denken wir: was Gott will, das geschehe! und damit schlafen wir ruhiger ein, als wenn alle Wächter aus der Stadt uns die Ohren voll bliesen. Wer dem lieben

Gott

Gott vertraut, dem steht Er in allen seinen Nöthen wunderbarlich bey. — Der Bürger zwischen seinen hohen Mauern mag sich vor Dieben fürchten; mir ist es noch nicht eingefallen: und wie mir in den theuern Jahren mein Backofen erbrochen wurde, so bat ich Gott, daß Er mich nicht in die Noth setzen mögte ein Gleiches zu thun.

Ich verließ den Mann, um ihn von der Ausbesserung seiner Hütte nicht länger abzuhalten; machte aber doch die natürliche Anmerkung, daß die Religion auf dem Lande weit stärker sey als in den Städten, und sagte zu mir selbst: Wie wollten dergleichen Leute fertig werden, wenn sie nicht einen so starken Glauben hätten? Dieses führte mich endlich auf den Schluß: daß, wenn auch die sogenannte feinere Welt alle Religion aus der Welt wegdisputirte, die Bedürfnisse des Landmanns sie allemal wieder zurückrufen würden. Die Noth würde überall und allemal wieder beten lehren.

Ueber
Theorie und Praxis *)

Es läßt ſich wohl gegen dasjenige, was Herr Profeſſor Kant zur Ehrenrettung der Theorie geſagt hat, nichts einwenden. Indeſſen hat es mir immer ſo geſchienen, als wenn die Empiriker nicht ſo ſehr die Theorie an ſich, als die Theoretiker verachteten welche entweder ihre Prinzipien ſo hoch anlegten, daß der Weg von ihnen zu einem gegebenen Falle den ungewaffneten Augen unſichtbar bliebe; oder welche doch ſogleich Weltcharten entwerfen wollten, nachdem ſie kaum ihren eignen Horizont überſehen hätten.

Um von dem erſten Falle ein Beyſpiel zu geben, will ich nur gleich die eigne Behauptung des Herrn Kant **):

wie

*) Dieſe freylich unvollendete Abhandlung bezieht ſich auf einen Aufſatz des Hrn. Prof. Kant in der Berlin. Monatsſchrift, Jahrgang 1793, Septemberſtück Nr. 1. Ich zeigte dieſes Fragment in Möſers Leben S. 87 an; nur ſteht daſelbſt durch einen Druck- oder Schreibfehler: „Ueber die Theodicee," da es „Ueber die Theorie" heißen ſollte.

Möſer ſcheint, durch Herrn Kant veranlaßt, ſich viel und gern mit dieſem Gegenſtande beſchäftigt zu haben. Der Anfang des Aufſatzes iſt drey- bis viermal anders geſchrieben, von ihm da. M.

**) Man ſehe am angeführten Orte der Berl. Monatsſchrift, S. 250. M.

wie es unmöglich sey, daß ein ganzes Volk einer gewissen Klasse von Unterthanen den Vorzug des Herrenstandes erblich einräumen sollte;

aufstellen, und einem Jeden, der das Gegentheil in allen Ländern Europens sieht, fragen, ob es ihm nicht ganz möglich vorkomme? Wenigstens fanden sich in der Gesellschaft, worin der vortreffliche Aufsatz, welcher jene Behauptung enthält, verlesen wurde, mehrere Männer von guter praktischer Vernunft, die ihn sämmtlich misverstanden, und schon anfingen auf das Wort eines so grossen Philosophen, die Erbregierung ihres Herzogs als eine erwiesene Usurpation zu betrachten. Andre hingegen wußten aus der alten und neuen Geschichte eine Menge von Beyspielen anzuführen, wo das Volk in diesem oder jenem Herzogthume sich für dessen Erblichkeit erklärt hätte, oder doch gewiß erklärt haben würde.

* * *

Es mag leicht seyn *), daß mancher Empiriker auf den Theoretiker mit Verachtung herabsieht, wie Herr Professor Kant behauptet; indeß hat es mir doch immer so geschienen, als wenn diese Verachtung nicht sowohl die wahren Theorieen, als vielmehr den Theoretiker treffen solle, der kaum seinen eignen Horizont übersieht, und nun schon eine Weltcharte entwerfen will. Die Theorie selbst kann wohl ihren Werth nie verlieren; und wo es so scheinet, da ist gewöhnlich der Fall (wie Herr Kant sehr richtig bemerkt) daß ihrer nicht genug vorhanden ist. Aber eben diesen Vorwurf möchte ich den

*) Als eine Probe einer andern Umarbeitung des Anfanges, deren es mehrere giebt, stehe auch das nachfolgende Fragment hier. R.

Theoretikern machen, die in ihren Prinzipien zu hoch steigen, da sie doch aus einem Prinzip der reinen Vernunft nichts als reine Resultate folgern können.

Auf dem Flecke, wo der Theoretiker und der Empiriker in diesem Augenblicke neben einander stehen; der erste in die reine Welt nach Osten, der andere aber in die wirkliche Welt nach Westen sieht, und beyde sich einander den Rücken zugekehrt haben; — findet der Erste folgende Resultate:

a) Es ist unmöglich, daß ein ganzes Volk dazu seine Einstimmung geben könne, daß eine gewisse Klasse von Unterthanen erblich den Vorzug des Herrenstandes haben solle;

b) . . . .

c) . . . .

Und der Andere, der gerade das Gegentheil in der wirklichen Welt sieht, kann ihn wohl mit Recht fragen: Wie weit reiche ich mit diesem Wegweiser auf dem Wege den ich vor mir sehe, und den ich noch zu thun habe?

Schnell wird freylich der Theoretiker antworten: Ohne ein — — —

* * *

Dem Spotte ist es eigen *), seine Karikatur-Gegenstände immer etwas grotesker zu malen als sie wirklich

*) So viel möglich, ist nun das weggeschnitten worden, was schon vorher da war. Dem Leser wird die Unannehmlichkeit erspart, eine Sache zweymal zu lesen. Wo etwas zu fehlen scheint, wird er es leicht aus dem Vorhergegangenen ergänzen. M.

lich sind; und so mögen auch wohl die Empiriker der Theorie etwas vorgeworfen haben, was doch nur die frühen Theoretiker gelten sollte: besonders in Deutschland, wo es für Männer von einer gewissen Klasse fast nothwendig ist, sich eher durch Theorie einen literarischen Ruhm zu erwerben, ehe sie Erfahrungen haben anstellen können.

Etwas aber glaube ich doch gegen die itzigen Theorieen erinnern zu müssen; und das ist dieses: daß sie zu weit zurückgehn, und uns Empirikern ein Prinzip aufstellen, welches der gewöhnliche Menschenverstand zu fassen oder zu erreichen selten im Stande ist, und wovon man fast immer das Gegentheil in der wirklichen Welt findet. Ihre idealischen Fanale stehen so hoch, daß kein Steuermann solche entdecken und sich darnach richten kann; und ich befürchte, daß die jungen Leute die mit geschärftem Blicke darnach auszusehn angewiesen werden, bey dem geringsten Wölkchen ihr Schiff auf Klippen führen werden.

Kant ist gewiß der Mann der seinen feinsten Abstraktionen Körper und Farben zu geben weiß; und dennoch brachte mir ein alter Empiriker, als er dessen Behauptung:

daß ein ganzes Volk unmöglich . . . u. s. w. . . . gewisse Klasse erblich den Vorzug des Herrenstandes haben solle,

gelesen hatte, folgende kleine Erzählung, womit er über ihn völlig zu triumphiren glaubte.

Es war einmal, fing seine Erzählung an, ein Kaiser, den das Volk sich selbst erwählt hatte, und der ein großes Reich glücklich beherrschte. Dieser hatte, nach dem eigenen Verlangen der Nation, dasselbe in

zwölf große Gouvernements vertheilt, und jedem einen Herzog vorgesetzt, der es nach seinen Gesetzen regieren sollte. Alle und Jede waren damit zufrieden, und Jeder genoß des Friedens und der Sicherheit, wozu er durch den Social-Kontrakt berechtigt war. Nach dem Tode dieser ersten Herzoge entstanden aber manche Unruhen darüber: wer ihnen in ihren Aemtern folgen solle? In den verschiedenen Gouvernements ergaben sich darüber verschiedene Fälle, welche auf folgende Weise aus einander gingen.

In dem ersten beschwerten sich die Einwohner sehr darüber, daß der Kaiser einen neuen Herzog von seinem Hofe geschickt, und nicht vielmehr den Sohn des vorigen dazu angesetzet hätte. Jener kenne das Land nicht, meynten sie, und wäre durch die Schule erzogen, woraus wohl Gelehrte aber keine Regenten kommen können; dieser hingegen kenne das ganze Gouvernement, und habe in dem väterlichen Hause mehr gesehen, gehört und erfahren, als ihn die größte Akademie hätte lehren können.

In dem zweyten nahm der Kaiser einen andern aus dem Gouvernement selbst, und ging den Sohn des vorigen vorbey. Nun entstanden aber eine Menge Prozesse zwischen dem neuen Herzog und den Kindern des vorigen darüber, was eigentlich zu der Erbschaft der Letztern und was zu den Einkünften des Gouvernements gehöre. Die Sache gerieth endlich an das höchste Reichsgericht, wo sie noch itzt unentschieden beruhet; mittlerweile die Erben im Besitze geblieben sind, und die Eingesessenen des Gouvernements den neuen Herzog mit Steuern unterhalten müssen. Der Fehler war, daß beym Antritte des ersten Herzoges kein Inventarium gemacht war. Hätte der Kaiser, rief das Volk, den Sohn des vorigen genom-

genommen: ſo hätte es deſſen auch nicht bedurft, und wir wären des weitläuftigen Prozeſſes und der Steuern überhoben geblieben.

In dem dritten fand ſich zwar ein Inventarium. Weil aber der verſtorbene Herzog, zu der Zeit als er die Macht in Händen gehabt, vieles an ſich gebracht hatte, was er eigentlich zur Verbeſſerung ſeines Dienſtes hätte erwerben ſollen: ſo entſtand beynahe derſelbe Prozeß, und das Volk murrete wie jenes.

In dem vierten ließ der Kaiſer dem Volke die freye Wahl. Dieſes aber theilte ſich in zwey Parteyen, wovon die Eine den Sohn des vorigen, die andre hingegen einen andern wählte; und beyde ſchlugen ſich ſo lange, bis die eine Partey der andern unterlag. Der Krieg währte zwanzig Jahre, und beyde Theile waren zuletzt froh, daß der Sieger ſie in Ruhe ſetzte.

In dem fünften gelang es dem Volke einen Grobſchmied zum Herzoge zu wählen, der ſeine Macht ziemlich rauh gebrauchte. Ach! rief das Volk: unſer voriger Herzog, der am Hofe erzogen war, ſchmälte ſo ſanft, verweigerte, was er verweigern mußte, ſo gnädig, hatte ſo viel Mitleid mit dem geringen Manne, und wußte die Strafgeſetze jedem individuellen Falle ſo vortrefflich anzupaſſen — O! hätten wir den Sohn des vorigen genommen, er würde gewiß in dem väterlichen Hauſe eine gleiche Behandlung der Menſchen gelernt haben.

In dem ſechſten, worin zwar ein in allen Hofes künſten wohl erfahrner aber armer Mann erwählt wurde, erfuhr das Volk bald, daß es beſſer geweſen wäre, bey der vorigen Familie, die ſich und die ihrigen nun einmal bereichert hatte, zu bleiben, als eine arme auf den Herzoglichen

zoglichen Stuhl zu sehen, welche sich und ihre Vettern auf seine Kosten noch erst bereichern würde.

In dem siebenten Gouvernement erwählte das Volk den Sohn des vorigen. Denn, sagte es, wir haben dessen Schloß zur allgemeinen Sicherheit, weil wir zur Zeit eines feindlichen Ueberfalls unsre besten Sachen dahin flüchten können, mit Wällen und Graben befestiget, und zu viele Kosten daran gewandt, um itzt für einen Andern noch einmal eine so große Last zu übernehmen. Das Schloß ist überdem so wohl möblirt, es ist darin ein so herrliches Theater, das Tafelservice des Herrn ist so prachtvoll, und es wird so viel Mühe kosten das Archiv an einen andern Ort zu bringen, daß es besser ist, wir nehmen diesen als einen Andern, der sich noch erst alles dieses, vielleicht wohl gar auf unsre Kosten, anschaffen muß.

In dem achten hatte der verstorbene Herzog zur Zeit eines Krieges große Vorschüsse gethan, und das Volk sah voraus, daß es diese auf einmal werde bezahlen müssen, wenn es einen andern als dessen Sohn wählte. Die Wohnung desselben lag überdem in der Mitte des Landes; der gemeine Musterplatz, wohin ein Jeder seit langen Jahren zu gehen gewohnt war, lag nahe dabey; der gemeine Post- und Botengang war darauf eingerichtet, die Wege darnach angelegt, und der Gang aller gemeinen Lieferungen und Pflichten war den Hausbedienten, welche die Rolle bisher darüber geführt hatten, fast allen bekannt. Das Volk hielt es für das Rathsamste bey dem Sohne zu bleiben; und führte zugleich das Primogenitur-Recht ein, damit sowohl die Gouvernements- als die Privateinkünfte der Familie zum allgemeinen Besten des Staats immer zusammen blieben, und darüber unter Geschwistern und Kindern

keine

keine Zänkereyen entſtehen mögten. Auf dieſe Weiſe, ſagte es, brauchen wir auch kein Inventarium zu halten; Alles was der Herzog hat, gehört dem Volke, und der jetzige hat nur die Nutzung davon.

In dem neunten rühmte das Volk an dem vorigen Herzoge am mehrſten, wie er ſich gar in keine Regierungsgeſchäfte gemiſchet, ſondern immer gute Räthe gehalten hätte, die er nach Befinden angenommen und erlaſſen hätte. Da nun ſein Sohn eine gleiche Geſinnung zeige, ſo wäre es, ſeiner Meynung nach, am beſten, bey dieſem zu bleiben. — Bey dieſer Gelegenheit äuſſerte das Volk zugleich den Wunſch, daß man auch die Pfarrer in Erbpfarrer verwandeln mögte, damit dieſe ihnen im Alter nicht immer etwas vorhuſten und verröcheln mögten, ſondern (da ihnen und ihren Familien die Stellen nun doch gewiß blieben) dafür auch geſchickte Candidaten, die man allenfalls verändern könne, wenn ſie nicht mehr gefielen, halten müßten.

In dem zehnten war die Familie des verſtorbenen Herzoges mit allen in der Nachbarſchaft regierenden Häuſern verwandt; und wie das Volk hievon in Anſehung des freyen Handels, und der öffentlichen Ruhe bisher die gröſten Vortheile gehabt hatte, ſo erwählte es den Sohn des vorigen, in Hoffnung, daß einer der mächtigſten benachbarten Fürſten, welcher dem vorgedachten Grobſchmiede ſeine Tochter verſagt hatte, dieſem ſolche nicht weigern würde.

In dem eilften glaubte das Volk, es wäre von der menſchlichen Natur nicht zu erwarten, daß ſie heute einen Menſchen als Bedienten hinter dem Herzoge ſtehen ſehn, und ihn morgen als Herzog verehren würde; oder es müßten die Menſchen alle edleren Gefühle verläugnen,

und ſich wie Maſchinen bloß nach den Geſetzen der Mechanik behandeln laſſen: und

in dem zwölften war endlich die Herzoginn Frau Mutter eine ſo vortreffliche Frau: ſie war Jedem ſo freundlich begegnet; ſie hatte ſo vielen Menſchen wohl gethan, und war mit einem Worte ſo beliebt, daß man ihr ſogar ihren annoch unmündigen Sohn vom Schooße hohlte, und ihm den herzoglichen Hut aufſetzte, mit der eifrigſten Bitte: das Land ſo lange für ihren Sohn zu regieren, bis dieſer ſelbſt dazu im Stande ſeyn würde.

* * *

Bisher haben Grotius und andre große Philoſophen zuerſt Erfahrungen geſammelt, und nach denſelben ihre Theorie erweitert. Die neuen Theoretiker hingegen ziehen ſich immer mehr von gegebenen Fällen zurück; und die Folge davon iſt, daß Jene in der wirklichen Welt brauchbarer ſind, als dieſe, welche über Recht und Unrecht, ohne Einmiſchung irgend einer That, lehren.

Kein vernünftiger Empiriker wird aber um deswillen die Bemühungen dieſer Letztern verachten. Vielmehr wird er der Welt und jedem Lande Einen großen Theoretiker wünſchen, der ihm in jedem Fache das große idealiſche Fanal aufſtelle, wornach der Empiriker, er ſteure geradezu oder lavire, beſtändig ſeine Augen richten muß. Aber wenn nun der Theoretiker ohne Erfahrung ihm den Weg mit dem Finger vorzeichnen will, den er im Steuern und Laviren halten ſoll, ſo zieht er mitleidig die Achſel. Ein jeder praktiſcher Staatsmann kennt, wie der Theoretiker, gewiſſe große Grundſätze: als z. B. daß man den ſteuerbaren Stand ſo viel möglich ſchonen, und den Bedrückungen wehren müſſe. Allein, wie und wo,

er

er davon in einem gegebenen Falle die Anwendung machen müſſe, darüber glaubt er von dem Theoretiker, welcher von reinen Vernunft-Prinzipien ausgehet, nichts lernen zu können; weil dieſer kein Gott iſt, in deſſen Verſtande alle wirkliche Individuen gegenwärtig waren, ehe ſie einmal erſchaffen worden; und er folglich ſeine allgemeine Theorie auf individuelle Fälle mit menſchlichem Vermögen nicht ausdehnen kann. — —

* * *

Herr Kant thut den Empirikern gewiß zu nahe, wenn er von ihnen glaubt, daß ſie den von ihm angeführten Gemeinſpruch *) in dem Verſtande brauchten, welchen er ihnen beylegte. Meines Wiſſens, wollen ſie damit nur ſo viel ſagen, daß die Theorie gegen die Erfahrung zu arm ſey, und ein theoretiſcher Kopf, indem er ſich beym Generaliſiren und Idealiſiren verweilt, ungemein Vieles nicht bemerkt, was dem Manne von Erfahrung in die Augen fällt. Dabey mag freylich der Mann, qui mores hominum multorum vidit et urbes, vielleicht auch wohl bisweilen mit einiger Verachtung auf den Gelehrten herabſehn, der aus ſeinem Fenſter, von wo er kaum das nächſte Feld überſchauen kann, eine Weltcharte entwerfen will. Ein vernünftiger Empiriker wird aber ſchwerlich jemals die Theorie ſelbſt verachtet, oder auch nur einen Augenblick daran gezweifelt haben, daß dasjenige was in der Theorie richtig iſt, in der Anwendung auf die Praxis gewiß auch nicht fehlſchlagen könne.

Jeder

*) Herrn Kant's angeführter Aufſatz in der Berl. Monatsſchrift hat die Ueberſchrift: „Ueber den Gemeinſpruch: Das mag in der Theorie richtig ſeyn, taugt „aber nicht für die Praxis.“ M.

Jeder Erfahrne legt unſtreitig eine Theorie zum Grunde. Aber der Empiriker hat das im Griffe, womit ſich der Theoretiker im Kopfe quält. Es geht jenen wie dem General Luckner, der im ſiebenjährigen Kriege einmal dem Herzog Ferdinand antwortete: er verſtehe wohl den Feind zu ſchlagen, nicht aber einen Plan dazu zu machen. Kommen, ſehen und ſiegen, iſt der Wahlſpruch des Empirikers; und das Ueberdenken wie das möglich geweſen, beſchäftigt den Theoretiker. Jener gönnet es dem Letzteren, ihm in ſeinem Fluge zu folgen und die Conſequenz der einen That aus der andern zu berechnen.

* * *

Es macht mir immer ein groſſes Vergnügen zu ſehen und zu unterſuchen, wohin der geſunde Menſchenverſtand und wohin die Theorie die Menſchen geführet hat; und wenn ich dann z. B. die Wahrheit deſſen, was Pauw ſagt: Les Barbares veulent toujours un Roy, beſtätiget finde: ſo kommen mir die aufgeklärteſten Republiken noch einmal ſo unruhig vor als vorher, und ich gerathe leicht auf den Schluß: daß ein Dorf ſich beſſer bey einem gemeinſchaftlichen Boten ſtehe, als wenn jeder Eingeſeſſene entweder ſelbſt gehen, oder ſeinen beſondern Boten ſchicken wollte.

In keinem Falle iſt mir aber der Gang der praktiſchen Vernunft mehr aufgefallen, als bey dem ſogenannten Leibeigenthum, deſſen Wurzeln ſich über den ganzen Erdboden, ſo weit er beackert wird, verbreiten, wenn gleich die davon ausgeſproſſenen Stauden nach und nach ziemlich beſchnitten, und in manchen Ländern ganz abgehauen ſind. Ich kann mich dann nicht enthalten, die

Ent-

Entstehung desselben eher einem allgemeinen Bedürfnisse, als jeder andern Ursache, wovon keine so weit reicht, zuzuschreiben.

Daß die Menschen zuerst nichts als väterliche und herrliche Gewalt gekannt haben, läßt sich denken, und sonach auch, daß sie ihre ersten Staatsvereinigungen darnach geformt haben. Man sieht und schließt leicht, daß schon Joseph keine andre Form gekannt habe, als jene einfache, da er von den freyen Aegyptiern die Uebergabe ihres Leibes und Gutes forderte, wenn sein Pharao ihnen Unterhalt geben sollte. Es war dieses die natürlichste Forderung zu einer Zeit, wo nur der Vater seine Kinder und der Herr seine Knechte zu ernähren brauchte; vielleicht auch Keiner etwas als Almosen annehmen wollte.

* * *

Wenn man sieht, wie weit sich der Leibeigenthum in Europa verbreitet hat, und wie sehr Praxis und Theorie darüber von einander abgehen, so kann man sich oft des Gedankens nicht erwehren, es müssen doch große und weitgreifende Ursachen vorhanden seyn, welche ihn eingeführt und bisher noch in mehrern Ländern erhalten haben; und die Praxis, die sich jedem individuellen Umstande anschmiegt und ihn zu benutzen weiß, müsse es wohl besser verstehen, als die Theorie, die bey ihrem hohen Fluge noch manchen Umstand übersehen muß. Da indeß der Wunsch immer allgemeiner wird, daß der Leibeigenthum ganz von der Erde vertilget werden möge: so scheinet es nicht überflüssig zu seyn, demselben einmal recht auf den Grund zu sehen, und zu untersuchen, was er eigentlich leiste. Vielleicht findet sich dann noch ein Mittel den Zweck desselben mit mindrer Aufopferung zu

erreichen, und solchergestalt die Praxis mit der Theorie durch die Vermittelung eines aufmerksamen Gesetzgebers auszusöhnen. Ich weiß zuerst in dieser Absicht nichts bessers zu thun, als folgende historische Wahrheiten aufzustellen: aus wirklichen Begebenheiten schließt sich oft richtiger als aus gar zu hohen Vordersätzen.

Den König von Polen beerbt die Krone, und diese schließt seine natürlichen Erben aus. Ein gleiches würde in allen Königreichen geschehen, wenn nicht zufälliger Weise die Krone zugleich mit der Erbschaft des abgehenden Königs auf den nächsten natürlichen Erben verfiele. Alle Reichsbeamte vom höchsten bis zum niedrigsten werden von ihrem Oberhaupte beerbt, welches ihre Erbschaft zum Besten des Amts in Verwahr nimmt, und dem Nachfolger desselben wieder leihet. Geschähe dieses nicht, so würde das Amt leicht geplündert, oder unter gleichen Erben zersplittert, und der Unterthan genöthiget werden, für eine neue Besoldung des Nachfolgers im Amte zu sorgen. Wie Mancher würde sich nicht auch seines Amts und Ansehns bedienen, um in dessen Bezirke Eignes zu erwerben? Mit den Dienstleuten der Beamten hält es der Oberbeamte eben so. Der Bischof beerbt seinen Archidiakon, und dieser den Curaten, gerade so wie der Kaiser den Bischof, um die mit jedem Amte verknüpften Gefälle zusammen zu halten, und solche dessen Nachfolger wieder zu leihen. Geschieht dieses leihen jetzt gleich nicht mehr in alter Form, seitdem der Kaiser Otto der Vierte der Kirche zu Magdeburg und den unter ihr stehenden Kirchen die Spolien der verstorbenen Bischöfe einmal für alle überlassen hat; und mit der Zeit allen übrigen Reichsbeamten eine gleiche Gnade angedihen ist: so muß doch ein jeder von ihnen noch die Belehnung nehmen, und die Spolien seines

Vor-

Vorgängers mit einer jetzt bestimmten Summe Geldes lösen.

Bey einiger Aufmerksamkeit auf diesen Gang der Sachen, sieht man aber bald, daß es nicht bloß darum zu thun war, die ursprünglichen Amtsgefälle zusammen zu halten; man wollte auch (da jedes Amt verliert, wenn es stille steht und nicht fortwächst,) das Errungene, oder was einer bey Gelegenheit seines Amts erworben oder verbessert hatte, nicht gern verlieren, oder den natürlichen Erben vergüten; vielleicht auch der Versuchung wehren, daß Jemand zum Nachtheil des Amtes sich und seine Familie bereichere. Wenn man hierbey in Erwägung zieht, wie diese Gefälle und was einer nebenher noch erwarb, damals in Naturalien, als Diensten, Fuhren, Früchten und allerhand Arten von Vieh bestanden, so sieht man leicht, daß es sowohl äußerst schwer als wichtig war, nach dem Tode eines Beamten sich auf eine Absonderung des Erworbenen von dem Anvertrauten einzulassen. Daher muß auch der König von Polen sein Erworbenes der Krone lassen; daher gab es auf Sächsischen Lehnen keine Besserung worauf Allodial-Erben Anspruch machen können.

Was der Lehnmann verbessert, muß dem Lehne folgen, oder mit andern Worten: was der Knecht erwirbt, das erwirbt er seinem Herrn; und diese Regel macht gerade das ganze Wesen, wie den Zweck des Leibeigenthums aus. Nicht Unterdrückung, nicht Kriegsgefangenschaft, nicht Einfalt oder Andacht haben den Leibeigenthum zuerst eingeführt und bisher erhalten; sondern der praktische Menschenverstand hat das allgemeine Bedürfniß und die Nothwendigkeit eines Kontrakts erfordert, wodurch derjenige, welcher das Amt bekleidete, oder einen fremden Besitzthum benutzte, das was er dadurch

erwarb, zum Besten des Amtes oder des Besitzthums zurücklassen mußte.

* * * *

Hieraus und aus dem durchaus gleichförmigen Gange der Praxis bey allen Verleihungen, wogegen sich kein einziges Beyspiel des Gegentheils aufbringen lassen wird, erhellet meines Ermessens unwidersprechlich: daß der Verleiher eines Herzogthums, oder eines Bischofthums nach eben den Grundsätzen gehandelt hat, wonach der Verleiher eines Bauernhofes handelt; und daß beyde den großen Zweck gehabt: jeder Besitzer eines verliehenen Amtes, Gutes, oder Hofes, müsse durch das, was er vermittelst des Besitzes erworben habe, zur Verbesserung des Verliehenen wiederum beytragen.

Gerade alles dasjenige, was der gesunde Menschenverstand durch jene Einrichtungen bezwecket hat, ist nun auch der Zweck des dinglichen Leibeigenthums; und man könnte die Könige leibeigne der Krone nennen, wenn es nicht die Klugheit erforderte, einen Mann, der die Niedrigen gegen die Hohen und Mächtigen schützen soll, und den Erstere deswegen mit den schwersten Kosten unterhalten, so hoch als möglich, und zunächst an den Thron Gottes zu setzen.

Da der Wunsch immer allgemeiner wird, daß die Leibeigenschaft ganz von der Erde vertilget werden möge, und der Geist des gegenwärtigen Jahrhunderts denselben mit aller Macht verfolget: so scheint es mir wohl der Mühe werth zu seyn, einmal zu untersuchen, was wir bis-

bisher für Nutzen davon gehabt haben, und was für Ursachen es gewesen sind, welche dieselbe so früh eingeführt und so lange erhalten haben, damit, wenn eine neue Ordnung der Dinge eingeführt werden sollte, man doch wissen möge, was für Lücken dadurch entstehen, und wie solche auszufüllen seyn werden.

Der praktische Menschenverstand hatte es gleich Anfangs bemerkt, daß es nicht gut sey, Jemanden, der ein ihm anvertrautes Amt bekleidet, oder ein fremdes Gut, es sey zu Lehn oder zum Bau unter hat, zu gestatten, in seinem Amte, oder an dem ihm übergebenen Gute etwas Eigenes zu erwerben. Wie leicht, dachte man, kann nicht ein König, Herzog, Bischof, Graf, oder andrer Beamte, der viele Macht in Händen hat, in seinem Reiche oder Amtsdistrikte, sich und seiner Familie Güter und Rechte erwerben, die er weit besser seinem Amte erwürbe; welches, sobald es nicht mehr wächst, sich mit Ablauf der Zeit von selbst vermindert, und an demjenigen, der es bekleidet, einen innerlichen Feind hat, so lange es nicht erblich ist? Wer wird, wenn ein solcher Beamter mit Tode abgeht, allemal unterscheiden können, was zu seinem Amte gehört und was er in demselben Eignes erworben hat, besonders zu einer Zeit, wo alle Einkünfte an Naturalien bestehen, und die Fuhren, Dienste und andre von den Amtseinwohnern zu leistende Obliegenheiten sich von außen einander gleich sehen? Wird nicht ein Beamter, Lehnmann oder Bauer, wenn er neben seinem ihm anvertrauten Gute etwas Eigenes erwerben kann, solches immer für sich zu erhalten suchen, anstatt Amtshalber diesen Nachtheil abzuwenden? Wird nicht sogar der Hirte, wenn es ihm erlaubt wird eignes Vieh bey der Heerde zu halten, dieses besser zu weiden suchen, als das ihm anvertraute; und wie

kann man da, wo, wie im Mecklenburgiſchen, der Gutsherr ſeinem Eigenbehörigen das nöthige Vieh giebt, demſelben ohne Gefahr erlauben, nebenher auch Vieh für ſich zu halten? Die beſten Füllen, Kälber und Lämmer würden allezeit ihm gehören. Ja, wenn dem Erben auch nur erlaubt würde aus einem dem Erblaſſer vertrauten Amte, Lehn oder Hofe eine Verbeſſerung wegzuziehen, oder ſich ſolche vergelten zu laſſen, würde nicht mancher Oberlehns- oder Gutsherr lieber dem Erben das Amt oder Gut ganz laſſen, als ſich einem langweiligen Prozeſſe, während deſſelben ſie im Beſitz blieben und mit der rechtlichen Vermuthung, daß Alles ſo lange für Eigenthum zu halten ſey bis das Lehn erwieſen werde, bloß zu ſtellen? . . . .

Das Beſte iſt alſo, man ſetze die Regel feſt: Alles was der Beamte, der Lehnmann oder der Bauer erwirbt, bleibe bey dem Amte oder dem Hofe; und will man ja demſelben etwas Eignes laſſen, ſo heiße es peculium. Alsdann hat der Vater oder Herr die Regel für ſich, und Söhne und Knechte müſſen die Ausnahmen erweiſen.

Jene Regel, welche den eigentlichen Grund der ganzen Leibeigenſchaft ausmacht, und mit andern Worten ſo viel ſagt: Was der Knecht erwirbt, erwirbt er ſeinem Herrn, ſey der Grund aller Kontrakte, welche wir mit unſern Beamten und Pächtern ſchließen.

Die natürlichen Folgen dieſer praktiſchen Denkungsart zeigten ſich hierauf in allen Fällen, wo ſie einigen Einfluß haben konnten. Alles was ein König von Polen (dem einzigen noch übrigen Wahlreiche) erwirbt, verbleibt der Krone; und dieſes würde wahrſcheinlich der Fall in allen Reichen ſeyn, wenn nicht in den übrigen die Kron- und Erbfolge zufälligerweiſe in einer Perſon

vereiniget wären. Das Amt eines Herzoges oder Bischofes nahm nach eines jeden Tode der Kaiser in Verwahrung, und verlieh es dem Nachfolger. — —

Nun frage ich: Wenn dem Volke bey Schliessung eines neuen Social-Kontrakts alle diese Umstände in lebhafter Erinnerung vorschwebten, warum dasselbe sich die Erblichkeit gewisser Würden oder Aemter im Herrenstande, die von einem Ende Europens bis zum andern wirklich eingeführet ist, nicht gefallen lassen sollte? und was für Gründe man denjenigen unterlegen wolle, welche nicht dafür wären?

Wollte man sagen, es sey überhaupt unmöglich, daß die Menschen sich jemals dem Willen Eines Menschen unterworfen hätten, so widerspricht hier die Erfahrung, nach welcher es heißt: Les Barbares veulent toujours un Roy. Das will sagen: der schlichte Menschenverstand wünscht immer Einen Regenten als den kürzesten Weg; und es findet sich kein Beyspiel in der Geschichte, daß ein grosser Staat sich bey der Herrschaft vieler Köpfe lange ruhig und wohl befunden hätte. Will man aber andre Menschen annehmen, als sie wirklich unter dem Monde vom Weibe gebohren werden, so werden diese keinen Socialkontrakt in der wirklichen Welt zu schliessen haben.

Der Socialkontrakt selbst beruhet bloß auf der Vermuthung, daß jedes Volk bey seiner ursprünglichen Verbindung das Beste werde erwählet haben, und nachdem die Umstände sind, kann es sich mit dem lieben Gott oder auch mit einem Nachtwächter beruhiget haben: jenes, in einer den Einfällen der Wilden ausgesetzten, und dieses in einer dagegen sattsam befestigten Colonie. Beydes hängt von Umständen ab. Eine Ge-

sellschaft von Jägern oder Hirten muß sich unter ganz andern Bedingungen vereinigen, als eine von Ackerbauern; und es ist ein eitles Spielwerk, Socialkontrakte für idealische Menschen, die von den Theoretikern unter keine Umstände gesetzet werden, oder die sie doch unmöglich alle übersehen können, auszusinnen.

Der natürlichste Weg zum Socialkontrakte ist offenbar so, wie ihn Walther Raleigh *) und Ingdole **) beschrieben haben, deren Worte ich hier herseßen will: „Zuerst war des Vaters Wille das „Gesetz für die Kinder, und als der Haushalt sich „vergrößerte, war es der Befehl des Haupts der „Familie. Mit der Zeit aber, wie die Menschen „zahlreicher, und die Verwandschaften weitläufiger „wurden; die kindliche Ehrfurcht erkaltete, und brü„derliche Liebe allmählich verschwand; Weisheit sich „nicht immer bey der Macht, und Strenge bey der „Güte fand, so erwachten die bösen Begierden der „Menschen; der Starke unterdrückte den Schwächern, „und die Noth, welche Menschen und Vieh klug „macht, bewog sowohl die Weisen als die Einfäl„tigen, auf einmal zu erkennen, daß der Stand „vernünftiger Menschen unendlich elender seyn würde „als der Stand der Thiere; und daß die Unord„nung alles wie eine Fluth überschwemmen müßte, „falls sie sich nicht über gewisse Gesetze und über „eine Macht die darüber wachte, vereinigten. Denn „der Mächtige, der jetzt auf seine Gewalt trotzte,

„mögte

*) Hist. of the World. L. 1. c. 9. Sect. 5.

**) Origg. juridiciales, c. 1.

„mögte mit der Zeit leicht einen Mächtigern finden;
„der Schwache bald von dem Stärkern unterdrückt
„werden, und die gleich Starken sich einander aufrei-
„ben, so daß der gesetzlose Zustand, welcher beym
„ersten Anblicke die vollkommenste Freyheit zu verspre-
„chen schiene, bald ärger seyn würde, als ein unerträglicher Despotismus."

Diesen Gang glaube ich so lange befolgen zu müssen, bis ein besserer aufgefunden wird. — —

Ueber den Leibeigenthum.

Da die Leibeigenſchaft ſich nicht mehr mit unſrer jetzigen Denkungsart vertragen will, und jeder Philoſoph dieſelbe aus dem Kreiſe der Menſchheit verbannt zu ſehen wünſchet, ſo verlohnt es ſich wohl der Mühe, einmal darauf zurückzugehen, was der ſchlichte Menſchenverſtand, mit andern Worten, die Praxis, welche ſo gern die kürzeſten Wege wählt, für Urſachen gehabt habe, eine ſo gehäſſige Sache einzuführen, und falls dieſe jetzt noch beſtehen ſollten, zu verſuchen, ob nicht der Zweck der Leibeigenſchaft auf eine andre Art erreichet werden könne. Ich denke mir die Sache folgendermaßen:

1) Ein Hausvater hatte einen Schäfer, dem er bisher erlaubt hatte einige Schafe bey der Heerde zu halten. Wie er aber merkte, daß die Schafe des Schäfers immer die beſten waren, und daß alles was bey der Heerde fiel, ihm in Abrechnung gebracht wurde, ſo verbot er dem Schäfer eigne Schafe bey der Heerde zu halten.

2) Ein Andrer lohnte ſein Geſinde mit Korn und beſäete für jedes derſelben einen Morgen mit Winterkorn, und einen mit Sommerkorn, weil das Geld zu dieſer Zeit noch ſelten war. Auf einmal glaubte er einen Theil des ſeinigen vom Boden zu vermiſſen, und wie er bey der hierauf vorgenommenen Unterſuchung die Kiſten ſei-

nes

nes Gesindes über Vermuthen stark angefüllet fand, so stellete er die bisherige Gewohnheit, das Gesinde mit Korn zu lohnen, ganz ab, und keines durfte in seinem Hause eignes Korn haben.

3) Einem Dritten kam es so vor, daß seine Knechte und Mägde einen gröſsern Aufwand in ihrer Kleidung machten, als sie von ihrem Lohne bestreiten konnten; und daß dieses nicht mit rechten Dingen zugehen könne. Er machte es also seinem Gesinde zur Bedingung, daß jedes von ihnen Kost und Kleidung nach Nothdurft aus seiner Hand *), und den Lohn nicht eher als bey seinem Abschiede empfangen sollte **), damit er sie

*) So halten es noch jetzt verschiedene Kaufleute und Handwerker mit ihren Lehrburschen; sie erlauben ihnen nichts eignes, um sie über jeden Pfennig, den sie haben, zur Rechenschaft ziehen zu können.

**) Nach dem alten Kostüm steuerten die Herrn, wenn sie ihre Knechte frey ließen, und diese sich wohl verhalten hatten, sie wie ihre Kinder aus. So sagt Ulysses zu seinen getreuen Knechten nach der Vossischen Uebersetzung:

Wenn mir Gott die Vermählung der stolzen Freyer gewähret,
Dann will ich jedem ein Weib und Güter zum Eigenthum geben,
Jedem nahe bey mir ein Haus erbauen, und künftig
Deyde wie Freund' und Brüder von meinem Telemachos achten. B. XXI. v. 213.

und an einem andern Orte sagt der eine vom Ulysses:

Der mir Gutes gethan und ein Eigenthum hätte gegeben,
Was auch der gütigste Herr je seinem Diener geschenkt hat;
Nemlich Haus und Hof und ein liebenswürdiges Eheweib. B. XIV. v. 62.

Die

ſie über jedes Stück, was ſie außerdem beſäßen, zur Rechenſchaft fordern könnte.

4) Zuletzt kamen alle drey darin überein, daß es am ſicherſten ſey, keinem Knechte im Hauſe ein Eigenthum zu geſtatten, und wie ſie fanden, daß ihre Kinder es eben ſo machen könnten wie ihr Geſinde, ſo geſtatteten ſie auch dieſem kein Eigenthum im Hauſe. Und ſo entſtand die allgemeine Regel: Alles was Kinder und Knechte erwerben, gehört ihren Vätern oder ihren Herrn, um allen Arten von Unterſchleifen und Zänkereyen über Mein und Dein vorzubeugen. Dabey ſah man es als eine beſondre Wohlthat für Kinder und Knechte an, daß der Vater oder der Herr diejenigen, welche ſolche entführt oder beleidiget hatten, überall verfolgen und ihre Perſonen vindiciren konnten.

Außer dem Hauſe nahm die Sache faſt eben denſelben Gang.

5) Der eine Hausvater übergab ſeinem Knechte einen ihm entlegnen Acker, um ſich darauf anzubauen, gegen einen gewiſſen Zins auf Lebenszeit; und weil er aus der Erfahrung wußte, daß nach deſſen Tode, wenn er mehrere Kinder hinterließe, dieſe ſich um die Erbfolge zanken, und wohl gar die Beſſerung auf dem Hofe unter

Die feine Nüance, daß es Koſtüm war, die Knechte, denen man damals im Hauſe nichts als Koſt und Kleidung gab, alſo auszuſteuren, ſcheint in einer äſthetiſchen Ueberſetzung nicht ſo deutlich durch als in einer alten hiſtoriſchen:

Qualis dat famulis domini prolixa voluntas,
Foedera conjugii ſocialis remque domumque.

Durch remque, σκευην, wird Haus- und Acker-Geräthe verſtanden.

unter sich versteigern, oder ihm desfalls eine groſſe Kostenrechnung machen würden, wenn er seinen Acker zurücknehmen wollte, so setzte er mit in den Kontrakt, daß dieser Acker ihm nach des Knechtes Tode, mit allem was darauf gebauet und gebessert wäre, wieder heimfallen sollte, wogegen er denn auch dem jüngsten Sohne Haus und Hof wieder leihen wollte, mit der Bedingung, daß dieser seinen Geschwistern einen von ihm zu bestimmenden Noth- und Ehrenpfennig geben müsse, indem man damals von Testamenten, von Kindes- oder Pflichttheilen noch nichts wuste. Dabey soll es, sagte er zu seinem Knechte, ein Zeichen seyn zwischen mir und dir, daß dein Hof mein eigen sey, daß ich bey deinem Tode das beste Pfand aus deiner Verlassenschaft nehme.

6) Der Knecht eines andern Hausvaters hatte nicht so viel in Vermögen, daß er sich Pferde und Kühe und Ackergeschirre anschaffen konnte. Der Hausvater muste ihm also auch dieses leihen, und er thats unter der Bedingung, daß nicht allein nach des Knechts Tode der Acker, sondern alles was sich darauf befinden würde, ihm verfallen seyn sollte, nicht sowohl, um diese Stücke auf den Todesfall wirklich wegzuziehn, als solche für den Sohn, welchem er den Acker wieder verleihen würde, zu bewahren, und um zu verhindern, daß die abgehenden Kinder den Hof nicht entblösen, und den Erben auser Stand setzen mögten, denselben zu bestellen, und ihm davon die Pacht zu liefern.

7) Groſſe Herren folgten bald diesem Beyspiele nach; erst gaben sie freyen Leuten ihr Gut zu Lehn; bald aber, als diese ihnen mit Länge der Zeit Vieles davon entzogen und zu Erbgut machten, kamen andere als solche, die sich unter dem Namen von Dienstmannen hörig machten. So gab der Kaiser die groſſen Kron-

Chargen

Pharaon seinen Hausbedienten, die Bischofthümer seinen Hauskaplanen; die Bischöfe gaben das Erzpriesterthum ihren Archidiakonen; der Archidiakon die Pfarren einem hörigen Geistlichen; und wo die Menschen mehr philosophirten, da ward Jehova, oder der heilige Peter, oder ein andrer Heiliger, Leibeigenthumsherr. Die Erde ist des Herrn, sagt Moses. Was der Papst, der Knecht aller Knechte, erwirbt, das fällt dem heiligen Peter zum Sterbfall anheim; und in Polen beerbt die Krone ihre Könige, wenigstens in allen liegenden Gründen. Ich könnte dieses durch mehrere Fälle zeigen; aber genug es ward ökonomische Regel: der Knecht erwirbt dem Herrn, der Bauer dem ihm anvertrauten Hofe und Gute; der Beamte, er sey geistlicher oder weltlicher, dem Amte u. s. w.; und der König, als der oberste von allen, dem lieben Gotte oder der Krone: damit auch sein Amt gebessert, und nicht wie die deutsche Krone geplündert werde. Dieses war also der Zweck welchen man durch die Leibeigenschaft zu erreichen suchte oder der Begriff der Hörigkeit, da die Gemeinen von den Hauptleuten, die Hauptleute von ihrem General, die Generale von ihren Königen, und die Könige von Gott oder der Krone sowohl in der geistlichen als weltlichen Ordnung abhängen, sodann alles was sie in den ihnen anvertrauten Aemtern baueten und besserten, dem Amte ohne einige Vergütung lassen mußte. Und dieser Begriff war um so natürlicher, da gleiche Menschen sich einander nichts zu befehlen hatten, und man für den Territorialbegriff, nach welchem der Boden alles Einem Herrn unterwirft, noch keinen Sinn hatte. Ein Begriff, den noch jetzt das ganze Militair, welches unter Leibeshaft steht, zusammen hält, und sogar auf eingeschriebene Kantonisten, wenn sie auch nichts Eignes im Lande haben,

den, aus Noth ausgedehnet wird. Die Polnische Reichsverfassung scheint die einzige zu seyn, wo man diesen Begriff nicht untergelegt hat. Dort sind der Kronfeldherr und andre Kronbeamte eben so unmittelbar als der König, und erstere sind nicht des andern Hausofficianten wie in Deutschland: jedoch war es auch hier nicht immer so wie jetzt, wie die Geschichte vom Herzoge Welf in Baiern beweiset, dessen Sohn in die Hausdienste des Kaisers trat, und wahrscheinlich war auch der Major Domus, der die Martellen stürzte, ein unmittelbarer Kronfeldherr. Die Römer erfanden zuerst den Territorialbegriff, als sie das Bürgerrecht allem was auf dem Römischen Boden lebte, mittheilten, und da vorher nur Bürger gezwungen werden konnten für das Vaterland auszuziehen, damit jeden Menschen auf dem Römischen Boden auf gleiche Weise verpflichteten. — —

---

1. Abraham, oder wie sonst der erste Besitzer einer großen Heerde Schafe heißt, hatte es lange bemerkt, daß die Schafe, welche seine Hirten bey seiner Heerde halten durften, immer schön und gesunder waren als die seinigen. Alle Schafe welche fielen, alles was der Wolf fraß, ward ihm in Abrechnung gebracht; und er hatte fast kein Beyspiel, daß die Hirten eines von den ihrigen vermisset hätten. So viel Künste er auch anwandte beyderley Schafe zu unterscheiden, es half ihm nichts; die Schäfer waren immer noch listiger als er. Endlich sagte seine Frau zu ihm: Mann, wenn wir das nicht abändern, so werden wir arm, und unsre Schäfer reich; und Abraham beschloß, daß von nun an seine Hirten gar kein eignes Vieh bey der Heerde halten, und damit sie auch nicht in die Versuchung fallen mögten, ihn auf andre Art zu verkürzen, durchaus nichts Eigenes besitzen sollten. Alles was der Knecht erwirbt,

ſoll mir als Herrn gehören, ſagte er zu ſeinen Leuten; und wenn Ihr das nicht wollt, ſo könnt Ihr meinen Dienſt verlaſſen. Dagegen aber will ich euch Koſt und Kleidung nach Nothdurft reichen, und wenn ich euch von mir laſſe, endlich ausſteuren.

2. Ein andrer Hausvater lohnte ſein Geſinde mit Korn, und ſäete für jedes derſelben jährlich einen Morgen Landes. Auf einmal glaubte er einen Theil von dem ſeinigen vermiſſet zu haben; und da ihm das Geſinde, deren Kiſten er ſtark angefüllet fand, mit der Antwort abwies, daß das ihr Korn wäre, ſo beſtimmte er einem jeden ſeinen Lohn in Gelde, und Niemand durfte künftig in ſeinem Hauſe eignes Korn haben.

3. Einem Dritten dünkte, daß ſein Geſinde einen gröſſern Aufwand machte, als es von dem Lohne beſtreiten konnte; und machte mit ſeinem Geſinde den Kontrakt, daß er ihnen Koſt und Kleidung nach Nothdurft, den Lohn aber beym Abſchiede geben wollte; dagegen ſollten ſie durchaus nichts Eigenes haben als was ſie aus ſeinen Händen empfangen hätten.

4. Alle drey machten es aus gleichen Urſachen mit ihren Kindern ſo lange dieſelben in ihrer Gewalt waren, eben ſo; und ſelbſt Kaufleute und Handwerker hielten ihre Lehrlinge eben ſo. Sie verſorgten dieſelben mit allem was ſie nöthig hatten auf Rechnung, erlaubten ihnen keinen eignen Pfennig, um kleine Betrügereyen zu verhüten.

Aus dem allen entſtand endlich die allgemeine Regel:

Alles was Kinder und Geſinde erwerben, gehört ihren Eltern oder ihren Herren;

und

und das iſt der Geiſt des Leibeigenthums. Oder wenn man noch daran zweifelt, ſo ſetze man hinzu:

> Kinder und Knechte hatten an ihren Vätern und Herrn Beſchützer, Rächer und Nachfolger, wenn ſie von fremder Gewalt geraubt oder beleidigt wurden;

und dieſes natürliche Vindicationsrecht ſetzt den vollkommenſten Leibeigenthum voraus.

So entſtand zuerſt der Leibeigenthum *im Hauſe*, worin die Sachen vermiſcht waren, ohne Schloß und ohne Verwahrung, wo es immerfort zum Kriege über das Mein und Dein kommen konnte. Itzt wollen wir ſehen, wie er ſich außer dem Hauſe fortpflanzte.

5. Der eine Hausvater gab ſeinem Knechte einen ihm entlegenen Acker, um ſich darauf anzubauen, gegen einen gewiſſen Zins auf Lebenszeit; und weil er vorausſah, daß einſt nach deſſen Tode, wenn er mehrere Kinder hinterließe, dieſe ſich um die Erbfolge zanken, und ihm vielleicht gar wegen aller auf den Neubau verwandten Koſten groſſe Rechnung machen würden, wenn er ſeinen Acker zurückfordern ſollte: ſo ſetzte er mit in den Kontrakt, daß nach des itzigen Beſitzers Tode der Acker mit allem was darauf gebauet wäre, erlediget ſeyn ſollte: wogegen Er (der Herr) dann auch dem jüngſten Sohne das Erbe mit allem Zubehör wieder leihen wolle, der dann ſeinen Geſchwiſtern einen billigen Noth- und Ehrenpfennig (von Pflicht- und Kindestheil wußte man damals noch nichts) abſteuren könnte. Dabey ſoll es ein Zeichen ſeyn zwiſchen mir und dir (ſagte er zu dem Knechte), daß ich das beſte Pferd nehme, ein Zeichen, daß der Hof allezeit mein Eigenthum bleibet.

6. Der Knecht eines andern Hausvaters hatte nicht ſo viel im Vermögen, daß er ſich Pferde und Kühe

und Ackergeschirr anschaffen konnte, und der Herr lieh ihm alles, jedoch unter der Bedingung, daß nicht allein nach des Knechtes Tode der Acker, sondern auch alles was sich darauf befinden würde, Ihm (dem Herrn) verfallen seyn sollte: Nicht sowohl um dieses Sterbefallsrecht wirklich auszuüben, sondern nur es für den Sohn, welchem er den Acker geben würde, zu benutzen, und zu verhindern, daß die abgehenden Kinder den Hof nicht davon entblößen oder darüber in Processe verwikkelt werden könnten.

7. Verschiedene Lehnsherren, besonders die Sächsischen, folgten diesem Beyspiele. Auch die Erfahrung hatte sie belehrt, daß freye Vasallen mit Ablauf der Zeit das Lehn, als Eigenthum verjährt, oder doch ihre Erben dasselbe unter dem Vorwande von Verbesserungen ihnen vorenthalten; sie machten also die Verfügung, daß es gar keine Besserung auf den Lehnen geben sollte, indem die Besserung Pflicht wäre, und gaben die Lehne nur solchen, die sich für ihre Dienstleute erklärten; wodurch sie zugleich den Zweck erhielten, daß sich die Erben nicht darin theilten.

8. Sogar die Kaiser und Könige machten es so mit ihren großen Vasallen, um die Vortheile der Primogenitur zu erhalten. —

* * *

Das Recht der Menschheit: Leibeigenthum.

Gewiß ein Paradoxon: wird mancher Leser bey dem Anblick dieser Ueberschrift denken. Aber, wenn ich ihn nun meiner Seits wieder frage: Woher kommt es doch, daß sich so viele Spuren des Leibeigenthums in allen

Staa-

Staaten finden, worin die Menſchen vom Ackerbau leben? Muß man hier nicht eine ſehr große Urſache annehmen? Und ſollte dieſe nicht in einem der nothwendigſten Bedürfniſſe zu ſuchen ſeyn? ſo mögte der geneigte Leſer wohl nicht ſo ſchnell in ſeinem Urtheile ſeyn. Dem ſey nun aber wie ihm wolle, ein wenig Paradoxie gehört mit zum Kunſthandel, und ich habe immer mehr Reſpekt für den Gang gehabt, welchen die Naturmenſchen nach ihren Bedürfniſſen genommen haben, als für die hohe Bahn, worauf unſre ſogenannten Philoſophen über die Gränzen der Menſchheit hinausſchweifen. Wenn ich daher auf eine alte Sitte oder alte Gewohnheit ſtoße, die ſich mit den Schlüſſen der Neuern durchaus nicht reimen will, ſo gehe ich mit dem Gedanken: die Alten ſind doch auch keine Narren geweſen, ſo lange darum her, bis ich eine vernünftige Urſache davon finde, und gebe dann (jedoch nicht immer,) den Neuern allen Spott zurück, womit ſie das Alterthum, und diejenigen, welche an deſſen Vorurtheilen kleben, oft ohne alle Kenntniſſe zu demüthigen geſuchet haben. Ich wünſche dann, daß die Verfaſſer der itzigen Ritterromane nicht bloß die Sprache der alten Welt borgen, ſondern auch in den Geiſt ihrer Sitten und Gewohnheiten eindringen, und das Verhältniß derſelben zu dem Bedürfniſſe der Zeit, als worauf es bey aller Geſetzgebung zuerſt ankömmt, den Nachkommen zur Lehre und Erbauung vorlegen mögten. Allein das Studium der lebloſen Antiken hat ſeinen Heyne, der lebendigen in Deutſchland noch keinen.

Eine der erſten und eigentlichſten Bedingungen des Leibeigenthums beſtehet darin, daß der Knecht alles was er erwirbt, ſeinem Herrn erwerbe; und der ganze Zweck, welchen die Menſchen durch den Leibeigenthum zu erreichen geſucht haben, beſchränkt ſich faſt einzig und allein

hierauf; ein Zweck, der um ſo viel leichter zu erreichen war, je offenbarer ihn in unendlich vielen Lagen die Nothwendigkeit ſelbſt verlangte. — —

* * *

In dem Stande der Natur zeigen ſich zuerſt Eltern und Kinder, Herrn und Knechte, und das Bedürfniß-Verhältniß der Kinder und Knechte gegen die Erſtern mag leicht ſtillſchweigend die Stelle eines ausdrücklichen Kontraktes vertreten. Alle Schlüſſe gehn dann von der väterlichen und herrlichen Gewalt aus, und was Kinder und Knechte erwerben, erwerben ſie ihren Häuptern.

Dieſe Bedürfniſſe können ihr Ende nehmen, und ſo können neue Stämme entſtehen, ſobald der Knecht ohne ſeinen Herrn, und das Kind ohne ſeinen Vater ſich ſelbſt fertig machen kann.

Nicht ſelten aber iſt der Fall, daß Kinder und Knechte ſich nicht ſelbſt fertig machen können; und davon entſteht ein gemeinſchaftliches Oberhaupt, oder ein idealiſcher Vater, worunter ſich eine Familie bildet, die mit zuſammengeſetzten Kräften zu ihrer Erhaltung arbeitet. Dieſer idealiſche Vater, welcher in der Theokratie Gott heißet, und in andern Fällen auch wohl den Namen eines Heiligen führt, iſt zwar ein ſehr billiger Vater, weil die Familie ihn ſo gut wählen kann, als ſie wünſcht. Allein er beerbt doch ſeine Kinder, ſo gut wie der wirkliche, und was dieſe erwerben, erwerben ſie ihm. Er hingegen verſtattet auch ſeinen Kindern, den Sterbefall für ein Billiges zu löſen; leichter für ihre Kinder, und ſchwerer für andre Verwandte, je nachdem die Bedingungen urſprünglich gemacht ſind.

In dieſer Verfaſſung erfindet man zuerſt peculia, unter welchem Namen Kinder und Knechte etwas für

ſich

ſich erwerben können, woran dem gemeinſamen Oberhaupte kein Recht zuſteht. Dieſe peculia mogten zuerſt in einem Theile Viehes beſtehen, welche Kinder und Knechte bey der Heerde des Vaters oder des Herrn halten durften. Vielleicht war dieſes ihr Lehn, und es mußte jedem unnatürlich vorkommen, daß der Knecht auch ſeinen Lohn ſeinem Herrn erwerben ſollte. — —

* * *

Unter allen Leibeigenen iſt ein König von Polen in Europa der erſte. Alles was er erwirbt, erwirbt er der Krone: und dieſes würde der Fall in allen Königreichen ſeyn, wenn nicht zufälligerweiſe der Sohn oder die Tochter des Königs das väterliche Vermögen zugleich mit der Krone erhielte. Die übrigen Kinder werden blos abgefunden, und erben im eigentlichen Verſtande eben ſo wenig, als die Kinder unſrer Leibeigenen, welche neben dem Hofes-Erben vorhanden ſind.

Hätte ein guter Engel eben ſo für die Erhaltung der Kaiſerkrone gewacht: ſo würde dieſelbe gewiß itzt ganz anders beſtehen, als ſie wirklich thut. Allein hier fehlte ein Kronhüter, und da ſie oft lange bey einer Familie blieb, folglich alles, was ein Kaiſer während ſeiner Regierung erwarb, zugleich mit der Krone Einen Weg ging: ſo war es eines Theils unnöthig, und andern Theils nicht wohl möglich, zu einem richtigen Verzeichniß der Krongüter zu gelangen, um eine Abſonderung derſelben von dem Privatvermögen des Kronträgers vorzunehmen. — —

Gegen den Leibeigenthum.

In jener glücklichen Zeit, wo der Hausvater und die Hausfrau die einzigen Regenten wären, und die Freyheit als der Stand der Wildheit verabſcheuet wurde, lebte dahier in G..., wo man unter den Wurzeln der bejahrteſten Eichen noch dann und wann einige Ruinen der alten Burg entdeckt, ein Herr von fünfhundert Leibeigenen, welche für ihn ſäeten und ärnteten, und dagegen von ihm auf das beſte unterhalten wurden. Er ſorgte für ihre Geſundheit mit eben der Wachſamkeit, womit ein redlicher Hausvater für ſeinen Viehſtand ſorget, und jedes Kind war wie jedes Füllen ein Zuwachs ſeines Vermögens. Er hatte Ueberfluß durch ihren Fleiß, und ſie lebten wohl von ſeinem Ueberfluſſe. Dieſes ihr Glück hing nicht von ſeiner Gnade, ſondern von ſeinem eignen Vortheil, einem allezeit ſichern Grunde, ab; und ſie konnten immerhin auf eine gute Behandlung rechnen, weil ein elender ungeſunder Menſch ihm zur Arbeit nichts werth war, und wenn er ihn verkaufen wollte, nur ſchlecht bezahlet wurde. Wenn er keine Arbeit für ſie hatte, durfte er ſie doch nicht mager werden laſſen; daher war ihnen ihr Futter an Feyertagen eben ſo gewiß als an andern Tagen, — —

* * *

Die

Die gemilderte Dienſtbarkeit zu Savannah in Amerika.

Die Savannah am See Arno iſt eine der angenehmſten und fruchtbarſten Gegenden der neuen Welt. Der Schiffshauptmann Rogers entdeckte ſie zuerſt im Jahr 1585, und führte zwey Jahre nachher eine ziemliche Anzahl Deutſcher Coloniſten dahin, die, ob ſie gleich damals in ihrem Vaterlande noch gute Weile hatten, dennoch lieber dem Abentheuer nachziehen, und ihre zu lange gewohnte Heimath mit einer neuen vertauſchen wollten. Das Land ſah in der Ferne aus wie eine Anzahl groſſer Morgen, welche ſich in der Mitte ſanft erhoben, und zu beiden Seiten durch rieſelnde Bäche von einander abgetheilet wurden. Neben jedem Bache befand ſich ein guter Buſch, und die Natur, welche ſolchergeſtalt die vortrefflichſte Anlage zu Säe- und Wieſeland gemacht, und das Holz recht wirthſchaftlich vertheilet hatte, zeigte den Koloniſten den Plan, nach welchem ſie ſich dort anbauen ſollten. Jeder von ihnen nahm auch gleich einen ſolchen groſſen Morgen, und mit dieſem Alles in Beſitz was er ſich wünſchen konnte, Säeland, Wieſen, Holz und Waſſer.

Die erſten Jahre brachten ſie ganz ruhig und vergnügt zu. Jede Familie lebte von der andern abgeſondert und glücklich, und man kam die Woche einmal zuſammen um ſich zu ſehen und zu freuen. Das Vergnügen, ſich einander zu erzählen was ſie gebauet und geärntet, und glücklich oder unglücklich verſucht hatten, würzte ihre Freuden. Ihre Kinder hatten ſie dann bey ſich, und die Mütter führten ſie zuſammen, um zu ſehen welches unter ihnen am beſten zugenommen hatte. Jedes mußte ſeine erlernte Geſchicklichkeit zeigen, und dann be-

ſtimmten ſie in vertrauten Geſprächen, aus welchen von zwepen dereinſt ein Paar werden ſollte.

Es währte aber nicht lange, ſo wollten ſie auch gern einige Sklaven zur Arbeit haben. Die Nothwendigkeit und Bequemlichkeit derſelben war einleuchtend; aber die Schwierigkeit, ſie zu bekommen, deſto gröſſer. Endlich entſchloſſen ſie ſich ein benachbartes wildes Volk zu überfallen, und davon ſo viel Gefangene wegzuführen, daß jeder wenigſtens einen Sklaven erhielte. Die Ausführung folgte dem Entwurf, und ſie lief ſo glücklich ab, daß ſie ohne den geringſten Verluſt ihren Zweck erreichten. Die Gefangnen wollten zwar Anfangs weder eſſen noch arbeiten. Nachdem man aber einige derſelben gebraten, und einigen andern Naſen und Ohren abgeſchnitten hatte, ſo bequemten ſie ſich geſchwind, und jeder Koloniſt hatte das Vergnügen ſich mit der Hülfe eines Sklaven ſeine Arbeit leichter zu machen. Daneben wurde keinem das Recht ſtreitig gemacht, den ſeinigen nach Gefallen zu züchtigen, weil man glaubte, keiner werde ſich ſeine eigne Hülfe verderben, und im übrigen dafür hielt, daß es zu weitläuftig ſeyn würde, wegen eines boshaften Knechts groſſe Verſammlungen zu halten, und mit ihm nach der Mehrheit der Stimmen zu verfahren. Jeder Koloniſt richtete alſo ſelbſt über Leben und Tod ſeines Sklaven, und bediente ſich deſſen nach ſeinem eignen Urtheile.

Allein ſo glücklich auch dieſe Unternehmung zuerſt abgelaufen war, ſo würde ſie doch bald den Untergang der ganzen Kolonie nach ſich gezogen haben, wenn man nicht in Zeiten entdeckt hätte, daß die wilde Nation, welche dadurch beleidigt war, ſich zur Rache rüſtete. Die Zeit hierzu war bereits beſtimmt, die Nation verſammelt,

und

und Alles zum Angriff bereit, als einer von den gefangenen Sklaven, welchen sein Herr eben zu Tode peitschen ließ, mit der unbedachtsamen Drohung herausbrach, daß es in Zeit von dreyen Tagen allen Herrn nicht besser gehen würde. Dieses, und die Furcht, worin sie schon durch andre Umstände eine Zeitlang versetzt waren, veranlassete sofort eine allgemeine Versammlung; und in dieser ward ohne weitern Verzug beschlossen, daß jeder Kolonist am folgenden Tage hinlänglich bewaffnet auf dem gewöhnlichen Sammelplatz erscheinen sollte, da man denn mit gesammter Hand die Wilden in ihrem Lande aufsuchen und sehen wollte, wie sie sich verhielten. Nie ward ein Entschluß glücklicher und zeitiger gefaßt: denn kaum waren sie versammelt, so vernahmen sie schon aus dem Rauche einer entfernten Wohnung, und aus dem Geschrey ihrer flüchtenden Weiber, daß die Wilden im Anzuge wären. — —

* * *

Es sind Einige der Meinung: unsere gegenwärtigen Leibeigenen wären in den ältesten Zeiten Eigenthümer ihrer unterhabenden Güter gewesen, und hätten sich aus Noth, um Schutz zu haben, oder auch Schulden halber, in den Schutz eines Herrn gegeben, und sich demselben für ihre Person und Güter pflichtig gemacht.

Andre halten dafür: der Gutsherr hätte in den ältesten Zeiten das Gut selbst gebauet, und wie der Ackerbau unrühmlich geworden, solchen seinem Knechte überlassen, und von demselben sich die jährliche Pacht bedungen.

Von beiden Fällen finden sich Beyspiele, und was bekanntlich bey den Lehnen vorgefallen ist, kann auch

bey den Gütern der Eigenbehörigen geschehen seyn. Der eine freye Mann, der zum Kriegsdienste gebohren war, übernahm Kriegsdienste; der andre, Hofdienste; und der dritte, welcher die Waffen zu tragen nicht befugt war, verpflichtete sich zu jährlichen Spanndiensten. In allen diesen ist kein Widerspruch, und sowohl die eine als die andre Anlage stimmt mit dem natürlichen Gange der Handlung überein.

Allein, so wie man gegenwärtig keinen sonderlichen Unterschied darunter macht, ob jemand aufgetragenes oder empfangenes Lehn besitze: so kann es auch nach so langen Jahren keinen sonderlichen Unterschied machen, ob ein jetziger Eigenbehöriger von einem ursprünglichen freyen Eigenthümer oder von einem alten leibeigenen Heuermanne abstamme. Die Zeit hat alles verwischt; und der zu allgemeinen Grundsätzen so weit immer möglich und ganz natürlich zueilende menschliche Verstand verwirft zuletzt die vielen Unterscheidungen, die ihm nur Mühe und den Weg seiner Erkenntniß höckericht machen.

Indessen bleibt doch noch eine wichtige Betrachtung übrig, welche ich nicht besser als durch einen Vorfall in einer gewissen amerikanischen Kolonie erläutern kann. In dieser mußte gleich Anfangs, da man noch mit den Wilden zu streiten hatte, jeder Wirth vom Hofe, der über zwanzig und unter sechzig Jahren war, persönlich zu Felde ziehen. Keiner konnte, wie leicht zu erachten, einen von seinen Mohrensklaven in seine Stelle schicken, weil dieser entweder durch seine Feigheit und Ungeschicklichkeit seinen Platz nicht behauptet, oder wohl gar um seiner harten Knechtschaft los zu werden, sich dem Feinde übergeben haben würde. Man nennete diese aus den wahren Eigenthümern bestehende Armee die Landmiliz oder den Heerbann.

Endlich

Univ. Bibl. München

Endlich wurden die Wilden ausgerottet, oder doch so mürbe gemacht, daß man von ihnen nichts weiter zu fürchten hatte; und nun fing ein Eigenthümer nach dem andern an, seinen Hof, wovon er bisher gelebt hatte, seinem Sklaven zu übergeben, und sich von demselben, je nachdem der Boden gut oder schlecht war, die dritte oder vierte Garbe zu bedingen. Andre, welche gelinder oder reicher waren, verheureten ihren ehemaligen Acker noch wohlfeiler, und nach und nach fing es an gar schimpflich zu werden, selbst zu pflügen und zu ackern. Verschiedene zogen in die Städte, und ließen sich ihre Pacht dahin liefern; andre baueten Schlösser und handelten auf gleiche Weise. Beide aber verfuhren gegen ihre Sklaven nach Herrenrechte, und Niemand bekümmerte sich um das Schicksal derselben, außer daß die Religion dann und wann ins Mittel trat, und eine gar zu große Grausamkeit verhinderte.

In dieser Lage waren die Sachen, als die gegenwärtigen Unruhen *) entstanden. Die Noth, welche über alles gebietet, forderte Leute, Wagen, Lieferungen und Steuren; und zwar von den Höfen, weil man mit demjenigen was aus der Stadt und den Schlössern erfolgte, nicht den zehnten Theil bestreiten konnte. Nun entstand die erste Frage: wer solche zu bewilligen und auszuschreiben haben sollte? Die Eigenthümer sagten: Wir; und die Sklaven antworteten: aber wir halten uns an unsre Pacht, und sind überdem nichts schuldig. Zuletzt ward, ohne die Frage zu entscheiden, beschlossen: daß man, weil der Krieg so lange nicht währen würde, zur Sache schreiten, und thun wollte was man müßte.

Also

*) Zwischen England und Nordamerika. N.

Also mußten die Sklaven nunmehr, auſſer ihrer Pacht, auch steuren und liefern; und wie man anfing einige Regimenter zu errichten, sich mit unter die Fahne stellen. Sogar ermächtigte sich der Oberste des Regiments, Namens Washington, dieselben in Ordnung zu halten, sie, wenn sie etwas versahen, zu züchtigen, und als einer der alten Eigenthümer einem solchen enrollirten Sklaven, der zu Hause etwas versehen hatte, Nase und Ohren abschneiden lassen wollte, sich diesem übrigens wohlhergebrachten Rechte zu widersetzen. Kaum war dieses geschehen, so entstand die zweyte Frage: Ob der Oberste befugt wäre, einem Herrn zu verbieten, seinen Sklaven Nasen und Ohren abzuschneiden? Alle Herrn erkannten, daß dieses ein altes und wohl hergebrachtes Recht sey. Man wußte tausend Fälle anzuführen, wo dieses über aller Menschen Gedanken öffentlich und mit Beyfall der Rechte geschehen wäre, und es war kein Beyspiel vorhanden, wo Jemand sich hierin einem Herrn widersetzt hatte. Aber der Oberste behauptete, daß man entweder andre Leute stellen, oder ihnen Nasen und Ohren lassen müsse, weil sie ohne dieselben nicht fechten könnten. Ueberhaupt forderte er, daß die Sklaven, wenn sie in der Armee fechten, fahren und dienen, auch noch überdem steuren sollten, die Herren sich mit Ausübung ihrer Rechte darnach schicken mögten, daß diese Rechte mit jenen Pflichten bestehen könnten. Ja er war so dreist zu sagen, daß von dem Augenblick an, da

die

die Sklaven in Reihe und Glieder getreten wären, kein sterblicher Mensch sich unterstehen sollte, ihnen auch nur ein Haar zu krümmen.

Die vernünftigsten unter den Herren erkannten, daß dieses nicht anders seyn könnte, und daß hier nicht der Oberste, sondern die Natur der Sache spräche; sie erkannten, daß von jedem Hofe ein wehrhafter Mann, und außerdem Fuhren, Steuren und Lieferungen erfolgen müßten, und wenn dieses nicht geschähe, Freyheit und Eigenthum, Herr und Knecht verloren seyn würde; sie erkannten, daß entweder ein Herr für jeden Hof einen Söldner dingen, oder seinen Sklaven dazu hergeben und ausrüsten müsse; sie erkannten endlich, daß weil der Unterhalt eines Söldners für jeden Hof, nebst den erforderlichen Fuhren-Lieferungen und Steuren, mehr als die ganze Pacht des Hofes wegnehmen könnte, es besser seyn würde, die Sklaven künftig also zu halten, daß sie zugleich fürs Vaterland fechten, und nebenher auch etwas zur Pacht geben könnten.

Aber es ist doch, beym Himmel! ein altes Recht, und ich habe die Scheeren, womit meinen Knechten Nasen und Ohren abgeschnitten sind, noch auf meinem Hause: brummete ein Eigenthümer; und ihm gesellete sich ein anderer zu, der in seiner Jugend auf einer Deutschen Universität studirt hatte, und behaup-

tete.

tete, die chriſtliche Religion, und die philoſophiſche Moral hätten zwar den Leibeigenthum ſehr gemildert, aber einen ſolchen Eingriff .... Vielleicht hätte er noch weiter philoſophirt, wenn nicht in dieſem Augenblick eine Kanonenkugel durch das Zimmer geflogen und ihn bewogen hätte zu ſeinen vor dem Zelte ſtehenden Sklaven zu ſagen: Kinder, haltet euch wohl!

Mösers Briefwechsel.

I.

Briefwechsel mit Friedrich Nicolai.

I.

London, den 24. Jan. 1764.

Ew. — werden dem Verfasser des Harlekins mehr als Andern eine Thorheit zu Gute halten. Eine gewisse Begebenheit hat ihn wider seine eigene Erwartung verleitet, eine weinerliche Komödie *) zu entwerfen, welche ich hiebey zur gefälligen Bekanntmachung überschicke; und wie ich einmal die Feder angesetzt hatte, so glaubte ich, ein Nachspiel **) gehörte dazu. Das ist die kurze Geschichte meiner Thorheit, welche in der Vorrede ***) weiter ausgeführt ist; und nun wird es darauf ankommen, ob Ew. — solche des Drucks werth schätzen werden; wo nicht, so mögen sie ungesehn und ungelesen verderben.

Eine

*) Diese Komödie ist leider, wie ich schon in Mosers Leben S. 81 erzählt habe, verloren gegangen. Sie hieß, so viel ich mich erinnere, Isabelle. Ich hatte sie dem Schauspieler Döbbelin zum Aufführen gegeben, der sie nicht aufführte und sogar verlor. N.

**) Die Tugend auf der Schaubühne, oder Harlekins Heirath; in diesem Bande gedruckt, S. 30 folgg. N.

***) Diese Vorrede ist auch nicht vorhanden. N.

Eine andere Sache liegt mir aber mehr am Herzen. Vor einem halben Jahre, wie ich mich eine Zeitlang in Braunschweig aufhielt, wurde ich von dem Herrn Abt Jerusalem *) bewogen, dem Herrn Rousseau in einem gewissen Ton zu antworten **); ich that es, wies ihm meinen Aufsatz, und er sprach davon gegen den Erbprinzen ***), welcher mich itzt hier in London darum gemahnt hat.

Diesen meinen Aufsatz gab ich nachmals dem Herrn Legationssekretär Zink aus Hamburg, welcher mit mir auf der Londner Schinke in Hannover war; und da ich bald darauf Deutschland verlassen habe, so weiß ich nicht, ob er im Druck erschienen ist oder nicht. Es sind wenigstens sechs Monate verlaufen, daß ich nichts davon gehört habe; und ich vermuthe fast, daß ihn gewisse freye Ausdrücke, da ich doch den Aufsatz vorher, weil meine Absicht nie gewesen etwas gegen die Religion zu schreiben, sowohl durch Hrn. Jerusalem als einen andern geschickten Theologen übersehen lassen, an der Bekanntmachung in Hamburg verhindert haben. Vielleicht hat er es auch vergessen, ungeachtet er ihn mir fast abgepreßt hat.

Ich bin also frey genug an Ew. mein Konceyt zu übersenden; befürchte aber fast, daß es an einigen Stellen

*) Möser stand mit dem Abt Jerusalem in vertrauter Verbindung; und seine Tochter, die itzt verwittwete Frau von Voigts, war von ihrem 17ten Jahre an, einige Jahre hindurch in dem Hause desselben zu Braunschweig. N.

**) Schreiben an den Vikar in Savoyen. Man s. Bd. 1. S. 116 folgg. N.

***) Von Braunschweig, jetzt regierenden Herzog. N.

len unlesbar seyn werde, daher es einen verständigen Korrektor erfordern wird. Ich sollte denken, wenn Hr. Zink es dem Druck übergeben, so möchte es auf der letzten Neujahrsmesse zum Vorschein gekommen seyn, welches Ew. dort am besten erfahren werden.

Diesen Brief sende ich mit der Suite des Erbprinzen von hier. Sollten Ew. mich mit einer Antwort beehren, so ersuche solche auf meine Addresse nach Osnabrück zu schicken, weil es mir von dorther am sichersten zukömmt. Vor einigen Tagen schickte mir ein Gelehrter aus Deutschland seine Schriften hieher, um sie der Königlichen Gesellschaft vorzulegen, und ihm den Titel eines Mitglieds zu verschaffen. Sie mogten einen Thaler werth seyn; ich mußte aber hier fünf Pfund Sterling Porto dafür erlegen.

Sollten Ew. von hier aus etwas verlangen, so diene ich mit vielem Vergnügen. Bis im May bleibe ich gewiß hier.

Ich habe die Ehre — u. s. w.

d. 24. Jan. 1764.

London: in Cleveland's Row, Russels-Court, against St. James Palace.

Möser

Conseiller et Syndic des Etats de l'Evêché d'Osnabrück.

2.

Osnabrück, den 26. Jan. 1765.

Euer Schreiben vom 18ten ist mir diesen Morgen zugekommen; und ich kann darauf, so viel den Hechtel *) betrift, mit vollkommener Gewißheit antworten, daß in hiesiger Druckerey für ihn gar nichts gearbeitet werde; auch möglicher Weise nicht gearbeitet werden könne: weil der Meister schon seit Jahr und Tag um einen Setzer und Gesellen geschrieben, solchen aber nicht erhalten können; folglich kaum im Stande ist, dasjenige was von Landes und Regierungs wegen erfordert wird, zu rechter Zeit abzudrucken. Ich erfahre dieses am meisten, da ich zu meinem Vergnügen und für doppelte Zahlung monatlich einen Bogen von einer Osnabrückischen Geschichte abdrucken lasse, und alle Mühe habe diesen noch zu erhalten. Ich habe ihn bey dieser Gelegenheit noch vor 8 Tagen besucht; und er war in solcher Verlegenheit, daß er zweifelte, ob er dieses Jahr seinen Kalender würde zu Stande bringen können; ergo ... Wir müssen sogar unser Gesangbuch zu Bielefeld drucken lassen; und in Westphalen ist schwerlich jetzt eine Druckerey welche einen solchen Nachdruck wie Sie von Hechtel befürchten, mit

einigen

*) Hechtel war ein damals, wegen vieles Nachdruckens, berüchtigter Buchhändler. Er war in Frankfurt am Mayn etablirt gewesen, ward im siebenjährigen Kriege auf Requisition des Kaiserlichen Gesandten von da vertrieben, weil er das berühmte Memoire raisonné, und andere vom Preußischen Hofe bekannt gemachte Schriften nachgedruckt und verkauft hatte. Er zog an vielen Orten herum, und ließ auch seine vielen Nachdrucke, womit er unter andern auch mich heimsuchte, bald da bald dort heimlich erscheinen. N.

einigem Vortheil liefern könnte. *) Eine ehedem hier gewesene Buchhandlung, welche sich vom Nachdrucken hauptsächlich unterhalten, ist im Anfange dieses Säculi, da sie des Erasmi Francisci Werke nachgedruckt und auf die Frankfurter Messe gebracht, durch deren Konfiskation gestürzt worden. So viel davon!

Den ersten Theil von der Allgemeinen Bibliothek habe ich erhalten; aber auch sogleich gewünscht, selbigen verdienen zu können. Nur besorge ich, daß meine Recensionen zu spät einlaufen mögten, weil wir hier keine einheimische Produkte haben, und auf die Leipziger Messe allein Staat machen können.

Der hiesige Rektor und Professor Wagner hat bey seinem Bruder in Ulm eine Uebersetzung des Cäsar drucken lassen, welche, wie ich fast vermuthen kann, nicht sonderlich gerathen ist. Gesehen aber habe ich sie noch nicht. Sollte solche in der Bibliothek angezeigt werden, so bitte ich den guten Mann keinem zu strengen Urtheile zu unterwerfen. Er ist schon halb schwindsüchtig vor Angst, und stürbe gewiß vor Schrecken.

Wenn Hechtel hier jemals etwas unternehmen sollte, so mag er sich an den Minister nach London, oder an hiesige Regierung, oder an die Landschaft wenden; er fällt allemal in meine Hände, indem ich einmal vom Könige unserm kleinen Bischof zugeordnet, und schlechterdings instruirt bin, in allen Sachen mein Gutachten vorher abzugeben.

*) Die Meyersche Buchdruckerey in Lemgo war damals schon sehr ansehnlich, aber diese befaßte sich nie mit einem Nachdrucke. N.

3.

Osnabrück, den 11. Febr. 1767.

Der Tod unſers rechtſchaffenen und vortrefflichen Freundes *) wird uns und allen die ihn gekannt haben, gewiß allezeit gleich empfindlich bleiben. Er fing erſt an ſich zu bilden, und ſeiner Stärke diejenigen Annehmlichkeiten zu geben, welche den Helden zum groſſen Mann machen. Ewig Schade für die Wiſſenſchaften, daß ſie dieſen ihren mächtigen Arbeiter nicht noch eine zehn Jahre behalten mögen! Die Hoftafel iſt zu ſtark für ſeine Jahre und ſein Feuer geweſen. Auch der Mäßigſte, wenn er muthig und gefällig iſt, wird leicht zu einem Wenigen, aber oft, verführt **). Zu ſeinem Unglück hatte er ſeinen Herrn lieb gewonnen; einen Herrn, der ſeine feinſten Bemühungen einzuſehen und zu ſchätzen wußte. Und dieß hielt ihn in einer beſtändigen Leidenſchaft, in einer unaufhörlichen Beſtrebung zu gefallen. Wie er mir zuerſt ſeinen Vorſatz nach Bückeburg zu gehen entdeckte, und mit einer Art von Entzückung die gnädige und ſchmeichelhafte Begegnung des Herrn Grafen rühmte, nahm ich eben daraus einen Grund, ihm davon abzurathen; und der Herr Abt Jeruſalem warnte ihn ebenfalls vor der Gefahr, welche mit einer zu groſſen Liebe gegen groſſe Herrn im perſönlichen Umgange verknüpft wäre. Er wollte aber nicht, und konnte ſich nicht entſchlieſſen ſich zu weit von

*) Nämlich Abbt's. M.

**) Man ſ. die vortreffliche Schilderung dieſes Herrn, die Moſes Mendelsſohn nach dem Leben machte, in der zweyten Ausgabe von Abbt's Korreſpondenz (Berlin 1782), Anmerkungen S. 82 folgg. Man ſ. aber auch meinen Brief an Abbt Nr. 91. S. 383 f. M.

von seinen Westphälischen Freunden zu entfernen *). Er war zu Minteln durch meine Schwiegerinn, die Superintendentinn Schwarz unvermerkt mit uns allen bekannt, und, wie es seine Gemüthsart mit sich brachte, leicht vertraut geworden. Er hatte sein eignes Zimmer in meinem Hause, und ward von den Meinigen als ein Sohn und Bruder aufgenommen, wenn er zu uns kam, und dieses that er so oft als er nur entwischen konnte. In seinem Umgange hatte er etwas zu Süßes, und wie er von Genf zurückkam, mußten wir ihm sagen, daß er zu schön spräche. Dieß war auch der Fehler seiner Schriften, der aber die wahre Hochachtung im geringsten nicht minderte, welche man von seinen wahren Verdiensten hatte. Er litt es geduldig, wenn man ihn wegen seines pretiösen Stils tadelte, und theilte mir das Schreiben offenherzig mit, worinn ihm sein Freund Moses gebot, seinen ganzen ersten Entwurf vom Verdienste ins Feuer zu werfen **). Nicht allein das; sondern er arbeitete sein Werk wirklich um. Gewiß ein unvergleichlicher Freund, der ohne einige Fehler durch seine Größe unerträglich geworden seyn würde! Man war froh ihm etwas verzeihen zu können.

Es schien als wenn er seine Gegenstände durch ein weit schärferes Glas als Andere beurtheilte, und seine Ausdrücke waren nach dem Maaße seiner eigenen Empfindungen gerecht; aber nicht nach dem Maaße, welches die Menschen insgemein haben, und nach welchem er sich

*) Abbt war nehmlich nach Marburg und Halle berufen, wogegen er die Stelle zu Bückeburg vorzog. N.

**) Ganz so arg war es nicht. Man s. in Abbt's Correspondenz zweiter Ausgabe den Brief Nr. 60. von Moses S. 272 ff. und den Brief Nr. 94. von mir S. 389. Desgleichen Abbts Brief Nr. 61. S. 295. N.

doch in seinen Schriften zu richten hatte. Er kam aber jetzt gerade von diesem Kunststil, welcher vielleicht für eine Optik in der Moral, worin man die Ingredienzien der Tugend durchs Vergrößerungsglas untersucht, gerecht gewesen seyn würde, zurück; und würde in seinem nächsten Werke so deutlich und reizend als stark gewesen seyn.

Er hatte sich ehedem vorgesetzt gehabt den Tacitus zu übersetzen; und ich glaube, daß dieses sein Werk gewesen wäre. Die Meuterey des Katilina vom Sallust hat er übersetzt hinterlassen, und der Herr Graf von Luckeburg wird solche zum Druck befördern. In das Wort Meuterey hatte er sich verliebt; ich höre aber doch, daß es nun die Zusammenrottung sey. Sonst glaube ich nicht, daß er bey seinen noch jungen Jahren etwas Hauptsächliches hinterlassen habe.

Seine ersten Gedanken hat er wohl in den Briefen über die neueste Litteratur, und in andern kleinen Beurtheilungen guten Theils angebracht, und hiernächst mit der Italiänischen und Engländischen Sprache sich eine gute Weile abgegeben. Die Franzosen würden uns aus erstern einen Esprit de Mr. Abbt, wie den Esprit de Desfontaines, geben. — Es gefiel ihm auch nicht, daß er sich den schönen Wissenschaften und der Mathematik so vorzüglich gewidmet hatte. Er wünschte ein Rechtsgelehrter und Publicist zu seyn, und die unfruchtbare Ehre eines Schriftstellers mit einem guten einträglichen und angesehenen Posten vertauschen zu können. Wenn er gelebt hätte, so glaube ich, daß er diesen seinen Plan ausgeführt haben würde, wozu er Genie und Arbeitsamkeit genug, und in seinem damaligen Posten viele Gelegenheit hatte.

Er freute sich nie mehr, als wenn ich ihm seine schönen Theorieen mit einem praktischen Einwurfe vereiteln konnte. Wie er in den Litteraturbriefen so sehr die Heloten gegen den Lykurg vertheidigt hatte *), und ich ihm begreiflich machte, daß die Bürger zu Sparta, nach unserer Art zu reden, Brauhäuser besessen hätten, wovon sie auf eigene Kosten gerüstet zu Felde ziehen müssen; daß in dieser Last die bürgerliche Ehre bestanden, daß die Heloten entweder Hauerlinge oder Beywohner gewesen, und Lykurg ein seltsamer Gesetzgeber gewesen seyn würde, wenn er solchen mit jenen eine gleiche Ehre angemuthet hätte: so ergötzte er sich über seine Unerschrockenheit, womit er seine Meinung der ganzen Welt aufgedrungen hatte. Es war ihm gegangen wie dem Herrn von Montesquieu, der die Gesetze der Barbaren für personal hält, weil die Franken, Römer und Burgunder in einem Lande verschiedene Rechte gehabt hätten; da sie doch eben deßwegen real waren, daß der Franke als Hüfner oder Landeigenthümer nicht mit den Leuten in der dritten Etage einerley Dienste, Ehre und Rechte haben konnte. Wäre Abbt einige Jahre in seiner Station geblieben, und hätte seine Einsichten durch die Erfahrung befestigen können, so würde er wenige seines Gleichen gehabt haben.

Ew. fragen noch nach einem Bildnisse von ihm. Wie ich höre, so wird der Herr Graf dasjenige, so zu Bückeburg ist, in Kupfer stechen und vor den Sallust setzen lassen. Dieß Bild soll aber auch zu schön seyn. Ich habe noch eins von ihm, so ihm sehr ähnlich, aber nur mit Crayon gemacht ist.

*) Man s. die Litteraturbriefe Bd. 22, S. 115, 118, 120 folgg. bis 127. N.

Die Grabschrift, so ihm der Herr Graf setzen lassen, und noch ein Brief, der, weil Er darin von seinem Tode schreibt, vielleicht merkwürdig ist, kommen hierbey.

Ich habe durch unsern Abbt die beiden ersten Theile der allgemeinen Bibliothek erhalten, in Hoffnung solche durch einige Aufsätze darin verdienen zu können; da ich aber bisher keine Zeit übrig und eine Osnabrückische Geschichte unter Händen gehabt, worin ich verschiedene besondere Grundsätze sowohl in der Deutschen Rechtswissenschaft als der Deutschen Geschichte angenommen habe, ohne deren Bekanntmachung ich meinen Beurtheilungen das Gewicht zu geben nicht recht im Stande bin, so werden Sie mit mir Geduld haben müssen.

4.

Nicolai an Möſer.

Berlin, den 19. März 1767.

Ew. Schreiben vom 11. Febr. habe ich zu ſeiner Zeit richtig erhalten. Ich beweine noch mit Ihnen den Tod unſers Abbt. Ich habe jetzt wirklich angefangen ſein Leben zu beſchreiben, und da ich vor der Meſſe kaum noch ein Paar Wochen dazu Zeit habe, ſo befürchte ich Ihnen kein Genüge zu thun. Inzwiſchen, was ich kann, ſoll geſchehen. Ich werde ſein Leben ganz ſimpel beſchreiben, ſeinen Charakter ſchildern, und in Abſicht auf ſeine Schriften und ſonderlich auf ſeine Schreibart, werde ich ein ſtrenger Kunſtrichter ſeyn.

Seine Schreibart ſcheint mir, je mehr ich es überlege, aus einer mißlungenen Nachahmung des Tacitus entſtanden zu ſeyn. Er wollte wichtige Sentenzen in wenig Worten ausdrücken. Zuweilen aber waren ſeine Gedanken entweder noch nicht reif genug, oder er hatte nicht Geduld genug ſie ſo zu wenden, daß ſie ſich natürlich ausdrücken ließen. Er glaubte alſo, die Schuld läge an der Sprache, und machte neue Wörter, oder er verlor ſich in Metaphern um ſeine Gedanken klarer darzuſtellen. In Kurzem ward er dieſer Schreibart ſo gewohnt, daß ſie ihm natürlich ward, und er ſie auch brauchte, wenn die Urſachen die ſie zuerſt veranlaßten, nicht da waren.

Ich leſe in der Vorrede zu ſeiner Welthiſtorie, daß Ew. ihm Ideen zu einem Plan zur Welthiſtorie gegeben haben. Sie würden mich ſehr verbinden, wenn Sie mir ſagen wollten, welche Ideen dieß waren.

Ich

Ich begreife aber nicht, wie Abbt in der gedachten Vorrede ſagen kann, Winkelmann habe ihm Ausſichten gegeben. Ich wünſchte auch dieſes erklärt zu ſehen. Er hat ſich doch wohl nicht einen ähnlichen Roman von der Weltgeſchichte machen wollen, als Winkelmann ſich von der Geſchichte der Kunſt machte. Kurz ich verſtehe meinen Freund hier nicht. Ich habe ihm jederzeit abgerathen, ſich mit dieſem Auszug zu befaſſen *). Ich kannte ihn zu gut, um mir ſchon im voraus vorzuſtellen, auf welche Irrwege er gerathen könnte. Außerdem ſah ich wie unmöglich es ihm fallen würde, in kurzer Zeit 7 oder 8 Bände voll zu ſchreiben. — —

*) S. meinen Brief an Abbt Nr. 94. S. 189. und Möſers Brief Nr. 95.

5.

Osnabrück, den 5. April 1767.

Ew. geehrtestes vom 19ten praeter. erhalte ich erst heute, und da ich auf die mir vorgelegten Fragen mit der ersten reitenden Post antworten will, so muß ich mich nur kurz und eilig tummeln. Wir sprechen doch von dem redlichen Abbt?

Die Ideen, so ich ihm zu einem Plane seiner Allgemeinen Welthistorie gegeben haben soll, und wovon er in seiner Vorrede zu derselben erwähnt, sind mir wirklich entfallen. Ich erinnere mich nur, daß ich seinen ganzen Vorsatz, einen Auszug aus anderer Leute Arbeit zu machen, nie gebilliget, und ihm beständig davon abgerathen habe. Ein Mann, wie er, mußte nicht nach Kopieen arbeiten; er durfte und konnte wohl selbst die Originalien ansehen, und sein Auge würde ihm allezeit ein Mehreres entdeckt haben, als alle seine Vorgänger gesehen hatten. Es war überhaupt eine unüberlegte Arbeit, eine von andern geschriebene Geschichte durch die Kunst des Stils und die Macht der Gedanken aufstutzen zu wollen. Ein solches Werk wird allezeit etwas Gedehntes behalten. Beides muß aus einer aufmerksamen und langen Betrachtung des Originals gleichsam erzeugt werden. Der Stil ist sonst nicht genug gesättigt, und die Sentenz gesucht, oder mehrentheils witzig.

Ueber die Frage: ob es rathsam sey, daß er sich seinen Lehnstuhl unter den Apfelbaum im Paradiese setzte, und aus diesem Standpunkte die nach und nach keimenden Völker um sich herum entstehen sähe, mithin in der ersten Geschichte die Feder dem Auge in der Ordnung folgen lasse? erinnere ich mich etwas gesagt zu haben. Es ist aber vielleicht besser, daß es mit ihm verloren

loren ist. — In Ansehung der Römischen Historie besinne ich mich noch, daß ich ihm rieth, Rom erst aufmerksam als ein Dorf zu betrachten, und die Hypothese anzunehmen, daß aus Landbauern Bürger geworden wären; weil ihm dieses, nehmlich daß sich Bauerrecht in Bürgerrecht verwandelt hätte, ungemeine Dienste thun würde. Und wirklich nichts macht die Römische Geschichte wahrscheinlicher, als die Gradation, welche sich in der Ausartung ihrer ländlichen Begriffe findet. Zum Beyspiel: daß der jüngste Sohn das Haus erbte, daß der filius emancipatus von der Erbschaft ausgeschlossen war, u. s. w. war lauter Bauerrecht, und verlor sich nachdem sie mehr verbürgerten. — Alles Uebrige sind einzelne Gedanken gewesen, welche au bout de la plume kamen, und ihm zugeschickt wurden.

Was er mit den Aussichten, die ihm Herr Winkelmann gegeben, sagen wollen, kann ich nicht mit Gewißheit bestimmen. Vielleicht gedachte er dessen Geschichte der Kunst mit der politischen in Verbindung zu bringen, die Werke der Freyheit mit den Denkmälern der sklavisch gehaltenen Völker zu vergleichen, die Wirkungen jeder politischen Verfassung auf den Stil, die Kühnheit und den Adel der Kunst zu zeigen, und die Reife eines jeden Staats, einer jeden Sprache, und überhaupt eines jeden Nationalgenies aus der Geschichte der Kunst mit zu erweisen. Wenigstens würde ich solches von ihm erwartet haben. — Es kann aber auch seyn, daß er einen andern Gedanken dabey gehabt. Es giebt mehrere Arten von Antiken, als diejenigen, welche Herr Winkelmann zu seinem Gegenstande erwählt; ich meine diejenigen, welche Montesquieu in ein grosses und vortreffliches Gemälde gefügt hat, ohne gleichwohl eine einzige einzelne Figur mit dem gehörigen Fleiße und der erforderlichen Treue behandelt zu haben. Von diesen hatten wir oft

gespro-

gesprochen und gewünscht, daß ein Winkelmann, der Philosophie und Historie genug besäße, solche mit einem schärfern Auge betrachten möchte.

Ich habe die Zeit nicht, mich hierüber weitläuftiger zu erklären. Um mich kurz auszudrücken, will ich nur sagen, wie ich wünschte: daß jemand alles dasjenige, was zur Beantwortung der Preisfrage de l'influence des opinions sur le langage et du langage sur les opinions *) in ihrer mächtigsten Absicht erfordert wird, besitzen, und mit dieser Zurüstung zugleich die übrigen einem Geschichtschreiber nöthigen Wissenschaften vereinigen, mithin Hand ans Werk legen möchte; weil ich alle Augenblicke fühle, daß das Kostum der Worte und der damit verknüpften modernen Begriffe dem Geschichtschreiber unendliche Mühe macht. Freyheit z. B. ist das Recht der Bettler, in einer Periode wo die Landbesitzer von ihrem Acker zu Felde ziehen, und ihre Ehre in diese ihre Schuldigkeit setzen. Daher werden in den Urkunden einer gewissen Zeit liberi et pauperes allezeit zusammengesetzt. Freyheit wird aber ein Vorzug, wenn die Monarchie Alles unter ihrer Macht faßt; und Freyherr ward ein Ehrentitel, nachdem die Territorialhoheit den Adel beschattete. Ich könnte unzählige Worte anführen, welche ein gleiches Schicksal gehabt haben, und den politischen Begebenheiten zur Kontrolle dienen. Es ist unglaublich, wie arm unsere Sprache ist, wenn es auf den Ausdruck gewisser politischer Verfassungen ankömmt. Der Freeholder ist der höchste Grad den wir ausdrücken können. Den Quiritem, den Wehr d. i. den Proprietarium *originarium* libe-

*) Eine Aufgabe der Berlinischen Akademie der Wissenschaften, wobey Michaelis in Göttingen den Preis erhielt. M.

liberum, kennen wir nicht mehr, und können ihn nicht mehr nennen. Jeder Landmann, wenn er auch Freeholder ist, heißt ein Bauer, cultor. Der Adel hat Männer, Leute: lauter Worte die spät in einer von der Herrschaft schon bedeckten Verfassung gebohren sind; und die Römer, um das Dominium zu definiren, mußten sagen: est id quod civis *romanus* etc. possidet. Damals war ihre Sprache schon gesunken. Das Eigenthum ist bloß Patrimonium *Quiritis;* und in keiner Monarchie ist in dem alten Verstande ein Dominium alicujus privati, weil der Kopf des Besitzers nicht mehr das caput Quiritis ist. Die Römer verloren den Begriff des Quiritis, und es verwandelte sich alles in Cives, so wie sie nach und nach ihren statum originarium verloren. Eben so hat die deutsche Sprache alle die Worte eingebüßt, welche wir nöthig haben, um die Geschichte der Sachsen vor Karln dem Großen verständlich zu machen. *) Doch ich schweife aus. Ich wollte nur sagen, daß ich jemanden wünschte, der die Sprache so studirte, wie Winkelmann die Antiken, und daß es vielleicht der Gedanken unsers seligen Freundes gewesen, sich dieses in der Geschichte zu Nutze zu machen.

Was ich von seinen kleinen Schriften habe und von Winkeln auftreiben kann, will ich überschicken; ingleichen wo möglich die versprochene Recension vom Nationalgeist. Doch kann ich nichts versprechen, weil ich beynahe mein ganzes Lesen daran geben muß, da ich mich als ein williger Gaul ohne Noth in Arbeiten verwickeln lasse, die ich zum Henker werfen sollte.

*) Diese lehrreichen und treffenden Ideen hat Möser zum Theil nachher in der Vorrede zum ersten Theil der Osnabrückischen Geschichte und an andern Orten seiner Schriften mehr entwickelt. M.

6.

6.

Osnabrück, den 30. Sept. 1767.

— Ich war Willens, das Versprochene sogleich zu überschicken. Allein die unendlichen Zerstreuungen worin ich mich Amtshalber befinde, haben mich von einer Zeit zur andern aufgehalten, und die Messe tritt schon wieder ein, ohne daß ich fast zu mir gekommen bin. Ich sende jedoch endlich die Recension vom Deutschen Nationalgeist hiebey, und habe zugleich ein anderes Stück, welches der Pendant zum Nationalgeist ist, beurtheilt *). In dieser Beurtheilung sind einige starke Züge, welche à costi anstößig seyn könnten, mit eingeflossen. Doch habe ich ihnen am Ende ein Korrektiv beygefügt.

Moses Mendelsohns Phädon wird den Beyfall mächtiger **) Leser gewiß erhalten; aber auch von manchem gemeinen Leser mehr bewundert als begriffen werden.

Das Denkmaal, welches Sie unserm gemeinschaftlichen Freunde ***) gestiftet, hat mir ein wahres Vergnügen gemacht; und ich finde die Treue und Simplicität, womit es abgefaßt ist, besser als die prächtigste Lobrede. Er ist in der Jugend gestorben; und sein Leben war nicht reich genug an Stoffe zu einem stärkern Werke. Ich habe immer eine ganz außerordentliche Idee von

*) Man s. Bd. 1, S. 221 folgg. M.

**) Möser gebrauchte im familiären Stil das Wort mächtig auf ungewöhnliche Weise, wie man schon in diesem Briefwechsel gesehn haben wird. Von Dingen, statt groß, ausgedehnt; von Menschen, statt einsichtsvoll, denkend, vermögend die richtigen Begriffe zu fassen. M.

***) Abbt. M.

von demjenigen was er geleiſtet haben würde, wenn ihm der Himmel das Leben gegönnet hätte. Bey einem Menſchen von ſeinen Jahren habe ich nie das reife und ſcharfe Urtheil gefunden, das er beſaß.

Ich lege meine Anzeige von dem Tode des Herrn von Bar hiebey *). Acht Tage vor ſeinem Tode beſuchte ich ihn noch **), und war höchſt traurig darüber, daß er noch zuletzt ſein Gedächtniß und vielleicht ſeinen Verſtand verlieren würde. Zwey Jahre vor ſeinem Ende erbte er ſeiner Brüder Güter im Hildesheimiſchen; aber ohne das Vermögen zu haben, der Welt noch zu genieſſen. Es koſtete ihm Mühe ein Glas Wein herunter zu bringen.

7.

Osnabrück, den 3. Nov. 1773.

Ew. werden mir gütigſt verzeihen, daß ich die glücklich Ankunft des guten Sebaldus nicht eher gemeldet, und zugleich meinen Dank dafür abgeſtattet habe; der Verluſt eines einzigen hoffnungsvollen Sohnes, welchen ich damals in Göttingen an den Maſern verlor, hat mich lange ganz unmuthig gemacht, und meine vielfältigen Berufs-

*) Nehmlich des Verfaſſers der bekannten Epitres diverſes, eines vertrauten Freundes Möſers. Die kleine Nachricht iſt abgedruckt in der Allg. D. Bibl. VI, 2. S. 324. N.

**) Er ſtarb auf ſeinem Gute Barsman, unweit Osnabrück. N.

Berufsgeschäfte, welche mir, so lange ich nur eine fröhliche Morgenstunde hatte, Spielwerk waren, verwandelten sich in solche unbequeme Bürden, daß ich sie auf keiner Schulter zur Tracht bekommen konnte. Allmählich fange ich an sie wieder herumzuschwenken; und so hoffe ich noch nicht ganz alt und mürbe zu werden. Der gute Sebaldus hat inzwischen seine Sache vor allen kritischen Tribunalen rechtskräftig gewonnen, und ich kann ihm nur noch meinen aufrichtigen Glückwunsch zujauchzen. In der That scheint er mir auch das rechte weise Maaß getroffen zu haben, und ich erinnere mich keiner Schrift, worin das Komische so unterrichtend und zweckmäßig ist, wie in dieser, besonders wenn die Episode im letztern Buche, welche jetzt noch etwas willkürlich zu seyn scheint, zu einer nöthigen Maschine im künftigen Theile gemacht wird. Der Verfasser hat zwar in der Vorrede protestirt, daß er keine epische Geschichte liefere; aber die Verbindung aller Figuren zu einem Hauptzweck bleibt doch immer eine Hauptsache in jedem Gemälde.

Da ich für meine Freunde ein offnes Haus halte; so ist Abbt oft einige Wochen bey mir gewesen. Ich habe meine Einrichtung aber so, daß meine Freunde bey mir so wie im Wirthshause sind, und sie Besuche geben oder annehmen, und überhaupt thun können was sie wollen, ohne daß ich schuldig bin, die Honneurs zu machen. Ich kann also selbst nicht wissen welche Arten von Verbindungen Abbt hier vielleicht noch sonst gehabt hat.

Von den beiden anliegenden Exemplaren *) bitte ich eins Herrn Moses Mendelssohn zukommen zu lassen,

*) Es war das Schreiben an Herrn Aaron Mendez da Costa, Oberrabbiner zu Utrecht. Man s. Bd. 1, S. 160 folgg. N.

ohne ihn auf die Spur zu bringen woher es kommt. Eine Aeußerung von ihm in einem vertrauten Briefe an Abbt, worin er ſich über gewiſſe Wahrheiten unſerer Religion ſehr ſcharf ausdrückte, hat ihn veranlaßt.

Es ſind nur wenig Exemplare von dem Schreiben gedruckt, die ich ſelbſt bloß an einige Freunde verſchickt habe.

8.

Osnabrück, den 2. April 1774.

Ich bin Willens einige kurze Aufſätze, welche ſeit einigen Jahren in den hieſigen und benachbarten Intelligenzblättern abgedruckt ſind, insgeſammt die politiſche Moral und die Polizey betreffen, und mehrentheils ihren eigenen komiſchen Ton haben, unter dem Titel von Patriotiſchen Phantaſieen ſammeln und abdrucken zu laſſen, und halte mich verpflichtet ſolche Ihnen vor andern zum Verlag anzubieten. —

9.

Osnabrück, den 24. August 1774.

Hiebey erfolgt, was ich zum ersten Theil der Patriotischen Phantasieen bestimmt habe. Meine Tochter hat es ausgesucht und mit einer Vorrede begleitet. Ich habe es lediglich auf sie ankommen lassen, dasjenige auszumustern was zu lokal war oder zu sehr in die hiesige Verfassung einschlug. Da mir die Sachen oft zu mannichfaltig werden, so unterscheide ich zuweilen nicht fein genug, und überlasse Ew. die Vollmacht, wegzustreichen *) was Ihnen nicht ansteht. Eigensinnig und ruhmsüchtig bin ich nicht.

Da ich nur immer so à baton rompu arbeiten kann, so geht die Fortsetzung meiner Geschichte etwas langsam. Hätte ich den Codicem diplomaticum nur erst abgedruckt, so würde es geschwinder gehen. Ich darf aber mit diesem, um einige katholische Domherren, die mir unter der Hand gedienet haben, nicht bloß zu stellen, noch nicht ans Licht treten. Also noch ein Bischen Zeit und Geduld, — und vielleicht sterben wir unterdessen.

Die Judenbekehrung ist meine Absicht nicht. Es ist dieses nur eine Wendung **), um zu zeigen, wie die christliche Religion eine Folge der jüdischen Theorie seyn könne . . . . . Sie haben mich also nicht von der rechten Seite angesehen.

Mehreres will ich heute nicht hinzusetzen, da ich eilig bin. Vale qui valere dignus es!

*) Dieser Erlaubniß mich zu bedienen, habe ich wahrlich keine Ursache gefunden. M.

**) In dem Schreiben an den Oberrabbiner. M.

10.

Osnabrück, den 14. Nov. 1774.

Ew. übersende hierbey den zweyten Theil der Patriotischen Phantasieen, womit das Werk für dießmal geschlossen werden soll. Der Druck des ersten Theils hätte wohl etwas besser seyn können *), indessen ist er doch wenigstens ziemlich korrekt, obwohl in manchen mir anhängenden Sprachschnitzern nicht wie ich wünschte, verbessert.

Den Verfasser der natürlichen Tochter, eines Lustspiels, welches bey Perrenon zu Münster gedruckt ist, empfehle ich Inhalts der Anlage zur geneigten Beurtheilung. Es ist ein junger katholischer Rechtsgelehrter **), der wirklich als eine gefüllte Rose auf einem wilden Stocke, ein gerechtes Lob verdient, und dem es an seiner Beförderung in Münster, wo er bey der neuen Akademie angesetzt werden soll, sehr schaden könnte, wenn er auf eine unbescheidene Art kritisirt würde. Sein Stück hat wirklich Vorzüge, ob es gleich ein Bischen sehr lang und etwas langweilig gerathen ist.

Das Uebrige, was ich zu sagen habe, so wie eine kleine Vorrede zum zweyten Theile von meiner Tochter, wird mit meinem Bildnisse nachfolgen.

*) Die erste Ausgabe war durch einen Fehler des auswärtigen Buchdruckers auf schlechtem Papiere gedruckt. N.

**) Der nachher rühmlich bekannt gewordene Hr. Sprickmann. Die kurze Recension steht in der Allg. Deutschen Bibliothek, XXXIII, 2. S. 543. N.

II.

Osnabrück, den 20. Febr. 1775.

Die Freuden des jungen Werthers haben hier, wie überall, einen lauten Beyfall gefunden, und ich wünſche, daß ſolche der neuen Ausgabe der Leiden, welche veranſtaltet wird, beygefügt werden mögen, um die Schwachen zu ſtärken. Ich honge mich nicht!

Wo bleiben Sie aber mit Ihrem Sebaldus? Man will hier wiſſen, daß der andere Theil von den dortigen Cenſoren verworfen worden *), weil er zum Indifferentismus führen ſollte. Dieſes ſcheint mir aber nicht wahrſcheinlich, wenn es auch wahr ſeyn ſollte.

Die verlangte Abbildung von mir kommt hiebey, ſo gut und ſchlecht, wie ſie hier zu machen geweſen. Daß ich ſechs Fuß neun Zoll rheinländiſches Maaß halte, iſt nicht nöthig dabey zu bemerken, aber wohl dieſes: Geb. den 14. Dec. 1720, gemalt 1774. Vom Geſtorben wollen wir bey dieſer Ausgabe noch nichts erwähnen. Ich denke es bis zu Ende dieſes Jahrhunderts zu verſchieben.

Das Stück vom Herkommen **) erfolgt hiebey; mit einigen Noten, die mir zu deſſen Aufklärung nöthig geſchienen. Sie können davon, und überhaupt von allem verwerfen, was Ihnen nicht gefällt. Ich

*) Das iſt nicht geſchehen. Wohl gab es aber Geiſtliche in Berlin, welche es zur Gewiſſensſache machten, dieſes Buch nicht zu befördern. N.

**) Man ſ. dieſen niedlichen Aufſatz in den Patriotiſchen Phantaſieen, Bd. 2, S. 364. Möſer hatte dieß Stück vergeſſen. Es war mir durch einen Zufall zu Geſichte gekommen und ich hatte ihn erſucht es doch nicht wegzulaſſen. N.

appellire von Ihrem Urtheile nicht; und erkenne mich nur für einen Layen in dem Orden der schönen Geister. Meine Bestimmung hat mir nicht zugelassen, die Probejahre auszuhalten, welche zur Aufnahme in irgend eine gelehrte oder schöne Gesellschaft erfordert werden. Allein es muß auch nur Ihr Urtheil seyn, und Sie müssen es nicht machen, wie Artaxerxes beym Metastasio:

Perchè amicizia in giudice è colpa
Ad Artabano il giudicio ho commesso.

Der allerhöchste Beyfall, dessen Sie erwähnen, ist mir nicht gleichgültig *). Ich habe immer gewünscht, nützliche Wahrheiten, die mir von der Erfahrung auf dem täglichen Leben an die Hand gegeben wurden, auf eine eindringende Art zu predigen; und zu dieser Absicht ist mir der Beyfall einer ungelehrten Person von richtigem Gefühl angenehmer, als aller übrige. — Nach Sulzers Theorie ist jede Kunst dem Endzwecke untergeordnet, und die feinste Moral ist nur ein Spielwerk **), wenn sie die Faust nicht zu großen und nützlichen Arbeiten stärkt.

Das

*) Die nachher verwitwete, jetzt hochselige Königinn von Preußen las Mösers Phantasieen mit Beyfall, und hatte dieß mich wissen lassen. N.

**) Ein Spielwerk, welches unsere tiefen theoretischen Philosophen seit einiger Zeit fast ein wenig zu fein und zu arg treiben. Man s. auch in den Phantasieen Theil 2, S. 308, was Möser von der Wirkung und praktischen Brauchbarkeit der theoretischen Philosophie hielt. Desgleichen sagt er im 1ten Bande, S. 110 sehr treffend, in einer Abhandlung vom moralischen Gesichtspunkte: „Die Leute, welche von der Falschheit der „menschlichen Tugenden schreiben, wollen immer Fümet „ohne Fäulung, und Blitze haben die nicht zünden.“ N.

— Das Glossarium von Ihre hätte ich gern, weil ich eine eigene Bibliothek von etymologischen Werken, und die stärkste Neigung zu diesem Studium habe, worin ich mich doch nie in meiner völligen Größe zeigen werde, aus Furcht in Anderer Augen eben so klein zu werden, als ich in meinen eigenen bin, wenn ich es am besten gemacht habe.

12.

Osnabrück, den 10. Dec. 1775.

Alles was Ew. mir zu übersenden die Güte gehabt haben, ist, so weit ich urtheilen kann, richtig überkommen. Ich habe aber bis dahin den Empfang nicht angezeigt, weil ich einen großen Vorsatz hatte viel zu schreiben, und nie die Zeit gewinnen konnte ein so wichtiges Werk auszuführen. Nun aber, da ich durch Ew. Schreiben vom 2ten dieses gezwungen bin etwas zu antworten, kann ich Gott Lob mit leichtem Herzen anzeigen, daß ich mit dem Druck meiner Phantasieen so halb und halb (denn der Korrektor hat wirklich so ein Bischen überzwerch gesehen, und S. 41 *) einen rechten pot pourri gemacht) zufrieden bin, meine Frau aber den Kupferstich gar nicht für den Abdruck ihres Mannes erkennen will **). Ich kann aber dem einen so wenig wie dem

*) In der zweiten Auflage sind die Fehler verbessert. N.

**) Der Kupferstich vor dem XXIII. Bande der Allg. D. Bibliothek ist gemeint. Doch ist dieser noch ähnlicher als der vor der neuen Ausgabe der Phantasieen. Herr Gottlob hat den trefflichen Möser verschönern wollen.

hatte

andern abhelfen, und so ist es bey mir ein ewiges Gesetz, was mir in manchem hypochondrischen Augenblick bereits probate Dienste geleistet hat, mir die Ehre der Autorschaft nicht gar zu nahe zu nehmen.

Einen dritten Theil kann ich noch nicht versprechen; ich habe lange gefühlt, daß es bey zunehmenden Jahren nicht mehr so geht wie vordem, und möchte mir nicht gern von dem Publikum die Thür weisen lassen. Daher will ich es lieber noch ein Jahr ansehen, und immittelst erwarten, ob die von Zeit zu Zeit noch fortgehenden Entwürfe für das hiesige Intelligenzblatt sich einigermaßen heben wollen. Seit einiger Zeit will mir nichts mehr gefallen. Der Arzt giebt es auf den Nierenstein, und verordnet mir täglich ein Maaß von dem guten Weine dieses Namens; ich aber auf das tacitis senescimus annis.

Das deutsche Publikum ärgert mich zuweilen von Herzen. Die Leiden und Freuden des jungen Werthers ließen der Kunst des Herrn Göthe Gerechtigkeit widerfahren, und riefen nur eine Wahrheit etwas laut aus, die Herr Göthe selbst nicht verkennet und die man bey dem Geräusche, welches sein Werk machte, vergessen konnte. Einen solchen Gegner würde ich für meinen besten Freund gehalten, und die Leiden und Freuden als einen Beyfall für mein täuschendes Kunstwerk aufgenommen haben . . . und siehe da! Man nimmt es im Ernst übel!

Das

hatte ihn so roth und weiß gemacht, hatte jede bedeutungsvolle Runzel und Ecke abgestrichen, hatte ihn so rund und unbedeutend gemalt, daß von Möser nichts im Bilde war. Der Kupferstecher machte das Gesicht auch fein rund und flach. N.

Das verlangte Ding erfolgt hiebey *). Wenn der Herr Minister sich etwas Neues dabey vorstellt, so irret er sich. Dieses ist noch in der Arbeit, und kömmt — nie zu Stande.

Eine ordentliche Antwort auf alles übrige bleibe ich noch schuldig; ita testor.

13.

Osnabrück, den 20. Jun. 1776.

Es hat mich recht gefreuet, daß Ew. sich noch vorm Tode bekehrt, und im dritten Theile des Nothanlers das Aergerniß weggenommen haben, worüber alle Rechtgläubige so sehr aufgebracht waren. So fällt man in der Welt, wie im Roman, zuletzt den Orthodoxen in die Hände. Ein Paar Episoden mehr hätten das Werk noch wohl ein Bißchen verlängern können; aber es scheint, die Braut war endlich des Tanzens müde, und wollte nun auch einmal — ausruhen.

Was sagen Sie aber dazu, daß die Altonaer Zeitung den Martin Dickius, bey welchem ich wider meinen Willen die Gevatterstelle habe übernehmen müssen **), dem

*) Vermuthlich ein Aufsatz über die Concursprozesse, der hernach im IIIten Bande der Phantasieen, S. 251 gedruckt ward. Der damalige Justizminister und nachherige Großkanzler, Herr von Fürst, der gehört hatte, daß Möser etwas darüber geschrieben habe, ersuchte mich es ihm zu verschaffen. N.

**) Dieß Buch war Mösern zugeeignet, aber ohne dessen Wissen und Willen, wie der Verfasser selbst in der Zueignungsschrift sagt. N.

dem ehrlichen Sebaldus zum Compagnon gegeben hat? Hier müßte man wohl ausrufen: Quo, quo, scelesti?!

Einen dritten Theil zu den Phantasieen kann ich Ihnen noch zur Zeit nicht liefern; vielleicht geschieht es übers Jahr, wenn ich meinem allmählich vertrocknenden Humor noch so viel entreißen kann. Aufsätze dieser Art erfordern ihren eignen Augenblick; fehlt dieser, so wird alles steif und lahm, und man wird Pédagogue ohne Beruf.

Wenn Sie den ersten Theil wieder auflegen wollen, so wünschte ich, daß die Westphalismen, deren man mich vermuthlich beschuldigen wird, ausgemärzt werden könnten. Da ich in meinem Leben lauter juristisches Zeug geschrieben, nie ein Kompendium der schönen Wissenschaften gelesen habe, und in denselben nur so ein Bißchen naturalisire, wie die ausgelernten Fechter sprechen: so besorge ich immer von dieser Seite den Rechtschreibern anstößig zu seyn.

Eine Stelle, welche die Eroberung von Lissabon durch die Hanseatische Kompanie erzählt, habe ich ganz weggestrichen. Zu derselben hatte mich Herr Willebrand in seiner Hanseatischen Chronik verführt, und ich hütete mich nicht davor, daß der Herr Verfasser das was er S. 9 davon erzählt, in einer Anmerkung hinter der Vorrede p. 1 zurückgenommen oder bezweifelt hat. Allenfalls müßte eine Note:

S. Willebrands hanstische Chronik S. 9, jedoch verglichen mit der Anzeige irriger Stellen S. 1

darunter gesetzt werden, damit mich nicht ein Kritikaster deßfalls einer Uebereilung beschuldige.

Ich bin wie der weise Junker, hasta la muerte ...

N. S.

N. S. Ein alter muſikaliſcher Junker, der vor zwanzig Jahren ſeinen Organiſtendienſt aufgeben mußte, weil er nicht orthodox war, und ſich ſeitdem vom Klaviermachen ernährt, plagt mich die Anſchlüſſe beyzufügen.

14.

Osnabrück, den 1. Jul. 1776.

Ew. werden mein Schreiben vom 20. Jun. vermuthlich erhalten haben; ich beziehe mich alſo darauf, und verſichere nochmals, daß zu einem dritten Theile kein Vorrath ſey. Wenn ich es aufs genauſte zähle, ſo ſind etwa zwanzig Stücke vorhanden, die ich entweder dem erſten Theile, der doch etwas ſchwächer iſt als der andere, hinzufügen könnte oder etwa in der Zeit eines Jahres ſo vermehren müßte, daß daraus ein Band erwachſen könnte. Das letztere hängt von günſtigen Augenblicken ab, die ſich nicht erzwingen laſſen; und wenn Sie wüßten, in wie vielen Küchen ich unter einander kochen muß, und was es für Arbeit fordere, wenn man in einem kleinen Staat maitre Jaques *) iſt, ſo würden Sie nichts mehr von mir fordern.

Meiner Einleitung zur Osnabrückſchen Geſchichte würde ich lieber einige Zeit ſchenken. Ich habe von Anfang die Abſicht gehabt, ſolche bloß als Manuſcript abdrucken zu laſſen, und das Urtheil würdiger Männer darüber

*) Anſpielung auf den Maitre Jaques beym Moliere (im Avare), der Koch und Kutſcher zugleich war. N.

darüber einzuholen; ſodann aber erſt eine förmliche Ausgabe davon zu geben. Da ich aber zweyhundert Exemplare davon abziehen laſſen, ſo iſt ſie weiter gekommen, als ich Anfangs wünſchte, und nun dermaßen rar, daß letzthin 42 Commiſſionen auf ein Exemplar, das ſich in der Richterſchen Buchhandlung in Hannover, welche diſtrahirt ward, gefunden hatte, eingelaufen ſind. Dieſes liegt mir am Herzen, und ich möchte gern vor meinem Ende das Angefangene zu Stande bringen, zumal da der Biſchof mit der Zeit von der Verfaſſung des Landes, welches er regieren ſoll, unterrichtet werden muß. Dieſes hält mich vom Phantaſiren zurück, und belaſtet die freudige Einbildung zu ſehr, um ſich nach ihrem Muthwillen zu beſchäftigen. Haben Sie doch ſelbſt Ihren Nothanker im dritten Akt zur Ruhe gebracht, da er doch gar wohl bis zum fünften hätte figuriren können.

Leben Sie wohl!

15.

Nicolai an Möſer.

Leipzig, den 15. Oktober 1776.

Geſtern erhalte ich Ew. Schreiben mit dem korrigirten erſten Theile Ihrer Phantaſieen. Ich erſehe daraus, daß Sie zu dem dritten Theile nur etwa zwanzig Stücke vorräthig haben. Ich will Sie auch nicht übereilen, vielmehr will ich Ihnen der glücklichen Augenblicke die zu Phantaſieen nöthig ſind, recht viele wünſchen.

Indeß

Indeß will ich auch lieber den neuen Abdruck des ersten Theils lassen, bis auch der dritte fertig werden kann; denn ich wollte die Neue Ausgabe zusammen drukken und nur von der alten die Theile einzeln geben.

Ich wollte deßhalb nicht gern (nach Ihrem Vorschlage) die vorräthigen Stücke der Neuen Auflage des ersten Theils beyfügen, weil sonst die Besitzer des ersten Theils diese Vermehrung entweder nicht haben würden, oder denselben noch einmal kaufen müßten. Ich halte also am besten, diese Vermehrungen zu einem dritten Theile aufzubehalten. Wenn Sie die Osnabrückschen Nachrichten recht durchsehen, so wird sich vielleicht noch manches finden, das eines neuen Abdrucks würdig ist. Sie hätten im zweyten Theile auch an die allerliebste Erzählung: das Herkommen, nicht gedacht, wenn ich Sie nicht daran erinnert hätte. Rechnen Sie nur darauf, daß Ihre Aufsätze deßhalb nicht uninteressant werden, weil sie lokal für Osnabrück sind. Die Art, wie Sie diese lokalen Objekte behandeln, macht sie interessant für jedermann.

Ich glaube, es wird nützlich seyn, bey dem dritten Theile ein Sachregister über das ganze Werk zu machen. Die Mannigfaltigkeit der Materien erfordert es. Wissen Sie etwa jemand dem Sie es aufzutragen für gut fänden, so könnte es vielleicht vom ersten und zweyten Theile mit Muße gemacht werden. Denn die Neue Edition soll ungefähr Seite auf Seite kommen, nur sauberer gedruckt und ausgeziert erscheinen.

Dazu soll denn auch Ihr Bildniß umgestochen werden. Hier findet sich aber eine Schwierigkeit. Die guten Kupferstecher finden das Bild zu hart gemalt, und glauben nicht, daß sie darnach etwas Gutes machen kön-

könnten. Nun wäre die Frage: ob wohl noch ein besseres Gemälde vorhanden wäre, und wenn dieß nicht; ob etwa noch eine Zeichnung nach der Natur gemacht werden könnte? Ich überlasse Ihnen, ob es nicht malerischer aussehen würde, sich in einer Mütze zeichnen zu lassen — in dem Augenblicke, in welchem Ihnen etwa die Phantasie von der Spinnstube oder von der allerliebsten Braut gekommen ist. — Denn ich meyne, zu solchen Phantasieen muß man recht gemächlich seyn, ohne eine wohlfrisirte Perücke aufzusetzen. Ich bitte mir hierüber Ihre Antwort auch aus.

Die Hoffnung, Ihre Osnabrückische Geschichte vollendet zu sehen, ist mir äußerst angenehm. Es ist schwerlich so leicht ein anderes historisches Buch zu finden, das dem Kenner und dem Liebhaber gleich interessant ist.

Ich sende Ihnen hiebey einen Almanach von Volksliedern, von welchem die Vorrede von mir, die Lieder aber alle ächte Handwerksburschen- und Pöbellieder sind. Meine Absicht ist, unsern seynwollenden Genies, die allerley Unfug treiben, einen kleinen Zwick in die Ohren zu geben, dabey aber doch auch solche Volkslieder aus der Dunkelheit zu ziehen, die wahre Naivität haben. Könnten Sie mir dazu einige aus den Osnabrückschen und andern Westphälischen Gegenden schaffen? Ich dächte, es müßte da schöne Spinnstubenlieder geben. —

16.

(Erhalten den 9. Jun. 1777.)

Ihre beiden letztern Briefe habe ich unbeantwortet gelaſſen, weil ich es mit guten Freunden ſo genau nicht nehme, und zu Ihnen das Vertrauen hege, daß ich Sie auch wohl in der Nachtmütze, die Sie mir in effigie aufſetzen wollen, empfangen dürfte. Jetzt aber, da ſich unſre Kaufleute, welche nach Leipzig wollen, bey mir melden, mag ich Ihnen ferner nicht verhalten, daß wir hier keinen Maler beſitzen, von dem ich mich zur Schau ſtellen laſſen dürfte. Der vorige *) war ein Michel Angelo della Scopa, und der künftige wird gewiß nicht di Buonarota ſeyn. Alſo werden Sie die Hofnung, mich in atto di Fantaſia zu ſehen, fahren laſſen müſſen; es wäre denn, daß ein gewiſſer Maler in Leipzig **), deſſen Namen mir entfallen iſt und der ſich bereits ſeit einem Jahre verbindlich gemacht hat, hier 20 Bildniſſe für 500 Rthlr., die ihm auch verſichert ſind, zu malen, ſeinem Verſprechen nachkommen ſollte.

Einen dritten Band meiner Phantaſieen kann ich nicht weiter verſprechen. Was ich jetzt mache, gefällt mir nicht, und es iſt beſſer ich höre auf zu ſchreiben, ehe andre aufhören zu leſen.

Weſtphäliſche Volkslieder habe ich einige geſammelt, aber noch nicht die Zeit gehabt, die Melodieen zu notiren, und ich wußte auch nicht, ob Sie bey Ihrem Vor-

*) Nehmlich der das Bildniß malte, das vor der A. D. Bibliothek ſteht. N.

**) Der verſtorbene Herr Gottlob. N.

Vorsatze beharreten. Sie sollen aber erfolgen, wenn Sie es verlangen. Die Idee des neuen Almanachs war vortreflich; ich ärgere mich immer über die Kritiker, die bloß nach der Scheibe schießen, da sie, um ihre Accurateße zu bezeugen, zugleich einen Hasen erhaschen könnten. In diesem Stücke sind Sie ein dreyfacher Meister.

Vale qui valere dignus es!

Geschrieben auf der Hand vorm Kamin, Nachts um 1 Uhr. Wers lesen kann, ist nicht blind!

17.

Osnabrück, den 9. Jul. 1777.

Es hängt lediglich von Ihnen ab, wie Sie es mit der neuen Ausgabe meiner Phantasieen halten wollen; der mehrste Vortheil mag hier entscheiden, und nicht meine schriftstellerische Eitelkeit, die sich Gott sey Dank so ziemlich bändigen läßt. Der Maler von Leipzig, ich glaube daß er Gottlieb oder Gottlob heißt, ist bereits seit drey Monaten hier auf einem Landgute, wo er zu arbeiten hat. Anfangs wollte er um aller Welt willen nicht nach Westphalen, und nun gefällt ihm sein erster Aufenthalt so wohl, daß er nicht weiter kommen kann. Zwölf Bildnisse, worunter das meinige mit ist, hat er für 300 Rthlr. übernommen; dabey hat er die freye Bewirthung ꝛc. Ich hoffe, er wird doch gegen den Winter wieder abreisen wollen, und auf diesen Fall kann ich mein Bildniß versprechen.

Den Rest der Phantasieen sollen Sie nebst dem revidirten zweyten Theile auf Michaelis haben. Eine

bessere

bessere Ordnung nach den Materien wäre freylich gut; aber wer soll sie machen? und verführt es nicht noch manchen, ein ernsthaftes Stück mit anzusehen, wenn es so zwischen den lustigen steht? Unsere katholischen Priester lesen die halbe Messe vor und die halbe nach der Predigt, damit der Christ der eine ganze Messe hören muß, die Predigt auch mit hören müsse. Denken Sie Selbst, ein ganzer Theil von lauter politischen Räsonnemens, die nicht aufhören und zuweilen nur Einen Gedanken wiederhohlen!

Ein Register wäre auch gut; dieses würde ich aber selbst machen müssen, wenn es so recht gerathen sollte; und das kostete wieder Zeit und Mühe ... Der Codex Fridericianus hat auch kein Register. Vielleicht bedenke ich mich doch noch wohl.

Die Volkslieder kommen hiebey; sie gefallen mir aber auf dem Papier so nicht, als wenn Meister Seuberlich sie selbst singt. Nun! was nicht gefällt, kann wegbleiben *).

Mit meiner Osnabrückschen Geschichte bin ich verlegen; ich glaube nicht, daß ich etwas zu Stande bringe, wenn ich es nicht wie vorher mache, und sie bogenweise dem Druck überliefere. So wird dann ein Bogen nach dem andern fertig, und ich stehle mir meine eigene Arbeit ab. — Ich stehe bey der hiesigen Regierung, die mit zweyen fremden Geheimen Räthen aus Sachsen und Hessen besetzt ist, Mutterseele allein, habe also alle Resolutiones anzugeben und zu entwerfen, die sich monatlich über 50 belaufen, und das nimmt mir einen Haufen

*) Die plattdeutschen Lieder im zweyten Theile des Almanachs sind von Möser mitgetheilt. M.

Zeit weg; ohne was ich in meinen andern Departements thun muß. Doch ist es ein Glück für mich, daß ich mich meinen Favoritarbeiten nicht überlassen kann. Bey jenen behalte ich Hunger und Durst; aber bey diesen würde ich mich in weniger Zeit um meine Gesundheit schreiben. So spricht wenigstens meine Frau, und sie hat zuweilen Recht. Die Ihrige wird vermuthlich auch so sprechen, da Sie alle Verbindungen mit dem Publikum aufopfern wollen. Was gelobt man nicht in der Angst? Die Stunde wird aber auch wieder kommen, wo Sie einen glücklichen Einfall haben werden, und ihn ohne einen und andern Freund nicht genießen können. Und dann werden auch wohl mehrere dazu gebeten, bis endlich der Verleger die ganze Welt invitirt. Das erwarte ich gewiß, und bin auch dafür mit der vollkommensten Hochachtung Ew. gehorsamster Diener.

18.

Osnabrück, den 14. Sept. 1777.

Hiebey übersende ich Ihnen, werthester Herr und Freund, den Rest meiner Phantasien, und überlasse es Ihrer Wahl, was Sie damit machen wollen. Man wird endlich steif und alt, und mich däucht oft, die Munterkeit, wodurch ich meine Vorstellungen zu heben suche, sey nicht mehr so wahr, als vordem: es sey heiße Liebe in dem Munde eines Greises. Jedoch nehme ich mich so viel möglich in Acht, von Sachen zu schreiben, deren Wahrheit und Nutzbarkeit ich nicht lebhaft empfinde, um auf diese Weise meine Armuth nicht zu verrathen. So ma-

chen

chen es kluge Koketten, und wohl dem, der ein leicht thränendes Auge zum Ausdrucke der Freundschaft gebrauchen kann, um auch seine natürlichen Schwachheiten zu verbergen!

Mein Bildniß hat Hr. Gottlob mit auf Leipzig genommen. Er wünschte, daß es dort gestochen werden mögte, von Hrn. Geyser. Ich überlasse dieses Ihrem Gutbefinden.

Herrn Ursinus hätte ich billig das hier beiliegende Blatt *) mit übersenden sollen, worin ich des Liedes gedacht, was uns Westphälingern gehört, und bitte es demselben mit meiner ergebensten Empfehlung gelegentlich zuzustellen. Leben Sie wohl!

19.

Osnabrück, den 24. Jan. 1778.

Die mir zugesandten Bücher sind mit einander richtig eingetroffen, und mit diesen noch die ersten Bogen von der neuen Auflage meiner Phantasieen, die ihr Glück noch besser in der Welt machen, als ich ihnen zugetraut hätte. Erhebliche Druckfehler habe ich darin nicht bemerkt, ausser daß im dritten Theile S. 20. Zeile 9. anstatt Arabelle von Ihnen, entweder Arabelle von *** Ihnen geschrieben, oder das von ganz wegbleiben muß.

*) Mösers zwey Briefe an Hrn. G. R. Ursinus stehen in dieser Sammlung. Das hier erwähnte Blatt ist nachher gedruckt worden in den Patriotischen Phantasieen. III. Th. S. 240. N.

Von der Recension in der A. D. B.*) sage ich nichts, weil sie zu viel Gutes von mir sagt, und der Herr Recensent hat mir in dem einzigen Stück wahre Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß ich eine gute Erinnerung mit Dank annehme. Diese bewegt mich aber doch, eine Erinnerung an das Publikum zu machen, welche ich hiebey schließe und welche zur Vorrede vor dem dritten Theil dienen kann.

Ich mögte nicht gern in dem Verdacht seyn, daß ich das pro und contra über viele Gegenstände hie und da mit bloßem Muthwillen behauptet hätte. Sehr wichtige Lokalgründe haben mich dazu genöthigt, und ich würde gewiß dem Leibeigenthum einen offenbaren Krieg angekündigt haben, wenn nicht das hiesige Ministerium und die ganze Landschaft aus lauter Gutsherren bestünde, deren Liebe und Vertrauen ich nicht verscherzen kann, ohne allen guten Anstalten zu schaden. Und Gott sey Dank, ich habe mir mit meinem Vortrage nie einen Feind gemacht, und manches durchgesetzt, was Andern unmöglich schien. Sehr viele Stücke in den Phantasieen konnte ich mit den darauf erlassenen Landesordnungen belegen, oder durch die darnach gemachten Einrichtungen erläutern; aber dieses würde zu weitläuftig geworden seyn. Eine sehr kitzliche Sache war es immer für mich, wenn ich entweder den Präsidenten meines Kollegiums, oder den Herrn Landmarschall, deren Rollen der Lokalleser kannte, öffentlich zur Schau stellte, und über Sachen, worüber ich in den Kollegien vortrug, meine Meynung ins Publikum schrieb. Hiezu gehört eine eigene Behutsamkeit; und hieran hat der Herr Recensent nicht gedacht. Zur Stelle wußte man meine wahre Meynung recht gut; und diejenigen, die ich zum Besten hatte, lachten

*) Allg. Deutsche Bibliothek, XXXIII, 1, S. 1.

lachten mit mir, ohne böse zu werden, weil sie wußten, daß ich es gut meynte.

Sollte der dritte Theil nicht stark genug werden, so lege ich noch einige Stücke zur Ausfüllung bey, insofern sie Ihnen dazu gut genug scheinen. Sonst können Sie solche nur unter die Bank werfen.

Von der mir gegebenen Erlaubniß noch mehrere Bücher fordern zu mögen, werde ich ein andermal Gebrauch machen. Melden Sie mir aber, wie weit ich nach dem gewöhnlichen Curse gehen darf. Geizig bin ich nicht; auch sind die Phantasieen wahrlich nicht in der Absicht geschrieben, um damit Geld zu verdienen. Aber die Beruhigung, daß ich nichts schuldig bin, gehört mit zu meinem Vergnügen. Verfahren Sie hier wie ein Engländer, der seinem Freunde keine Guinee borgt, ohne einen Wechsel auf Summe und Zeit von ihm zu nehmen, und dieses mit dem Nationalzusatze: Business will be done in a regular way.

Man sagt hier, Sie wären der Verfasser von dem Lustspiele Lavater*); ich habe es noch nicht gelesen. Wo ist denn der Volksalmanach geblieben? Leben Sie wohl!

20.

Osnabrück, den 16. Aug. 1771.

Werthgeschätzter Freund! Es ist zu seiner Zeit alles richtig eingegangen, was Sie mir zugeschickt haben, und die Hofnung, die ich hatte, Ihnen etwas Gewisses

*) Ich habe ein Lustspiel unter diesem Titel, so viel ich mich erinnern kann, nie gesehen. N.

wegen meiner Osnabrückschen Geschichte zu melden, hat meine Antwort, wie eine Danksagung für alle Beweise Ihrer Freundschaft, aufgehalten. Jetzt aber da mir mein Arzt das Arbeiten verboten, weil ich mich bey der Hitze etwas zu sehr übernommen hatte, kann ich Ihnen mit Zuverläßigkeit melden, daß diesen Winter noch nichts daraus werden kann. Sie sehen aus dem Aufschlusse, daß ich wirklich mit der Fortsetzung beschäftigt bin, und um den Druckfehlern so viel möglich vorzubeugen, solche als Manuscript erst abdrucken lasse. Es sind also nicht ganz leere Hofnungen, die ich gebe, und da ich mit den mir angebotenen Bedingungen vollkommen zufrieden bin, so wird nichts als der Mangel an Gesundheit mich abhalten, den ersten Versuch, wovon ich hier, weil ich mir au pié de la lettre meine Arbeit stehlen muß, nur 200 Exemplare auf meine Kosten abdrucken lassen, mit einer Fortsetzung bis auf den Untergang des Großherzogthums Sachsen unter Heinrich dem Löwen, von neuem auflegen zu lassen. Allein ob demnächst noch weiter etwas erfolgen werde, dieses kann ich auf dem Faulbette, worauf ich dieses schreibe, nicht versichern, und noch weniger versprechen. Gegen die nächste Messe will ich Ihnen bestimmter schreiben.

Zu Pyrmont, wohin ich, um mich zu zerstreuen, eine Ausflucht unternommen, habe ich die beiden Herren von Stosch aus Berlin kennen lernen *), die mir mehr als

*) Es war der Königliche Leibarzt Hr. G. A. Muzell, und dessen Bruder Hr. Muzell-Stosch, der Freund Winkelmanns (dessen Briefe an ihn zu Berlin 1781, 8. gedruckt worden). Der lehte hatte von seiner Mutter Bruder, dem berühmten Hrn. von Stosch in Florenz, der ihn zum Erben einsehte, den Namen Stosch angenommen. M.

als alle unsere Genies gefallen haben. So ein Paar Männer mögte ich hier haben, und ich wollte gern auf alle übrigen Verzicht thun.

Ist der Herr Nicolay *), dessen Gedichte Sie mir überschickt haben, ein Verwandter von Ihnen? Seine Sachen haben mir überaus wohl gefallen. Man sieht doch endlich einmal wieder wahre schöne Empfindungen, und einen gesunden dichterischen Ausdruck. Eine ganze Weile habe ich mich sonst über meinen eigenen Geschmack geärgert, der dasjenige nicht schön finden wollte, was jedermann doch so laut lobte. Ich fing an zu reimen, als Günther unser Held war, und glaubte ich wäre in der Wiege verdorben. Aber die Gedichte des Herrn Nicolay haben mich wieder beruhigt.

Meister Seuberlich wird sich nun auch wohl empfehlen, wenn er nicht noch einige erhebliche Entdeckungen macht. Aber können Sie alt werden, ohne zu schreiben? Mich dünkt, das Schreiben ist eine Krankheit, die mit den Jahren zunimmt, und nicht eher nachläßt als bis man stirbt. Es geht damit wie mit den Weibern; im Alter hat man sie am nöthigsten, und oft noch am liebsten, wenn einen Alles verläßt und ein gutes Weib unsre Plagen theilt. — Die Meinige bringt mir eins vom Besten, und will nun auch, daß ich nicht mehr schreiben soll. Also leben Sie wohl!

*) Der itzige Russ. Kaiserl. Staatsrath Herr von Nicolay. W.

21.

Osnabrück, den 14. Dec. 1778.

Die Beschreibung von Berlin hat Ihnen, liebster Freund, gewiß mehr Stunden gekostet, als der Leser, der sie in seinem Lehnstuhle liefet, zählen und glauben wird; und ich danke Ihnen von Herzen für das mir zugeschickte Exemplar.

Die Fortsetzung meiner (Osnabrückischen) Geschichte erfolgt hiebey, zu Ihrer Erbauung; aber noch nicht zum Druck. Ich habe sowohl in diesen Bogen, als in der vorhergehenden Ausgabe, noch verschiedenes zu ändern. Besonders habe ich noch hie und da zu sehr anticipirt. Wir Autoren sind zu eilig, und befürchten dasjenige zu verlieren, was wir nicht gleich ganz heiß auftischen.

Am meisten befürchte ich, daß manches was zu veraltet ist, und doch zur Naturgeschichte der politischen Staatsverfassung gehört, nicht recht einleuchten werde. Die Leute werden glauben, ich plaudere zu viel von Heerbann und Dienstmannschaft; und doch giebt mir dieses allein den mächtigen, und für eine kleine Landesgeschichte nur gar zu mächtigen Faden. Ich kann mir aber nicht helfen: mit der moralischen Schnur ist es Kinderey in der Geschichte; und alle reißen ab, ausser jenem nicht.

Einigermaßen beruhigt mich das Schauspiel in Amerika, welches die Verwandlung, die Deutschland erlitten hat, jedem lebendig vormalt. Hier machen die dreyzehn Provinzen den Heerbann, und die reguläre Armee die Dienstmannschaft aus. Letztere ist, wenn auch der ganze Heerbann, worunter sie doch alio respectu mit gehört, aufgeboten wird, von dem gemeinen Aufgebot entschuldigt, ungeachtet sie für Löhnung dient,

und

und jener auf eigne Kosten marschirt. Währet der Krieg noch einige Jahre: so vermehrt sich immer die Zahl der Regulären, die übrigens zu Hause Landwirthe wie Andre sind; und die Uebrigen sinken unter der Last der Löhnung, so wie unter der Verachtung, weil man sie, ihrer Unbrauchbarkeit wegen, nicht aufbietet. Ihre besten Leute werden Officiere, und ziehen den respectum militarem ihrem respectui Heribannali sive civico vor *).

Nun frage ich Sie, ob Sie mich verstehen? und ob ich deutlich genug bin? Unser ganzes Steuer- und Fuhrwesen, Adel und Leibeigenthum, kurz alles, was Freyheit und Eigenthum nahe und fern berührt, entwickelt sich mit diesem einzigen Faden; und ich beschreibe bloß die physikalische Geschichte einer politischen Verfassung. Jede Geschichte muß die Naturgeschichte des Originalkontrakts einer Nation unter allen vorkommenden Veränderungen werden, wenn sie jemals im eigentlichen Verstande pragmatisch seyn soll. Dieses ist das Resultat von unzähligen Versuchen, die ich in Gedanken darüber angestellet habe, und worüber ich mich in der Vorrede noch weiter erklären will.

Aber nun der Druck? Auf Ostern kann ich mit Durchsehung desjenigen, was bis dahin abgedruckt ist, füglich fertig werden. Aber gern hätte ich sofort noch eine Periode, bis auf den Ausgang des Großherzogthums Sachsen, dabey. Diese wird manches deutlicher als jetzt erkennen lassen. Nur weiß ich nicht, ob ich damit zu Stande kommen werde. Im Kopfe ist sie richtig, aber auf dem Papiere kaum angefangen,

*) Mir scheint diese Vergleichung äußerst treffend und einleuchtend. Fast eben so geht es jetzt in der französischen Revolution. N.

fangen, und meine Kräfte nehmen ab, besonders im Sommer; daher ich nicht gewiß sagen kann, ob ich gegen Michaelis mit dieser letzten Periode fertig werde. Zu dieser Periode könnte ich einige auserlesene Urkunden mit anhängen, die bey der Karolingischen abgehen, und höchstens aus 10 oder 12 Stücken, so bereits gedruckt sind, bestehen. Doch auf Ostern werde ich hievon sicherer urtheilen können. Sie sollen sodann das eine oder andere haben, und ich werde auch dann schon weiter als jetzt sehen können.

Meister Seuberlich *) kann mit Recht aufhören; er hat gewiß mehr Narren bekehrt, als mancher Apostel Heiden; und die Narren, die ihm nachschreyen, haben ihm mehr zu danken, als sie erkennen wollen. Wehe dem armen Geschöpfe, dessen Geschmack sich von solchen Windfedern leiten läßt!

Die Berlinische Geschichte **) bin ich noch nicht genau durchgegangen. Die Schrift ist mir in opere tam longo etwas zu fein. Vale!

Den 14. Dec. 1778, da ich mein 59. Jahr antrat.

Einige andere Stücke von mir, so einigermaßen interessiren könnten, lege ich hier bey. Dem Hrn. Minister von Först hatte das Stück in den Phantasieen über den Konkursprozeß im 3. Th. p. 251. gefallen, und er wünschte eine Erläuterung über den Aeußerprozeß. Diesem Zwecke ist das Stück Nr. 9 und 11. gewidmet ***).

*) Möser meynt den Almanach von Volksliedern. N.

**) Nehmlich die historische Einleitung zu meiner Beschreibung von Berlin. N.

***) Abgedruckt im IV. Theile. Nr. 16. S. 258. N.

22.

Osnabrück, den 20. Dec. 1778.

Vor 8 Tagen schrieb ich Ihnen, liebster Freund, unter einem Umschlage an Hrn. Büsching, dem ich eben ein großes Packet zu schicken hatte; und gleich nachher fand ich das hiebey gehende Blatt auf meinem Tische, welches vermuthlich zu demjenigen gehört, was ich Ihnen von meiner Geschichte übersandt habe.

Vor einiger Zeit habe ich ein Gutachten wegen der hiesigen Zehnten *) entworfen, und bloß aus einer Induktion aus einer Menge beygelegter hiesigen Urkunden gezeigt, daß keine Zehnten zu Anfange vom Felde gezogen, sondern den Leuten zu einem leidlichen Preise gelassen worden, so daß durchaus die Regel für die ursprüngliche Ablösung gefasset, und Keiner zum Zugzehnten gelassen werden müßte, als insofern er davon im Besitz gewesen zu seyn erweisen kann. Dieses, sage ich, habe ich aus einer bloßen Kette von Factis und Datis, worüber die Urkunden beygelegt sind, und zwar, wie ich mir schmeichle, dergestalt gezeigt, daß kein ehrlicher Mann daran weiter zweifeln kann, und selbst das Reichskammergericht, wohin jenes Gutachten in einer gewissen Sache geschickt ist, seine bisher hierunter angenommene Meynung ändern wird.

Vielleicht könnte diese Abhandlung, es sey nun, daß ich ihr die Gestalt eines Gutachtens lasse, oder dasselbe noch umschmelze, im Preußischen ihr Glück machen, wo man auch darauf bedacht ist und wenigstens immer mehr

Bedacht

*) Ein Auszug dieses Gutachtens ist im IV. Theile der Phantasien, S. 151. fg. gedruckt. M.

Bedacht nehmen wird, den Zehntherren Ziel zu setzen, und andere Länder, die ein starkes Militare haben, oder wo der Landesherr gern allein dasjenige ziehen mögte, was die Unterthanen abgeben können, werden es auch gern vernehmen, daß ein solches Principium auser allem weitern Zweifel gestellet sey.

Es käme also darauf an, ob Sie dasselbe in Verlag nehmen, und falls ich es in der Gestalt eines Gutachtens liefe, einen dortigen geschickten Mann finden könnten, der eine Vorrede dazu schriebe. Denn wenn ich nicht die Zeit habe, es umzuschmelzen: so wollte ich es nicht selbst herausgeben, sondern herausgeben lassen. Es wird zusammen so viel als ein Band der Phantasieen ausmachen: vier oder fünf Bogen Text, und das Uebrige Urkunden aus dem X, XI, XII, und XIIIten Jahrhundert, die noch ungedruckt sind, und worauf ich mich in der Folge meiner Geschichte ohnehin beziehen muß.

Leben Sie wohl, und schenken Sie dem Publikum auch bald wieder etwas, wobey es sich erfreuen kann.

23.

Osnabrück, den 14. April 1779.

Da sich heute einige Kaufleute bey mir gemeldet, welche morgen nach Leipzig reisen wollen: so sende ich Ihnen hiebey etwas für einen Liebhaber, was in den Laden sonst nicht gekommen ist, und auch nicht darin kommen wird *).

Mit

*) Die Deduktion des Herkommens in Ansehung der Absteuer adelicher Töchter im Stifte Osnabrück, Folio. Die sehr

Mit meiner Geschichte werde ich nach Ihrem Vorschlage verfahren. Wenn mich keine Krankheit abhält: so werde ich vor Ende des Jahres fertig.

Das Gutachten, wovon ich letzthin gemeldet, habe noch nicht wieder angesehen, weil ich zu eifrig auf das andere bin; requiescat usque dum.

Vale qui valere dignus es!

24.

(Erhalten den 23. Jul. 1779)

Liebster Freund! Ueberbringer dieses, ein junger würdiger Mann *), der unter einem vielleicht wenig glänzenden Kleide viele Talente in der Mathematik verbirgt, und darauf reiset um etwas in der Baukunst und Mechanik zu erlernen, hat mich um eine Addresse an Sie gebeten, und ich theile diese ihm um so viel lieber mit, weil ich zum Voraus weiß, daß er Ihnen nicht unangenehm seyn wird. Er ist in der Werkstätte als ein Handwerker erzogen, und von Hrn. Professor Lichtenberg, wie derselbe vor einigen Jahren hier war, als ein Autodidactus in der Algebra nach Göttingen zu gehen beredet worden. Da hat er sich drey Jahre aufgehalten, und nicht allein den Unterricht, sondern auch die Freundschaft eines Kästner genossen. Ich habe ihm hierauf einiges Reisegeld von

sehr interessante Vorrede ist nachher im IVten Bande der Phantasieen S. 137. abgedruckt worden. N.

*) Herr Hollenberg. N.

von unſerm Biſchofe verſchafft, was er nun dort noch zu verzehren gedenkt, weil er glaubt, daß Berlin ein Ort ſey, wo für ihn noch vieles zu ſehen ſeyn würde. Mehreres brauche ich Ihnen von ſeiner Abſicht nicht zu ſagen, und meine Freyheit werden Sie auf die gute Rechnung unſerer Freundſchaft ſetzen.

An meiner Geſchichte arbeite ich, ſo viel es nur meine Zeit erlaubt, und noch darf ich hoffen, mein Verſprechen zu erfüllen.

25.

Osnabrück, den 20. Oct. 1779.

Wertheſter Freund! Unter dem Hakenpflug *) verſtehe ich einen ſolchen, der noch ungekünſtelt iſt und von der erſten einfältigen Erfindung zeigt. Dieſen habe ich mir alſo vorgeſtellet, daß die Deutſchen, ehe ſie den Gebrauch des Eiſens gekannt, einen umgekehrten Aſt dazu genommen, als z. B.

daß ein Mann den Aſt in A gedrückt, und ein anderer vor B die Pferde geſpannt. Hernach, wie das Eiſen aufgekommen, hat man den Zapfen in C beſchlagen, und zuletzt

*) Dieß bezieht ſich auf das von Möſer ſelbſt angegebene Kupfer zum 1ſten Bande der Osnabrückſchen Geſchichte. M.

zuletzt das Eiſen, welches die Furche aufnimmt, hinzugeſetzt. So ſcheint mir der Gang der Erfindung geweſen zu ſeyn, und ſo verſtehe ich unter einem Hakenpfluge jene erſte Anlage. Eben ſo grub man in der erſten Periode mit hölzernen Spaden, beſchlug ſie in der zweyten, und machte ſie in der dritten ganz von Eiſen. Hieraus wird Herr Meil meine Meynung leicht errathen.

Mit dem zweyten Theil meiner Geſchichte bin ich ziemlich weit gekommen, ſo daß ich hoffen kann, ihn nach Weihnachten abzuſchicken. Doch wünſchte ich nicht, daß Sie ohne Ausnahme darauf rechneten, weil oft unvorhergeſehene Verhinderungen den beſten Vorſatz vereiteln können.

Das Gutachten, wovon ich einmal geſchrieben, muß noch beruhen, und ich werde mich gegen Oſtern weiter darüber erklären.

Vale qui valere dignus es!

26.

Osnabrück, den 23. Jan. 1780.

Druck und Papier der neuen Auflage der Osnabrückſchen Geſchichte gefallen mir recht gut; aber vor Druckfehlern bin ich ſehr beſorgt, beſonders da, wo die Worte äußerlich richtig zu ſeyn ſcheinen. So ſteht z. B.

p. 10. l. 7. heimlich führen anſtatt heimführen;

p. 14. l. 4. von unten: Grundword oder Weidegeld, für Grund-Word- oder Weidegeld;

welche einem Korrektor, der auf die Sache und nicht bloß auf den Buchstaben sieht, billig nicht hätten entgehen sollen.

An andern Druckfehlern, die aber ein jeder leicht verbessern kann, als p. 10. propingui statt propinqui, p. 16. Ausmerker für Ausmärker, — fehlt es auch nicht.

Ich werde diese Fehler, so wie ich die Bogen erhalte, bemerken *), um sie zu seiner Zeit hinten an drukken lassen zu können. — — —

So viel von meiner Geschichte. Ueber meine Phantaseen erhalte ich die mehrsten Komplimente aus Wien, und ich habe dem Kaiser selbst über einige Punkte Erläuterungen geben müssen, besonders was den Leibeigenthum betrift. Es scheint, daß Er ihn ganz umschaffen wolle.

Nun habe ich noch eine Bitte. Man ist bey der Regierung und bey der Landschaft hieselbst gewillet, eine Kanzley oder ein Kollegienhaus zu bauen, und ich mögte hierüber gern den Rath eines dortigen Baumeisters haben. Das Detail und die Bedürfnisse dieses Hauses finden sich in dem hiebey gehenden Pro Memoria. Es kömmt also nur darauf an, daß Sie einen geschickten Mann aussuchen, welcher den Riß ausführt **). Es ist mir sehr daran gelegen, denselben noch vor Ostern und von einem Baumeister zu haben, der sich nennen darf.

Meine

*) Ist nachher nicht geschehen. N.

**) Ich trug die Besorgung dem iht verstorbenen Herrn Bauinspektor Manger in Potsdam auf; der zwar die Risse einsendete, aber das Kollegienhaus ist, so viel ich weiß, nicht gebaut worden. N.

Meine Freunde haben mich an meinem 60ſten Geburtstage mit beykommender Medaille beehrt, die aber in der Ausführung verunglückt iſt *).

27.

Osnabrück, den 19. Febr. 1780.

Es thut mir leid, daß ich Ihnen wegen des Kollegienhauſes neue vergebliche Mühe verurſachen muß. Der Mann, welcher den Situationsplan entworfen, hat ſich ganz ungewöhnlicher Weiſe der Decimalruthen, die man ſonſt nur bey großen Landmeſſungen gebraucht, bedient.

Der Riß des Kanzley- oder Kollegienhauſes iſt nach hieſigen gemeinen Fußen, deren 16 auf eine Ruthe gehen, aufgetragen; und 10 Fuß auf dem Situationsplan ſind jenen 16 gleich. Zu Berlin wird Rheinländiſches Maaß üblich ſeyn, nach welchem 12 Fuß eine Ruthe ausmachen. — Die hieſige Ruthe iſt der Kalenbergiſchen bis etwa auf eine Linie gleich.

28.

Osnabrück, den 24. März 1780.

Wertheſter Freund! Zuerſt danke ich Ihnen für die gütige Beſorgung der mit heutiger Poſt eingelangten Riſſe; welche meiner Neugier zwar ſchon einen vergnüg-

*) Einen Abdruck ſieht man auf dem Titel des Erſten Theils dieſer vermiſchten Schriften. N.

ten Blick abgeleckt, ihre nähere Prüfung aber in einer Konferenz nach der Osterwoche zu erwarten haben. Alsdann schreibe ich Ihnen weiter.

Hierunächst empfangen Sie hiebey das Ende meiner Geschichte, nebst der Vorrede, daß also der zweyte Theil völlig abgedruckt werden kann. Sollte auch hier ein Kupferstich nöthig seyn: so würde derselbe einen Ritter im Harnisch, und die Landbauern als Sklaven vorstellen müssen *).

An eine Fortsetzung derselben gedenke ich noch nicht, und ich habe mir vorgesetzt, diesen Sommer nichts für mich zu arbeiten. Obs ausgehalten werden wird, steht dahin. Man hat im Alter sein Spielwerk so nöthig wie in der Jugend, und je früher man nachgiebt, desto eher sinkt man auch. Aber die historischen Arbeiten erfordern zu viel Nachschlagen und Nachlesen. Das Phantasiren aus dem Kopfe geht besser von der Hand; und man kann es auf dem Stuhle verrichten.

29.

(Erhalten in der Ostermesse 1780 zu Leipzig.)

Wertheſter Freund! Dem Herrn Manger bitte ich, falls meine Antwort auf die eingeschickten Risse sich in etwas verziehen sollte, nur gelegentlich zu eröfnen, daß dieselben allhier sehr vielen Beyfall gefunden, aber erst

zur

*) Es war nicht Mösers Ernst, daß dieser Kupferstich gestochen werden sollte, sondern es war nur sein Urtheil von der Veränderung des Landes in dieser Periode. N.

zur Approbation nach England müßten, ehe und bevor ich ihm das Weitere melden könnte. Vale!

30.

Osnabrück, den 21. April 1780.

Liebster Freund! Unter meinen längst verworfenen Papieren habe ich noch die hiebey gefundenen Bruchstücke von den Briefen unsers seligen Freundes *) aufgefunden, das übrige ist alles verworfen und verloren. Doch mag kein grosser Schade dabey seyn; denn so angreifend er war, so träge bin ich, und das giebt keine gute Korrespondenz, wenigstens keine gelehrte. Ich schreibe meine Briefe mehrentheils im Stehen und auf der Hand, wenn ich von andern Arbeiten stumpf und ermüdet bin. Fremde erhalten, was ihnen gebührt, Freunde hingegen selten mehr als ein Vale; oder wo ich mich über etwas herauslasse, mehrentheils eine halbentwickelte Idee, und das reizt sie nicht; wie denn auch unser sel. Abbt schrieb, daß die Beschleunigung meiner Antworten im umgekehrten Verhältnisse mit meiner Freundschaft stehe.

Ob Sie jene Bruchstücke mit abdrucken lassen wollen **), müßen Sie Selbst wissen; die Ehre Ihres Freundes ist bey Ihnen so gut, wie bey mir verwahrt, und

*) Abbt. Ich ersuchte Mösern darum, als ich den 4ten und die folgenden Theile von Abbts vermischten Werken durch einen Freund herausgeben ließ. M.

**) Sie sind abgedruckt in Abbts vermischten Werken, VI. Bd. S. 3. folgg. M.

ich habe hie und da nur etwas ausgestrichen, was lebende Männer beleidigen könnte.

Das mir zugeschickte Kupfer *) ist wohl gerathen; so ist auch der Korrektor jetzt ziemlich aufmerksam. Vale!

31.

Osnabrück, den 21. Oktober 1780.

Werthester Freund! Gewiß habe ich oft genug an den Herrn Manger gedacht, und mich schon mehrmals darüber geärgert, daß elende Streitigkeiten der Dikasterien, wovon das Eine nicht in diese und das Andere nicht in jene Etage versetzt seyn will, den Bau, wozu die Gelder bereits ausgesetzt und ein grosser Vorrath von Materialien angefahren ist, wider alles Vermuthen aufhalten. Allein ich habe der Sache nicht so abhelfen können, wie ich gewünscht, und muß die nächste landtägliche Versammlung, die jährlich nur einmal gehalten wird und den 8. Jan. künftigen Jahres ihren Anfang nimmt, abwarten. Alsdann erst können diese Streitigkeiten zwischen den Ständen gehoben, und die weitern Resolutionen ausgefertiget werden. Bis dahin also muß ich Herrn M. bitten, mit mir Geduld zu haben.

An einen vierten Theil meiner Phantasieen kann ich höchstens übers Jahr denken. Der Stücke, die ich seit dem dritten Theile geliefert habe, werden noch viel zu wenig seyn, und ich erinnere mich desjenigen, was Sie

auf

*) Zum 1sten Bande der Osnabrückschen Geschichte, von dem berühmten J. W. Weil. N.

aus den Braunschweigschen Anzeigen *) anführen, nicht; doch kann es von mir seyn, weil ich manches bey einem augenblicklichen Einfall schreibe, und wann dieser vorüber ist, es ganz wieder vergesse. Es ging mir mit dem abgeschafften Herkommen, was Ihren freundschaftlichen Beyfall hatte, eben so: ich hatte es für einen Freund, der sich von mir ein Sujet zu einer komischen Oper ausgebeten hatte und darüber gestorben ist, entworfen, und vergessen, daß ich es hatte nachher abdrucken lassen. Ich habe noch eine Menge von Aufsätzen liegen, die ich bey guter Laune angefangen habe, aber nicht zu Ende bringen kann, weil der erste Augenblick nicht wieder kommt, und ehe ich einen alten endige, fange ich zehnmal lieber einen neuen an, wofür mir das Blut wallet.

Meine Osnabrückſche Geſchichte zieht mich zu ſehr an ſich; ich flicke noch immer an ihrer Fortſetzung, und die Zeit allein kann es entſcheiden, ob ich ſo weit damit kommen werde, daß noch ein Band voll wird. Die neue Auflage hat mir ſonſt in ihrer äußern Schönheit ſehr wohl gefallen; die Druckfehler ſind auch erträglich, und ich kann ſie beym dritten Theile **) anzeigen.

*) Ich fand den höchſt intereſſanten Aufſatz: „Ein kleiner „Umſtand thut oft vieles," der nachher in den Patriotiſchen Phantaſieen, IVr Th. S. 63. abgedruckt worden, zufällig in Nr. 43. der Braunſchweigſchen Anzeigen von 1774, mit A. unterzeichnet. Dieſer Aufſatz fiel mir ſo auf, daß ich mich in Braunſchweig erkundigte, wer der ungenannte treffliche Kopf ſey, der dieſes Stück habe ſchreiben können? Da erfuhr ich denn, daß es aus den Osnabrückſchen Anzeigen in die Mindenſchen, und von da in die Braunſchweigſchen ſeinen Weg gefunden hatte; und da war leicht zu ſchließen, daß Möſer der Verfaſſer ſey. N.

**) Dieſer iſt leider nie erſchienen. N.

32.

(Erhalten den 14. Mai 1781.)

Liebster Freund! Ich habe einen schlechten Winter gehabt und darüber außer meiner Amtsarbeit wenig beschicken können. Meine Freunde sagen, es sey Hypochondrie, und in dieser Voraussetzung bitte ich Sie, mir doch vor allen

Recherches sur la cause des affections hypochondriaques — par *Claude Revillon* — à Maçon, 8 Bogen, 8. 1779.

oder die Uebersetzung davon, welche die Ettingersche Buchhandlung in ihrer Zeitung vom 10. Jan. 1781 versprochen hat, zu schicken. Die Hypochondristen wollen immer ihr Uebel geschwind los seyn, und übereilen sich insgemein.

33.

Osnabrück, den 8. Oktob. 1782.

Liebster Freund! Meine Gesundheit hat sich zwar nach gebrauchtem Meinberger Bade sehr gebessert, aber doch noch nicht so, daß ich neben meiner Berufsarbeit noch etwas nach meinem Wunsche vornehmen kann. Indeß hoffe ich, wird die Winterkälte mich noch einmal zum rüstigen Manne machen, damit ich ein und anderes und wenigstens einen Theil meiner Geschichte vollenden kann.

Den zweyten Theil von Ihren Tempelherren habe ich richtig erhalten, und sage Ihnen dafür den

besten

beſten Dank. Jedoch ärgert es mich, daß Sie Sich auf dieſe Art herumzanken müſſen. Lieber hätte ich die darin enthaltenen Zuſätze und Erläuterungen in einer andern Brühe genoſſen; indeß hätten Sie uns dieſe vielleicht gar nicht gegeben, wenn Herr H** nicht aufgetreten wäre.

Mehreres ſchreibe ich Ihnen heute nicht, da die Poſt abgeht, und ich zu lange gewartet habe. Leben Sie alſo wohl und melden mir, ob Sie noch Ihre Reiſebeſchreibung heraus geben wollen. Gewiſſe Anſtalten und Inſtitute großer Herren, wovon man auch ſagen kann: Multum eſt humanis in rebus inane, ſind doch immer beſſer, als Parforcejagden, und man ſchmeichelt einer ſolchen fürſtlichen Marotte eher, als einer andern Mätreſſe. Vale iterum!

34.

Osnabrück, den 20. Febr. 1784.

Liebſter Freund! Den hiebey gehenden Brief hätte ich Ihnen ſchon vor 6 Wochen ſchicken ſollen. Aber wie es denn ſo geht, wenn men nicht recht wohl iſt — keine Luſt zu ſchreiben hat — ſich freut ſein Officium taliter qualiter thun zu können — ſo ein Brief bleibt wohl ein Weilchen aufm Tiſche liegen.

Nun will ich Ihnen noch ſagen, daß ich den langen Winter ſo ziemlich überſtanden, und alle Hofnung habe, in dieſem Frühjahr zu einer neuen Geſundheit zu gelangen. Meine Nervenkoliken, die mich ſeit zwey Jahren wenig haben ſchlafen, denken und genießen laſſen, fangen an ſich zu verlieren; und wenn dieſe fort ſind: ſo denke

ich noch etwas mehr, als mechanische Amtsarbeiten unternehmen zu können, und noch einen Theil zu den Patriotischen Phantasieen zu liefern. Aber die bösen Sammler raffen mir gleich alles weg, was ich in das hiesige Intelligenzblatt vor Jahren geschrieben habe, und fragen mich bloß, ob ich noch etwas hinzuzufügen oder zu verbessern habe; wo nicht: so würden sie drucken lassen, wie sie es hätten.

Ich hoffe, Sie befinden Sich wohl, und haben nun Ihre Reisen bald geendigt. Ich denke diesen Sommer pro roboranda sanitate auch eine zu unternehmen. Ob ich aber bis Berlin kommen werde, stehe dahin.

Hrn. Mendelssohns Jerusalem habe ich schon zweymal gelesen, und ich wüßte nicht, daß mir kürzlich ein Werk so wohl gefallen hätte als dieses. Aber seine Buchstabenmenschen *) hat er mir aus der Seele gestohlen; ich hatte auch eine lange Betrachtung darüber entworfen, und dachte sie einst mitzutheilen. Nun fürchte ich kommt sie zu spät, und wie der Senf nach der Mahlzeit. Leben Sie wohl, und bleiben mein Freund!

35.

Osnabrück, den 2. April 1785.

Liebster Freund! Ueberbringer dieses, ein junger Maler, welcher auf die Akademie nach Dresden geht, wird Ihnen, wenn Sie ihn sprechen, sagen können, daß ich mich jetzt mit jedem Tage bessere, und mit diesem Frühjahre meine

*) Man s. die schöne Stelle in dem Jerusalem, S. 61 bis 63. N.

meine völlige Geſundheit wieder zu erhalten hoffe. Aber Ihr Rath den Sie mir einſt gaben, die Theile des Unterleibes alle Morgen kalt zu waſchen, taugt den T... nicht. Ich hatte dieſes, zu der Zeit, wie Sie mir den Rath ertheilten, bereits zwölf Jahr gethan, und mich dem Anſchein nach friſch und munter dabey befunden. Denn ich ſchrieb ihm die ſchöne Erfriſchung, und was ich neben her fühlte, andern Umſtänden zu. Allein zuletzt ſetzte ich ein Miſstrauen in das Kaltbaden, unterlieſs es, und habe nun drey Jahre zugebracht, um die Verengung und Verſteifung der Gefäſse des Unterleibes, welche das kalte Baden mit der Zeit gewirkt hatte, wiederum zu heben. Dabey könnte ich Ihnen jetzt unzählige Beyſpiele, von ſolchen, die kalt gebadet und ſich dadurch um ihre Geſundheit gebracht haben, anführen, wenn es zu Ihrer Ueberzeugung nöthig ſeyn ſollte. Selbſt der *** nebſt zweyen ſeiner Brüder ſind dadurch unglücklich gemacht worden, da die andern Kinder, welche nicht kalt gebadet haben, ſo munter ſind wie die Lerchen. Ich ſchreibe dieſes, um Sie Selbſt davor zu warnen, wenn Sie Sich auch dieſer heroiſchen Kurart bedient haben, und unbehaglich befinden. Es iſt wahrlich eine Anglomanie, wenn wir deutſchen Kartoffelfreſſer den Fleiſchfreſſenden und mit ſtarken Getränken genährten Engländern hierin nachahmen; und ſelbſt dem Engländer, der ſich den Kopf alle Morgen badet, bleibt der kleinſte Schnupfen auf der Bruſt haften, weil er nicht über den Kopf zur Naſe kommen kann, indem die Haut auf dem Kopfe durch das kalte Waſſer zu ſehr abgehärtet iſt. — Doch es iſt Niemand geſchwätziger, als ein Rekonvaleſcent. —

Leben Sie wohl, liebſter Freund, und laſſen Sie mich wiſſen, daſs Sie Sich wohl befinden.

36.

Osnabrück, den 17. Dec. 1785.

Liebſter Freund! Das Stück Nr. 49 *) iſt völlig ſo geblieben, wie ich es 1746 entworfen, und mit dem Miniſterialbefehle: „mich künftig dergleichen gefährlicher Schilderungen zu enthalten,“ zurück erhalten habe **). Sie werden Sich davon leicht überzeugen, wenn Sie die Compagnons dazu, in dem Verſuche einiger Gemälde von den Sitten unſerer Zeit nachſchlagen. Ihnen iſt es vermuthlich aufgefallen, weil man zu der Zeit in Deutſchland noch wenig ſo ſchrieb. Allein ich hatte meine erſten Schulübungen nach Marivaux gemacht, meinen St. Evremont mehr als zehnmal durchgeleſen, und nach franzöſiſchen Muſtern gearbeitet; das machte mich in der Moral zu fein und faſt ſpitzfindig. Nachher ſtudirte ich nach Voltairen, und gab in ſeiner Manier ein Schreiben über den Charakter Martin Luthers und ſeiner Reformation heraus. Allein ich merkte bald, daß ſeine Manier ihm allein wohl ſtand, und daß man ſeinen ganzen Geiſt haben müſſe, um ſich nach ihm zu bilden. Eine Zeitlang gefiel mir der Abbé Coyer; und zuletzt zog mich Rouſſeau ganz an ſich.

Daher

*) Im IVten Bande der Phantaſieen, S. 188. N.

**) Nehmlich dieſer Aufſatz hatte in einem Wochenblatte: Verſuch eines Gemäldes der Sitten unſerer Zeit, welches M. im J. 1746 zu Hannover herausgab, gedruckt werden ſollen. Man ſieht, wie engherzig damals die Geſinnungen in Hannover waren, man ſieht aber auch, welche Anlage zur treflichen Schreibart M. ſchon damals hatte. Dieſer verbotene Aufſatz iſt beſſer als einer der in dem Wochenblatte abgedruckten. N.

Daher kommt die Verschiedenheit meines Stils. Harlekin ist in dem gewöhnlichen Gerichtsstil geschrieben; und ein Franzose, der ihn in einem Brüsseler Journale übersetzt und den stile du barreau nicht verstanden, hat ein ganz possierliches Ding daraus gemacht. Bey dem allen bleibt Marivaux, ille meos habuit qui primus amores, mein alter Liebling, und ich schäme mich nicht, es zu bekennen, daß ich ihm vieles zu danken habe. Das allgemeine Urtheil, was man insgemein von ihm fället, trift seine Theaterstücke, aber nicht seine beiden Romane, die in meinen Schuljahren in aller Dilettanten Händen waren. Jedoch ist jetzt Rousseau der einzige unter den Franzosen, qui spectatorem oblectat. So viel hievon!

Den guten Rath, mich der Kämpfschen Klystiere zu bedienen, befolge ich insofern, daß ich mir Ruhe dadurch verschaffe, wenn ich zu lange schlaflos bin *). Aber einen anhaltenden Gebrauch habe ich noch nicht davon gemacht, weil ich mir immer noch schmeichle, durch Hülfe der Natur zu genesen. Das künftige Frühjahr soll hierüber entscheiden; indem sich meiner Meynung nach gegen diese Zeit jede Stockung in meinem Körper aufgelöset haben muß. Die Natur bedient sich hiezu, wie in allen Rheumatismen, des Weges der Abschwächung, und die Klystiere stärken.

Mein

*) Ich lasse dieß und was folget, abdrucken, damit man meines Freundes eigentlichen Begriff von seinen Leibesbeschwerden erkenne, weil davon auch schon etwas öffentlich erwähnt worden ist (Berlinische Monatsschrift 1794. S. 489.). Vielleicht hätte sein Leben verlängert werden können, wenn er auf diese sehr sinnreiche und vielleicht in gewisser Betrachtung nicht ganz unwahre Theorie, nur nicht allzuviel gegeben hätte. Man sehe auch den Brief Nr. 38, dessen scherzhafte Dreistigkeit wohl kein Leser verkennen wird. N.

Mein Uebel beſteht bloß in einer Straffheit der Nerven, welche ich mir durch kaltes Baden zugezogen habe; die ſich in den äußerlichen Theilen ſchon ganz verloren hat, und ſich hoffentlich eben ſo nach und nach in den innerlichen verlieren wird. In dieſer Abſicht laſſe ich alle Krämpfe ausdauern, und ſehe ſolche als wohlthätige Bemühungen der Natur an, die zu dem großen Zwecke der Befreyung arbeiten.

Daß Sie künftiges Jahr nicht nach Pyrmont kommen wollen, hätten Sie nicht nöthig gehabt, ſo früh zu ſagen: ſo hätte ich doch wenigſtens die Hoffnung noch eine Zeitlang behalten.

* * *

Unter Mösers Nachlaſſe fand ſich über die Hypotheſe, wodurch er ſeine Unpäßlichkeit zu erklären ſuchte, folgendes. Er hatte es vermuthlich zum Behufe einer eigenen Lebensbeſchreibung aufgeſetzt, in welcher er von ſich in der dritten Perſon reden wollte.

„In ſeinem 50ſten Jahre wählte er ſich ein ganz „neues Syſtem zur Erhaltung ſeiner Geſundheit, wel„ches vielleicht einige Nachahmung verdient. Er war „von Jugend auf ein friſcher, ſtarker und geſunder Mann. „Allein in ſeinem 30ſten Jahre um Mitternacht, als er „im eifrigſten Schreiben war, dünkte es ihn, daß ſich „auf einmal eine Menge von Blähungen, beſonders im „Rücken und in der Bruſt, erhoben. Er wurde bald „hierauf von einem Blutſpeyen übereilt, nachdem er drey „Glas Bleichert getrunken; und befand ſich immer ſchwächlicher. Jedoch erhielt er ſich durch ſeine gute Diät, „durch Bruſttränke, und eine dreyjährige Enthaltung

„von

„von Wein, Bier und allen hitzigen Sachen. Indeß „behielt er doch immer etwas von der Hypochondrie, ein „Drücken oberhalb des Magens, und ein anscheinendes „Fieber zu den Verdauungszeiten, welche des Nachts „mit einem kalten Schweiße und einer anhaltenden „Schlaflosigkeit nach Mitternacht begleitet wurden. Dies „währte unter allerhand Abwechselungen an zwanzig Jahre „fort. Er trank jährlich den Pyrmonter, auch wohl den „Selterser Brunnen, brauchte viel China und Rhabar„ber, aber alles ohne dauerhafte Wirkung."

„Endlich machte er folgenden Schluß: Die ver„meyntlichen Fieber sind wohlthätige Bewegungen der „Natur, wodurch sie sich desjenigen bey sitzenden Ge„lehrten zu entledigen denkt, was arbeitende Leute durch „den Schweiß verlieren; und der nächtliche Schweiß ist „ein Zeichen, daß die Haut bey Tage wenig ausdünstet, „und nur alsdann etwas durchläßt, wann ihr Netz durch „einen kurzen Schlaf erschlaffet worden."

„Anstatt also diese wohlthätigen Bewegungen oder „die sogenannten Echauffemens durch kühlende Mittel „zu unterdrücken, will ich sie vielmehr befördern; aber „ich muß alle Verstopfungen der Haut und der innern „Theile heben. — Daher brauchte er erst im Frühjahr „eine Dose von Löffelblatt, welche ihm die Lunge merk„lich befreyte; zugleich rieb er sich mit einer Bürste von „Ziegenhaar alle Morgen den ganzen Körper, und trug „des Tages ein Hemd von Flanel."

„Jetzt fühlte er, daß alle Eschoffemens wohlthätig „wurden; er vermehrte dreist die Bewegungen, die ihm „vorher, da die Lunge verschleimt, und die Haut zu fest „war, beschwerlich und schädlich gewesen wären; und „wie er sich so fühlte, aß und trank er etwas mehr als

„er

„er vorher gethan. Merkte er eine Verſtopfung: ſo ge„noß er des Mittags eine Bouteille guten Tokaier, oder „eine Bouteille recht alten Rheinwein, und dieſe ſtärkte „den Magen ſo, daß des andern Morgens die Verſto„pfung aufhörte. Die laxirenden und purgirenden Mit„tel hielt er bey geſundem Körper für ſchädlich; und „glaubte, daß eine Verſtopfung von der Ohnmacht des „Magens und des Eingeweides herrührte.“

„Bey dieſer Diät, wobey er zugleich das Aderlaſ„ſen ganz unterließ, ſtärkte ſich ſein Körper zuſehends. „Dabey befliß er ſich eines beſtändig guten Humors, „ſang des Morgens, wann er aufſtand, veränderte „Wäſche und Kleidung, wenn . . .“

Hier iſt der Aufſatz abgebrochen.

37.

Osnabrück, den 22. März 1786.

Theuerſter Freund! Endlich und nach einem langen und beſchwerlichen Krankenzimmerleben, bin ich wieder an die freye Luft gekommen. Aber noch bin ich nicht im Stande, Ihnen und Ihrer Frau Gemahlinn alles zu ſagen, was ich Gutes und Dankbares für Sie empfinde *). Auch kann ich Ihnen auf Ihre Reiſebeſchreibung von Pyrmont **), die ich mit ſo vielem Vergnügen geleſen, nicht in

*) Wir hatten mit Mösern und ſeiner vortreflichen Tochter im Sommer 1785 die Kurzeit in Pyrmont auf eine höchſt angenehme Art verbracht. N.

**) Dieß bezieht ſich auf einen Brief von mir, der unſere Rückreiſe ſchilderte. N.

in dem Geiſte antworten, womit ich es zur andern Zeit thun werde. Sie haben ohnehin auf Ihrer ſilbernen Hochzeit *) ſo vielen Witz zu genießen gehabt, daß Ihnen eben nicht neu danach ſeyn wird. Alſo nun zur Hauptſache. Ich habe zu dem vierten Bande meiner Phantaſieen, was ich hatte und bekommen konnte, geſammelt; und gedenke Ihnen etwa 14 Tage nach Oſtern den ganzen Vorrath zuzuſchicken. Dieſes wird dann auch das letzte ſeyn, was das Publikum in dieſer Art von mir zu gewarten hat. Denn ich denke meine noch übrige Zeit bloß der vaterländiſchen Geſchichte zu widmen, die mir immer am Herzen liegt, und jetzt die Stelle der Andacht bey mir vertritt, wozu die Damen ihre Zuflucht nehmen ſollen, wenn ſie nicht mehr kokettiren können.

Der Brief von meiner Tochter hat ſchon 6 Wochen bey mir gelegen. Vale qui valere dignus es! Dabam Osnab. XI. Cal. Aprilis MDCCLXXXVI.

*) Am 12. Dec. 1785. Eine Geſellſchaft auserleſener Freunde hatte dieſen Tag mit einem Feſte gefeyert, deſſen ich mich noch mit Rührung erinnere. Es wurden von mehrern treflichen Köpfen ſehr ſchöne kleine Gedichte und Aufſätze bey dieſer Gelegenheit gedruckt. M.

38.

Osnabrück, den 23. May 1787.

Liebster Freund! Wenn ich keine Minute von Ihrer angenehmen Gesellschaft zu Pyrmont verlieren soll *): so müssen Sie den 30. Jun. Abends um 10 Uhr bey der mittelsten Treppe vor dem Niemeyerschen Hause seyn; und dann fliege ich in Ihre Arme. Da ich weder den Brunnen zu trinken, noch das Bad zu gebrauchen denke; sondern bloß darauf ausgehe gute Freunde zu sehen: so können Sie sicher darauf rechnen, daß ich ganz für Sie da seyn werde. Mit meiner Gesundheit hat es sich dieses Jahr mächtig geändert, und ich denke in meinem hundertsten Jahre noch ein Buch darüber zu schreiben, daß die Krämpfe wohlthätige Bemühungen der Natur sind, um eine Stockung in den Nerven zu heben, daß man ihre Reizbarkeit und Empfindlichkeit weder durch kalte Bäder unterdrücken, noch durch Klystiere von ihrer Arbeit abziehen müsse, und daß Schlaflosigkeit und Schmerzen die natürlichen Begleiter jener großen Operation sind, die man ausdauern muß, um völlig zu genesen. Dabey werde ich eine Hypothese auskramen, die eine ganze Revolution in der Medizin veranlassen soll, und die darin besteht, daß eben eine solche Bewegung, wie der motus peristalticus in den Eingeweiden ist, in dem ganzen Nervensystem herrsche, gegen jede Stockung in demselben mit immer stärkern Kräften angehe, den verstockten

*) Ich pflegte seit 1785 meinem Freunde jährlich bey Zeiten zu melden, zu welcher Zeit ich nach Pyrmont kommen könnte, und zu fragen, ob und wann er käme, um mich so einzurichten, daß ich so wenig als möglich von seinem Umgange verlöre. N.

ſtecken Ort endlich zum Krampfen zwinge, und dadurch die Auflöſung des Knotens bewirke. Dieſes iſt, nach meiner Erfahrung, ſo gewiß als ungewiß es iſt, ob ich jemals einen Arzt davon überzeugen werde. Aber daran werde ich mich nicht ſtoßen; genug, daß ich im hundertſten Jahre ſchreibe, und das Privilegium zu radotiren habe. Das beſte bey dem allen iſt, daß ich mich wirklich ſehr gebeſſert habe; die Hypotheſe mag nun richtig ſeyn oder nicht.

Ein herzliches Lebewohl, bis wir uns in Pyrmont ſehen!

39.

Osnabrück, den 6. Jun 1787.

Liebſter Freund! Der Tod meiner lieben Frau, welche mich nach einem 41jährigen Eheſtande betroffen hat, ſollte mich beynahe abhalten, eine Reiſe nach Pyrmont vorzunehmen. Indeß, da alle meine Freunde wollen, daß ich das Trauerhaus verlaſſen ſoll: ſo will ich mich nicht widerſetzen. Aber in Anſehung der Zeit ſehe ich keine Aenderung zu machen *), weil gerade am 20. Jul. unſer Biſchof, der Herzog von York, zu uns kommt, und ich noch zur Zeit nicht ſehe, daß ich alsdann werde abweſend ſeyn können. — —

*) Ich hatte ihn gebeten, wo möglich, 8 Tage ſpäter zu kommen. M.

Sehen Sie indeſſen zu, ob Sie nicht ein Paar Tage auf künftige Rechnung anticipiren können. Ich werde einen jeden derſelben als mir geſchenkt annehmen.

40.

Osnabrück, den 17. April 1789.

Edler Herr und Freund! Am 4. Juli Abends um Gleck 9 werde ich z. G. in Pyrmont ſeyn; und das Vergnügen, Sie dort zu ſehen, wird auf meine Geſundheit beſſer wirken, als Bad und Brunnen, deren ich keins gebrauche. Da wir auch alsdann Zeit genug haben werden, mit einander zu plaudern: ſo ſage ich Ihnen heute nuch weiter nichts, als ***! zu deutſch Vale!

41.

Osnabrück, den 2. May 1789.

Liebster Freund! Wenn ich auf das Vergnügen rechnen kann, Sie in Pyrmont zu sehen: so werde ich allen Bedacht darauf nehmen, an 4 Wochen dort zu bleiben. Aber eilen Sie Sich auch, um unser Vergnügen zu verlängern.

Ich habe vor einiger Zeit die Histoire secrete de la Cour de Berlin gelesen. Der gute Mirabeau ist so sehr in seinen eigenen Verstand, seine Einsicht, seine Feinheit, seine Schlauigkeit und seine Espionage verliebt, daß er nicht gesehen hat, wie ihn der Deutsche unter einer phlegmatischen Mine eben so gut zum Besten gehabt haben kann, als er Andere zu hinterschleichen gewußt oder gemeynt hat. Bey dem allen ist es doch auch eine entsetzliche Etourderie, die alle Herzen der Deutschen gegen seine Landsleute verschließen wird, eine solche Charakteristik ins Publikum zu schicken, und die Verläumdung der Großfürstinn von R. von einer Art, die ihm billig eine Züchtigung zuziehen sollte. Plura coram. Vale amicorum optime!

42.

Osnabrück, den 23. März 1791.

Liebster Freund! Ich denke Sie leben noch, ob Sie gleich seit einiger Zeit wenig von Sich hören lassen. Was mich anbelangen thut: so denke ich dieses Jahr am 1. Juli in Pyrmont zu seyn, nicht um das Wasser zu gebrauchen,

sondern meine guten Freunde zu sehen und einen Abend mit ihnen vergnügt zuzubringen. Ob Sie auch dahin kommen werden, ist heute meine Frage, und mein Wunsch daß Sie diese mit einem vernehmlichen Ja! beantworten mögen.

Der Frau Gemahlinn bitte ich mich bestens zu empfehlen, und was ich Ihnen sonst noch zu sagen hätte, von mir in Pyrmont anzuhören.

43.

Osnabrück, den 6. April 1792.

— Mein Amtsjubiläum ist, wie Sie in der Berlinischen Monatsschrift gelesen haben, sehr feyerlich begangen worden; und ich kann mit Wahrheit sagen, daß mich in den funfzig Jahren vieles erfreuet, wenig betrübt und nichts gekränkt habe, ungeachtet ich in sehr besondern Verhältnissen stehe, indem ich Herrn und Ständen zugleich diene, für diese die Beschwerden und für Jenen die darauf zu ertheilenden Resolutionen angebe, et sic vice versa. Aber was kann man nicht, wenn man ein langjähriges Vertrauen für sich hat? Am Ende ist doch für Kläger und Beklagte der liebe Friede das beste, und zu diesem Zwecke kann man wohl mehrern Herren zugleich dienen.

Nach Pyrmont denke ich dieses Jahr am letzten Junius abzugehen und mich drey Wochen dort aufzuhalten. Da mein ganzer Zweck bey dieser Reise darin besteht, noch

einmal

einmal in meinem Leben einen alten Freund wieder zu sehen und, wenns Gott gefällt, mir auch wohl noch einen neuen zu erwerben: so würde es mir eine wahre Freude seyn, Sie dort zu treffen; und da ich mich dort so ganz ungesucht und unvermißt denke, nur für Sie und den Tag zu leben. Für allen hohen Genuß bin ich nicht mehr, und ziehe, wie billig, die Freundschaft der Liebe vor. Meine Tochter wird mich begleiten. Sie empfiehlt sich Ihrer Freundschaft ganz gewiß, ob ich sie gleich nicht darum gefragt habe, weil sie seit acht Tagen auf dem Lande bey der Frau von Münster die Nachtigallen erwartet.

Ich bleibe damit hasta la muerte

der Ihrige.

44.

Osnabrück, den 29. Dec. 1792.

Liebster Freund! Um Verzeihung, daß ich Ihren Brief nicht sogleich beantwortet habe. Da ich voraussah, daß ich mit dem fünften Bande der Patriotischen Phantasieen in diesem Jahre nicht fertig werden konnte: so kam ich erst aufs Verschieben, und hernach gehts denn so, wie es wohl zu gehen pflegt. Die Stücke in der Berlinischen Monatsschrift reichen bey weitem noch zu einem Bande nicht zu; und dann habe ich in dem Systeme, das ich darin wegen der Landaktien angelegt habe, noch eine und andere Ausfüllung zu machen, welche zur Kette der obigen gehört: wie ich denn noch heute an Herrn Biester einen kleinen Aufsatz schicke, der meiner Behauptung zu Statten kommt.

kommt. — Aus dem mir zugesandten Wochenblatte *) wird wenig zu gebrauchen seyn. Es ist zu viel gesuchter und verschwendeter Witz darin, und manches was damals noch glänzte, ist jetzt aus der Mode.

Da meine Gesundheit sich zu bessern anfängt, so rechne ich noch etwas auf die Zukunft. Der Himmel erhalte Sie, liebster Freund, auf gleiche Weise, und gönne mir auch dieses Jahr das Vergnügen, Sie in Ppyrmont zu umarmen. Dieses ist mein Neujahrswunsch.

Was quälen uns die Emigrirten! Die armen unglücklichen Leute!

*) Möser besaß selbst kein Exemplar bei (bey dem 56sten Briefe gedachten) von ihm herausgegebenen Wochenblatte. Ich fand eines zufällig, und schickte es ihm. N.

II.

Briefe an Herrn Kanonikus Gleim.

I.

Osnabrück, den 24. Juli 1756.

Ew. — danke ich nochmals gehorsamst für die mir jüngst nach Blankenburg mitgetheilte Nachricht; und obschon ein Advokat wie ich, wissen muß daß Sachen von verschiedener Art nicht mit einander vergütet werden können: so wage ich es doch Ihnen dagegen einen Auszug aus dem Heldengedichte mitzutheilen, wovon ich die Ehre gehabt habe mit Ihnen in Halberstadt neulich zu sprechen. Ew. sehen daraus, daß ich einmal in meinen muthigen Jahren den Vorsatz gehabt habe, diesen Dichter herauszugeben, und meine Absicht erstreckte sich auf nichts weiter, als auf eine allgemeine Ausgabe aller deutschen Poeten, welche bis zu Ende des 15ten Jahrhunderts geschrieben haben. Der Herr Geheime Rath von Schwicheit hatte mir bereits die Erlaubniß, sämmtliche Stadensche Handschriften, welche den Otfried betreffen, und auf der Hannöverischen Bibliothek in 12 Bänden vorhanden sind, zu gebrauchen verschaffet. Durch Herrn Abt Jerusalem standen mir die Wolfenbüttelschen Handschriften zu Dienste. Herr Rath Arkenholz wollte mir von der Casselschen Bibliothek das dort befindliche schöne Stück mittheilen. Von Leipzig hätte ich vielleicht durch gute Freunde das dortige auch erhalten. Allein nach einem Ueberschlag meiner Zeit und Kräfte, verzweifelte ich an der Ausführung; und seitdem ich mich in Zeit von

zehn Jahren an unſeligen Prozeſſen mürbe und hypochondriſch geſchrieben, ſo iſt dieſe jugendliche Hitze verſchwunden: obſchon ich mir eben itzt, da ich die ſchwereſten Jahre überſtanden, einige Muße wieder verſchaffet habe.

Sie müſſen Sich aber durch den hiebengehenden Subſcriptionsplan keine gar zu groſſe Vorſtellung von dem Herrn Reinbott von Doren machen. Er ſteht mit den Schwäbiſchen Minneſingern ungefähr in dem Verhältniß, worin Gottſched und Haller ſtehen. Des Reinbott Heldengedicht auf den Ritter Georg iſt eine gereimte Legende, ſtatt daß die Minneſinger eine Art der Vollkommenheit und Reife erreicht haben, welche noch itzt von den groſſen Kennern bewundert werden muß.

Was ich von den Minneſingern in Manuſcript beſitze, ſind vier Bogen auf Pergamen in Quart geſchrieben; und Ueberbleibſel einer groſſen Sammlung, welche verloren gegangen. Der Graf Teſſin fand zu Stockholm in dem königl. Pferdeſtalle die vortreflichen Gemälde wieder, welche ſeine Landsleute ehemals in Deutſchland erbeutet hatten. Auf gleiche Art habe ich die wenigen ſchönen Lieder wieder angetroffen welche ich beſitze; nur mit dem Unterſchiede, daß jene zu Vorhängen, dieſe aber zu Umſchlägen um einige Pachtrechnungen aus dem 16ten Jahrhundert mißbrauchet waren. Es iſt würklich ein Schimpf für uns Deutſche, daß nicht dieſe ſämmtlichen Ueberbleibſel der wahren unverfälſchten und gleichwohl zierlichen alten deutſchen Sprache, auf eine anſtändige und prächtige Art im Druck erſcheinen. Sie verdienten es beſſer als Picards und Coypels Figuren zum Don Quichote. In England that ſich einmal eine Geſellſchaft zuſammen, welche alle würdigen Werke, wozu ſich keine Verleger finden wollten, auf ihre Koſten drucken zu laſſen,

sen, sich vereinigte. Ob nun schon eine solche Gesellschaft, wenn sie auch aus lauter Carterets bestünde, wegen der damit verknüpften Schwierigkeiten, welche die Herren Buchhändler dagegen machen würden, sich nur in Weitläuftigkeit und Schaden stürzen würde; so glaube ich doch, wenn in unterschiednen Gegenden Deutschlands einige Freunde sich der Sache annähmen, daß eine hinlängliche Subscription zu Stande zu bringen wäre. Nur müßte dafür gesorgt werden, daß dies Werk durch die Pracht sowohl als durch seinen Nutzen gefiele, weil erstere mehr Liebhaber unter den Büchersammlern findet. Hätten die Minnesinger es dahin gebracht, daß sie unter den Heiligen im Calender, oder auch nur unter den Doctoribus communibus in glossa ständen; so wollte ich hier gewiß einen guten Theil davon absetzen. Goldast, der geschworne Liebhaber dieser Lieder, wußte die Kunst, sie in den wichtigsten Sachen anzuführen. Man findet sie fast so häufig in seiner Replicatione pro sacra Caesarea Majestate illustrissimique Imperii ordinibus adversus Gretserum, als in seinen Noten zu Königs Tyrols und der Winsbecker Gedichten; welche wohl verdienten, von seinen übrigen Paraeneticis abgesondert und von neuem aufgelegt zu werden, da man sie in den großen Büchersälen nur selten findet, und ich sie mir aus der Hannöverischen Bibliothek habe abschreiben lassen müssen.

Um aber wieder auf meine Stücke zu kommen; so muß ich doch wohl mit einer Probe die Gewähr leisten, daß sie von der besten Art sind. Ich nehme sogleich die erste Strophe, welche mir aufstößt:

Eyn Mündel rot myr lachte durch mynes Hertzen Grund
Des ist nicht lang. Wol myr Wol myr der Leben Stunt
Des ich den tfucker süçen robyn roten munt
By Lilienwatzen Wenghilyn sach Wol myr der Oughen-
blicke

Wol

Wol myr der Mund steyt unverkust gar rosin-rot
De myr syn lachen also minniglichen bot
Wen ich en seh, so han ich neuerhande not
Wol myr der Stunt, syn minnichlich kosen vrouwet mich dicke
Er steyt noch roter wenn de rote rosen
De keygenst dem Towe des Morgens vro uflösen sich
So weis ich wol, des ny munt wart so minnichlich
Alsam de munt de also dicke vrouwet mich
So nem ich vor ein keyser-rich yr minnichliches kosen.

Die Stücke sind überhaupt von Reimarn, Walthern, von Niphen, Kaiser Heinrichen; und bisweilen steht nur darüber et alia. — Eins, welches gleichfalls recht schön ist, fängt sich an:

Dorch dünstyr vinster Nebels dicken Blicken sieht men grauven tag.

Ist das nicht der Anfang von Addisons Cato? — Wenn ich wüßte, daß diese wenigen Stücke in der Manessischen Sammlung nicht wären, und diese ganz herauskommen sollte, so will ich sie gern im Original mittheilen: denn abschreiben lassen kann ich sie nicht; und selbst es zu thun, ist nicht für meine Augen.

Noch habe ich auf einem geretteten Umschlag 500 Verse, die den Schluß eines großen Gedichts ausmachen. Ich kann aber so bald nicht rathen, was eigentlich der Inhalt sey. Der Schluß ist:

Ever Tughent ist worden an uns schin
Von miner Vrouwen der Keiserin
Der Trouwe an uns ist wol betaghet
Ob se wol Sippe jegen uns jaghet
De hat ir Tugent so irraiget
Des is jegen mir nun truwe neiget
Ob uwer werde gherouchet der
So gie dr Koniginne her
Mit der Burggravin is sam
Do der Markis orloph nam.

Es iſt die Beſchreibung einer hochzeitlichen Feyer; und Kyburgh ſcheint der Name der Braut geweſen zu ſeyn. Wenn es nicht zu ſehr wider die damalige Art zu reden geweſen wäre, das Haus ſtatt des Herrn zu nennen, wie man itzt thut, und Brandenburg, Autriche, für die Herrn dieſer Länder nimmt: ſo würde ich die Erbtochter des Grafen von Kyburg, oder den Grafen von Kyburg, Namens Hartmann den ältern, welcher eine Gräfinn von Savoy heyrathete, daraus machen. Allein dem ſey wie ihm wolle: ſo will ich lieber aus der Mitte, wo die Braut, meiner Muthmaſſung nach, Kleider von Asbeſt austheilet, noch eine Stelle herſetzen, worin einige Namen vorkommen:

Ein Vur ſo wart bereitè
Da in mon de Petlet leite
So worden ſe nuwe alſam e
Daran ſo was nicht ſchaden me
Wann das der nygende Vader brann
So bereit man ſe vor nuwe ſan
Als hervor bereit wart.
Der gab ſe zwene Irmelehart
Zweene der fürſten von Pavey
Und van Gerunde der Sazen by
Von Tynal und von Kanit
Da ſin de Gravinne mit
Von Leomunt und vor Kanat
Und Graven Savials de clar
Vriem und Gravinnen vil
Der ich nu nicht nennen wil
De ſint vor alle genannt
Den wart von Kyburghe Lant
Vingerlin und Gurtel riche
Das teilte ſe in aller geliche
Ir tugend ſich da nicht leidet
Da nu Kyburgh wart gecleidet
Mit zween Konigen ſe gie
Da ſe der Keyſer hoch entphie
Das er durch liebe nicht er lie.

Der

Der Verfaſſer gehört nicht zu den Minneſingern; allein vielleicht machte der Inhalt noch Manchen aufmerkſam. Ich hab: Stumpfens Schweizer Chronik durchgeblättert, finde aber im Regiſter keinen einzigen von allen Namen, die hier vorkommen. Und mehrere nachzuſchlagen, habe ich die Zeit nicht, da ich aufs Land will, den Brunnen zu trinken.

Ew. — Romanzen habe ich in Noten ſetzen laſſen, wie der Anſchluß weiſet; und ich kann auf meine Ehre verſichern, daß zwey Doctores und Profeſſores Theologiä, nehmlich mein Schwager, der Doctor Schwarz zu Nienteln, und der von Caſſel dorthin berufene Herr Doctor Plitt ſolche mit einem Glaſe Wein und einem Stock in der Hand abgeſungen, und dabey auf einer Landcharte von Ungarn die Geſchichte der Fräulein Marianne nachgewieſen haben. Geſtern iſt ſie in meinem Hauſe, in Gegenwart der Gräfin von Schlippenbach und einer hübſchen Fräulein gleichfalls recht erbärmlich abgeſungen; und hat die eine Frölen, ein allerliebſtes Kind, mit dem Fächer auf die Bilder, ſo im Clavier angeklebet waren, recht jämmerlich gewieſen:

„Was ſoll mir der?“

Nun empfehle ich mich, bis ich die Holzſchnitte dazu werde überſenden können, und verharre mit vollkommenſter Hochachtung —

N. S. Pardon pour mon Griſonnage! — Ma femme dit que j'ai fait des hieroglyphes, et vous ſouhaite mille maux pour avoir dit:

die Eh iſt für uns arme Sünder.

Ceci vaut un compliment d'elle; il eſt de ſa façon.

2.

Osnabrück, den 26. Febr. 1757.

Ew. — geehrteste beide Zuschriften laufen so eben bey Abgang der Post ein; und weil mir nicht viel Zeit mehr übrig ist, so will ich nur in Betreff des Anlehns gehorsamst erwiedern, daß dazu hieselbst keine Hoffnung sey, indem fast alles Geld von hieraus ins Mindische und Ravenspergische zu dem von Sr. Königl. Majestät daher verlangtem Darlehn geschaffet worden; und wenn es nicht geschehen wäre, sicherlich nicht mehr geschehen würde, da es nachher erst bekannt geworden, daß Se. Königl. Majestät sich genöthiget sehen, Allerhöchstderoselben Westphälische Lande völlig Preis zu geben: so wie denn Wesel bereits würklich geräumet, und im Märkischen und Klevischen einem jeden das seinige zu flüchten von öffentlicher Cantzel erlaubt wird. Bey welchen Umständen, und da bereits eine leichte Partey Franzosen würklich den Rhein passirt, die grose Armee aber im Anzuge ist, und sich aller Wahrscheinlichkeit nach theilen wird, um eines Theils durch die Westereen sich gegen Sachsen auf Erfurt zu wenden, und andern Theils die Westphälischen Lande mitzunehmen, um nachmals Halberstadt und Magdeburg in die Mitte zu fassen, Ew. leicht ermessen werden, daß ein Jeder anfange zu fürchten, und sein baares Geld zu verbergen, zumal da Hannover und dessen Alliirte ein ganz besonderes System fassen, und auf gewisse Weite Zuschauer abgeben werden. Se. Königl. Majestät handeln solchergestalt zwar am besten, wenn man dies Beste aus dem Allerhöchsten Gesichtspunct betrachtet; es ist aber ganz natürlich, daß bey der Lehre der besten Welt, auch derjenige sich beklage welcher durch den Trost: daß er ein Opfer für Alle sey, nur gar zu schwach beruhiget wird. Es ist dadurch, um wieder auf

das

das Darlehn zu kommen, aller Kredit gegen die Preuſſischen Lande hier ſo ſehr gefallen, daß ich gar mit keinem Scheine der Hofnung auf das Darlehn rechnen kann.

Wegen des Anni gratiae ſtehe ich noch mit dem Herrn Domherrn von Buſche in Briefwechſel; ich habe ihm die Sache durch eine Speciem facti klar vor Augen geleget, und bin davon auf das vollkommenſte überzeugt. Allein er will mich durch ein einzuhohlendes Reſponſum des Gegentheils belehren, und darauf hoftet nunmehr die Sache.

3.

London, den 15. Dec. 1763.

Man hat mir auch geſagt, daß ich in London wäre; noch zur Zeit weiß ich aber nur, daß ich in der Fremde bin, ſo ſehr wenige Zeit habe ich gehabt dieſe ungeheure Stadt kennen zu lernen. Gleichwohl kann ich Ihnen von ihrer Schaubühne etwas ſagen. Denn dieſe habe ich des Abends nach wohlverrichteter Arbeit zu meiner Erholung beſucht; und ihrer überhaupt nur zwey, als eine zu Coventgarden und die andre in Drury-lane, hier gefunden: welches mir für einen ſo groſſen Ort, worin itzt 1,300,000 Menſchen angegeben werden, viel zu wenig ſcheinet. Doch muß ich dabey ſagen, daß die Stadt London, welche in ihrem eigentlichen Bezirk gar keine Bühne hat, mehrmal die Erlaubniß dazu von dem Könige nachgeſucht, ſolche aber nie hat erhalten können, weil man die Bühne nur zur Aufwiegelung des Pöbels gegen den Hof gebrauchen würde; eine Beſorgniß, die ſehr gegründet iſt. Vielleicht aber wäre auch das daraus entſtanden, was man zu Rom ſah: daß nehmlich

Privat-

Privatbürger, um sich Anhang zu erwerben, Schauspiele umsonst gegeben und sich darin einander zu übertreffen bemühet hätten. Die Oper, worin itzt die alte Mingotti ohne Zähne prima donna ist, rechne ich nicht mit. Ueberhaupt hat die Anlage beider Bühnen nichts Vorzügliches. Sie sind fast klein, und gar nicht prächtig. Wenn alle Plätze besetzt sind, kann jede des Abends 5 bis 600 Pfund eintragen. Im Durchschnitte bringet jede, denke ich, wöchentlich 12000 Thaler auf, und ein guter Actör bekommt von dem Principal 600 Pfund Sterl. des Jahrs.

Den Geschmack des großen Haufens kann ich nicht besser ausdrücken, als wenn ich sage, daß er für die Beggars opera *) sey. Dieses Stück, welches aus lauter schönen Lumpen zusammen geflickt ist, worüber man wechselsweise lachen und weinen kann, wird noch immer mit dem größten Beyfall gespielet. Die darin vorkommenden Arien, welche auf alte erborgte Melodieen, z. B. auf die französischen Cottillons und Le printems rappelle aux armes gesetzt sind, erwecken noch immer Vergnügen, und müssen bisweilen dreymal gesungen werden. So lange ich hier bin, habe ich noch nicht gesehen, daß ein einziges regelmäßiges Stück aufgeführt worden. Der Cothurn und der Sockus laufen beständig durch einander. Ein Nachspiel, worin die Wahl eines Lord Mayor vorgestellt wird, ist so platt wie es seyn kann, und wird doch mit dem größten Beyfall aufgenommen.

Mit ihrer tragischen Action bin ich gar nicht zufrieden. Die Prinzessinnen sind hübsche drollige Mädgen, und die Prinzen aus dem dritten Gliede. Meiner Forde-

*) Von Gay.

Forderung nach aber, sollten im Trauerspiele alle Personen von einer ausnehmenden Leibesgröße seyn; und ihre Zollmaaße so gut als ein Grenadier haben, um den Cothurn zu ersetzen. Die Europäische Kleidermode, wenn ich die spanische ausnehme, ist dabey den theatralischen Königen nicht günstig, und man erkennt in einem solchen Kleide immer den kleinen Acteur. Ihre Action ist mehr pomphaft als stark; und man scheint die stille Größe in der Stellung, welche die Herzen der Menge zu einer ehrfurchtsvollen Aufmerksamkeit lenket, gar nicht zu kennen. Daher arbeiten die Prinzen und Prinzessinnen beständig mit ihren Händen, wie die Candidaten auf der Canzel, deklamiren und scandiren dabey, daß einem die Ohren weh thun. Kommt dann ein großer Affekt, ein Affekt des Zorns oder der Verzweiflung, so folgt ihm der Acteur mit der größten Hitze; aber immer so, daß er den Esprit de la scene ausdrückt, und den Esprit de la piece dabey vergißt. Der Ausdruck ist schön, aber keinesweges nach dem allgemeinen Ton des Stücks erhöhet oder vertiefet. Wenn Gott der Vater in einer Rolle hier zürnen sollte, nicht anders als mit Donnern und Blitzen würde er hier vorgestellet werden.

Die komischen Vorstellungen sind besser, aber lange nicht, so wie ich sie vermuthete. Ihr einziger Vorzug besteht in einem lebhaftern und wirksamern Marsche. Ich glaube nicht, daß irgend eine Nation die Geschichte auf der Bühne besser zusammen drängen wird. Ihre Sprache ist sehr geschwind. Außerdem aber sind sie wie andere Leute. Einer der vornehmsten Acteurs, welcher sehr gerühmt wird, und ihr Roscius und Baron gewesen seyn soll, Namens Garrick, ist itzt verreiset. Er hat aber seine Copey in einem mit Namen Foot hinterlassen. Mit dem Original kann ich ihn nicht vergleichen,

weil

weil ich erſteres nicht geſehen. Wenn ich ihn aber mit ſich ſelbſt vergleiche, ſo iſt er in dem einen Stück genau wie in dem andern, folglich kein Genie, ſondern ein ſorgfältiger ausgelernter Copiſt. Er iſt zugleich der Verfaſſer einiger Stücke, die keinen ſonderlichen Beyfall gefunden.

Seit einigen Abenden wird auf der Bühne in Coventgarden Artaxerxes, eine Oper aus dem Metaſtaſio überſetzt, mit groſſem Beyfall aufgeführt. Es gefällt mir aber nicht recht, daß Schauſpieler ſich mit Opern abgeben. Der König und die königliche Familie erſcheinen daſelbſt alle Donnerstage, und ſeine Taxe iſt jedesmal 20 Pfund. Hier habe ich zuerſt gelernt, wie unerträglich es ſey, wenn in der Oper ſtatt des Recitativs bloß geſprochen wird. Der Abfall iſt abſcheulich, und wenn ich zu richten hätte: ſo ſollten bloß pantomimiſche Handlungen die Zwiſchenräume ausfüllen. — Das iſt alles, was ich Ihnen von der hieſigen Bühne melden kann. Sie werden vielleicht aus der Hauptſtadt Europens etwas beſſers erwartet haben. Allein es iſt in der That nicht anders. Harlekin in London iſt wie Harlekin in Deutſchland, und meine Erwartung, welche auch wohl zu groß war, iſt bey der Bühne in keinem Stück befriedigt worden. Vielleicht gehe ich ein ander Mal die neuen Luſt- und Nachſpiele ſelbſt durch. Vorläufig aber kann ich wohl ſagen, daß Shakeſpear hier noch keinen Voltaire gefunden und daß ich noch keine Oefnungen für ein neues theatraliſches Genie entdecket habe.

Herrn Klopſtock bitte ich, nebſt meiner zärtlichſten Empfehlung, zu ſagen, daß ſein Meſſias hier auch einen Ueberſetzer gefunden. Wie man mir ſagt: ſo ſoll der Mann das Deutſche nicht verſtehen, ſondern ſich den Text erſt durch einen andern ins Franzöſiſche übertragen laſ-

sen. Das wäre wirklich abenteuerlich; ich fürchte recht, ihn völlig verstellt zu sehen. Ihren Preussen *) habe ich sogleich an seinem Ton erkannt. Er ist so stark in seiner eigenen Manier, daß ich gleich bey der ersten Zeile bey mir sagte: o das ist unser lieber Herr Gleim! — Von den hiesigen schönen Köpfen kenne ich noch keinen Einzigen. Alles, was ich schön gesehen habe, sind Mädchenköpfe gewesen.

Dem Herrn Domdechanten von Spiegel antworte ich heute noch nicht, weil ich erst noch zum Lord Grenville gehen und mit Herrn Westphal, den ich gestern verfehlt habe, sprechen will. Ich bitte, Ihm dieses, nebst der Versicherung meines unterthänigen Respects, gütigst zu vermelden. Herr Westphal geht nächstens von hier, nachdem er eine Pension von 200 Pfund erhalten hat.

Leben Sie ja wohl, und vergessen mich nicht. An den Herrn Präsidenten von Heiligenstädt und seine Frau Gemahlinn werden Sie hoffentlich meine beste Empfehlung gern übernehmen.

Herrn Klopstocks neue Trauerspiele erwarte ich mit Verlangen, Aber nicht hieher. Denn für des Herrn Domdechantens Brief habe ich 2 Pfund Sterl. geben müssen. Das bloße Couvert eines einfaches Briefes kostet 12 Groschen. Was an Herrn Botenmeister den Hannöverischen Residenten im Haag franco addressirt wird, erhalte ich umsonst. Es darf aber kein Packet seyn.

Des Herrn Domdechanten Rechnung soll ante terminum peremtorium gewiß übergeben werden. Das übrige beantworte ich nächstens.

*) Gedichte eines Preussischen Grenadiers.

III.

Briefwechsel mit Abbt.

I.

An den Verfasser des Harlekin im Namen einer kleinen Berlinischen Gesellschaft *).

Rintein, im April 1761.

Da wir uns aus unsern Grosvaterstühlen zwar sachte genug erhoben haben, um dem Harlekin, ungeachtet seines buntschäckichten Aufzuges, ein Paar Stunden zu schenken; da wir sogar trotz irgend einem Cardinale oder Wienerischen schönem Geiste mit ihm gelacht haben: so kann er immer auch eine halbe Stunde anwenden, um nicht nur diesen Brief, sondern auch unser gedrucktes

 Urtheil

*) Eine der berühmtesten kleinen Schriften von Möser ist sein „Harlekin" (Th. 1, S. 70 folgg.). Sie ward in den Literaturbriefen, Th. 12, S. 331 folgg. recensirt; und Abbt hatte den Einfall, ihm die Recension nebst nachstehendem Briefe zuzuschicken. Man s. Abbt's freundschaftl. Korrespondenz, S. 61. Der Brief steht zwar schon ebendas. S. 62 folgg., aber theils nicht vollständig, theils ist er zum Verständniß der Antwort nöthig, welche sich ihr gefunden hat. N.

Urtheil über ihn zu leſen. Es kann ihm nicht fremd ſeyn, ſcharf genug beurtheilt zu werden; da ein ganzes Parterre ſich oft die Freyheit um einige Thaler erkauft, ihn auszuziſchen, ſo oft er etwas verſieht. Und wenn es uns erlaubt wäre, einen tiefern Blick in ſeine Familienumſtände zu werfen: ſo wollten wir faſt rathen, daß der empfindliche Unwille ſeines Vaters, den er ſelbſt nach ſeiner rührenden Beſchreibung hat empfinden müſſen, aus einer ſolchen etwas harten Kritik des Parterre hergekommen ſeyn dürfte. Auch wir haben es uns angelegen ſeyn laſſen, ihn wegen des Rückfalles zu ſeiner unnatürlichen Ernſthaftigkeit etwas zu züchtigen; und wenn er nicht mit Thränen in den Augen uns bittet zu lachen, ſo werden wir nicht lachen. Nicht daß wir zu der Sekte unſrer deutſchen Gräberſänger gehörten. So ernſthaft ſind wir nicht. Und eben deßwegen wollen wir nicht, daß alles um uns herum ſogar bis auf den Harlekin ernſthaft werde.

Da wir überzeugt ſind, daß es auch hinter uns noch ganz anſehnliche Klaſſen von Thoren gebe: ſo wünſchen wir wenigſtens, daß es ſich Harlekin gefallen laſſe, ein wenig näher zu uns ſich zu geſellen, um uns unſere Zeit deſto beſſer zu vertreiben; geſetzt auch, daß er ſeiner Klaſſe ein bischen abtrünnig würde. Wir verſichern ihn übrigens, daß wir keine Deutſche, keine privilegirte, weder königliche noch herzogliche Geſellſchaft ausmachen. Würklich denken wir darin zu gut von Harlekin, als daß wir ihn Quackſalbern zugeſellen wollten.

Er darf alſo kein Diplom erwarten. Ja es kann ſeyn, daß er von nun an nichts weiter von uns vernimmt, außer daß wir ihm einige Groſchenſtücke zuwenden. Auch dieſe Anzeige würde er nicht erhalten haben, wenn nicht ein Glied dieſer kleinen Geſellſchaft nach Weſtphalen

wäre

wäre verſchlagen worden. Man hat der Freude nicht widerſtehen können, nachdem man auch in dieſer Gegend ein Thier erblickt hat, das gleichen Laut giebt und gleiches Futter genießt.

Das Gedruckte darf nur an Mr. Schwarz unter der Adreſſe: für die Berliner, zurückgeſchickt werden.

2.

Möſer's Antwort.

Wenn Harlekin ſeine Maske ablegt, und ſich in einem bürgerlichen Kleide zeigt: ſo iſt er oft nur ein ſehr gemeiner Mann, den man im Vorübergehen kaum bemerkt, auſſer wenn es ihm einmal einfällt, ſich durch ein ſteifes Kompliment lächerlich zu machen. Ich befürchte, Sie meine Herren, werden eben dieſe Anmerkung machen, nachdem ich meine Maske weggeworfen, oder vielmehr mich von dem Schmuz gereiniget habe, womit mich nur der hämiſche Kupferſtecher, der vermuthlich an ſeinen Hanswurſt gedachte, beſudelt hat *). Sie werden aber auch zur Strafe auf das Vergnügen noch einmal zu lachen, Verzicht thun müſſen. Denn nunmehr bin ich nichts als ein dunkler Rechtsgelehrter, welcher beym Lauterbach ſitzt, und oft vergeblich eine von ſeinen 24 Stunden zu verlieren wünſcht. Das Urtheil, welches Sie über mich gefällt haben, kömmt in vielen Stükken mit demjenigen überein, was ich ſelbſt von meiner

 Arbeit

*) Dies geht auf die erſte Auflage des Harlekins vom J. 1761. M.

Arbeit gedacht habe; und der Affe, welcher bey den Mäßen seine Rolle vergaß, iſt wirklich nicht übel angebracht. Allein die ganze Schreibart, der ich mich bedienen zu müſſen glaubte, war mir ungewohnt; und mehr als einmal bin ich in Verſuchung geweſen, die ernſthafte zu wählen. Ein ganz fremder Umſtand, nehmlich mein bisheriger Aufenthalt bey der Armee, hielt mich vornehmlich hievon zurück. Mit der traurigen Phyſionomie eines Landesdeputirten durfte ich nirgend erſcheinen. Mit meiner luſtigen Maske war ich hingegen überall willkommen, und oft habe ich mit blutendem Herzen und thränenden Augen den Herzog Ferdinand gebeten, nur einmal gnädig zu lachen. Zur Beruhigung meines Gewiſſens ließ er mir vor und nach eine halbe Million nach, und ſo wurden die Lichter einigermaßen bezahlt. Dieſes gehört zur Geſchichte des Harlekins, welcher bey der Armee geboren und erzogen worden.

In den Satz, daß das Lächerliche eine Größe ohne Stärke ſey, bin ich noch zu ſehr verliebt, um ihn ſofort aufgeben zu können. Ich mögte ihn gern vertheidigen. Allein die Art der Vertheidigung dürfte viele Rückfälle haben; und ſo will ich es lieber nicht wagen.

Den chriſtlichen Don Quichot habe ich wirklich im Sinne gehabt, und mich bey der Beurtheilung gewundert, wie ich dafür den engliſchen ſetzen können *).

Zu den Schwierigkeiten, welche ſich der Aufnahme des deutſchen komiſchen Theaters entgegenſtellen, rechne ich auch beſonders mit, den Mangel einer allgemeinen

Haupt-

*) Es ſcheint bloß ein Schreib- oder Druckfehler geweſen zu ſeyn. Die Stelle ſtehe itzt richtig, Th. 1, S. 78, zweyte Note. M.

Hauptſtadt dieſes Reichs. In einer ſolchen Hauptſtadt laſſen ſich mit der Zeit viele idealiſche Charaktere perſonificiren, und dem ganzen Reiche zur Intuition bringen; wie mir Herr Leſſing, welcher zuerſt den wahren Vortheil den die beſtimmten Charaktere der Thiere in der Fabel verſchaffen, bemerkt hat, bezeugen wird. Harlekin iſt wirklich ein ſolches Thier in der Fabel; und eben das ſind die meiſten Charaktere, deren ſich die Verfaſſer dieſer Art von komiſchen Stücken bedienen. Der gemeine Mann kennt ſie wie den Fuchs und den Löwen. Und vielleicht kennen Sie, mein Herr, Tyburn und la Greve, ohne den Platz nennen zu können, wo in Berlin oder Wien die Diebe gehangen werden. Kaum hat ſich der eine oder andere von unſern Dichtern ſo elend berühmt gemacht, daß man ihn zum Thiere in der Fabel gebrauchen kann. Grubſtreet, und tauſend Benennungen dieſer Art, ſind aus den beiden wahren Hauptſtädten Europens überall verbreitet. — —

3.

Osnabrück, 1763.

Ich denke, es geht Ihnen nunmehr ſo wie mir. So bald bin ich nicht einen Daumen breit hinterm Thor: ſo bin ich über alle Sorgen recht ſehr weit erhaben, und voll ſüßer Träume. Schade nur daß wir nicht ein Veilchen zuſammen gereiſet ſind. Vielleicht hätten Sie die Anmerkung von der frühen Verrückung eines gewiſſen Kopfes, wovon ich Ihnen einmal ſagte, gegründet gefunden. Hätten Sie ſeines Bruders Sohn, vor und nach einer ſchweren Krankheit gekannt, ſo würden Sie wirk-

lich über die Verwandlung als ein ganz seltsames Phänomenon erstaunen.

Vielleicht hätten wir uns von den Vorfällen, welche uns zu Hause drückten, in etwas erhohlet, und Athem aus freyer Luft geschöpfet. Mich schlugen damals viele Dinge nieder; und ich war nicht daheim. Sie durften Sich auch kaum fühlen; und so vergingen gute Tage und Stunden, welche minder tröfteten als sie Anfangs versprachen. Der gute Herr Superintendent ist mir noch immer eine sehr merkwürdige Erscheinung, seitdem ich seines Bruders Sohn vor und nach einer Krankheit gekannt habe. Dieser war wirklich ein ganzes halbes Jahr verrückt; und die Verrückung bildete sich zu einem ganz neuen Charakter aus, so daß der junge Mensch vom Weissen zum Schwarzen überging. Aus vielen jugendlichen Handlungen des ältern schließe ich auf eine gleiche Crisin; und die Sache verdiente wirklich eine ernsthafte Betrachtung. Die Geschichte unserer Seelen hätte vielleicht aus einem Tollhause ansehnliche Beyträge zu erwarten. Und wer weiß, ob wir nicht auf Mittel kämen, dumme Jungen rasend, und aus Rasenden Virtuosen zu machen? Doch wir wollen es bleiben lassen. Die Leute bekommen ihre Rückfälle; das wissen Sie.

Wenn Sie [redacted] nach Frankfurt kommen: so werden Sie den Herrn Superintendent Plitt sprechen; und dann bitte ich um meine gar schöne Empfehlung. Ich verehre in ihm einen Mann von einem recht guten Temperament. Sie werden ihn vergnügt finden; darauf wette ich. Und was will man mehr? In Genf werden Emil und Sophie *) nun wohl ein halbes Dutzend Kinder mit einander haben, denn sie schienen beide von guter Art

*) Rousseau's Emile.

Art zu seyn. Sollten Sie das Glück haben, das Paar zu sehen, so erkundigen Sie Sich vor allem, ob ... —

Wenn Sie nun nach der Schweiz kommen: so bringen Sie mir doch so etwas mit; einige Ueberbleibsel von der Sündfluth, oder sonst ein Stück von den berühmten Alpen, woraus so viel Wesens gemacht wird. Vor allem lassen Sie Sich dort die Art zeigen, wie sie die grossen Käse machen; hievon ist doch noch wenig in der Physik gehandelt. Und wenn Sie auf der Brücke zu Genf sind: so erinnern Sie Sich, daß Cäsar darüber gegangen.

Sollten Sie auch dort am Fusse der Alpen eine Julie oder Sophie finden: so lassen Sie Sich von ihnen einen Salat mit den Fingern umkehren, und verwahren mir davon ein recht grünes Blättchen. Treten Sie aber nicht auf die Alpen, um von der Höhe einen verachtenden Blick auf unser Westphalen zu werfen. Es giebt gute Leute überall, und ein Mädchen aus dem pays de Vaud hat ihre Reizungen eben so gut als eine Pariserinn. — —

4.

Bückeburg, Mittwochs den 21. May 1766.

Dear Sir! Ich habe heute Ihren Brief erhalten und danke Ihnen dafür herzlich. Ich bin itzt Gottlob wieder besser; mein Anfall war mehr schmerzhaft, und ich wäre, nachdem die Gefahr vorüber war, beynahe an einem zurückgetretenen Schweiße, worüber ich in Ohnmacht gefallen war und worin mich zum Glück noch mein Bedienter antraf, in der Nacht todt geblieben. Ich sagte eben: zum

zum Glück, ohne daß ich recht weiß, ob ich es sagen darf. Denn ich wäre auf eine sehr angenehme Art aus dem Leben herausgerutscht; und da es so viele unangenehme Todesarten giebt: so kann man vielleicht wohl sagen, que c'est perdre une belle occasion que de manquer une sortie de la vie qui auroit été aisée. Uebrigens bin ich wieder genesen, und wenn einen Höfling die Gnade seines Herrn plötzlich heilen kann: so muß der meinige Arzt gewesen seyn, da er mich zweymal in meiner Krankheit besucht hat, und ausdrücklich deswegen vom Baume, eine Meile von hier, hereingereiset ist. Nichts desto weniger haben Sie recht, daß ich mich nach Ihrem edlen häuslichen Leben sehne, und nach der Freude lauter Gesichter von Freunden anzugucken. Ich glaube, Gott verzeihe mirs, daß ich aus lauter Ausgelassenheit ohne Hosen herumspringen würde, um mich einmal recht in der vezzosa libertà zu fühlen. Unterdeß wenn es geschehen wird, weiß ich nicht genau. Ich muß die Zeit abpassen, wenn der Herr nebst der Gräfinn in Hagenburg und ich nicht mit seyn werde: dann fliege ich zu Ihnen; aber es muß keine Hochzeit dort seyn, außer die meinige *); und auch keine Gastereyen. Denn da würde ich meine beste Gerichte, Köhren mit ihnen, verlieren.

Morgen gehe ich in Affären nach Hannover, und werde dort den ehrwürdigen Hrn. von Münchhausen kennen lernen, worauf ich mich sehr freue. Ich bleibe dort bis in die nächste Woche. — Hier folgt der Anfang meiner Historie. Ich habe es gewagt, Sie in der Vorrede öffentlich als meinen Freund zu nennen: weil ich immer

an

*) Es hatte damals eine Demoiselle aus Mösers Hause geheirathet, die lange dort zur Gesellschaft gewesen, und Abbten bekannt war. Er schickte ein Reh auf ihre Hochzeit. N.

an das Swiftiſche *ornat me* denke, und mit Ihnen gar zu gern ſtolzire. Zugleich ſteckt eine verzweifelte Liſt darunter. Nachdem ich dem Publikum nun einmal geſagt habe, daß Sie mir zuweilen ſchreiben, ſo kann ich nun mich gegen daſſelbe über Sie beklagen, wenn Sie aufhören es zu thun: und die Schande werden Sie Sich hoffentlich nicht zuziehen. Sehen Sie wohl, mein theurer Herr, ſo weiß ich Ihre vim inertiae zu packen! Das Titelkupfer hatte ich als eine Grille nach Halle hingeſchrieben: allein anſtatt der Simplicität, da ich nur zwey Figuren wollte, haben ſie Gott weiß was für Kreaturen noch in Halle zugeſetzt, und damit iſt denn das geworden, was Sie jetzt ſehen. Hauſen hat auch ſchon angefangen, etwas von der neuen Hiſtorie herauszugeben. Das müſſen Sie Sich aber kommen laſſen. Mich dünkt, er greift nicht tief genug in der Geſchichte von Deutſchland, außerdem daß er den Plan ganz ändert, und ganze Nationen in der Geſchichte einzeln herunter erzählt. Doch ich will Ihnen im Urtheil nicht vorgreifen. Nicolai ſchickt Ihnen wieder ein Stück von der Bibliothek. Ich habe nichts darin als die Recenſion von Kollars Schrift. Der Herr von Moſer hat etwas herausgegeben, was er Reliquien nennt. Ich glaube wirklich, daß es die Reliquien ſeines Feuers und ſeines Geiſtes ſind; denn der Mann fängt an ſich ſo unbarmherzig abzuſchreiben, daß ich in den belobten Reliquien zweymal auf Stellen geſtoßen bin, die von Wort zu Wort in dem nehmlichen Buche von einem Alphabet zweymal abgedruckt ſtehn. Seine Reflexionen vermehren ſich, ſcheint es, wie die Stückchen Holz vom Kreuze Chriſti.

Anderes was mir Nicolai von der Meſſe geſchickt, iſt nichts als Sammlung von Poeſieen: auch Zachariä's Cortes, von dem ich mit Ungeduld Recenſionen erwarte,

weil

weil ich nicht Willens bin, ihn jemals zu lesen, ob Sie gleich unter der Zahl der Subscribenten stehen. Wie gehts mit der Osnabrückschen Geschichte? Wann wollen Sie einmal alle badauds, die bisher in der deutschen Geschichte herumgewühlt, gaffen machen? Doch addio, carissimo! — Wenn ich meiner Mama ihre lieben Hände durch Küssen heilen könnte, so wollte ich sie wohl zum Schreiben bringen.

Bald hätte ich vergessen zu sagen, daß der junge Herr Graf das Wild auf seine Rechnung schreiben lassen, daß er es mir also geschenkt, daß ich es Ihnen auch aus edlem Trieb und Großmuth schenke, und daß Sie mir nur für $\frac{1}{2}$ Rthlr. Botenlohn obligirt bleiben, den ich erst noch bezahlen muß. Ich bin nur froh, daß das Geschöpf noch hingekommen ist. Ich dachte in meiner Krankheit immer daran. Meine Schwester Jeannette muß mir verzeihen, daß ich ihr so lange nicht geschrieben habe. Alle andere grüße ich vielmals *).

*) Andere Briefe von Abbt an Möser stehn in Abbts Vermischten Werken, Th. 6, S. 3—36. M.

IV.

Von Graf Wilhelm von der Lippe.

Bückeburg, den 4. Novemb. 1766.

Wohlgebohrner,

Hochzuehrender Herr Regierungsrath.

Es hat Gott gefallen, Meinen Hof- und Regierungsrath Abbt gestern Abend spät, nach einer kurzen Unpäßlichkeit, aus dieser Welt abzufordern. In welcher Maaße Ich durch diesen groſten Verlust gerühret bin, läßt sich nicht ausdrücken. Die mir bekannte Hochschätzung des Wohlseligen gegen Ew. Wohlgeb., und die schriftliche Korrespondenz, welche er mit Denenselben unterhalten, veranlaßt Mich zu vermuthen daß Ew. W. daran gelegen seyn mögte, von diesem betrübten Vorfall ohne Zeitverlust benachrichtigt zu werden. In solcher Absicht habe die Ehre, Gegenwärtiges an Ew. W. abgehen zu lassen, der Ich sehr wünsche angenehme Gelegenheiten zu haben, um Ew. W. die Versicherung derjenigen vorzüglichen Hochachtung wiederholen zu können, womit Ich bin

Ew. W.

ergebenster Diener

Wilhelm, Reg. Graf zu Schaumburg-Lippe.

V.

V.

Fragment eines Briefes von Möſer.

(Ohne Anzeige: an wen, und wann er geſchrieben iſt.)

Euer Wohlgebohren können verſichert ſeyn, daß mir eine freundſchaftliche Kritik angenehmer ſey, als das unbedingte Lob, welches man itzt Manchem aus Bequemlichkeit, um das Werk nicht zu leſen, oder aus Parteylichkeit nur gar zu willig ertheilet. Und Niemand hat auch in der That Urſache gelehriger zu ſeyn als ich, da ich immer mehr und mehr fühle, daß ich zu ſpät in die hiſtoriſche Schule gekommen, und beſonders in der hiſtoriſchen Kritik zu ſehr verſäumet bin. Man kann mir aber ſolches nicht gar zu hoch anrechnen, weil mein Beruf mich zu ganz andern Sachen beſtimmet hat, und ich zuerſt in dem letztern Kriege, worin ich als Landes-Deputirter mich faſt beſtändig in den Hauptquartieren der Armeen aufhalten muſte, ein hiſtoriſches Buch zum Zeitvertreibe in die Hand genommen habe. Mancher Sphus meiner Geſchichte iſt im Wagen überdacht, und auf der erſten Station niedergeſchrieben. In London kaufte ich mir erſt einige Collectiones Scriptorum, und hier war es, wo ich anfing, meine zerſtreuten Entwürfe in Ordnung zu bringen. Bey ſo bewandten Umſtänden iſt es wohl nicht anders möglich geweſen, als daß ich oftmals einen Einfall für die Wahrheit genommen habe. Indeß

verlaſſe

verlaſſe ich mich viel auf ein gewiſſes Gefühl der Wahrheit; und bin darin oft beſtärket worden, da ich dasjenige was mir zuerſt bloß möglich geſchienen, bey näherer Unterſuchung wahr befunden habe.

Eure Wohlgebohren haben mir oft mit Ihren gegründeten Forderungen bange gemacht; und ich hätte gewiß die Feder darüber niedergelegt, wenn mich nicht ein patriotiſcher Eifer pro libertate privatorum, und die Begierde gewiſſe Grundſätze in der Rechtsgelehrſamkeit auszubreiten, bey meinem Vorſatze erhalten hätten. Da mich mein Beruf in die glückliche Verbindung geſetzt hat, daß ich jeden guten Vorſchlag zur Wirklichkeit bringen kann: ſo habe ich es auch gewiſſermaßen nöthig erachtet, die Gemüther zu den Landesordnungen vorzubereiten, die ich nach meinen Grundſätzen entwerfe und zur Ausübung bringe. — —

VI.

Von Herrn Hofrath Käſtner.

Göttingen, den 9. Decemb. 1773.

Ew. — nur zu ſchreiben, um Ihnen meine Hochachtung zu verſichern, habe mich nie überwinden können, weil mir dieſes gerade ſo vorkömmt, wie wenn man einen ehrlichen Mann der eben im Trinken begriffen iſt, beym Ermel zupfen läßt, daß er abſetzen, und ſich umſehen muß, wer am andern Ende der Tafel ſeine Geſundheit trinkt.

Jetzo aber glaube ich Ew. — ſelbſt ein Vergnügen zu machen, wenn ich Ihnen den Herrn Hollenberg empfehle, deſſen Sie Sich ſchon auf eine ſo edle Art angenommen haben.

Durch den Tod ſeines Vaters leiden die Wiſſenſchaften einen größern Verluſt, als ſie durch den Tod manches Profeſſors leiden würden. — Von den großen Fähigkeiten und dem brennenden Eifer dieſes jungen Menſchen ließ ſich deſto mehr erwarten, da er bey dem Kopfe auch die Hände zu brauchen geſchickt iſt, und alſo in praktiſcher Anwendung der Mathematik ungemein brauchbar würde geworden ſeyn. Denn die Leute die Kopf und Hände zugleich brauchen können, ſind noch immer ziemlich ſelten, da ſich ſeit dem ehrwürdigen Urſprunge

ſprunge der vier Fakultäten in den Zeiten, da man vier Elemente, vier Monarchieen, und was weiß ich wieviel Quaterniones Imperii? hatte, die Gelehrten den Kopf zugeeignet und die Hände den Handwerkern überlaſſen haben; obgleich zur Ehre unſerer Zeiten jetzo viel Gelehrte die Hände auch recht gut zu brauchen wiſſen, und zwar mit noch weniger Kopf als die Handwerker.

Ob es möglich iſt, daß Herr Hollenberg ſich noch, ſeinem Triebe gemäß, in den Wiſſenſchaften, durch die er nützlich werden würde, vollkommner machen kann, das wird auf ſeine Glücksumſtände ankommen, und Ew. — Schutz wird darein den beträchtlichſten Einfluß haben. —

Abraham Gotthelf Käſtner.

VII.

Von dem Geschichtschreiber Schmidt.

Wirzburg, den 15. März 1778.

Des Herrn Statthalters von Dalberg Excellenz haben mir Dero in Betreff meiner Geschichte an Sie (Ihn) erlassenes Schreiben überschickt. Ew. — werden Sich nicht leicht vorstellen können, wie angenehm einem ein solches Urtheil fallen muß, wenn man in einer Gegend lebt, wo wahre Kenner in diesem Fach so selten sind, und wo man im Gegentheil noch besorgen muß von Cabalen und Parteygeist chikanirt und gequält zu werden. Gott sey Dank! bis daher ist noch alles ruhig vorbeygegangen. Ich werde demnach auch fortfahren, bloß nach meiner Ueberzeugung zu schreiben.

Ew. — haben vollkommen recht, wenn Sie glauben, daß mir Dero Entwurf der Osnabrückischen Geschichte nicht entgangen. Nur Schade! daß ein Werk von solcher Stärke und Neuheit der Gedanken, besonders solchen die auf eine Menge von Sachen Licht verbreiten, nicht weiter geführt ist. Auch die Patriotischen Phantasieen habe ich mit einem außerordentlichen Vergnügen gelesen. Möchten doch mehrere Männer in Deutschland, die selbst Einfluß in die Regierung besonderer Länder haben, nur hie und da etwas zu Papier bringen; wie ungleich größern Vortheil würde man daraus

aus ziehen können, als aus den Schriften so vieler Universitätsstatistiker, die sich so sehr in Deutschland anhäufen! — Einige Bemerkungen, z. B. die Grundsätze der Engländer in Betreff der Hanse, waren mir bei Durchlesung der dahin einschlagenden Urkunden ganz entwischt. Ich habe es demnach bloß Ihnen zu danken, daß ich nun in dieser Sache klärer sehe als zuvor. Daß die gute Zeit Deutschlands jene war, da das Faustrecht im Gang war, davon bin ich ebenfalls überzeugt, werde es auch mit Datis belegen, die nicht leicht einen Zweifel übrig lassen werden. Was wird doch noch wohl bey so weniger Harmonie der Regenten, bey so sehr in einander laufendem Interesse der verschiednen Glieder des Reiches, bey so schlechter Commerzialverfassung, und zunehmendem Luxus in den kleinern Provinzen, aus Deutschland werden? Eines ist mir dabey das Unausstehlichste, daß da endlich die Theologen ausgezankt haben, und überhaupt duldsam werden, nun die sogenannten Publicisten die Verbitterung zwischen den verschiedenen Religionsparteyen nicht allein unterhalten, sondern noch vergrößern. — Die Bemerkung wegen der Alemannier und Baiern habe noch nicht Zeit gehabt zu prüfen, da mich der Verleger wegen frischen Manuscriptes plaget; ich werde aber zu seiner Zeit nicht versäumen Gebrauch davon zu machen. Wollen mich übrigens Ew. W. unter Dero Freunde zählen, so wird mir dieses einer der angenehmsten Vorfälle meines Lebens seyn. — —

M. J. Schmidt.

VIII.

An Herrn Geh. Kriegsrath Urſinus in Berlin.

I.

Osnabrück, den 24. Dec. 1776.

Wie ſehr dieſes werden Sie nun, freundſchaftlicher Mann, von der guten Meynung die Sie von mir gefaßt haben, zurücknehmen müſſen, da ich Ihnen offenherzig geſtehen muß, daß ich der Verfaſſer der von Ihnen ſo ſehr bewunderten Stücke nicht bin *), und als Reimer noch ins medium aevum der deutſchen Dichtkunſt gehöre, ob man mir gleich die unverlangte Ehre angethan hat, einige Lieder, die ich gewiß vor 30 Jahren geſungen,

*) Hr. Urſinus beſchäftigte ſich damals mit der Herausgabe ſeiner „Balladen und Lieder altengliſcher und altſchottiſcher Dichtart," welche im J. 1777 heraus kamen. Er hatte Möſern um Beyträge erſucht, und ſich auf einige Gedichte in einem Muſenalmanach berufen, welche mit M. unterzeichnet waren, und die von Verſchiednen Möſern waren zugeſchrieben worden. — Zugleich hatte Hr. Urſinus, um eine Probe ſeiner Arbeit zu geben, die von ihm überſetzte ſchöne Ballade von der Beichte der Königinn Eleonore beygelegt, welche in jener Sammlung gedruckt ſteht, und wovon M. gegen das Ende dieſes Briefes redet. N.

gen, ich weiß nicht in welchen Almanach der neuern Muſen aufzunehmen.

Oft habe ich aber gewünſcht, daß ein Bürger unſere alten Volkserzählungen und legendary tales, die zuweilen ſo kräftig ſind und immer noch den Mann ergötzen, wenn er die Freuden der Jünglinge geſchmacklos findet, behandeln mögte. Oft habe ich den h. Petrus mit dem gedoppelten Schlüſſel, und andre Maſchinen der chriſtlichen Mythologie, welche in dieſen Erzählungen ſo wie überhaupt alle Götter in dem erſten Fortgange der Dichtkunſt, ſo gute Dienſte thun, bewundert. Und ſo iſt es mir ein ausnehmendes Vergnügen geweſen, daß Sie den Geſchmack unſerer Nation hierauf vorbereiten wollen.

Eine dieſer Volkserzählungen, worin Petrus einem Schneider zuläßt, ein Bein von Gottes Fußſchemel auf ſeinen diebiſchen Kameraden herabzuſchleudern, und Gott, wie er nach Hauſe kommt und die Urſache erfährt, ihm das Wanne! Wanne! zuruft, wenn ich ſo halſtig wäre wie du? bringt eine der wichtigſten Religionswahrheiten dem gemeinſten Manne vor Augen; und der ſinnliche gemeine Ausdruck kann ſchwerlich höher getrieben werden, ſo ſehr auch übrigens gegen die Regel nè Deus interſit, gefehlt worden: wenn man die Zeiten, wo die Götter noch leichtfertig bey der Hand waren, mit den unſrigen, wo die Wunderwerke ſparſam ſind, vergleichen darf.

Die Beichte einer Frau an ihren Mann, welche in unſern Volkserzählungen alſo ſchließt:

Er ſprach: Geh hin, ich ſprech dich los
Des ſchweren Sündenfalls;
Doch ſäß ich nicht an Gottes Statt,
Ich bräche dir den Hals!

hat zwar nicht das Eigene der Ballade welche Sie mir zur Probe überſchickt haben, aber doch auch ihren Werth; und nicht den Fehler der Engliſchen, welche bey der Beichte einen Zuhörer und wohl gar einen Layenbruder duldet. Einem unkundigen Lutheraner wird es auch nicht ſogleich einleuchten, warum die Königinn ihre Sünden, nach heutiger Art zu reden, einem fremden Mönche in die Kappe ſchüttet *).

Dieſe Fehler des Originals hat aber der Ueberſetzer nicht zu verantworten, als welchem ich wegen der Manier ſowohl als wegen des Coſtums die vollkommenſte Gerechtigkeit wiederfahren laſſe. — Sollte aber im Original die Abſolution nicht etwas mehr mit einem alten Formular übereinkommen als die deutſche?

Der Eifer des h. Auguſtins, der Concilien und Capitularien gegen die Balladen, welche zuerſt in ſollennitatibus ſanctorum geſungen wurden, halte Sie nicht ab, das Publikum mit der angekündigten Sammlung zu beſchenken!

Möſer.

N. S.

Mit einigen alten Minneliedern könnte ich Ihnen noch dienen. Sie ſind aber ſehr unleſerlich, indem das Pergament, worauf ſie geſchrieben, einige hundert Jahre zu Umſchlägen alter Rechnungen gebraucht worden. Keines davon befindet ſich in den bisher gedruckten Sammlungen; und beſonders finden ſich einige darunter vom K. Heinrich, deſſen blühender Stil aus dem einzigen Stücke,

*) Den Grund der Ohrenbeichte an fremde Geiſtliche hat Möſer ſelbſt angegeben, in dieſen Vermiſchten Schriften, Th. 1, S. 380, 381. R.

Stücke, was ſich voran in der Manneſſiſchen Sammlung findet, ſogleich kenntbar iſt. Der Anfang iſt:

Owe herzeliker Leyde
De ick ſande dragen muſs
Owe lichter Ogben weide
Wanner wird mir ſorgen Buſs
Wanner ſoll din roter Mund mich lachen an
Und ſprechen: O du ſelig man
Was du wilt das ſy gethan!

2.

Osnabrück, den 12. Jul. 1777.

Würdiger lieber Herr (Stylo vetere)!

Bey Durchleſung der mir gütigſt zugeſandten ſchönen Balladen habe ich es mehrmals bedauert, daß wir Deutſchen nichts von dergleichen Reliquien aufzuweiſen haben; ſie würden mir lieber ſeyn, als die Knochen aller 11000 Jungfern zu Cölln. Unſtreitig haben unſre Vorfahren auch geſungen, und zwar gut, weil Karl der Groſſe es werth hielt ihre Lieder zu ſammeln. Allein überall, wo das Hof- und Stadtleben, was immer neue und koſtbare Ergötzungen erfordert, zu früh angefangen hat, haben ſich jene ländlichen Luſtbarkeiten verloren. Ein alter Than, der jährlich die Vaſallen ſeines Clans einmal zur Tafel hatte, mogte froh ſeyn, ſeine Gäſte nach der Mahlzeit mit einer Ballade zu unterhalten; und die Sänger, welche ihr altes Lied wiederholten, hatten hier ſo leicht nicht zu beſorgen, daß man ihrer müde würde, indem ſie des Jahrs vielleicht nur einmal in ihrem

Kreiſe herumkamen. Aber an Höfen und in Städten hört man ein Lied leicht zu oft, und jeder der für ihr Vergnügen arbeitet, ſinnt auf etwas Neues und Koſtbares. Man lacht hier über den Landjunker, der ſich noch an einer fahrenden Oper ergötzt, und dieſer ſchämt ſich der Natur und — der Ballade, bis er des Hof- und Stadtlebens ſatt, in ſein altes Bergſchloß zurückkehrt, und noch einmal vor ſeinem Ende ſich an den alten guten Zeiten ergötzt. Dieſes ſcheint mir die Urſache zu ſeyn, warum ſich in den ſchottiſchen Gebirgen von der alten Dichtkunſt mehr als in allen andern Ländern erhalten hat. Doch hat man auch in Frankreich noch einige, wie die Chatelaine de St. Gilles, und die Romance von D. Aucaſſis et de Nuolette, welche 1760 zu Paris unter dem Titel Les amours du bon vieux tems herauskamen. Die letztere iſt eine fahrende Oper, worin nach jedem Geſange die Erzählung der Geſchichte in Proſe fortgeht, und durch ein mimiſches Spiel unterſtützt wird. Dergleichen geſchah auch bey den Balladen, wie man aus den Schlüſſen verſchiedener Kirchenverſammlungen ſchließen muß.

Doch warum ſchreibe ich dieſes dem Manne, der dieſes beſſer als ich weiß? Aber was thut man nicht um ſeine dankbare Aufmerkſamkeit zu zeigen?

Die Ausführung des Hrn. Chodowiecki in dem Titelkupfer iſt ſchön, aber an Erfindung nicht reich genug; es herrſcht eine einförmige Aufmerkſamkeit darin, und ich hätte wenigſtens gewünſcht, daß einer von den Zuhörern mich angeblickt hätte, um mich mit ſeinen Augen zu fragen: ob das nicht vortreflich ſey?

In der Vorrede iſt der Name Dugdale verdruckt; und das Doomsday-book iſt nicht ſowohl ein Lehnsprotokoll, als die verbeſſerte Reichs-Lehns-Matrikel;

oder vielmehr der moderirte Anſchlag aller Kronlehen, worin enthalten iſt, mit wie vielen Reiſigen und Gewapneten jeder Kronvaſall erſcheinen ſoll. — Schon wieder eine pedantiſche Note! — Von der Ueberſetzung ſelbſt ſage ich nichts, als daß ſie mir ſehr gefallen hat.

Die Volksgeſchichte, der ich letzthin erwähnte, iſt ungefähr folgenden Inhalts. Ein Schneider kömmt vor den Himmel — Petrus weiſet ihn ab — endlich erhält er ein Plätzchen hinter der Thür, wo man ihn nicht ſieht. Der liebe Gott mit ſeinen heiligen Engeln geht einmal ſpatzieren — der Schneider bedient ſich der Gelegenheit, den Himmel und Gottes Thron zu beſehen. Vor demſelben iſt eine runde Oeffnung, wodurch Gott alles ſieht, was auf Erden geſchieht — Der Schneider guckt durch — ſieht ſeinen Kameraden ſtehlen — reißt in der Eile ein Bein vom Thron, und ſchleudert es ihm auf den Kopf. — Der liebe Gott kommt wieder — ſieht den Mangel des einen Beins — es kann es Niemand als der Schneider, der allein da geweſen, gethan haben — er wird vorgefordert, und bekennet, was und warum er es gethan? — Darauf ſagt der liebe Gott zu ihm: „Wanne! Wanne! „wenn ich ſo haſtig wäre wie du, wie würde es dir auf „Erden ergangen ſeyn *)?“

Das Vehiculum mit der Himmelsthür und dem h. Peter wird auf dieſe Weiſe von den gemeinen Leuten ſehr gebraucht; es iſt ein Werk der heiligen Mythologie; und es iſt eine Zeit geweſen, wo mehrere Heiligen, deren Charakter dem Volke intuitiv war, eben die Dienſte thaten, wozu man, nachdem die ſchönen Wiſſenſchaften wieder aufkamen, die griechiſchen und römiſchen Götter gebrauchte. —

Die

*) Man ſ. Th. 1, S. 111. M.

Die deutſchen Lieder, wovon keines in der Manneſſiſchen Sammlung, der einzigen die wir haben, ſteht, erfolgen in der Urkunde hiebey. Wenn Sie ſolche nicht gebrauchen ſollten, ſo erhalte ich ſie gelegentlich wieder zurück. Das eine Lied: Twivle nich du leweſte myn, iſt vielleicht das einzige weſtfäliſche Minnelied was wir haben; es iſt zwar nicht eigentlich in unſrer Sprache, aber es hat doch beſondre Provincialiſmen, welche ſich in allen andern nicht finden. Der Nachtwächter in dem Stücke: Ich ſinge und ſage, es iſt an dem Tage, hat verſchiedene Nachahmungen unter den gedruckten Minneliedern *).

Der Raum verbietet mir ein Mehreres zu ſchreiben. Leben Sie alſo wohl!

Möſer.

*) Man ſ. Patriot. Phantaſien, Th. 1, S. 240 folgg.
M.

IX.

Von dem Staats- und Kabinettsminister Grafen von Herzberg.

Berlin, den 1. Juni 1782.

Das Schreiben über die Deutsche Sprache und Litteratur und über die Schrift des Königs von dieser Materie, welches Eurer Wohlgeb. zugeschrieben wird, ist mir erst seit kurzem in die Hände gefallen. Es ist mir nicht gleichgültig, sondern sehr angenehm gewesen daraus zu ersehen, daß ein Mann von so entschiedenem Verdienst, von so grossen Einsichten, und ein so wahrer Deutscher in seiner Schrift meinen Gesinnungen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie stimmen in der That mit der Meynung, welche Sie davon hegen, völlig überein, und ich pflichte dem Urtheil, welches Sie von der Schrift des Königs fällen, gröstentheils bey. Ich kann es um so mehr mit Wahrheit und erweislich thun, da ich zu der Schrift des Königs von ungefähr Anlaß gegeben, er sie eigentlich an mich gerichtet, und ich ihm viele mündliche und schriftliche Vorstellungen gethan, um ihm einen bessern Begrif von der Deutschen Sprache und Litteratur und auch selbst von seiner Nation beyzubringen. Die besondern Umstände davon habe ich in einer kleinen Nachricht für mich selbst, für die Nachkommenschaft, und für einige deutsche Freunde aufgesetzt, die ich aber bey des Königs Leben nicht in fremde Hände kommen lassen wollte. Da ich weiß, daß Niemand den Werth von dergleichen Nachrichten besser empfindet als Eure Wohlgeb.,

so

ſo habe ich mir die Freyheit genommen, Ihnen dieſen gedruckten Aufſatz durch den jungen Herrn von Fürſtenberg zu überſchicken, und dieſer hat ſelbigen dem Herrn Rath Helwing aus Lemgo mitgegeben, um ihn weiter an Sie zu befördern. Dieſer Schrift (welche ich mir nach geſchehener Durchleſung zurück erbitte), habe ich drey kleine Reden oder Abhandlungen beygelegt, welche ich allhier an den drey letzten Geburtstagen des Königs in der Akademie vorgeleſen, und deren Endzweck vornehmlich dahin geht, den Nationalgeiſt der Deutſchen, beſonders der Nordiſchen, mehr zu erheben, und ſich ſelbſt mehr kennbar zu machen, wie der jetzt hier anweſende bekannte Abt Raynal öfters ſagt: Ihr Deutſchen wißt nicht genug was ihr ſeyd; — wiewohl unſere junge Deutſche nur zuviel davon wiſſen. Ferner nehme ich mir die Freyheit, Eurer Wohlgeb. bey eben dieſer Gelegenheit ein merkwürdiges altes Landbuch oder Cataſtrum der Mark Brandenburg zu überſchicken, welches vermuthlich in Ihrer Gegend wenig bekannt iſt, welches ich bloß für andere die mehr Zeit als ich haben, abdrucken laſſen, und deſſen Werth und Nutzen Niemand beſſer beurtheilen kann, als der Geſchichtſchreiber von Osnabrück. Ueberdem glaube ich auch, dafern ich es nicht vergeſſen, die letzte Schrift des hieſigen Hofes in der Baieriſchen Erbfolgsſache beygelegt und Ihnen überſchickt zu haben, weil ſie nur kurz vor dem Teſchener Frieden herausgekommen und wenig bekannt geworden. Da ich die erſte Hofſchrift, das Expoſé des motifs etc. aus leicht zu erachtenden Urſachen in franzöſiſcher Sprache abfaſſen müſſen, ſo habe ich dieſe letzte Hauptſchrift hauptſächlich für Deutſche gemacht, und lediglich die Abſicht gehabt, zu überzeugen, wahr, deutſch, rein und kurz zu ſchreiben. Ob ich dieſen Endzweck einigermaßen erreicht; ob der König nicht in der Baieriſchen

Erb-

Erbfolgsſache ſowohl als bey der letztern Münſterſchen Coadjutorie-Wahl ſich als einen wahren deutſchen Patrioten und als einen ächten Staatsmann gezeigt, und ob dadurch nicht der hieſige Hof den Beyfall und das Vertrauen von Deutſchland und von ganz Europa verdient: darüber wünſchte ich von Niemand mehr ein aufrichtiges Urtheil zu vernehmen als von einem Möſer. Ich habe damals in den Schreiben, die ich im Namen des Königs an den Kurfürſten von Cölln und an die beiden Domkapitul von Cölln und Münſter geſchrieben, und welche E. W. vermuthlich geleſen haben werden, ihnen deutlich genug geſagt, daß der König alle Wahl in dem Erzhauſe Oeſtreich ihnen nachtheilig hielte, und daß er ihre wahre Freyheit durch alle dem Reichs- und Völker-Rechte gemäße Mittel unterſtützen würde, wenn ſich die Mehrheit der Stimmen gegen einen fremden Fürſten erklärte; daß er aber dieſe Mehrheit der Stimmen erkaufen ſollte, wie viele wollten, ſolches war unſerm Staatsſyſtem weder angemeſſen, noch nothwendig. Der hieſige Hof hat auch niemals dergleichen Mittel gebraucht, und ich kann nach meiner Denkungsart nicht dazu rathen.

Eure W. werden Sich vielleicht wundern, daß ich Ihnen ohne perſönliche Bekanntſchaft ſo frey ſchreibe und ſo unerhebliche Schriften ſchicke. Es geſchiehet auch bloß, um die gute Meynung von meinen Grundſätzen, welche Sie in einer öffentlichen Schrift zu bemerken mir die Ehre gethan, einigermaßen zu rechtfertigen; Sie von dem wahren Urſprung der königl. Schrift zu unterrichten, und dabey mir die Gelegenheit zu verſchaffen, daß ich Ihnen durch eine unmittelbare Zuſchrift meine für Dero Perſon hegende wahre Hochachtung bezeuge. —

E. F. von Herzberg.

X.

An Hrn. Rath Becker in Gotha *).

Den 28. Jun. 1786.

Gern will ich Ew. patriotiſche Bemühungen durch meine Unterſchrift unterſtützen und Mehrere dazu aufmuntern; aber etwas das Sie aus der Fülle Ihres Geiſtes und Herzens hervorbringen, noch zu verbeſſern, wage und verſpreche ich in meinem 66ſten Jahre nicht, beſonders da mir allerhand Nervenzufälle alles anhaltende Nachdenken beſchwerlich machen.

Eins will ich jedoch erinnern. Die Behauptung derjenigen welche ſich der beſondern Aufklärung des Landmanns entgegen ſetzen, worunter ich mit gehöre, iſt nicht von allen Seiten dargeſtellt. Dieſe ſagen: Diejenigen welche, wie ein General Zieten oder ein Capitän Cook, durch lauter Erfahrungen und Handlungen unterrichtet werden, greifen geſchickter an, und wirken mächtiger, als Andere die durch ſchriftlichen oder mündlichen Unterricht gezogen ſind; und der Landmann, wenn er nur auf der rechten Stelle ſteht, kann Alles was er in ſeiner Sphäre gebraucht, auf jene Art lernen. Die Aufklärung durch Handanlegen oder in der Werkſtätte der Natur, wird da-

her

*) Abgedruckt aus Hrn. Schlichtegroll's Nekrolog. 1794, Zweyte Hälfte, S. 270.

her noch ſelbſt einer Realſchule mit Recht vorgezogen; und auf die Dauer gleicht die Sprache nur dem Gelde, wodurch keine neuen Waaren in den Handel kommen *), ſondern nur die darin vorhandenen bezeichnet werden.

Ew. haben dieſes ſelbſt zugeſtanden, indem Sie Ihr Roth- und Hülfs-Büchlein äuſſerſt zweckmäſſig eingerichtet und ſolches auf Dinge eingeſchränkt haben, die dem Landmanne nützlich ſind, aber ihm in ſeiner Sphäre nicht vorkommen. Dieſes war auch der einzige wahre Geſichtspunct, worin die Sache geſtellt werden mußte, und das Geſchichtchen von dem Erhenkten, dem an dem Baume zur

*) Die Vergleichung der Sprache mit dem Gelde führt weiter, als mein Freund Möſer in dem Augenblicke dachte, da er dieſes ſchrieb. Allerdings entſtehen durch das Geld neue Waaren, und der Handel ward dadurch erſt geſchaffen. Ehe Geld da war, konnte bloß das Land angebauet werden, und nur ſo weit als das Angebaute zu nutzen war. Wer kein Land hatte, mußte hörig oder leibeigen oder im Gefolge ſeyn; konnte nie durch eigenen Trieb ſeine Geiſteskräfte ganz entwickeln. Erſt durchs Geld entſtand Handel, Künſte, Induſtrie, eine Menge neuer Bedürfniſſe und neuer Waaren. So iſts auch mit der Sprache, und dem Unterricht durch die Sprachen. Durch die Entwickelung der Begriffe werden die Menſchen von der Leibeigenſchaft der Vorurtheile befreyet, wornach ſie ehemals ſelbſt verlangten, der ſie aber nicht mehr bedürfen, wenn ſie Urſachen und Wirkungen kennen lernen, und ihre Handlungen darnach einrichten. Aber ſo wie Cirkulation nur das Geld nützlich macht, und Cirkulation nicht ſtatt findet, wenn das Geld nicht bey jeder Veränderung ein Zeichen einer thätigen Induſtrie iſt, ſo iſts auch mit den Begriffen durch die Sprache hervorgebracht. Sie wirken nichts, wenn ſie bloß aus einem Munde in den andern unthätig hin- und hergehen. Sie nützen nur, wenn ſie thätig machen. M.

zur Ader gelassen wurde, wird mehr wirken, als der mitberührte Unterricht in der Religion, der, so vortrefflich und schön er auch ist, den Landmann doch nur auf die Gränze der Metaphysik bringt, wo die Zweifel ihren Anfang nehmen. Keiner trägt ein Unglück standhafter, als der Landmann; keiner stirbt ruhiger als er; keiner geht so geradezu in den Himmel, wie dieser; und warum? weil seine Tugend nicht auf Sylben, sondern auf Totaleindrücken der Schöpfung, die er so wenig in deutliche Begriffe auflösen als mit Worten bezeichnen kann, beruhet. Bey der Anatomie der Totaleindrücke geht vieles von dem Eindruck des Ganzen verloren; und der Mann, der von dem Anblick der wohlthätigen Schöpfung überwältiget, auf sein Antlitz niederfällt und verstummet, drückt mehr Dank aus, als ein anderer, der sein Glück dem Urheber der Natur in unvollkommenen endlichen Zahlen verrechnen kann. Die Wissenschaft des Letztern ist Luxus der Seele; und dieser kann ihn mit der Zeit von dem Ackerbau abziehen, da nichts so sehr schmeichelt, als die Vielwisserey. —

Jedoch Ew. werden dieses selbst besser einsehen, als ich es vorstellen kann, und entweder diesem Einwurfe noch begegnen, oder denselben als erheblich und so weit gelten lassen, als er mit Recht gelten kann. Verzeihen Sie u. s. w. —

Möser.

IV.

Jugendarbeiten.

I.

Zwey Gedichte *).

1.

Die Einsamkeit.

Dir, verschwiegne Einsamkeit,
Sind die Wünsche meiner Seelen,
Sind die Seufzer die mich quälen,
Und sonst keinem Freund geweiht.
Diese Zähre fließet freyer,
Die mein zärtlich Herz vergießt;
Und es wird der Lust getreuer,
Die es ungestört genießt.

Schon empfind' ich dein Vertraun:
Schon wird meine Seele weiter,
Zu Empfindungen bereiter,
Durch dein heilig stilles Graun.
Alle meine Sinne fühlen;
Mein geheimster Wunsch erwacht.
Laß mich deine Schatten kühlen,
Wenn er mich zu feurig macht.

*) Hr. Prof. Schmidt in Gießen hat diese beiden Gedichte in seinem „Almanach der deutschen Musen auf das J. 1777.“ S. 15 und 21 mit Mösers Namen, abdrucken lassen. Möser scheint sie wirklich anzuerkennen: man s. in dem Briefwechsel: VIII. An Hrn. G. R. Arnim. M. s. M.

Hier wo nur mein Urtheil gilt,
Wo ich keinem Freunde heuchle,
Nur der liebſten Neigung ſchmeichle,
Denk ich meiner Doris Bild —
Ihre Augen, ihre Wangen,
Ihren reizungsvollen Kuß. —
Und mein ſehnliches Verlangen
Iſt ein wirklicher Genuß.

2.

Die Liebeserklärung eines Mädchens.

Ich liebe dich!
Ich darf es nur nicht ſagen;
Doch ſing' ich, ohne viel zu wagen:
Ich liebe dich!
Mein Herz darf frey in dieſem Wirbel ſchlagen,
Und dich in dieſem Tone fragen:
Singſt du wie ich?

Ich liebe dich!
Ich darf es nur nicht ſingen.
Wie laute würde dieſes klingen:
Ich liebe dich!
Doch, Damon, du ſollſt im Vertrauen wiſſen,
Der Liebe Ausdruck iſt im Küſſen;
Drum küſſe mich!

II.

Zwey Wochenschriften.

(Die erste derselben kam im J. 1746 im Schmidschen Verlage zu Hannover heraus: jeden Mittwoch, ein halber Bogen in Oktav, unpaginirt. Sie dauerte ein völliges Jahr; das erste Stück ist vom 8ten Jänner, das funfzigste vom 27sten December. Sie hatte bloß die ganz einfache Ueberschrift: Ein Wochenblatt. Erst im folgenden Jahre da die Blätter nun als ein Buch verkauft wurden, kam der Titel hinzu: „Versuch einiger Gemälde von den Sitten unserer Zeit. Vormals zu Hannover als ein Wochenblatt ausgetheilt. Von J. M. S. D. H. R. S. O. Hannover, bey Joh. Wilhelm Schmid. 1747." Die Anfangsbuchstaben bedeuten: Justus Möser, Sekretär der Hohen Ritterschaft Stifts Osnabrück. — Die Ursache, warum der Titel erst nachher hinzugefügt worden, erklärt Möser in der Vorrede.

Ich lasse einige Proben aus dieser Wochenschrift abdrucken, um zu zeigen wie Möser vor 50 Jahren schrieb. Es fehlt den Aufsätzen weder an Beobachtungsgeist, noch an Witz; nur ist der letzte zu gesucht, mit Anspielungen überladen, und die Schreibart hin und wieder geschraubt. — Am merkwürdigsten ist die Wochenschrift wegen eines Aufsatzes geworden, welcher nicht darin steht: weil nehmlich eine engbrüstige Censur ihn damals nicht erlauben wollte. Er ist nachher in den Patriot. Phantasieen, Th. 4. Nr. 49. gedruckt worden; man s. daselbst S. 188, und die Vorrede.

Die zweyte Wochenschrift heißt: „Die deutsche Zuschauerinn. Ein Wochenblatt. Hannover, bey J. W.

„Schmid, 1749.“ Es ſind aber nur fünf Stücke von Möſer darin, nehmlich Nr. IV, X, XI, XIII, XV; und außerdem zwei kleine Gedichte, S. 37 und 112. — Das Ganze hat bey weitem nicht den Werth als die erſte Wochenſchrift. M.)

* * *

Aus den Gemälden von den Sitten unſrer Zeit.

I.

Aus der Vorrede.

— Wir haben unſern Wochenblättern, nachdem ſie nunmehr aufhören ſolche zu ſeyn, einen andern Titel gegeben. Es iſt ein Verſuch einiger Gemälde von den Sitten unſrer Zeit. Sittengemälde müſſen lehrreich ſeyn. Allein das Wort Lehre ſchreckt die Leute. Und dieſes iſt die Urſache, warum wir in dem erſten Stück unſre Abſicht ſoviel möglich verſteckt haben. Wenn man Jemand belehren will, ſo ſtellt man, nach der Bemerkung des alten Nicole, zwey unangenehme Bilder vor; das eine ruft ihm zu: „Junger Herr! Sie „wiſſen das noch nicht was ich Ihnen ſagen will;“ und das andre fügt hinzu: „ich aber weiß es beſſer.“ Dieſes ſchwarze Weſen eines ordentlichen Lehrmeiſters muß nothwendig die Perſon des Lehrers und die Lehre ſelbſt bey der ungelehrigen und freyen Eigenliebe verhaßt machen. — —

Der heutige Menſch iſt ein Gemiſch von guten und böſen Eigenſchaften. Dieſen Menſchen haben wir zu

ſchil-

ſchildern geſucht. Wir haben allemal die ſchmeichelhaften Züge den widrigen beygefüget, damit er ſich an jenen erkennen, und dieſe hernach beſſern möge. Es möchte zwar Jemand einwenden, man habe nicht nöthig, die Laſter liebenswürdig zu malen; ſie hätten ohnehin Liebhaber genug. Allein mit offenbaren Laſtern haben wir nichts zu thun. Diejenigen Perſonen, deren Bild wir zum Vorwurf gehabt haben, ſind entweder manierliche Thoren, oder ehrliche Leute geweſen, die ſich aus Mangel von Einſicht, aus Gewohnheit und Leidenſchaften ſelbſt betriegen. Solche Perſonen verdienen allen gewinnenden Gegengang *), den man nur erdenken kann. Andre haben ihre Thoren ganz unkenntlich gemacht, und dadurch die Frucht ihrer ſchönſten Arbeit verloren. Bruyere hat ſeinen Zerſtreuten ſo geſchildert, daß man ihm die Ader einige mal öfnen laſſen ſollte, anſtatt ihm Lehren zu geben. Die mehrſten Luſtſpieler machen ſolche Thoren lächerlich, die man nur im Tollhauſe findet. Wozu nützet aber eine Abbildung, worin der Thor ſich nicht wieder antreffen wird? Solche Sittenlehrer gleichen den Karikaturmalern, welche einen Zwerg wie einen ungeheuren Rieſen malen.

2.

Zweytes Stück.

Die feine und vernünftige Schmeicheley gleicht der wohlangebrachten Röthe eines ſchönen Geſichts. Ohne dieſelbe ſcheinen die andern Tugenden nur ein blaſſes Anſehn zu haben.

*) Entgegenkommen.

Die gemeinen Arten der Schmeicheley, da man etwa ein wohlausgesuchtes Kleid, und ein aufgeräumtes Gesicht in Gesellschaft mitbringt, sind schon lange unter dem Namen von schuldigen Höflichkeiten bekannt gewesen; wir würden also eben nicht die beste Aufmerksamkeit für unsre Gesellschaft tragen, wenn wir sie damit unterhalten wollten.

Allein die höhern Arten derselben sind so zart, daß man Mühe haben würde, ihr Wesen mit den feinsten Zügen vollkommen zu entwerfen. Es geht uns hier wie den Liebhabern, die in einem Augenblick mehr empfinden, als die ehemals glückliche Scudery Zeit ihres Lebens beschreiben können.

Wir wissen zwar wohl, daß die vernünftige Schmeicheley eine solche einnehmende Gefälligkeit ist, die unsre Selbstliebe im höchsten Grad befriedigt, und die edelste Erkenntlichkeit in uns erweckt. Allein dieses heißt von dem innern Werthe derselben noch nichts gesagt. Das beste ist, daß wir uns einer philosophischen List bedienen, und von den Erfahrungen anfangen, am Ende aber das darauf zu errichtende Gebäude schuldig bleiben.

Wir finden, daß nichts schmeichelhafter sey, als eine kluge Einfalt. Unsre Freunde irren oft, bald aus Scherz bald aus Ernst, und die schalkhafte Einfalt nimmt ihr Besserwissen unter der Gefälligkeit gefangen.

Scherzhafte Personen suchen einander oft durch eine plötzliche Nachricht: Der Feind ist geschlagen, zu erfreuen. Ihnen ist dabey nichts schmeichelhafter, als zu sehen, daß die Neugier sich schon um die Umstände der Niederlage bekümmert. Die Vorsorge vor das Vergnügen solcher Personen verbindet uns demnach, ein wenig einfältig zu seyn. Große Herrn, die ihre Bedienten niemals

mals anders als von der ordentlichen Seite ſehen, ſind ſehr oft lüſtern, dieſelben zu überfallen. Ein kluger Bedienter läſſet ſich in einer angenehmen Unordnung überraſchen; dieſe Schmeicheley hat mehrmals die glücklichſten Folgen gehabt.

Die Unerwartung macht ein Geſchenk, einen Geburtstag, und alle freudige Nachrichten doppelt angenehm, weil dasjenige was man ſchon lange in Hoffnung beſeſſen, die Hälfte ſeines Werthes, nehmlich die Neuigkeit, verliert. Wer eine gute Nachricht unverhofft erhält, iſt doppelt zufrieden, weil die ordentliche Freude durch eine angenehme Beſtürzung vermehrt wird. Der Ueberbringer iſt gleichfalls doppelt zufrieden; denn die zwiefache Freude ſeines Freundes machet in ihm einen gleich ſtarken Eindruck. Hundert Perſonen, die uns alle durch einerley gute Nachricht erfreuen wollten, ſollten alle in der ſüſſen Einbildung bleiben, daß ein jeder von ihnen der erſte ſey. Wir würden ihrer Begierde uns zu erfreuen, mit einer angenehmen Beſtürzung ſchmeicheln.

Seinem Freunde durch unterlaſſene Widerlegung einer, von ihm aus Unwiſſenheit vorgebrachten, gleichgültigen Unwahrheit, eine Erniedrigung erſparen, iſt etwas; ſeinen Reden ſtillſchweigend beypflichten, und weder durch Blicke, noch durch Lächeln, ſein Beſſerwiſſen einem Dritten verrathen, iſt vieles; allein denſelben über unſre Einfalt triumphiren laſſen, und machen, daß derſelbe, nach erkanntem Irrthume, uns unſre Einfalt ſcherzend verrücke: dieſes iſt eine Selbſtverleugnung, welche ſo ſelten als ſchmeichelhaft iſt.

Wer bey ſeinem Herrn, oder ſeiner Geliebten, in Ungnade gefallen, thut wohl, daß er ihre Strafen mit einem betrübten und wehmüthigen Geſichte trage, und unter-

unterweilen in ſeiner zerknirſchten Geſtalt denſelben von ungefähr unter Augen gehe. Dieſes iſt ein ſüſſes Opfer, wodurch man ihrer Rache ſchmeichelt. Sie ſind zufrieden mit der Meynung, uns völlig gedemüthigt zu haben; und dieſe Zufriedenheit iſt der Anfang einer neuen Gnade.

Zu einem vernünftigen Frauenzimmer ſagt man nicht, daß ſie ſchön ſey; es möchte denn jemand die geſchickte Einfalt beſitzen, ſolches mit einer wahrſcheinlichen Beſtürzung thun zu können. Man läſſet ihr ſolches vielmehr durch eine zärtliche Aufmerkſamkeit errathen. Man acht ihren Wünſchen, welche ein Kluger leicht erfinden kann, entgegen; jedoch ſo ſinnreich nachläſſig, damit ja unſre Bemühung das Anſehn nicht gewinne, als wenn wir etwas damit verdienen wollten. Wirklich großmüthige Herzen wollen aus freyen Stücken erkenntlich ſeyn. Sie ſind unzufrieden, daß ihre Dankerſtattung von dem Gegentheile als eine Schuldigkeit angeſehen werden könne. Dieſes iſt ſehr oft die Urſache, warum derjenige die Belohnung nicht erhält, welcher ſie verdienet. Es iſt alſo nichts ſchmeichelhafter, als ſeine Dienſtleiſtungen ſo unvermerkt verrichten, daß derjenige, ſo ſie empfänat, wirklich glaubt, als wenn wir ſie ohne Abſicht ihn zu verbinden, erreichet hätten. In der That aber verpflichtet es doppelt, ſeinem Freunde einen Dienſt erweiſen, und ihm die Mühe der Erkenntlichkeit erſparen wollen. Mancher bietet ſeiner Geſellſchaft keine Priſe Tabak an, ohne ein Kompliment dabey zu machen. Solche Komplimente ſind wirklich kleine Erinnerungen, daß der Nehmer die Dankſagung nicht vergeſſen ſolle.

Allen Worten einer ſchönen Freundinn die ſchmeichelhafteſte Aufmerkſamkeit leihen; ihre ſinnreichen Gedanken mit einem Lächeln beehren, und dieſelben, bey ſich äuſſern-

äußernder Gelegenheit, noch glücklicher wieder anbringen; alle Unterredungen ſo lenken, daß ſie dabey ihren Verſtand zeigen könne; diejenigen Perſonen, ſo ſie ihrer Hochachtung vorzüglich würdiget, billig beurtheilen, und wenn man ſich dadurch in den Credit der Aufrichtigkeit, die man auch wirklich beſitzen muß, geſetzet, von derjenigen Art worunter ſie ſich gefällt, ein verdientes und rühmliches Urtheil fällen; nur deswegen ſcharfſinnig ſeyn, damit unſre Hochachtung, als die Hochachtung eines Kenners, deſto tiefern Eindruck mache; und endlich ein vernünftig bischen verliebt ſeyn: dieſes ſind gröſſere Schmeicheleyen, als alle erhabene Lobreden. Nur muß man eine bequeme Gemüthsbeſchaffenheit beſitzen, damit die ſchönſten Sachen, bey einer gewiſſen äuſerlichen Aufführung, nicht lächerlich werden.

Unſre Eigenliebe hat zwar ſchon gelernt, den Schmeicheleyen thörichter Leute einen ſprichwörtlichen Glauben beyzulegen; allein es iſt doch hieraus keine Regel zu machen. Es finden ſich nicht immer ſolche Wirthe, denen die Schmeicheleyen des Don Quichot, mannhaften Andenkens, ein dauerhaftes Vergnügen erwecken. Insgemein ſind es auch nur niederträchtige Schmeichler. Dieſe aber vermuthen wir in unſrer Geſellſchaft nicht; darum wollen wir mit ihren Thorheiten unſre Blätter nicht verunehren.

Alle Lobſprüche, die Boileau erhalten, waren ihm ſo angenehm nicht, als die ſchmeichelhafte Aufmerkſamkeit der Herzoginn von Orleans, welche ihm den ſchönſten Vers ſeines Pults, und zwar in der Hofkapelle, da jedermann von Andacht erfüllet ſeyn ſollte, ins Ohr ſagte. Uns hat vormals ein ähnlicher Zufall einen Mann verehren lehren, deſſen zärtliche Aufmerkſamkeit den geringſten Herzensbewegungen ſeiner Freunde entgegen eilet.

Der

Der redliche Epikur zog die Freundschaft allen andern Tugenden vor. Sein glücklicher Nachfolger St. Evremont kannte die innern Vorzüge derselben. Und gewiß, wenn eine Gesellschaft, bey kluger Ehrlichkeit, die Lehren der feinen Schmeicheley in Uebung bringt; so ist dieselbe eine mit von den höchsten menschlichen Glückseligkeiten.

Der bloße Gedanke, so vollkommene Freunde zu haben, ist schmeichelhafter, als sich von einer schönen Person geliebt zu wissen; dieses ist alles gesagt: weil die Schönheit Vernunft und Reichthum bey Vielen ersetzen kann.

Die so genannte Ehrlichkeit, der Eifer, das Vermögen zu dienen, sind eben so viel Thorheiten, wenn sie nicht die Klugheit zur Haushälterinn haben, und durch eine bescheidene Schmeicheley in ihr rechtes Licht gesetzt werden.

Die Stifter der Religionen haben es am meisten erfahren, was es für ein Unglück sey, Freunde zu haben, die nichts als Ehrlichkeit, Eifer und Gelehrsamkeit besitzen. Sie würden weit mehr ausgerichtet haben, wenn sie ihren guten Eigenschaften durch eine gefällige Aufführung den Zutritt verschaffet hätten.

Die Begierde zu gefallen ist uns angeboren. Dieses ist die Triebfeder aller vernünftigen Schmeicheleyen. Diese macht, daß der Eine gute Sachen vorbringet, und der Andere sie bewundert. Diese ermuntert die Helden, und erweckt zugleich einen Silen, der sich über ihre prächtigen Thorheiten auf eine sinnreiche Art lustig machet.

Ist die Begierde zu gefallen so natürlich, wer kann denn die vernünftigen Wirkungen davon tadeln?

Glück.

Glücklich iſt derjenige, ſo Gelegenheit hat eine Geſellſchaft zu beſuchen, wovon ein jedes Mitglied, auſſer Ehrlichkeit und Verſtand, eine unendliche Begierde zu gefallen beſitzet. Unglücklich aber iſt der, welcher, bey allen Empfindungen einer zärtlichen Gefälligkeit, die Gelaſſenheit nicht hat, die einzelen guten Gaben ſeiner Freunde zu ſeiner Befriedigung anzuwenden, oder, der in dem Umgang mit vollkommenen Frauenzimmern, den gewöhnlichen Verdruß der Verliebung nicht vermeiden kann.

III.

Vorrede zu dem Trauerſpiel Arminius *).

— Eine gegründete Vermuthung hat mir auch ferner erlaubt die Rauhigkeit und Einfalt, welche Tacitus, wenn er die Deutſchen den Römern entgegen ſtellt, ihnen beygeleget hat, nicht überall anzunehmen. Ich habe vielmehr Gelegenheit genommen, mich davon in Darſtellung ihrer Geſinnungen, ſo viel als möglich zu entfernen, indem ich nicht der Meynung bin, daß unſere Vorfahren ſolche Klötze geweſen, als man ſich gemeiniglich bey dem erſten Anblick des Tacitus einzubilden pflegt.

Der Geiſt der Nachahmung, welcher bey Kindern und Thieren die erſten Handlungen erzeugt, und die Klügern nur auf eine feinere Art regiert, hat auch ſchon damals zu der Menſchheit gehört. Es iſt ein ganz unvermerkter und alter Schluß, das wahre oder ſcheinbare Gute in den Muſtern zu entdecken, und ſich zu beſtimmen demſelben nachzufolgen. Die Deutſchen konnten und mußten ungemein vieles in den Handlungen der klugen Römer finden, welches ſie rührte und zur Nachahmung bewegte. Einige Tauſend von ihnen waren beſtändig als Hülfsvölker in dem Römiſchen Lager. Andre waren

zu

*) Gedruckt „Hannover und Göttingen, bey J. W. Schmid, 1749." Man ſ. Möſers Leben, S. 85. N.

zu Rom unter der kaiſerlichen Leibgarde. Die Vornehmen trieb eine edle Neubegierde nach Rom und in andere Länder. Unzählige Römer lebten hingegen wiederum in Deutſchland, wo ſie ſich mit den Einwohnern befreundeten, und ſich ſo ſehr bey ihnen gefielen, daß ſie gleichſam ihre Eltern, Familien und väterliche Gründe zu verlaſſen ſchienen, wie einſt die Legionen verwechſelt werden ſollten. Die gefangnen Römer gaben zweifelsohne Handwerker, Sprachmeiſter, und vielleicht auch Tänzer ab. Denn die römiſche Sprache war in Deutſchland bey den Vornehmen gemein. Adangeſtris unterhielt einen Briefwechſel mit dem Kaiſer. Seine Briefe ſind im Rath zu Rom verleſen worden, ohne daß man ſie eines barbariſchen Ausdrucks beſchuldigt hätte. Die ungeheure Menge von römiſchen Köchen, Krämern und Marketentern, welche ſich überall niedergelaſſen, und zum Theil mit den Deutſchen verbunden hatten, müſſen ſich doch ihrem Endzweck gemäß in Deutſchland haben bereichern und vergnügen können, weil ſie ihr Vaterland dagegen vertauſcht hatten. Es muß der Kreislauf des römiſchen Geldes eben ſo ſtark damals in Deutſchland geweſen ſeyn, als gegenwärtig der Umlauf des Franzöſiſchen iſt, weil erſtere ſich darin mehr als letztere aufgehalten haben. Die vielen Zentner von römiſchen Münzen, ſo in den Cabinettern noch vorhanden, und täglich aufgefunden werden, beſtärken dieſe Vermuthung zur Genüge. Wenn die Römer ihr Geld nicht hätten ausgegeben: ſo würde Arminius unmöglich jedem Ueberläufer täglich hundert Seſtertien und anſehnliche Lehne haben verſprechen können; die Römer, welche ihre Lebensmittel nicht mit ſich führen konnten, mußten ſich dergleichen für Geld anſchaffen können, weil die Gewalt kein dauerhaftes Mittel war, dergleichen auf mehr als ein Jahr zu erpreſſen. Hieraus ſchließe ich nicht unwahrſcheinlich, daß auch geringe Ban-

ren reich an baarem Gelde gewesen seyn müssen, weil d
Natur eines solchen Handels dieses mit sich bringt, u
die Vornehmen nicht durch eigenes Gewerbe, sonde
durch die Abgaben der Geringern, reich sind. Ich schlie
ferner, daß man damals auch schon solche Früchte
Deutschland gebauet habe, welche dem verwöhnten Ga
men der Römer gefallen können. Unwahrscheinlich ist
auch nicht, daß sich der römische Geschmack den Deu
schen empfohlen habe, da sie vielfältig bey jenen zur Mah
zeit geladen wurden; da sie so thöricht waren römisch
Namen anzunehmen, und ihre Mütter zu Huren zu ma
chen, um ihr Geschlecht vom Cäsar ableiten zu könne
Nicht zu gedenken, daß diejenigen, welche aus Italie
zurück kamen, die römischen Moden den einheimische
vorgezogen haben werden. Italus, des Arminius Bru
ders Sohn, richtete seinen Hofstat so ein, wie er es
Rom gelernt hatte. Seine Tafel, seine Kleidung, sein
Bedienten waren nach römischer Weise eingerichtet; un
man findet nicht, da er sich wegen anderer Vorwürfe en
schuldiget, daß er sich dieserhalb gerechtfertiget habe
Vermuthlich, weil schon andre, obwohl mit mehr Mäß
sigkeit, die auswärtigen Moden angenommen hatten. Ver
muthlich, daß schon Arminius, da er als General di
römisch-deutsche Armee angeführet, von eben dieser Seit
nicht unempfindlich gewesen. Es ist auch wohl nicht zu
leugnen, daß die Mutter und Gemahlinn des Italus
keine Feinde der fremden Gebräuche gewesen. Die bloße
Wahl des Flavius und des Italus setzet dieses schon zum
Voraus. Denn, so wenig die heutige Zärtlichkeit eines
Deutschen sich mit der steifen Einfalt einer ungezogenen
Bäurinn befriedigen würde: so wenig ist zu vermuthen,
daß die Tochter des Catumers, da sie dem römischen Fla-
vius, dem Bruder des Arminius gefallen, einer Römerinn etwas nachgegeben habe. Bey solchen Voraussetzun-

gen

gen aber ist nicht glaublich, daß das Frauenzimmer, so diese bedienet, und alle diejenigen welche an ihren Höfen gewesen, sich durch eine ungebildete Rauhigkeit unerträglich gemacht haben. Der Umgang setzet, so viel es möglich, gleichgesittete Personen voraus; und man würde gegen alle Wahrscheinlichkeit handeln, wenn man auch nur die Reitknechte des Flavius sich mit Ochsenhörnern vorstellen wollte. Ein Fürst hatte die zahlreichste Leibgarde von jungen Edelleuten um sich. Er zog die tapfersten nach Hofe, welche ihn zu Friedens- und Kriegszeiten begleiteten. Die jungen Ritter gingen in die Fremde auf Abenteuer, und versuchten sich im Kriege. Sie hätten Geschmack an der Baukunst, weil sie sich schon damals in Italien um die Einrichtung der Theater bekümmerten. Die Kleidung der Deutschen, welche vor der Römischen in ganz Europa nunmehr den Vorzug behalten, rechtfertiget ihren Geschmack in der Kunst die Kleider zu erfinden. Und wenn sie gleich unterweilen mit Fellen bekleidet gewesen, so ist solches nicht als ein Zeichen der Rauhigkeit; sondern vielmehr als ein Merkmal ihrer Pracht und Zierde zu beachten, indem dabey das auswärtige, köstbare und mit Flecken beworfene Pelzwerk dem einheimischen vorgezogen wurde. Die Frisischen Gesandten wußten ihre Würde mit solchem Anstand zu Rom zu unterhalten, daß sie von dem ganzen Volke nicht allein ihres glücklichen Wetteifers, sondern auch ihrer Höflichkeit wegen bewundert wurden. Der Eifer der Deutschen, das wirklich oder scheinbar Gute nachzuahmen, war so groß, daß sich in zehen Jahren ihre ganze Kriegesart veränderte, und diejenige Armee, welche anfänglich so schwer und langsam war, daß sie sich nicht wenden konnte, zuletzt an Fertigkeit die Römer übertraf; sie war ehe in des Cerialis Schlafgemach, ehe dieser Römer wußte, daß sie ihn anzugreifen ausgegangen wären; daher Tacitus, der sie

nach einer ältern Nachricht vorher langsam genannt, ihre Fertigkeit und Leichtigkeit den römischen Soldaten vorzuziehn gezwungen wurde. Bedenket man nun endlich die Menge der Advocaten, welche bey dem Varus waren, und sich von der Thorheit unserer Vorfahren bereicherten: so kann man nicht anders muthmaßen, als es müsse reiche Clienten gegeben haben, wodurch jene von Rom in solcher Menge herbey gelocket und gereizet worden die Rechtshändel zu verewigen.

Dem allen aber ungeachtet läßet sich die Beschreibung, welche Tacitus von ihnen in seiner Parallele gemacht, noch bis auf diese Stunde auf unsre niedersächsische Bauern anwenden. Denn diese verheirathen sich vor dem fünf und zwanzigsten Jahre selten. Ihre Töchter werden auch nicht in ihrer Kindheit, wie die Römerinnen, verbunden. Es fehlet ihnen an Müßiggang, um auf die Buhlerey zu gedenken. Ihre Höfe liegen zerstreuet, damit keine gar zu nahe Nachbarschaft die Gränzen derselben einschränken möge. Ihre Felder bleiben ein Jahr ums andre brache, damit sie desto fruchtbarer werden mögen. Man liegt nicht wie die Römer zu Tische; sondern ein Jeder hat seinen eignen Stuhl. Ihre Kost bestehet mehrentheils in Früchten und geronnener Milch; nur müssen sie anstatt des Wildes, die geräucherten Speisen erwählen. Schreiben und Lesen würden sie noch nicht können, wenn ihnen nicht die Reformation die Gesang- und Gebetbücher in die Hände gegeben hätte. Sie enthalten sich der ehelichen Beywohnung nicht aus Furcht zu viel Kinder zu zeugen, indem die Menge derselben ihnen eben so viel Ehre, als den verschwendrischen Römern Last bringt. Die eignen Leute, welche oftmals viele Tausende mehr als ihre Herren besitzen, scheinen blutarm zu seyn, um den Geiz der Richter, der Vögte und der

Guths-

Gutsherrn nicht zu reizen, vor welchen sie sich, wie ehtmals vor den Römern in Acht nehmen. Aus eben dieser Ursache wenden sie nicht viel auf die Pracht der Hausgeräthe. Man kann den Herrn von dem Knechte nicht unterscheiden. Sie wohnen beide unter einem Strohdache, leben in einem Rauche, und speisen an einem Tische; ein Italiäner würde bey einer schönen Bäurinn sein Glück im Lieben nicht machen, weil ihre Sitten und Denkungsart so weit von einander unterschieden sind, daß niemals die zum Lieben nöthige und vertrauliche Gleichheit unter ihnen entstehen kann. Die Mode Brust und Arme bloß zu tragen, haben nunmehr die Römerinnen selbst von den Barbaren angenommen. Trinken und Zanken sind bey ihnen unverjährte Tugenden; und ein Bauer ist nicht vergnügt, wenn er nicht zum wenigsten drey Prozesse hat. Mein Vaterland, welches kaum sechs Meilen ins Gevierte hält, ernährt über zweyhundert Diener der Gerechtigkeit, die jährlich mit hunderttausend Thalern lange nicht bezahlet werden können.

Hieraus sieht man, daß Tacitus unsre Vorfahren zwar treulich geschildert, jedoch aber diejenige Seite zum Gemälde erwählet habe, welche den Römern am meisten entgegen gesetzet gewesen. Man kann also dieselben auch von einer andern Seite betrachten, und ohne Widerspruch behaupten, daß die Vornehmen unter ihnen, wie ich oben angeführt habe, eben so feine Empfindungen, als die Römer gehabt, und dieselben bey ihren Handlungen ausgebildet haben.

IV.

Von den Myſterien und dem Volksglauben der alten Deutſchen und Gallier *).

— Die Meynungen von der Religion der alten Deutſchen ſind verſchieden, und ſogar einander völlig widerſprechend; doch ſcheint jede derſelben auf ſehr guten Gründen zu beruhen. Um ſie zu vereinigen, giebt es wohl keinen beſſern Ausweg, als daß man annimmt: der Deutſchen geheimnißvolle Art Gott zu verehren (religio myſtica) ſey eine ganz andere als die unter dem Volk gebräuchliche (r. popularis) geweſen. — Hiebey muß ich aber erſt etwas Weniges über den Urſprung der Myſterien, und über die Fortſchritte die ſie faſt unter allen Völkern gemacht haben, voranſchicken.

Bey der öffentlichen und allgemeinen Religionszerrüttung der alten Völker hat es nie an Freunden der Wahrheit gefehlt, welche die beſſere gleichſam von Hand in Hand überlieferte Gottesverehrung rein und heilig

*) Dies iſt ein Auszug aus der lateiniſchen Glückwünſchungsſchrift: De veterum Germanorum et Gallorum theologia myſtica et populari diſſerit, et Viro S. Rever. *Erneſto Auguſto Bertlingio* SS. Theolog. Doctori et Profeſſori in alma Iulia Carolina, amico ſuo aeſtimatiſſimo, gratulatur *Iuſtus Moeſerus*. Osnabrugi, typis Kislingianis, 1749. 18 Seiten in Quart.

heilig aufbewahrten *). Die Weiſen, die Prieſter, die Geſetzgeber, hingen dem Wahne der Vielgötterey nicht an; ſo wenig wie ſpäterhin die Philoſophen und die Dichter, welche in die Geheimniſſe eingeweiht waren. Glaubt doch auch bey uns der gemeine Mann Vieles, welches zum Theil auch die Beſſeren beſtehen laſſen, ohne es darum für wahr anzunehmen; ſo wie der Gott Aarons **) nicht dem Kalbe der Iſraeliten glich.

Die Aegyptiſchen Prieſter werden, meines Wiſſens, als die Erſten genannt ***) welche die Ueberbleibſel der urälteſten Religion in die Form der Geheimniſſe einkleideten. Von ihnen ſollen ſie ſich nach und nach über den ganzen Erdboden verbreitet haben †). Auch iſt es nicht unwahrſcheinlich daß die Buchſtabenſchrift das Vehikel geweſen, wodurch die Myſterien von Kadmus und Inachus nach Griechenland, von Zoroaſter nach Perſien, von Orpheus nach Thracien, von Andern anderswohin ſind gebracht worden. Die Athener erzählten ††), daß ihr König Erechtheus die Gebräuche bey den Eleuſiniſchen Geheimniſſen aus Aegypten entlehnt habe. Auch ſollen Orpheus, Muſäus, Melampus, Dädalus, Homer, Lykurg, Solon, Plato, Pythagoras, Eudoxus, Demokrit, Oenopides, ja faſt alle vorzügliche Griechiſche Philoſophen, jenes Land gleichſam

*) *Cudworth* Syſtem. intell. univerſ. p. 226. *Warburton* the divine legation of Moſes demonſtr. Buch 2, Abſchn. 4.

**) Aaron iſt gründlich von Herrn Oeder vertheidigt worden in der Hamburg. Verm. Bibl. Th. 1, S. 5. Nr. 1.

***) Diodor. Sic. lib. 1, cap. 10.

†) Zoſimus, lib. 2.

††) Diod. Sic. lib. 1, cap. 29.

wie eine Akademie, dieſer Geheimniſſe wegen, beſucht haben *). Darum läßt auch Lucian **) den Hahn, welcher erzählt, daß ſeine Seele einſt den Körper des Pythagoras bewohnt habe, auf die Frage, was er als ſolcher zuerſt gethan, antworten: er ſey nach Aegypten gereiſet, um ſich aufnehmen zu laſſen.

Man kann alſo nicht läugnen daß die Myſterien und die darin enthaltenen Lehren auch zu den Germaniſchen Völkern haben kommen können. Die Züge der Aegyptiſchen Könige bis in die nördlichen Gegenden ***), die Wanderungen des Scythiſchen Orakels Abaris ****), die Verwandtſchaft der alten Deutſchen mit den Perſern, den Scythen und den Kelten †), ihr Handelsverkehr mit den Phöniziern ††), ihre Reiſen nach Griechenland und dem Morgenlande †††), endlich die Uebereinſtimmung der Deutſchen Religion mit der Perſiſchen und Griechiſchen ††††), machen dies, wo nicht wahrſcheinlich, doch möglich.

*) Diod. Sic. lib. I, cap. 96.

**) Lucian. in dialog. Somnium ſ. Gallus.

***) Diod. Sic. lib. I, cap. 5, etc., cap. 27.

****) Clem. Alex. Strom. lib. I. Niceras in orat. 20. Gregor. Naz. p. 747. — Bayle (art. Abaris) nennt ihn ein wanderndes Orakel.

†) Wachter in prooem. Gloſſar. §. 12 ſeq.

††) Daß die Phönizier nach Britannien reiſ'ten und ohne Zweifel auch die benachbarten Häfen beſuchten, ſchließt Bochart aus dem Herodot und Plinius, in praefat. ad Canaan.

†††) Tacitus in Germ. cap. 14, wo ſchon des eſprit de chevalerie erwähnt wird.

††††) Bey beiden war das Wiehern der Pferde das bedeutungsvollſte Zeichen. Von den Germaniern bezeugt es Tacitus cap. 10.; bey den Perſern beweiſet es die bekannte Wahl des Darius. Beide, ſo wie faſt alle alte Völker

möglich. Selbst Cicero *) sagt auf die Autorität eines alten Dichters (vielleicht des Ennius) von den Eleusinischen Geheimnissen, daß „die Bewohner der äussersten Küsten darin eingeweihet würden." — In jeder Religion giebt es gewisse höhere Sätze, welche von Alltagsköpfen, oder (nach einem Ausspruch des Aristoteles) von Menschen die durch die Natur gleichsam zum Dienen bestimmt sind, nicht begriffen werden können; nun aber waren bey den Germaniern und Galliern die Wahrsager und die Druiden „von erhabnerem Geiste, sie erforschten „die Tiefen der Natur, und ergötzten sich am liebsten mit „Untersuchung geheimer Dinge **)."

Völker (man sehe Stuckley Abury a temple of the british Druids, p. VI. in prooem. und Chiflet. in Vesont. part. I. cap. 13) hatten keine eigentlich so genannte Tempel. Herodot. lib. I, cap. 131. Tacitus Germ. cap. 9. Keysler. Antiq. septentr. cap. 4, §. 7, p. 59. — Die Deutschen kannten die Gaben und den Namen des Herbstes nicht. Tacit. cap. 26. Auch den Aegyptern war der Name des Herbstes unbekannt; denn die nach den Jahrstheilen erfundene Lyra des Hermes hatte nur drey Saiten. Diod. Sic. lib. I, cap. 16. — Auch die Ordalien, welche am meisten den Deutschen eigen gewesen zu seyn scheinen, hatten sie mit den Griechen gemein, wie aus des Sophokles Antigone v. 270 erhellet

Ημεν δ' ἑτοιμοι και μυδρους αιρειν χερειν
Και πυρ διερπειν και θεους ὁρκωμοτειν.

Diese Art die Wahrheit zu entdecken, war vielleicht auch den Kananitern nicht unbekannt. 5 Mos. Kap. 18, wenn man den 21 Vers so erklärt: „Wie kann ich aber erkennen, daß das Wort von dir o Herr gekommen sey, wenn der Prophet nicht die Wahrheit durch eine Feuerprobe oder andere Zeichen (V. 10.) dargethan hat?"

*) De nat. deor. lib. I, extr.

**) Ammian. Marcell. lib. 15, cap. 9. Ingeniis celsiores, et naturae sublimia scrutantes, quaestionibus occultarum rerum maxime delectabantur.

Die Hauptsätze der Mysterien waren *): Es ist ein selbstständiger Gott, der durch seine Allwissenheit und Allmacht die von ihm erschaffene Welt regiert; — unsere Seele ist unsterblich und zu einem bessern Leben, wofern sie kein schlechteres verdient hat, von der göttlichen Vorsehung bestimmt. Dieses lehrten auch die Druiden und Mystagogen ihre Eingeweihten; während sie den gemeinen Haufen seinen Irrthümern, welche die Gesetzgeber für nützlich achteten um ihn im Zaum zu halten, überließen.

Wo wir unter einem und demselben Volke die Verehrung eines einzigen Gottes und die Vielgötterey zugleich erblicken, da werden wir, nicht durch einen muthmaßlichen, sondern nothwendigen Schluß geleitet, einen doppelten Religionszustand, einen geheimen und einen öffentlichen anzunehmen. Wenn ich also werde gezeigt haben, daß die alten Deutschen und Gallier einen und auch mehrere Götter hatten; so wird die Leichtigkeit meiner Hypothese den ersten Beweis für ihre Mysterien geben.

Ob unsere Vorfahren einen Gott oder mehrere verehrten, ist noch von keinem obersten Richter entschieden. Cäsar sagt bestimmt: „Die Germanier rechnen unter die Zahl ihrer Götter bloß solche, von denen sie offenbar Hülfe erhalten, die Sonne, den Vulkan, den Mond **).“ Für ihn streiten, wenn die Anzahl etwas vermag, wahrlich nicht Wenige; unter welchen schon Botho ***) allein, aus dessen Brunnen Kranz sein Gärtchen bewässert hat, mitten im Zuge mehrerer Götter einherschreitet. Tacitus ****) hingegen behauptet wider

*) Der Kürze wegen verweise ich hiebey auf Warburton.
**) De Bell. Gall. lib. 7, cap. 9.
***) In Chron. pict. T. III. Script. Brunsu. Leibnit.
****) Germ. cap. 9.

wider den Cäſar die von den Germaniern angenommene Einheit Gottes, indem er ihre Gedanken ſo vorträgt: „Uebrigens halten ſie es gegen die Würde der Himmelsregierer, Götter in Wände einzuſchließen, oder in Menſchengeſtalt abzubilden. Sie weihen Haine und Wälder; und benennen das Geheime, was bloß ihre Andacht ſieht, mit dem Namen Götter.“ Dies Geheime, welches die mit höherem Geiſte begabten Druiden bloß in ihrer Verehrung anſchaueten, war ein einiges, unſichtbares, und über jede Benennung erhabenes Weſen. Und die verſchiedenen Namen oder Zeichen wodurch ſie deſſen Beſchaffenheit dem Volke anzeigten, obgleich darin vielleicht der Urſprung des Volksaberglaubens zu ſuchen iſt, beweiſen doch gegen die wahre Einheit nichts. Dies hat ſchon Cicero *) ausführlich und ſchön gezeigt.

Die, welche dem Tacitus folgen, ſind wegen ihrer geringen Anzahl ſelbſt ausgezeichnet. — Indeß haben ſich beide Parteyen gleichſam dahin vereinigt, den Sieg der einen auf den Ruinen der andern zu gründen: da man doch nach dem Beyſpiel der Rechtsgelehrten zuvor die Sühne verſuchen ſollte, ehe man zu Krieg und Waffen eilte.

Einige welche den Knoten lieber zerhauen als auflöſen mögen, erklären geradezu daß entweder Cäſar oder Tacitus ſich geirret haben. Dieſe Art der Vereinigung kann aber nicht einmal alle Widerſprüche heben. Denn geſetzt, Cäſar ſolle weniger gelten: ſo ſcheint Tacitus ſelbſt ſeiner Sache wieder untreu zu werden, indem er den Mars, den Merkur, die Iſis, und den keine ausländiſche Spur an ſich tragenden Alces, imgleichen Einen von den 44 Herkuleſſen welche Varro aufzählt, als Germaniſche Gottheiten nennt **). Ich habe nicht Luſt, was ſo

*) De nat. deor. lib. 2.

**) Cap. 9 et 43.

so oft wiederhohlt ist, abzuschreiben; sondern verweise bloß auf Keysler *) und auf Bimardus **), welche mit eben so viel Scharfsinn als Gelehrsamkeit die Vielgötterey den Deutschen aufbürden. — Will man hingegen Cäsar dem Tacitus vorziehn, so stößt man auf keine geringern Schwierigkeiten. Denn daß die Lehre von der Einheit Gottes irgend einem Volke ganz unbekannt geblieben wäre, wird nach Cudworth's Bemühung schwerlich Jemand mit Gründen zu behaupten wagen. Schon Maximus Tyrius sagte: „Daß Gott ein einiges Wesen ist, darin stimmet sowohl der Grieche als der Ungriech überein ***)." Sehr merkwürdig sind auch die Beyspiele welche Bartholinus †) und Cleffelius ††) aus den Nordischen Sagen anführen, wovon man die Rede des Fürsten Harald nicht ungerne lesen wird. Er sprach: „Alle und jede die mich als Fürsten anerkennen, müssen auch den nehmlichen Gott mit mir verehren; wer dagegen handelt, soll als ein Majestätsverbrecher gestraft werden. Denn welche Unvernunft wäre es nicht, für mich oder für Andere von Jemand Hülfe zu erwarten, dessen Reich durch den Stamm eines ausgehöhlten Baumes oder durch das Fußgestelle eines einzigen Steines begränzt wird?". — Ich übergehe die Zeugnisse Helmolds †††), und andrer Schriftsteller von der größten Glaub-

*) In Antiq. Septentr. p. 234 et 297.

**) Diss. de Diis ignotis; in Thesaur. novo Muratorii, tom. I. Vergl. N. Acta Erud. Lipsi. m. Jan. 1746, n. I.

***) Differt. I.

†) In Antiqu. Danicis lib. I, cap. 6, p. 83.

††) In Antiqu. German. p. 440; ibique Haraldi Saga, cap. 4.

†††) p. Hecht. in Germ. sacra et liter. p. 10.

Glaubwürdigkeit. Fricke *), Martin **), Cleſſel ***) und Schütz †) haben die von den Druiden und einigen Deutſchen geglaubte Einheit Gottes ſo bewieſen, daß wohl Niemand jene auffallende Verſchiedenheit der gröſten Schriftſteller einem Irrthum zuſchreiben wird, da ſie vielmehr aus Ueberlegung und nach genauem Erforſchen aller Umſtände ſo entgegengeſetzte Meynungen anzunehmen ſcheinen.

Auch die Behauptung derer welche glauben, daß Alles was von den Göttern der Deutſchen geſagt und ſehr oft ohne Zeugniß erzählt wird, bloß ausländiſche Erfindung ſey, kann (meiner Meynung nach) nicht zur Hebung jedes Zweifels dienen. Ich will zwar Keyßlern nicht widerſprechen, der die gegründete Erinnerung macht ††): daß die Römer, entweder aus Irrthum, oder um mit den beſiegten Völkern in Religionsgemeinſchaft zu kommen, oder um ſich rühmen zu können daß ihre Gottheiten auf dem ganzen Erdboden verehrt würden, die Namen ihrer Götter in die Religion der Deutſchen hineingewebt hätten. Aber jene ausländiſche und romaniſirende Götternamen ſelbſt ſetzen doch ſchon offenbar Statuen, Klötze, Steinklumpen, oder andere zur Darſtellung von Gottheiten dienende Dinge voraus, welchen eben jene Namen von den Römiſchen Siegern beygelegt werden konnten. Hieraus folgt, daß dieſe Abgötter nicht ausländiſch waren. Was ſtritte auch wohl mehr gegen die Sitten der alten deutſchen Nation, als

der

*) de Druidis, part. I, cap. 2, §. 2.

**) De la religion des Gaulois, tom. 2, p. 60.

***) Antiqu. Germ. p. 443, §. 12 seqq.

†) In der dritten Schutzſchrift für die alten Deutſchen.

††) Antiqu. Septentr. p. 187.

der groſse Leichtsinn: fremde und ſogar feindliche Götter anzubeten, denen gewiß kein Deutſcher, kein Rechtſchaffener, ſich und das Seinige je würde anvertrauet haben? Mit welchem Grunde hätte Tacitus *) unſre Nation immer ſich ſelbſt gleich und von dem Verkehr mit andern Völkern am wenigſten angeſteckt nennen können, wenn ſie die wahre und von ihren Ahnen ererbte Religion verlaſſen, und gegen ihre Ueberzeugung ſich an die Römiſchen Götter gewandt hätte? Daß ſie aber ſammt den Benennungen auch die Statuen von den Römern erhalten habe, dem widerſprechen die Worte Lukans **)

— — und die traurigen Bilder der Götter
Mangeln der Kunſt, und ſind unförmlich gehauene Klötze.

Da alſo durch dieſe Friedensboten keine Eintracht zwiſchen jenen berühmten Schriftſtellern kann geſtiftet werden; durch die oben vorgeſchlagene Unterſcheidung aber, wie durch einen Mantel der Politik, ſämmtliche Spuren der ehmaligen Zwietracht verhüllt werden: was hindert uns zu muthmaßen, Cäſar und ſeine Anhänger haben das was ſie von den Göttern melden, aus dem Munde des gemeinen Mannes und aus den aufgeſtellten Denkbildern; Tacitus hingegen ſeine Nachrichten aus dem Munde der Druiden und der Prieſter geheimer Gottesdienſte, oder ſolcher die mit ihnen Umgang pflogen, geſchöpft? Was hindert uns, ſage ich, anzunehmen daß die Theologie der Druiden eine andere als die Volkstheologie geweſen iſt, da faſt alle Nationen eine ſolche Religionsverſchiedenheit durch ihr Beyſpiel beſtätigt haben?

Ich

*) Germ. cap. 4.
**) Pharſal. lib. 3.

Ich wende mich zu einem andern Punkt der Theologie unſerer Vorfahren, welcher den Zuſtand der menſchlichen Seelen nach dem Tode betrift, und faſt eben ſo ſtreitig iſt. Nach Einigen glaubten ſie eine Seelenwanderung; nach Andern, welche die Religion derſelben von dieſem Flecken reinigen wollen, ſollen ſie die wahre und richtige Meynung hierüber gehegt haben. Pomponius Mela ſpricht für dieſe letztere; ſeine Worte ſind *): „Einer von den Sätzen welche die „Druiden lehren, iſt unter das Volk gekommen, um „nehmlich die Tapferkeit zu erhohn; der Satz von der „Unſterblichkeit der Seelen, und einem zweyten Leben „nach dem Tode.“ — „Ich ſehe nicht ein, ſagt „Fricke **) über dieſe Stelle: warum der welcher dieſer „Lehre gedenkt, die andere von der Seelenwanderung „habe verſchweigen wollen, wenn anders Mela etwas „davon gewuſt hätte daß die Druiden dieſe letztere lehrten.“ Eben ſo urtheilen Martin ***), Cluver ****), Campe †), und Andere welche Fricke anführt.

Cäſar ††) hinwiederum behauptet gerade das Gegentheil. „Beſonders, ſagt er, wollen ſie dazu überreden, daß die Seelen nicht ſterblich ſind, ſondern nach „dem Tode von einem Körper zum andern übergehen; „und ſie glauben daß dieſe Lehre am meiſten zur Tapferkeit anfeure, indem ſie die Furcht vor dem Tode benehme.“ Dies beſtätigt Lukan †††), welcher unſre Vor-

*) Lib. 3, cap. 2.
**) De Druidis, part. 1, cap. 2, p. 71 (edit. 1744).
***) De la Relig. des Gaulois, tom. 2, p. 223.
****) German. antiq. p. 219.
†) Ap. Serrarium rer. Mogunt. lib. 1, cap. 15. p. 63.
††) De bell. Gall. lib. 6, cap. 14.
†††) Pharſal. lib. 1, v. 457.

Vorfahren „glücklich durch ihren Irrthum“ nennt. — Ich übergehe die andern alten Schriftsteller *), die Lescalopier **) zu seinem Beystande aufruft; und begnüge mich bloß mit dem Zeugniß der Edda ***), wo klar gesagt wird: That var trua i forneskio at menn vaeri endrbornir, en that er nu kaullud kerlinga villa. Helgi oc Sigrûn er kallad at vaeri endrborin; het hann tha Helgi Haddinga Skadi, en hon Kara Halfdanar dottir. („Man glaubte vor Alters, „daß die Menschen wieder geboren würden, welches itzt „für ein Altweiber-Mährchen gilt. Helgo und Sigruna „sollen noch einmal geboren worden seyn; er hieß da„mals Haddinga Skads Sohn, sie aber Kara Half„dans Tochter“).

Jedermann sieht, daß Cäsar und Mela Dinge behaupten die mit einander in Widerspruch stehn. Denn nichts streitet mehr unter sich, als daß unsre Seelen nach dem Tode bald in einen andern Körper wandern, bald sogleich zu einem zweyten und ewigen Leben übergehen. Man kömmt in die obige Verlegenheit zurück, wenn man sich für eine der beiden Parteyen erklären will. Nach meiner schon vorgetragenen Meynung, muß man aber annehmen: daß Mela von den Mysterien der Druiden redet, aus deren Munde die eine Lehre, vom ewigen Leben, unter das gemeine Volk geflossen war; daß hingegen Cäsar und Lukan auf die Volksreligion Rücksicht genommen haben, indem sie der Seelenwanderung erwähnen. Mela thut also sehr wohl daran, daß er nichts von dieser leztern sagt, weil sie gar nicht zu

*) Diodor. Sicul. lib. 5. Valer. Maxim. lib. 2, cap. 6. Appian. in Celtic. Ammian. Marcell. lib. 12. Et alii.

**) Theolog. vet. Gall. cap. 17.

***) Ap. Keysler. p. 117.

zu den Geheimnissen der Druiden gehörte. Es trügt zwar auf diese Weise der Schluß welchen Fricke aus den Worten des Mela zog; aber es wird dagegen der vortrefliche Keyßler von des Erstern etwas unglimpflichem Tadel gerettet, als sey er zu leichtgläubig und traue zu viel auf das Zeugniß der Edda.

Es ließe sich leicht noch über mehrere einzelne Stücke aus der Theologie unserer Vorfahren, eine Zusammenstellung ihrer Mysterien und ihrer Volksreligion durchführen. Man könnte auch darauf dringen, wie es völlig mit den geheimen Sätzen bey andern Nationen übereinstimmt, was die Druiden lehrten: daß Gott in keine Mauren eingeschlossen, sondern unermeßlich, daß er bloß von der anbetenden Ehrfurcht anzuschauen, übrigens aber unsichtbar, daß er wie das einzige, so auch das allerhöchste Wesen sey. Ich übergehe ferner die Lehre von der Göttlichen Vorsehung, die, wie Warburton gezeigt hat, zu den vornehmsten Mysterien gehörte; und die sich bey den Deutschen und deren Druiden in der heiligen Feyerlichkeit der Ordalien auf das deutlichste offenbarte, welches der sorgfältige Wachter *) sehr richtig bemerkt. Denn wer hätte wohl, im bloßen Vertrauen auf seine Unschuld, die (wenn man die Vorsehung Gottes leugnen will) gegen Gewaltthätigkeiten und Beleidigungen nicht sehr mächtig ist, sein Leben dem trüglichen Eisen oder Feuer willig anvertraut, wenn er nicht vollkommen überzeugt gewesen wäre, daß ein höchstes Wesen als Rächer des Bösen, als Beschützer der Frömmigkeit, als unbestechlicher Richter, ihm beystehen, und die Sache der Unschuld führen werde? Aelians **) Zeugniß ist hier sehr passend: „Die Kelten (sagt er) „glauben daß Götter sind, daß sie für uns sorgen, daß „sie

*) Voc. Ordalium.
**) Var. Hist. lib. 2, cap. 31.

„sie zukünftige Dinge anzeigen.“ — Ich übergehe endlich andere Lehren welche der Zusammenhang und die Uebereinstimmung der Theile fast nothwendig in der Religion unserer Vorfahren zu fordern scheint. Mascov *) und Fricke **) haben hierin fast Alles erschöpft. Nur will ich von den Druiden selbst, und von den vermuthlichen Gebräuchen bey der Einweihung noch etwas sagen.

Es ist bekannt, daß die Druiden ihre Glaubenslehren gewöhnlich auf eine räthselhafte Art vortrugen. Ausser mehrern Alten ***), spottet besonders Lukan ****) sehr kraftvoll über unsere Priester, die sich vielleicht mit stolzer Miene rühmten die Kenntniß des wahren Gottes allein in ihren Geheimnissen zu besitzen.

Euch nur ist es verliehen, die himmlischen Götter zu kennen,
Oder auch nichts von ihnen zu wissen. —

Wie vieles in diesem satyrischen Vorwurfe liegt, brauche ich nicht erst weitläuftiger zu entwickeln.

Die Einweihungsfeyerlichkeiten bey den Eleusinischen Geheimnissen bestanden hauptsächlich in Gesängen und gewissen mimischen Vorstellungen, worin sie die Schöpfung der Welt, den Ursprung der bürgerlichen Gesellschaft, die Belohnungen und Bestrafungen des ewigen Lebens, und die ruhmwürdigen Thaten der Vorfahren, den Neuaufgenommenen zu hören oder zu sehen gaben †). Aber auch bey den alten Deutschen waren, nach dem Zeugniß des Tacitus ††), Lieder die

*) Gesch. der Deutschen, Th. 1, S. 49.
**) De Druidis, p. 62 seqq.
***) Zum Beyspiel Diog. Laert. prooem. segm. 6. Clem. Alexandr. Stromat. lib. 5, p. 658.
****) Pharsal lib. 1, v. 452.
†) Man sehe Warburton an angef. Orte.
††) Germ. cap. 2.

die einzige Art von Erhaltung des Andenkens oder von Geſchichtbüchern. Was demnach die Myſtagogen oder die Barden von der Mutter Hertha, von dem Vater Tuiſkon, von deſſen Sohne Mannus als Urheber unſres Volkes, und von ſeinen drey Kindern ſangen, ingleichen die übrigen Spuren von dem älteſten Zuſtande der Menſchen, rechne ich zu den religiöſen Geſängen bey der Einweihung. Denn, unter dieſer Einkleidung lag der Urſprung nicht der Nation ſondern des Menſchengeſchlechts verborgen; und es konnte vielleicht nur vermittelſt der Religion, als welche zu jeder Zeit am eifrigſten auf das Alte hält, bis zu den Zeiten des Tacitus fortdauren. Man ſondere nur das Wahre von dem Fabelhaften, ſo wird man ſehen daß ſie ſich Tuiſkon oder Gott als den Erſten von Allen dachten, der (nach einer ſchönen Allegorie) den befruchtenden Regen in den Schooß ſeiner holden Gemahlinn oder der Hertha, unſerer gemeinſchaftlichen Mutter, ſtrömte *). Es war auch etwas ſo Merkwürdiges daß der erſte Menſch aus Erde erſchaffen worden, daß das Andenken daran gar nicht erlöſchen konnte. So gebar die Mutter Hertha oder die Erde den Mannus, den Mann oder Menſchen; und weil von ihm die Deutſchen in ihren heiligen Liedern ihre Abkunft herleiteten, ſo hält ſie Tacitus deswegen für Kinder der Erde (terrigenas). Dieſem Mannus eigneten ſie drey Söhne zu, wie die heilige Schrift lehrt, daß der erſte Menſch drey Söhne hatte. Dies nebſt andern Umſtänden lehret, daß die Deutſchen Geſänge hatten, worin die Schöpfungsgeſchichte enthal-

*) Die Stammmutter Hertha lebt noch in dem Sprichworte: Die Erde iſt unſer aller Mutter. Auf den alten Innſchriften iſt es kein ungewöhnlicher Ausdruck: Mater genuit, mater recepit. Man ſ. Gruter. inſcr. antiq. p. 636.

ten war, und daß diese Gesänge mit den Einweihungshymnen der Griechen übereinkamen. Auf die Art pflanzten sich die Religionssätze fort; und Cäsar sagt ausdrücklich *), daß was vom Dis oder Pluto erzählt werde, von den Druiden herkomme.

Auch fehlten den Deutschen nicht die Vorstellungen der Aegypter oder Griechen, wodurch sie die Schöpfungsgeschichte gleichsam auf die Bühne brachten. Denn die Göttinn Hertha ward in einem geheimen See abgewaschen, und vorgestellt als wenn sie auf einer Insel im Ocean einen Tempel habe. Man glaubte vor Alters, daß die allenthalben mit Wasser umgebene Erde aus dem Meere entstanden sey; und deßhalb hieß Asien eine Tochter des Oceans. So glaube ich, sollten auch jene Abwaschungen, jener Tempel im Ocean, von wannen sie herkam, nichts anders ausdrücken, als daß nach ihrer Meynung Hertha aus dem Meere entstanden sey. Die Göttinn saß bey diesen mystischen Umzügen auf einem mit Teppichen bedeckten, und von Kühen gezogenen Wagen. Vielleicht war sie auf diese Weise, wie die Dea Syra des Apulejus, bey den Jahresfesten der Einweihungen zugegen. Vielleicht auch, wie überhaupt die alte Religion der Heiden beym äusserlichen Gottesdienste von gewissen Christen nachgeahmt wurde; veranlaßten jene Gebräuche die Mysterien der Passions- und der Apostelgeschichte, die ehemals auf den französischen Schaubühnen öffentlich aufgeführt wurden **). Zu dieser Art dramatischer

*) Boll. Gall. lib. 6, cap. 18.

**) Les pelerins qui revinrent de Jerusalem, chanterent les mysteres des Apôtres, les mysteres du vieux Testament étant alors défendus. Ils dresserent un theatre l'an 1398 à l'hopital de la Trinité, & la bande s'appelloit Confrerie de la passion & résurrection de Notre Seigneur. Extraits des Registres du Parlement contenans les particularités des comédies

ſcher Vorſtellungen rechne ich auch diejenigen, da zu einer beſtimmten Zeit bey den alten Deutſchen alle Völker von verwandtem Geblüte ſich vermittelſt Geſandtſchaften in einem heiligen und durch ſein Alter ſchon Ehrfurcht gebietenden Hain verſammelten, um in einem Schauſpiele bildlich zu zeigen: daß die Nation von Gott ihren Urſprung habe, daß Er der Regierer des Ganzen, und das Uebrige ihm unterworfen und gehorſam ſey *). Dieſes ward auch in den Eleuſiniſchen Geheimniſſen vorgeſtellt. Die Oerter wo dieſe Schauſpiele gegeben wurden, lagen gewöhnlich unter der Erde, und hatten verſchiedene Gänge und Vertiefungen, um die Schauſpieler ungehindert ab- und hervortreten zu laſſen.

Dergleichen Höhlen finden ſich mehrere in Deutſchland, von denen wenigſtens kein anderer Gebrauch bekannt iſt. Beſonders ſcheint die groſſe Höhle bey der Stadt Oſnabrück zu dieſem heiligen Behuf ſehr bequem geweſen zu ſeyn. Warburton, welcher zuerſt muthmaßte, daß das ſechſte Buch des Virgil die Gebräuche der Myſterien enthalte, und daß das Hinabſteigen des Aeneas zur Unterwelt die Einweihung deſſelben anzeige, hat zwar geglaubt daß es nur drey Gänge (Schlupfwinkel, Kuliſſen) in dergleichen heiligen Höhlen gäbe. Die unſrige hingegen bietet ſieben dar, welche weit und breit in den Berg hineingehn. Aber Plato **) ſagt auch geradehin: „daß viele Krümmungen und Fuſſteige zur „Unterwelt führen, wie man ſchon aus den heiligen Gebräuchen muthmaßen könne.“ — Die Oſnabrückiſche Höhle hat eine ſehr geräumige Vorhalle (oder Eintrittsſaal),

médies pieuſes qui ſe repreſentoient alors ſous le titre: myſteres de la paſſion; dans la Bibioth. Britan. tom. 8, part. I, p. 19. — Boileau, art poët. ch. 3, v. 81 ſeq.

*) Tacit. Germ. cap. 9.

**) Phaedon. circa finem.

saal), welche in sieben tiefe innere Gänge auslaufen; und Berggipfel, von einem heiligen und ehemals unzugänglichen Walde bedeckt, umgeben sie gänzlich, wodurch sie desto besser für das Geheime und Verborgene verwahrt blieb. Ferner bestätigen diese meine Meynung von unserer Höhle der ungeheure Brunnen, der durch dieselbe hinabgeht, und die Capelle des heiligen Michael welche ehemals auf dem Gipfel des Berges war. Denn Jedermann weiß, daß ein Brunnen zum Opfern gebraucht ward, und daß die Tempel des wahren Gottes von den Christen immer auf den Ruinen des heidnischen Aberglaubens erbauet wurden. Wenn nun die Geheimnisse der Göttinn Hertha in einem solchen Versaale aufgeführt wurden, so kann man annehmen daß die Sklaven welche ein See zu verschlingen schien *), unter Begünstigung der Finsterniß aus einem Gange hervorkamen, und in den andern gleichsam wieder verschwanden: denn es wäre zu barbarisch und empörend gewesen die Göttinn durch den Tod eines Menschen auszusöhnen. — Das Wort Sklave kann mich bey dieser Erklärung nicht aufhalten; da Niemand, wenn er nicht mit Banden gefesselt war, um anzuzeigen daß er die Macht der Gottheit über sich erkenne, und sich derselben unterwerfe, in den heiligen Wald treten durfte **). Alle also welche an dem Gottesdienst Antheil nahmen, gingen in Sklavenkleidern einher; daß aber die wahren Sklaven davon entfernt bleiben mußten, kann ausführlicher gezeigt werden.

Endlich geben auch die besonderen Schicksale welche das Wort Rune***) betroffen haben, einen Beweis von dem

*) Tacit. Germ. cap. 40.
**) Tacit. Germ. cap. 39.
***) Runen heißt so viel als einschneiden. Wir Westphälinger haben auch das Wort Rune für Wallach, (oder

dem Daseyn der Mysterien bey den Deutschen ab. Denn **Rune** drückt in seiner ersten und natürlichen Bedeutung einen Einschnitt aus, eben wie γλυφος, indem die allerersten Buchstaben unstreitig in einen Baum sind eingeschnitten worden. So wie nun bald darauf die Aegypter sich der Glyphen zur Bezeichnung ihrer Geheimnisse bedient haben, welche deßhalb Hieroglyphen (ἱεραι γλυφαι) genannt wurden; so gaben die Deutschen, die sich der Runen auf eben die Art bedienten, Veranlassung, das Wort **Runen***) für **geheime Buchstaben**, das

(oder ein verschnittenes Pferd). Die Wurzel scheint in flow **fliessen** oder **schneiden** zu stecken, weil Flüsse die Erde durchschneiden. Daher **Rinne**, **Runne**, und endlich **Runen**. Man sehe Keyßler in Antiq. septentr. p. 376 und 460, not. 1; und **Wachter** bey dem Worte Runen.

Ich füge nur noch im Vorbeygehen hinzu, daß Keyßler die Stelle des Klemens Alexandrinus Strom. lib. I, p. 305. ed. Colon. 1688: „die Deutschen haben sogenannte heilige Weiber,“ nicht ganz richtig erklärt hat, indem er diese **heiligen Weiber** (ἱεραι γυναικες) **Allrunen** nennt. Denn die Osnabrücker brauchen noch das Wort **Runkunkel** für **alte Frau**, welches dem Griechischen vollkommen entspricht. — Das lateinische mussitare (murmeln, leise sprechen,) ist höchst wahrscheinlich von mysterium herzuleiten. Denn vor Alters ward zu Rom das griechische υ durch u ausgedrückt. Ennius ap. Cic. in oratore. Aus gleichem Grunde ist das deutsche **raunen** (heimlich reden, einem etwas leise ins Ohr sagen) gebildet worden. — Auch haben die Westphalinger das Wort **Glyphen** für **Spalte**, wovon die Griechen wahrscheinlich ihr γλυφειν **spalten** oder **einschneiden** abgeleitet haben.

*) **Rune** bedeutet einen Wahrsager oder Mystagogen, imgleichen ein Geheimniß. *Ulphil.* Marc. 4: izvis atgiban ist kunnan runa thiudangardjos Goths d. h. euch ists gegeben zu wissen das Geheimniß des Reichs Gottes. (kunnen oder konnen kömmt noch in Westphalen für

wis-

Wort raunen aber für heimlich reden zu gebrauchen. Ja der groſse Misbrauch *) da den Runen eine Zauberkraft zugeschrieben wird, zeugt von ihrem bessern und geheimern Gebrauch nicht undeutlich.

Zum Schluß kann ich mich nicht enthalten die Mystagogen unserer Zeit, die Freymaurer, mit jenen alten zu vergleichen. Die Gebräuche der Einweihung, die Gesänge, das Stillschweigen, und die gesellschaftlichen Zusammenkünfte, ob sie gleich dem Zwecke nach verschieden sind, stimmen doch im Ganzen sehr wohl überein. Bey beiden sind die Grade der Aufgenommenen mehrfach. Die Freymaurer haben, wie jene, ihre Lehrer, ihre Meister, ihre Vorsteher, (Mystagogen, Mysten, Epopten). Sie haben gröſsere und kleinere Geheimnisse, von denen die letztern nach dem Zeugniß des Eusebius **) die vorbereitenden wären, und es auch noch itzt sind. Die Verschiedenheit ihrer Gebäude oder Logen, findet sich bey beiden. Sie lieben die dreyfache Zahl als etwas Geheimes. Sie kommen zu bestimmten Jahreszeiten zusammen. Sie unterscheiden sich durch gewisse Zeichen von den Uneingeweihten. Dem Verräther der Geheimnisse drohen harte Strafen. Das Stillschweigen, worauf schon Pythagoras Rücksicht nimmt, ist eine Zeit von fünf Jahren, worauf die erprobten Genossen zu den höhern Geheimnissen angeleitet werden. — Mehreres ist noch nicht allgemein bekannt geworden. — —

wissen, kennen vor.) Mehreres s. in Keyßlers Ant. sept. p. 461.

*) Von dem heiligen und magischen Gebrauch derselben steht vieles im Gloss. ver. Islandicae linguae, wovon Keyßler p. 648 Nachricht ertheilt. Man sehe auch Barthol. antiq. Danic. lib. 3, cap. 2, p. 661.

**) Praep. evang.

Allgemeines Register
der
merkwürdigſten Perſonen und Sachen über Mösers ſämmtliche Werke.

L. bedeutet Mösers Leben (von Nicolai.)
G. — Osnabrückſche Geſchichte (II. Bde.)
Ph. — Phantaſieen (patriotiſche) (IV. Bde.)
V. — vermiſchte Schriften (II. Bde.)

A.

Aachen. G. I, 141. O. I, 213. II, 77.
Aaron. G. I, 209.
Abaris. G. II, 264.
Abbt. L. 19. 88. 88. G. II, 233 ff. 199 f. 141 f. 145. 147. 181. 213. 220. 223.
Abdeckerey, warum in Deutſchland unehrlich. Ph. II, 168 f.
Abdera. Ph. IV, 88.
Aberglauben unſerer Vorfahren. G. I, 331 ff. O. I, 196.
Ablaßhandel. G. I, 159.
Abraham. Ph. I, 138. G. I, 161. II, 111.
Abtheilung des Landes, allgemeine, von Karl dem Groſſen. O. I, 230.
Accon, von den Kreuzfahrern belagert. O. II, 86.
Achilles. G. I, 106.
Acht, heimliche. Ph. IV, 199 f.
Ackerland, im Osnabrückſchen. O. I, 116 f.
Aecke, Bedeutung davon ꝛc. Ph. I, 264 f. III, 303.
Adalger. O. I, 304. II, 189.
Adam und Eva. Ph. III, 149 ff.
Adam von Bremen. O. I, 194 f. 286. 385.
Addiſon. L. 50 f. G. II, 204.
Adel, deſſen Zeichen in China. Ph. II, 159.
— G. I, 213. II, 171. O. I, 193. 230. 246 ff.
— Beweiſe des alten. Ph. IV, 279.
— deſſen Urſprung. O. I, 26. 46 ff. IV, 272 ff.
— darf er ſich mit Handlung und Gewerbe abgeben? Ph. IV, 251. 257.
— ihm ſchadet die Vermehrung, aber nicht den Edelgebornen. Ph. IV, 272 ff.
— himmliſcher. Ph. I, 358.
Adelbert, Erzbiſchof von Bremen. O. II, 184.
— Erzbiſchof von Mainz, Ph. IV, 276.

Adelbold. O. II, 20.
Adelbriefe, ehemalige. Ph. IV, 275.
Adele, Aebtissin zu Herford. O. I, 311.
Adelbard. S. I, 252. 379.
Ader dürfen die Wundärzte kein Handwerk einem Frauenzimmer, oder Jemandes Gemahlin, öffnen. Ph. I, 82.
Aderich, Dompropst. O. II, 50.
Adhemar, Liebling Kaiser Friedrichs I. Ph. II, 252.
Adhemar I, Bischof von Osnabrück. Ph. III, 155.
Ado. Ph. I, 175. 191.
Adolph, Herzog von Cleve. Ph. II, 218.
Adolph I, Bischof von Osnabrück Ph. III, 356. O. I, 262. II, 87.
Adolph, Herzog von Schleswig Ph. IV. 195.
Adrian. S. I, 178. O. I, 174. 198. 206. 240.
Abentheurer, englische. Ph. I, 70 III, 173 ff.
Advocati nomine alicuius causam suscipere, was es bedeute. O. I, 397.
Advocatia, was nannten die Alten Salvator so? Ph. IV, 166 O. I, 243 ff. 397 f.
— inferior. Ph. IV, 284.
Advocatus. Ph. I, 304. 312. II. 218 f.
— patriae. L. 31.
Advokatenkollegium. Ph. I, 292 f.
Advokatenstand, ob derselbe abzuschaffen oder einzuschränken sey? Ph. III, 199 ff.
Aedui. L. 76.
Aeathius. S. I, 241.
Aegyptische Priester. S. II, 203. 219.
Aemilius. O. I, 219.
Aeneas. S. I, 294. II. 377.
Aera. O. I, 126.
Afferd, oder Afle, Geerum. O. II. 114.
Africa. Ph. I, 260.
Aftergrafschaften. O. II, 189.
Agathias. O. I, 131.
Ageruchia. O. I, 179.
Agricola. L. 109.
Agrippa. S. I, 165.
Ahlström. O. I, 97.
Ahnen, deren Anzahl rc. Ph. IV, 290.
Aimon. O. I, 185.
Aktien. s. Aktie.
Alanen. O. I, 133.
Albergo, Bedeutung davon. O. I, 131.
Alberich, Bischof von Osnabrück. O. II, 27. 98. 112. 151. 168.
Alberuni. Ph. II, 160. O. I, 110.
Albert, Bischof von der Berg Ph. IV, 214.
— von der Lippe. Ph. III, [illegible]
— von der Stade. O. I, [illegible]
Albertsthaler, wie viel sie ehemals golten. Ph. I, 18.
Albinus. O. I, 158. 174. 198.
Albion. S. I, 226.
Alboin. O. I, 197.
Albrecht, Bischof von Halberstein. Ph. IV, 208.
Alcuin, Lehrmeister Karls des Großen. Ph. IV, 368. O. I, 229 f. 371.
v. Aldenburg. O. II, 123.
Aleppo. Ph. IV, 247.
Alexander. S. I, 96. 241.
— der Heilige. O. I, 267.
— III, Papst. O. II, 74.
Alexandrien. Ph. I, 15.
Alfeid. O. I, 277. 286. 295.
Alfeimm, Dompropst. O. II, 90.
Algarotti. Ph. III, 95. S. I, 206.
Algier. L. 104.
Aliso. O. I, 148.
Allemanda. O. I, 132. 136. 173.
Allemannien. O. I, 129 ff.
Allemannier. S. II, 289.
Aller, Fluß. O. I, 198.
Allo. O. I, 382. 385.
Allodium, s. Wehrgut.
Alluctus. S. I, 18.

Alme,

Alme, Fluß. O. I, 144.
Almosen sind in London von jedem Hause strikt und zum Etat gebracht. Ph. I, 79.
Alpen. O. I, 199.
Altar, der erste, im Sächsischen. O. I, 278.
v. Altena, Graf. O. II, 80.
Altermanns. O. I, 243.
Alting. O. I, 159.
Alvarez. S. I, 106.
Alvensleben. Ph. IV, 245.
Alzire. S. I, 106.
Amazonen, deren Ursprung. Ph. I, 323.
Amelot. S. I, 155.
Amelung. Graf. S. I, 250 ff. O. II, 83. 97.
Amerika. Ph. I, 347. II, 139. IV, 28. 182 ff. L. 74. O. I, 119.
Amerikaner. Ph. IV, 270.
Amilecs Methode. Ph. IV, 38.
Amisia. O. I, 158 f.
Ammian. Ph. I, 323. O. I, 135.
Amsibarii. O. I, 147. 162. 281.
Amt der regulären Geistlichen. O. I, 285.
Anakletus II, Papst. O. II, 60.
Anastasius. O. I, 180. 371.
Anchises. S. I, 34.
Andacht, wozu man sich ihrer bediente. O. II, 174.
Andagestris. S. II, 257.
Anerbrecht. O. II, 222.
Anfossi. S. I, 298.
Anfried. O. I, 296. 299.
Angelland. O. I, 178.
Angelo, (Michel) della ruota. S. I, 108. II, 161.
— — — della scopa. Ph. I, 39. S. I, 95. 108.
Angelsex. O. I, 177.
Angelus, Michael, v. Drivasto. S. II, 24.
Anglen. O. I, 173. 179.
Angrivarier. O. I, 139. 141. 150 ff. 160. 173. 199. 281.
v. Anhalt, Graf. O. II, 187.
Ankonitanischer Leinsamen. Ph. I, 61.
Ankum. O. I, 286.
Ankus. S. I, 209. O. I, 45.
Annales Baronii. O. I, 226.
— Bertiniani. O. I, 200.
— Eginhardi. O. I, 200 f. 202. 204. 211.
— Francorum. O. I, 200.
— Fuldenses. O. I, 191. 211.
— Lambecii. O. I, 228.
— Loiselliani. O. I, 200.
— Metenses. O. I, 182. 186. 189. 191. 395.
— Nazariani. O. I, 187. 191.
— Petauiani. O. I, 187. 195. 274.
— Pythaei. O. I, 182. 211.
— Tilliani. O. I, 187. 189. 191. 200. 274.
Anno, Erzbischof von Cölln. O. II, 30. 32. 103.
Anschar. O. I, 296. 299.
Ansegis. O. I, 34.
Anselm. O. I, 277.
Anson, auf der Insel Tinian. Ph. I, 159.
Anstalten, oder Einrichtungen Karls des Großen im Osnabrückschen. O. I, 229.
Antikandide. S. II, 67.
Antiken. S. II, 142.
Antoninus Philosophus. O. I, 130. 133.
Antonius. S. I, 148. O. I, 73.
Antwerpen. Ph. III, 175. 183.
D'Anville. Ph. II, 362.
Apollonius. O. I, 170.
Apostel, geflügelte. S. I, 131.
Apotheke, Hallische. Ph. I, 350.
Appian. O. I, 143. 182.
Apronius, Aulus. S. I, 225.
Apulejus. S. II, 276.
Aquitani. O. I, 214.
Ara, Bedeutung davon. O. I, 126.
Arabische Zahl tritt in der Rechnung vom Jahr 1594 statt der römischen ein. Ph. II, 316.
Ararat, Bedeutung davon. O. I, 126.
Archangel. O. I, 127.
Archicomes. O. I, 317.

Archibis-

Archidiakonen in alten Zeiten. O. I, 236.
Ardenner Forst. O. I, 365.
v. Arensberg, Bisch. O. II, 47.
— — Graf. O. II, 59.
Arimannia. O. I, 35. 49.
Arlovist. Ph. IV, 17. L. 76. O. I, 9.
Arista. O. I, 126.
Aristides. Ph. III, 284.
Aristophanes. S. I, 76.
Aristoteles. S. I, 76. 96. O. I, 9. 11.
Arkenholz. S. II, 201.
Arlaud. S. I, 140.
Armenanstalten, deren Verbesserung. Ph. I, 74 ff. O. I, 257 f.
Armenii. O. I, 156.
Armenpolizey unsrer Vorfahren. Ph. I, 80 ff.
Arminius. O. I, 22. 50. 141. 144. 148. 151. 155. S. II, 256 f.
Arno. O. I, 225.
Arno, ein See in Amerika. S. II, 119.
Arnold. Ph. IV, 297. S. I, 187. O. II, 67. 80 ff. 83. 90. 112. 145. 196.
Arnolf. O. I, 276. 338. 368. 370. 384. 403.
Arpens, wie viel Quadrat-Ruthen. Ph. I, 241.
Arrierdann, hofgesessener Mann. Ph. III, 103. O. I, 154.
Arsaces. Arsinoe. O. I, 126.
Artaxerxes. S. II, 190. 211.
Artaxias. O. I, 156.
Aruerni. L. 76.
v. Ascanien. O. II, 161.
v. Aschaffenburg, Marcolf. O. II, 78.
— — — Lambert. O. II, 104.
Asien. Ph. I, 260.
Asprenas. O. I, 145.
Aßwede, Burchard von. Ph. IV, 224.
Aubains, was sie sind. Ph. III, 359. IV, 120.
Aucassis. S. II, 234.
Auflagen, wie hoch brauchen wir sie nur zu machen. Ph. II, 323.
Aufstand, allgemeiner, der Sassen. O. I, 203.
Augenausstechen, weshalb es Mode geworden. O. I, 357.
Augustinus. S. I, 159. II, 232.
August, (Ernst) I. Herzog von Osnabrück. Ph. I, 60. 102.
August, (Ernst) II. O. I, 67. 100 f. 160.
— — — Herzog von Osnabrück, ließ lieber im Osnabrückschen Silber theuer graben, als wohlfeil aus Amsterdam kommen. Ph. I, 33 ff.
— — — führte den Seidenbau im Osnabrückschen ein. Ph. III, 169.
— — — befördert die Bienenzucht im Osnabrückschen. Ph. III, 170.
— — — Ph. III, 221.
— — — ließ Handwerker wissen; Erfolg davon. Ph. I, 39 ff.
August II, Herzog von Osnabrück. Ph. III, 220.
Augustus, Kaiser, machte zuerst die Bürgschaften der Frauen für ihre Männer, kraftlos. Ph. III, 78.
Augustus. S. I, 148. O. I, 143 f. 155.
Augustus, heilige Veranlassung dieses Titels. O. I, 45.
Aurelian. O. I, 175.
Aurelius. O. I, 132. 173.
Aurinie. O. I, 163 f.
Aurora. S. I, 84. O. I, 126.
Aurum. O. I, 126.
Ausfuhr des Korns, bereichert ein Land. Ph. II, 138.
— — — wird in England durch Prämien begünstigt. Ph. II, 139.
Ausgaben des Landes, werden im Osnabrückschen alle mit Linnen bestritten. O. I, 105.

Ausonius.

Ausonius. O. I, 132.
Aussteuer der Mädchen ward vom Solon und Lykurg verboten. Ph. IV, 221.
Auswanderungen nordischer Nationen, Ursachen davon. Ph. II, 2 f.
Auaratia. O. I, 393.

B.

Baccalaurei. O. II, 122.
Bacenis. O. I, 137.
Baco. Ph. IV, 27.
Baden, ist sehr heilsam für Kinder. Ph. III, 142.
Baden, kaltes, ob es dem Unterleibe heilsam. S. II, 187. 190.
Bäte, Ursprung und Bedeutung davon. Ph. IV, 351. O. I, 385. 387 f. 389. II, 205 f.
Baiern. S. II, 229.
Baldnin. O. I, 141. 144.
Baluz. O. I, 32. 35. 209. 213 f. 227 f. 232. 235 f. 247. 375. 378. 388.
Balladen. S. II, 232. 234.
Bamberg, Reichstag daselbst. O. II, 64.
Bann, bannum. O. I, 22. 35 f.
Bannalisten. O. I, 129.
Bannbruch, O. I, 237. 241. 367.
Banknote. Ph. II, 334.
Bannmeilen, banlieues. Ph. I, 193 ff. II, 352 ff. O. II, 138.
Bar oder Baro. O. I, 18.
Bar, von. S. II, 146. L. 19. 101. 109.
Barbares veulent toûjours un roi. S. II, 103.
Barden. S. II, 275.
Baring. O. I, 360.
Barkhausen. O. I, 283.
Baro, s. Bar.
Baron. S. II, 210.
Baronia Anglica. O. I, 391.
la Barre. O. I, 146.
Bart, Nicolas, Nipdose, Ph. II, 270.
Bartas. S. I, 94.
Bartholinus. S. II, 268.
Baruth, Herzog. O. I, 401.
Basel. Ph. IV, 202. S. I, 150.
Basiliwitz, russischer Fürst, ertheilte der moskovischen Compagnie in England große Freyheiten. Ph. III, 184.
Bastarnen. O. I, 9. 133.
Bastille. S. I, 342.
Batavier. O. I, 126. 135.
Bate, Bedeutung davon. O. I, 387.
Batteux. Ph. II, 275.
Bauer, Ph. I, 150. O. I, 222. S. II, 144. 169.
Bauergerichte. O. I, 20.
Bauerhöfe, Geschichte derselben. Ph. I, 327 f. — O. I, 244 ff.
Bauern, wahre westphälische, wohnen nicht in Dörfern, sondern zerstreut im Gehölz. Ph. I, 232.
Bauernhäuser, wo werden sie am besten gebaut? Ph. III, 144.
Bauernkrieg. O. I, 393.
Bauerschaft, s. Bur.
Bauersprachen. O. I, 20.
Baurentheodicee. S. II, 83 ff.
Bayern. Ph. IV, 198.
Bayern verfertigen Mauern in Westphalen. Ph. I, 94.
Bayle. S. I, 147. 151. 154.
Beaumanoir, Philippe de, O. II, 207.
Beaumont. Ph. I, 129. III, 87.
— — — — (Deon de). Ph. I, 186.
Bebeland. O. I, 93 f. 95.
Becker in Gotha. L. 67. 89. S. II, 240.
Becket, Thomas. Ph. III, 173.
Beckford. Ph. I, 361. L. 45.
Beda. O. I, 193. 243.

Bediente, alte, Vorschlag zu deren Versorgung. Ph. I, 84.
Beblam. Ph. I, 306.
Beeden, was sie waren, s. Bäte.
Befreyung, s. Freyheit.
— — — — kaiserliche Ph. I, 237. f.
Begriffe, intuitive. S. I, 108.
Behandlungs- oder Uebergabegebühr. O. II, 218.
Beheim. O. I, 393.
Behr, von. L. 44.
Bekanus, Geropius. S. I, 226.
Bekehrung im Alter. Ph. IV, 189 ff.
Belgien. O. I, 175.
Belgier. O. I, 135.
Belial, filii eius. O. II, 197.
Bellmündig. Ph. III, 358. O. I, 77. ff.
Belm. O. I, 208.
Benediktus, der heilige. O. I, 301.
Beneficia, Pfründen, worin sie bey den alten Deutschen bestanden? deren Unterschied von den Feudis. Ph. III, 189.
Ben-Johnson. S. I, 107.
Benno I. Bischof. O. II, 30 ff. 33 ff.
Benno II. Bischof. S. I, 247 ff. 249. O. II, 31 ff. 48. 51. 54. 57. 64. 97. 102. 112. 135. 151. 154. 184. 193.
Bentheim. O. I, 158. II, 76.
Berechnung, vollständige, der Menschen im Stifte Osnabrück. Ph. I, 246.
Bergamo. S. I, 72. 99.
Berge im Osnabrückischen, was enthalten sie? O. I, 99 f.
Bergen. Ph. I, 8. 10. 65. III, 175.
Berger. Ph. IV, 126.
Berg-Opzoom. Ph. III, 175.
Berlin. Ph. III, 258.
Bernard, von Feyertagen. Ph. II, 147. 149.
Bernardus, comes de Welpa. S. II, 8.
Bernarius oder Berner, Bischof v. Osnabrück. O. I, 305 ff.
Bernhard I. O. II, 186.
Bernhard II. O. II, 183. 186.
Bernhard, der Heilige, warb die Rekruten zum Kreuzzuge mit der Märtyrerkrone. Ph. IV, 300. O. I, 271. II, 27.
Bernhard, Bischof zu Minden. O. II, 183.
— — — erster Lehrer der Westphälinger. O. I, 276.
— — — von Ascanien. O. II, 161.
Bernoulli. Ph. II, 362.
Berrin. S. I, 108.
Bertenbrück. S. I, 256. O. I, 286.
Bertinazzi. S. I, 72.
Berthold. O. I, 184.
Bertling. L. 10.
Besitz, Nothmittel römischer Rechtsgelehrten. Ph. II, 369.
Besnier. S. I, 152.
Bettler, deren Glück. Ph. I, 70 ff.
Bettlersoper, the Beggars opera. Ph. III, 52. S. II, 209.
Breveland, s. Bebeland.
v. Bevergern. O. II, 69.
Bevölkerung. O. I, 211. des Stifts Osnabrück. O. I, 116 f.
— — — Warum widersetzten sich die alten Sachsen derselben? Ph. I, 251 ff.
Bewohner im Osnabrückschen. O. I, 109 ff. 116.
Bibel, was sie sey. S. I, 181.
Biblicum carmen, s. Carmen.
Biel, Chron. O. I, 129.

Biele-

Bielefeld. O. I, 190. 196. 208.
Bienenzucht, deren Beförderung im Osnabrückschen. Ph. III, 170 ff. O. I, 96 ff.
Bierprobe. Ph. I, 176 ff.
Bierwirth, von Schenkungen am Siechbette. Ph. IV, 109.
Biester, königlicher Bibliothekar. S. I, 266. 313. II, 199.
— — Bedeutung dieses Worts. O. I, 77.
Biesterfrey, Begriff davon. Ph. III, 348 f. 327.
Biesterfreyheit. O. I, 76 ff.
Bilden oder bolen, ehemalige Bedeutung davon. O. I, 75. S. II, 12.
Billung, Hermann. O. II, 181. f. 186.
Bilo, Domprobst. O. II, 90.
Bimardus. S. II, 268.
Binnenburg, was so heißt. O. II, 52.
Bippen. O. II, 16.
Bischof, erster von Osnabrück. O. I, 287.
— — in den ersten Zeiten. O. I, 232 ff.
— — in der politischen Verfassung eines Landes gefährlich. O. I, 273.
— — dessen Huldigung. O. II, 123.
— — dessen Wahl. O. I, 303. O. II, 18. 59. 60. 130.
— — ward vom Kayser gesetzt. O. II, 18. 57.
Bischofthum Osnabrück, wann es gestiftet worden. O. I, 275 f.
Bischofthümer in den ersten Zeiten. O. I, 230.
Bissendorf. Ph. I, 61.
le Blanc. S. I, 211. O. I, 374.
Blankena, Hermann von. S. I, 233.
Blenden, war sehr gewöhnlich statt der Lebensstrafe. Ph. IV, 146.
Blitz, ist das Haar der Vornehmen unter den alten Deutschen zuerst von einem Friseur dieses Namens, oder vom Wetterstral versengt worden? S. II, 8.
Blumwatig, Begriff davon. O. I, 17 f.
Blutbann. O. II, 170. 212.
Bluthunde und Teufelskinder, was sie waren. Ph. IV, 297.
Blutronne. Ph. II, 346.
Blutzehnte. O. II, 114.
Bovadilla. S. I, 318.
Bochart. S. II, 28. O. I, 127.
Bock, ein osnabrücksch. Thurm. O. II, 135 f.
Boda. O. II, 16.
Boden im Osnabrückschen, dessen Fruchtbarkeit. O. I, 102.
Boerhave. Ph. II, 215.
Böhmen. Ph. I, 312.
Böhmer. Ph. IV, 125 f. 371. O. I, 72. 82.
Boileau. S. I, 108. II, 253.
Boivins, Schlacht daselbst. O. II, 87.
Boiserie. Ph. I, 44.
Boier, L. 76. O. I, 115.
Bojocalus. O. I, 147. 155.
Bokelmann, S. I, 141.
Boldewin. S. I, 237.
Bolen, s. Bilden.
Bolingbroke. L. 51.
Bonifacius. O. I, 72. 196.
Bonn, Friedensschluß daselbst. O. II, 6. 64.
Bora, Katharine von. S. I, 158.
Borgloh. Ph. I, 61. O. I, 100. II, 92.
bû Bos. O. I, 180.
Bouderie, Launewinkel. Ph. III, 132.
Bouillon, Madame de. Ph. III, 24.

La Roulaye. Ph. II, 221.
Rouquet, O. I, 137. 182. 187. 226.
Rouvdeaux. Ph. I, 11.
Rove, Abt zu Corvey. O. I, 33.
Brabant. Ph. I, 274. III, 171.
Brabanter heißen den Franzoſen in der Armee. Ph. I, 94.
Brache, warum hat man in Weſtphalen keine? Ph. I, 241.
Bradley, Herr. Ph. II, 362.
Bratys. O. I, 370.
Brannteinbrennen, Vortheile zur Verbeſſerung deſſelben bey Kornmangel. Ph. I, 334.
Brauanſtalten, von deren Verbeſſerung. I, 176 ff.
Braunſchweig. Ph. I, 227. O. I, 118. II, 81. 205.
Braupfanne. Ph. I, 177.
Bremen. Ph. I, 10 ff. 59. 265. 327. 331. II, 333 ff. IV, 185. O. I, 109. II, 138.
Bremer, kaufen kein Korn. Ph. I, 308 f.
Bremiſcher Markt. Ph. I, 2.
Brieſadel, was er war. Ph. IV, 295.
Brinkſitzer. O. I, 295 f.
Britannien. O. I, 142. 153. 177.
Brixen. O. II, 42. 51.
Brockhagen, Ravensbergiſches Dorf, dem es kein anderes in Beretung des Flachſes nachthun kann. Ph. II, 127.
Brower. O. I, 274. 387.
Brudter. O. I, 139. 150. 160. 162 f. 169. 281.
— — Bedeutung dieſes Worts. O. I, 143.
Bruch. O. I, 14.
Brüchte. O. I, 30. 392.
Brüchtentage. O. I, 33.
Brüderſchaften, religiöſe, Einfluß derſelben auf Fleiß und Sitten der Menſchen. Ph. I, 350.
Brügge. Ph. I. 2. III, 178.
Brummer, O. I, 221. 250.
Brun, Hertog. O. I, 299 f.
Bruno, Biſchof. Ph. IV, 368. S. I, 236 ff. O. I, 148.
Brugere. S. II, 249.
Buchdruckerruf. Ph. I, 179.
Buchſtaben, geheime. S. II, 279.
Buchſtabenmenſchen. S. II, 186.
Buchſtabenſchrift, ein Vehikel zur Verbreitung der Myſterien. S. II, 268.
Buckingham. S. I, 100. 110.
Büffel in Amerika. Ph. II, 230.
Büffon. Ph. II, 229.
Bülow, F. v. S. I, 228.
Büraer. S. I, 198. II, 231.
Büraer, ſämmtlich in dieſe form geſetzt. Ph. I, 197 ff.
Büraſchaften der Frauen für ungültig erklärt. Ph. III, 77. 78.
Büſch Erfahrungen: ein höchſt ſchätzbares Buch. S. 52—91.
Büſching. Ph. I. 36. 244 f. S. II, 173.
Bull, John. Ph. IV, 270.
Bulla data Laterani. O. II, 96.
— — Veronae. O. II, 96.
Bulle Stephan's VI. O. I, 192.
Bund, hanſeatiſcher. Ph. I. 258 ff.
— ſchwediſcher. O. I, 128. 130. 133. 136. 154. 173.
— ſedukiſcher. O. I. 177.
Bunemann. O. II, 128.
Buonaroto. S. II, 161.
Buonoccini. S. I. 87.
Bur oder Bauerſchaft, Bedeutung davon. O. I, 6.
Buri. O. II, 28.
Burgleute, wer ſo hieß. O. II, 130, 133.

Burgmannsgut. Ph. I, 236.
Burgunder. S. II, 137.
Burgundiones. O. I, 137.
Burgvechtel. S. I, 232.
Burnaby. Ph. IV, 242.
Burnet. O. I, 92.
Business will be done in a regular way. S. II, 167.
Bussche, von dem. Ph. I, 240. 246. II, 360. IV, 199. 224. 242. L. 20. 44. 79. S. I, 4. 291. II, 21. 208. O. I, 77. 102.
Butkens. O. II, 162 f. 185.
Butter, irländische, findet in Deutschland überall ihren Markt. Ph. I, 16.
Buttler. S. I, 78.
Bybate, s. Bate.
Byink, Rolf. Ph. II, 201.

C.

Cadix. Ph. I, 12. O. I, 108.
Cäsar, C. Jul. Ph. I, 302 f. IV, 18. L. 71. S. I, 34 f. 49. 53. 72. 95. 148. 193. 207. II, 219. 266. 267. 268. 270. 271. 272. 276. O. I, 7 ff. 24. 42. 45. 85. 90. 125. 133 ff. 142. 152. 201. 404.
Caici. O. I, 93 ff. 144. 153 f. 156. 161. 163. 281.
Caille, de la, Herr. Ph. II, 361.
Cairo. Ph. I, 15.
Calais. Ph. III, 175.
Calmet. O. I, 294.
Calot. S. I, 95.
Camerarius. O. II, 19. 146.
Campe. S. II, 271.
Campegius, vermindert die Festtage. Ph. II, 148.
Campen. Ph. III, 175.
Campi Madii, Maji und Martii. O. II, 4 ff. 205.
Campomanes, spanischer Oberfiscal. Ph. III, 268.
Canada. Ph. I, 16. O. I, 108.
Canel. Ph. I, 11.
Canisius. Ph. III, 168. O. I, 129. 183. 188 f. 290. 371.
Canossa. O. II, 39. 41 f.
Capitano. S. I, 94. 99.
Capitularien. Ph. II, 341.
— Stellen daraus. O. I, 35. 78. 230. 133. 174 f. 215. 217. 220 f. 223. 226 ff. 232. 234 ff. 238 ff. 249 f. 377.
Cappeln im Amte Vechte. O. II, 72.
Caracalla. O. I, 131. 173.
Carl, s. Karl.
Carmen biblicum, ein geistliches Trinklied, welches nach den Worten zu urtheilen recht hell geklungen haben mag. Ph. III, 245.
Carolina s. dies unter K —
Cartel, eine Art desselben war bey alten Nationen das bekannte Wehrgeld. Ph. I, 254. s. Wehr und Wehrgeld.
Carteret. S. II, 202.
Casati, Kossäten. O. I, 88.
Casse, gemeinschaftliche, für welche Auflagen? Ph. II, 322.
Castus, Bischof zu Fischbeck. O. I, 325.
Catastrum der Mark Brandenburg. S. I, 121. II, 218.
— Landes. O. II, 159. 170.
— Carolinum. O. II, 179.
Catharina II. Ph. III, 283.
— von Medicis. Ph. IV, 107.
Cathedralkirchen, nannte man monasteria. O. I, 267.
Catten. S. I, 297 f. O. I, 126. 131. 137 f. 161 f. 168 f. 170. 183. 195.
— deren Schandorden. Ph. IV, 16.
Catumer. S. II, 258.
Caylus. Ph. I, 76.
Cecinna. O. I, 158.
Cedras. Ph. I, 250.
Cedren hist. Ph. IV, 32.
Celten, s. Kelten.
Centen. O. I, 243.

Centenarien. O. I. 243 f.
Cerealis. O. I, 166. S. II, 206.
Cervantes. S. I, 78. 97.
Chabrias. S. I, 295 f.
Chairman, was man in England so nennt. O. II, 167.
Chamaver. O. I, 170.
Chamfort. L. 53.
Chapeauville. Ph. I, 321. O. I, 361.
Chariomer. O. I, 156. 168. f. 170.
Charissimi. S. I, 87.
Charlestown. S. I, 343.
Charlevoix. S. I, 83.
Chassiron. S. I, 74.
Chatam. L. 37.
Chauchi, Chauci, s. Caici.
Chechini. S. I, 72.
Cheruiker. O. I, 136 f. 139 ff. 141 ff. 150. 162.
Chesne, s. Du Chesne.
Childebert II. O. I, 31.
China, was ist hier das Zeichen des Adels? Ph. II, 159.
Chlodoveus. O. I, 180.
Chlodowig. O. I, 179.
Chodowiecki. S. II, 234.
Christenthum. O. I, 195 f.
Christus. Ph. IV. 39. 138. 141. S. I, 170. 1[illegible] 288. 318. O. I, 42. 56. 233.
Chronik, Limburger. Ph. I, 52.
Churchil zu London. Ph. I, 186.
Churechte. O. I, 70.
Churfreye. O. I, 70 f. 341.
Churgenossen. O. I, 250.
Churmündige. O. I, 70 f. 73.
Cicero. S. I, 96. 204. II, 265. 267.
Cicisbeen, wovon sind sie noch Ueberbleibsel? Ph. II, 252.
Cibli. S. I, 108.
Cimbern. O. I, 125. 128.
— versuchten mit ihren Schildern die Etsch im Laufe aufzuhalten. Ph. IV, 16.
Cinna. S. I, 194.
Civilis. O. I, 165 f.
Claholt, Kloster. O. I, 283. II, 60. 80.
Clairon, Frankreichs größte Aktrice. Ph. IV, 6.
Clans in Schottland leben in Stämmen. L. 74. O. I, 194. S. II, 233.
St. Claude, Abtey, hat ihre Hode in eine Sclaverey verwandelt. Ph. III, 362. S. I, 351.
Claudius. S. I, 198. O. I, 53. 153. 161. 163.
Clauer. S. I, 312.
Clesseline. S. II, 268. 269.
Clemens III. O. II, 44.
— V. sprach jeden Geistlichen von aller Irregularität frey, wenn er Blut zu seiner Rettung vergossen hatte. Ph. IV, 296.
— August, Kurfürst von Cölln. L. 24. 36.
— der Heilige. O. I, 73. II, 51.
— Joseph, Kurfürst von Cölln. Ph. II, 247.
Clement, Don Guillelmo S., spanischer Gesandter. Ph. III, 185.
Clementinus de haereticis. Ph. III, 80.
Clermont. O. II, 128.
Clientes. O. II, 17[illegible].
Clignancourt. Ph. IV, 39.
Clinton. Ph. IV, 55.
Clive, Lord. Ph. I, 258.
Clodoveus. O. I, 53.
Club, Cluppe. O. I, 69.
Cluver. O. I, 9. 125. 134 f. S. II, 271.
Cnurus II. O. I, 28.
Cobbens. S. I, 235.
Cobbo. O. I, 295. 303. 326.
Coblenz. O. I, 396. 399. II, 6. 64.
v. Cocceji, Großkanzler. Ph. II, 17. IV, 116.

Coch-

Cochläus. S. I, 159.
Cöfibat. S. I, 208 ff.
Cöln. Ph. I, 367. II. 150. III, 347. O. I, 167. S. II, 233.
Coesfeld, wovon hat es ſeinen Namen? O. I. 151.
Coffeetrinken, ſichres Mittel das zu häufige abzuſchaffen. Ph. III, 266.
Cointe, ſ. Le Cointe.
Coke. O. I, 223.
Colbert. Ph. II. 116.
Colonatkontr k., Formular eines neuen. Ph. IV, 334 ff.
Colonus, ſ. Bauer.
Columnae Herculis. O. I, 127.
Comitatus. O. I, 233 f. 385. 391.
Comites. O. I, 219. 232. 234 f. 242. 247. 253. II, 178.
Commerztraktate. Ph. I, 261.
Commodus, Kaiſer. O. I, 173.
Compagnie, engliſche, deren Streitigkeiten mit der deutſchen Hanſe. Ph. III, 172 ff.
— moskoviſche in England. Ph. III, 185.
— engliſche, wann und von wem ſie zuerſt einen freyen Stapel in den Niederlanden erhalten. Ph. III, 176.
— — O. I. 243 f. 407.
Concetti. S. I, 188.
Concubinat. S. I, 210 ff.
Conrad, Biſchof. S. I, 238 f. 257. O. I, 73. 223. II, 191.
— Herzog von Franken. O. II, 4 f.
— Preuß. O. II, 59.
— König, Sohn Friedrichs II. Ph. II, 251. O. II, 64.
Conring. O. I, 228.
Conſtantin der Große. O. I, 176. 180. ſ. auch im R.
Conſtantinopel. O. II, 110. ſ. auch im R.
Conſtantius. O. I, 176.
Conſtitutio Henrici de 1231. Ph. I, 313.
Conſuls in niederſächſiſchen u. weſtphäl Städten. Ph. I, 265.
Cook. Ph. IV, 24. 93. S. II. 240.
Coquetterie, Bedeutung davon. Ph. IV. 107.
Corbulo. O. I, 153. 161.
Corecti, was es bedeute. Ph. III, 359 ff
Corfey. O. I, 160. ſ. Corvey.
Corneille. S. I, 95. 103 f. 193.
Correggio. Ph. II, 271.
Corvey. S. I, 234. O. I, 160. 178. 283. 375. 384. 396. II, 77 — 101.
— erſter Abbt. O. I, 313.
Corterie. O. I, 69.
Corvis. O. I, 156.
Couvreur, le. S. I, 81.
Cover. S. I, 200. II, 188.
Coppel. S. II, 202.
von Cozlofſtein, Meiſter des deutſchen Ordens. S. II, 18.
Cragius. O. I, 223.
Cramer. Ph. II, 152. O. I, 239.
Cranz. O. I, 208.
Crapaud, was es ſey. Ph. IV, 63.
Credition. S. I, 85.
Credit, vom öffentlichen und deſſen Nutzen. Ph. II, 325 f.
— Traité de la Circulation et du Credit. Ph. II, 326.
Crillon. S. I, 317.
Crimen laeſae majeſtatis. O. I, 42.
Criſpinianus. } O. I, 73. 278.
Criſpinus. } II, 17. 51.
Crodonis ara. O. I, 149.
St. Croix, däniſche Inſel. Ph. IV, 185.
Croll. O. II, 78.

Cromwell. G. I, 97.
von Crumpypen, Kanzler von Neuhaus, war eines Schmids Sohn. Ph. I, 362.
Cruſen. O. I, 16.
Cruſius. O. I, 207 f.
Cubicum, was es bey den Angelsachſen war. O. I, 94. 164.
Cubach. G. I, 103.
Cuddert. Ph. III, 169.
Cudworth. G. II, 268.
Curaiſeau. Ph. I, 14. O. I, 102.
Cutemann. O. II, 68.
Curtius. G. I, 187.
Custredia pro amore Dei, was ſo hieß. O. II, 173.

D.

Dacien. O. I, 130. 131.
Dädalus. G. II, 263.
Dänemark. Ph. IV, 185. G. I, 141.
— was die Hanſe ſelt geboten. Ph. I, 264.
— was erhält es von uns? Ph. II, 374.
Dänen. O. I, 185. 347. 382. II, 135.
Daniert. O. I, 184 f. 387.
Dalberg. G. I, 206. II, 228.
Damme. O. I, 159. II, 84. 85.
Danae, deren Schloß öffnete ſich, ungeachtet aller Riegel und Wachen, dem goldnen Regen des Jupiter. Ph. II, 45.
Dangio. Ph. III, 178.
Datt. de pace publica. Ph. IV, 201.
Davenant. O. I, 96.
David, im Sack und in der Aſche. G. I, 51. 123. 160.
Defenſio patriae, O. I, 377.
Deichband, was man ſo nennt. G. I, 314—344.
Delictum privatum,
— — — publicum, O. I, 42.
Delmenhorſt. O. I, 102.
Demokrit. G. II, 263.
Denarii, deren Gehalt. O. I, 373.
— deren Gepräge. O. I, 374 f.
Depraedationes der alten Deutſchen, in welchem Verſtande. O. II, 134.
Deſſontaines. G. II, 136.
Deſtrevius. O. I, 276.
Detpreaux. G. I, 78.
Dethard, Biſchof. O. II, 59. 64. 193.
Detmar, Biſchof von Osnabrück. O. II, 22 ff. 74.
Detmold. O. I, 203.
D'Etrees. O. I, 190.
Deutſche, haben die Handlung aufs Höchſte gebracht. I, 260.
— die alten, wie behandelten ſie jeden Fremden? Ph. II, 7 f.
— — — deren Schilderung. G. II, 256 ff.
— — — deren Raubereyen. O. II, 133.
— — — deren Myſterien und Volksglauben. G. II, 262 ff.
Deutſchland. Ph. I, 312. 356. II, 160. III, 175. 365. IV, 190 f. 247. I. 45. G. I, 144. 187. O. I, 132. 403. II, 3 f.
— von allen Nachbaren durch den Handel geplündert. Ph. II, 324.
Deutſchlands Einwohnerzahl. Ph. I, 244.
— ehemalige Hauptvölker. O. I, 178.
— gute Zeit, welches war ſie? G. II, 229.
Deventer. Ph. III, 183.
Devoti. O. II, 178.
Didtine. O. I, 251 ff. 253. 260. 360. 388. II, 145. 153. 175. 176 ff.
Dietten, Paul, polniſcher Geſandter. Ph. III, 185.

Dictionnaire encyclopédique. Ph. IV, 55.
Die, Göttinn von. Ph. II. 252.
Dienſtadel, deſſen Urſprung. Ph. I, 30. IV, 253 ff.
Dienſteyd. II. 337.
Dienſtgrafſchaft. O. I. 390.
Dienſtleute. O. I. 382.
Dienſtmannſchaft. O. I, 389 ff. S. II, 126. 129 ff. 170. 139. 176. 178. 196. 201.
Dienſtwürde. O. I. 224.
v. Diepholz. O. II, 57.
— — Johann. Ph. IV, 207.
— — Konrad. Ph. IV, 208. 330.
Diepholz, Stadt. O. I. 102. 282.
Dieterich. O. I. 189. 318. II, 11.
Dieterichsburg. O. I, 318.
Dietine, ſ. Diktine.
Dillenburg. S. I, 61. 63.
Dimel, Fluß. Ph. I, 18.
Dio. O. I, 131. 143. 147. 153. 163.
Diodorus Siculus. O. I, 38.
Diokletian. O. I, 176.
Dionyſius, der heilige, O. II, 9.
Divaſto, Stadt. S. II. 24.
Dis oder Tuiſkon. S. II, 276.
Diſſen, Edelvogtey. O. I. 387.
v. Diſſen, Kirchenvogt. O. II, 97.
Ditmar. O. I. 268. II, 17 ff.
v. Divaſto. S. II. 24.
Dodo I, oder Thoto, Biſchof. O. II, 6. 101.
— II. O. II. 15.
Döbbelin. K. 81. S. II. 129.
Dörfer, deren Entſtehung. O. I, 5 f.
— deren Vortheile. O. I. 114 ff.
Doktor, mannichfaltige Bedeutung dieſes Worts. O. II, 122.
Domesday Book, was es enthält. O. I, 390.
Domherren v. Osnabrück. K. 24.
Dominichino, für einen Stöber gemiethet, geht hinter der Frau eines Schuhflickers in Rom zur Kirche. Ph. III, 3 f.
Dominique. K. I. 84.
Dominium. Ph. IV. 166. O. I, 46. 58 154 f. S. II. 144.
— proprietarium. O. I. 366.
— quiritarium. O. I, 366. II, 97. 213.
Domkapitel, machen in den mehrſten Stiftern den erſten Stand aus. S. II. 4.
— und Ritterſchaften, deren Vereinigung ward vom Kayſer beſchützt. Ph. I, 29.
Domkapitularen, Zahl derſelben. O. II, 54.
Domkirche, osnabrückſche, Nekrologium derſelben. Ph. IV, 256 ff.
— — brannte ab. O. II, 51.
Domprädenden, wozu ſie dienten. O. II. 93.
Domſchule zu Osnabrück, Stiftung derſelben. O. I, 369.
Domſchwestern, von wem ſie abſtammen. O. II. 95.
Domus, ſ. Bauerhöfe.
Donau. O. I, 170. 209. 403.
Don gratuit, erhielten die Kayſer alle Jahr. O. I, 386.
Don Quixote. S. I. 78. II, 202. 216. 253.
v. Doren, Reinbott. S. II, 2..
Dorf, Bedeutung davon. O. I, 6.
Dormeuſe a la Tchinatchang fr. Ph. I, 4 ff.
v. Dorſtadt. O. II. 73. 98.
v. Dorſtide. O. II. 101.
Dorroir. Ph. I, 43 ff.
Dottore. S. I. 99.
Douw. S. I. 95.
Dreckſörden. O. I. 308.
Dreinſtelnfurt. O. I, 312.

Drente. O. I, 203.
Dreyer. O. II, 144.
Drivasto, wo liegt diese Stadt? S. II, 24.
Drogo, Bischof von Osnabrück. S. I, 232. 400. O. II, 8 ff. 101. 154.
Droit d'Aubaine. S. I, 326 ff.
Drost, scultetus, judex solatium. O. I, 352 f.
Druiden der Gallier. Ph. I, 302 ff. O. I, 63. S. II, 265. 269. 276.
— der Deutschen. S. II, 265. 269. 270. 271. 273.
— ihr Vortrag der Glaubenslehren. S. II, 274.
Dryden. S. I, 90. 106 f.
Du Bos. O. I, 180. 213. 226.
Ducatus, was es anzeige. O. I, 209.
— den Bischöfen verliehen, s. Comitatus.
— Saxoniae. O. I, 313.
— Westphalorum. O. I, 313.
Du Chesne. O. I, 187. 247. 273. 280. 368. 381.
Du Fresne. Ph. III, 349. O. I, 24. 36. 78. 223. 240. 249. 261. 372. S. II, 22.
Dümmeri. O. I, 364.
Dümmersee. O. I, 101. 160. 364.
Dümont. Ph. IV, 286.
Düstrupper Berg. O. I, 148.
Düte, Fluß. O. I, 150.
Duisburg. O. II, 60.
Durazzo, Lage desselben. S. II, 24.
Durtich, s. Dortoir.
Dusch. S. I, 78.
Dust, was es sey. O. I, 19.
Dustwaria, Begriff davon. O. I, 17 f.
Dux, was es anzeige. O. I, 209.
Dyzen oder Yrzen. S. II, 19.
Dyaimus. O. I, 188.
Dynasten, deren Entstehung. O. I, 377.
Dyonische Infanterie. Ph. II, 248.

E.

Earth-quake. O. I, 94.
Eau de fleur de Venise. Ph. I, 283.
Ebbo, Erzbischof von Mainz. O. I, 235. 292. 294.
Eberhard, Kirchenvogt. O. II, 97.
Ebsstorf, im Lüneburgischen, unglückliche Schlacht daselbst. O. I, 399.
Eccard, Eckard oder Eckhart. Ph. III, 328 f. S. I, 247. O. I, 54. 102. 201. 293. 369. 375. 384. II, 87.
Ecclesia S. Salvatoris zu Paderborn, ein prächtiges Werk. O. I, 286.
Echten. Ph. I, 255. II, 29. III, 249. 362. IV, 164 ff. 279 ff. S. I, 351. O. I, 4. 14. 19. 71 ff. 192. 256 f.
Echtword. Ph. IV, 165. O. I, 18. 256. II, 153.
Eckbert, Markgraf. O. II, 44. 48. 68. 135.
Edda. S. II, 272. 273.
Edele. O. I, 382. II, 119. 149. 164. 170.
Edelgeborne, woraus sie entstanden. Ph. IV, 248 ff.
— was sie sind. S. II, 10 ff.
Edelmann, was hat der zu erweisen, der sich als einen alten darstellen will? Ph. IV, 277 ff.
Edelvögte. O. I, 243 ff. 246. 376 ff. 381. 385 f. 389. 393. 405. II, 205.
Edelvogteyen. O. I, 243 ff. 376 ff. II, 158. 198. 212. 225.
Edgard. O. I, 28.
Edle, s. Edele.

Edmund.

Edmund. O. I, 32.
Edom. O. I, 127.
Eduard. O. I, 26.
Eduard I. Ph. I, 271 f.
Eduard III, König von England, legte die erste Tuchweberey an. Ph. III, 177. 180.
Eduard IV, König von England. Ph. III, 181.
Eduard VI, König von England, ließ die Privilegien der Hanse untersuchen. Ph. III, 180 f.
Effen, van. S. I, 114.
Egbert, erster Herzog von Sachsen. O. I, 310. 379.
Egbert, s. Eckbert.
Eggermühlen. O. I, 309.
Egibert, fünfter Bischof von Osnabrück. S. I, 235. O. I, 261. 293. 300 ff.
Egilfrid, Bischof. O. I, 275.
Egilmar, sechster Bischof von Osnabrück. S. I, 255. O. I, 231. 293. 302 ff. 330. 370 ff. 382. 393. II, 149. 151. 190.
Eginhard. O. I, 200. 204. 206. 212.
Ehe, wovon dieß Wort herkomme, und was für einen Begriff es in sich fasse. Ph. IV. 118.
— Unterschied der kirchlichen und bürgerlichen. Ph. IV. 121.
— Militärehen der Engländer. Ph. IV. 123.
Ehre, Ursprung dieses Worts. O. I, 126.
— nach dem Tode. Ph. I, 361. II, 318 ff.
— Unterschied derselben in großen und kleinen Städten, Ph. II, 169.
— Ehrbegierde, Wirkung derselben. Ph. II, 318 ff.
— durch edle Handlungen erworben. Ph. IV. 90.
Ehrgeiz. S. I, 24.
Eider. O. I, 102.
Eigen, wovon dieses Wort abstamme. Ph. IV, 167.
Eigenthum, s. Dominium.
— echtes. Ph. IV, 164 ff. O. I, 365 ff.
Einfall ins gelobte Land. O. II, 86. 90.
Einfarthspfennig. O. II, 218.
Einheit des Orts, der Zeit, der Handlung, des Tons rc. S. I, 101 ff. 149.
Eintheilung der Menschen unter den alten Sachsen, O. I, 86 ff.
— der Sassen. O. I, 194.
Einwohner, deren Anzahl im Osnabrückschen. Ph. I, 240. 244. 246.
— — in England. Ph. I, 244.
— — in Schlesien. Ph. I, 244.
— — in den königl. Preuß. Landen überhaupt. Ph. I, 244.
— — in Deutschland. Ph. I, 244.
— — im Elsaß. Ph. I, 245.
— deren Herkunft. O. I, 1 f.
Eisensteine im Osnabrückschen. O. I, 100.
Elbe, Fluß. Ph. I, 307. II, 324. O. I, 198. 204. 393.
Eleusinische Geheimnisse. S. II, 265. 277.
— — Einweihungsfeyerlichkeiten bey denselben. S. II, 274.
Elisabeth, die Heilige. O. I, 73.
— Königin von England. Ph. III, 174. 181 f. S. I, 92.
Ἐλίσον, die Else. O. I, 144.
Ellen, woher es kommt, daß Cöllnische in Osnabrück gebraucht werden. O. I, 373.
Elliot. Ph. III, 123.
Elsaß, dessen Einwohnerzahl. Ph. I, 245.
Else, Fluß. O. I, 144.
Elverich, s. Alberich.

Eman-

Emancipatio, was bewirkte ſie bey den Römern? Ph. III, 184.
Emden, Ph. I, 265. III, 175. O. I, 159.
Emmer, Fluß. O. I, 203 f.
Empfindſamkeit, epidemiſche Krankheit. Ph. III, 59 ff.
Empiriker verachten die Theoretiker. S. II, 86.
Ems, Fluß. S. I, 232.
Emſe, Fluß. II, 324. III, 295. O. I, 101 f. 151. II, 222.
Ende, Bedeutung davon. O. I, 140.
Engel. S. I, 130.
— — S. 93.
Engelbert. S. I, 233. S. II, 22. 159. 161.
Engern. O. I, 140. 183. 208. 284. II, 8. 81.
England. Ph. I, 259. 270 f. 309. II, 98. 108, 138. 158. 161. III, 84. 90. 94. 174 ff. 379. IV, 247. S. I, 182. 187. 283. 347. O. I, 42. 104. 384. 390. S. II, 123.
— wer darf daſelbſt kein Haus bauen? Ph. I, 281.
— wie viel hält es geographiſche Quadratmeilen? Ph. I, 244.
— wie viel hält es Einwohner? Ph. I, 244.
— erkaufte vom hanſeatiſchen Bunde den Frieden. Ph. I, 259.
— deſſen Staatsſchulden. Ph. II, 327.
Engländer bereiſen Deutſchland der Handlung wegen. Ph. I, 19.
Engliſche Adventüreer (Mercatores adventuratores). Ph. I, 2[illegible]. III, 173.
Ennius. S. II, 265.
Entdeckung der jenſeitigen Länder durch die Römer. O. I, 125.
Epikur. S. II, 254.
Epopten. S. II, 280.
Eppo, Biſchof. O. II, 36.
Erasmus. S. I, 150. 152. 157. — Franciſcus. S. II, 133.
Eratoſthenes. O. I, 125.
Erbe, Bedeutung und Urſprung davon. O. I, 4 f. 126.
Erbrecht, Erbereenſchaft, Begriff davon. Ph. IV, 164 ff. Urſprung davon. O. I, 4. 14. 19. 361. II, 148. 153. f. Echten.
Erbfolgerecht der Miniſterialium. O. II, 125.
Erbkotten. O. I, 4.
Erblichkeit der Aemter. S. II, 102.
Erbſe, Urſprung und Bedeutung dieſes Worts. O. I, 126.
Erchambert. O. I, 187.
Erbe, Urſprung dieſes Worts. O. I, 126.
Erdmann. S. I, 231 ff. 288. 290. 291. O. I, 6 f. II, 78. 79. 83.
Erebus. O. I, 126.
Erechtheus. S. II, 263.
Eresburg. O. I, 198. 204. 271. 323.
Erfurt. O. I, 396. II, 6.
Erich, Biſchof. Ph. IV, 2[illegible]8. O. I, 299.
Erikus, Herz. von Braunſchweig. Ph. II, 198.
Erimbert. O. I, 296.
Eritbra. O. I, 127.
Ernennung der Biſchöfe. O. I, 303. II, 18. 57.
Ernſt Auguſt II. ſ. Auguſt II.
Eroberungen, warum waren ſie in alten Zeiten ſchwer? O. I, 185.
Erpingen. O. I, 398.
Erzdhlung, wie es viele giebt? Ph. III, 154 ff.
Erzgraf, ſ. Archicomes.
Erziehung. Ph. III, 134 ff. 246 ff. IV, 13 ff. S. I, 105. 282.

Erziehung der Töchter. Ph. I, 8 ff.
— — Landkinder. Ph. II, 311 f.
— — Kinder unter den Griechen. Ph. III, 67 f.
— — — einer Penſylvaniſchen Colonie die ſich vom Spinnen und Weben ernährt. Ph. III, 69 f.
— junger Gelehrten. Ph. III, 132.
— großer Männer. Ph. III, 134. O. II, 93.
— der Handwerker. Ph. III, 136 f.
— National- der alten Deutſchen. Ph. IV, 13 ff.
— des Adels. Ph. IV, 19 ff. O. II, 93.
— Beförderung derſelben von Karl dem Großen. O. I, 369 f.
— hoher Standesperſonen. O. II, 93.
Euböa, Inſel. O. I, 127.
Eſch, Eſchen, Bedeutung davon. O. I, 4. 19 f.
Eſgen, von. Ph. IV, 369.
Eſkobar, Munnoz ab. G. I, 318.
Esprit de Fabrique. Ph. I, 184.
Eſſex, Graf von. G. I, 92.
Eſtor. O. II, 28.
Eſtrithe. G. I, 92.
Ettnach. O. I, 204.
Eudorus. G. II, 261.
Eugen, Prinz. Ph. IV, 285.
Eugenius I. Papſt. O. I, 291.
Euler. Ph. III, 15.
Eumenes. O. I, 164.
Euripides, Bemerkung über eine Stelle deſſelben. G. II, 27.
Europa. G. I, 142. II, 97.
Euſebius. G. II, 280.
Euſtache, St. O. I, 14.
Euſtachius, dort hielten die Holländer einen Markt. Ph. IV, 182 ff.
Eutrop. O. I, 175. 176.
St. Evremont. Ph. IV, 191. L. 18. S. I, 97. 205. II, 188. 254.
Excommunicirte, deren Schickſal. O. II, 41.
d'Expilly. Ph. I, 245.
Extravaganten. Ph. I, 256.
Eyb, wem muß er nicht unangetragen werden? Ph. II, 369.
Ezelin, Biſchof. O. II, 32.

F.

Faber. Ph. I, 134. 136. II, 216.
Fabriken. Ph. III, 175. O. I, 118.
— ehemaliges und jetziges Syſtem derſelben. Ph. I, 23.
— von denſelben empfingen die Handwerker den letzten Stoß. Ph. I, 29.
— deutſche. Ph. I, 35.
— über Anlegung derſelben. Ph. II, 124 ff.
— deutſche, kommen den engliſchen in vielen Arten von Waaren gleich. Ph. II, 321.
Fabrikſtoffe, holländiſche, ſind wohlfeiler als franzöſiſche. Ph. I, 32 ff.
Fähnlein, ſ. Compagnie.
Fängerey, Bedeutung von Coquetterie. Ph. IV, 108.
Falken. Ph. IV, 275. O. I, 207 f. 283. 372. II, 79.
Familiares, wer ſo hieß. O. II, 126.
Faro. O. I, 185.
Fauſtrecht. Ph. I, 317 ff. G. II, 229.
Favart. G. I, 77.
Federowitz. Ph. I, 276.
Fehden. O. II, 117. 124 f. 133. 157. 179.
Fehderecht. O. II, 126.
Fehdeverkündigung. O. II, 133 f.
Fehlen, urſprüngliche Bedeutung dieſes Worts. O. I, 142.

Fehmen, Bedeutung davon. Ph. IV, 200. 206. S. I, 328. O. I, 261.
Fehmgericht. Ph. II, 345. O. I, 260. 262.
Fein. O. I, 149 f.
Feldmaueen. Ph. I, 218.
Feller. O. II, 68.
Fenoglio. Ph. III, 169.
Ferdinand, Biſchof. O. I, 144.
— Herzog von Braunſchweig. O. I, 190. S. II, 216.
— Herzog von Weſtphalen. Ph. I, 241.
— — Ph. II, 38. IV, 301.
Fermor, Arabella. S. I, 78.
Feſte, Einführungszeit einiger. Ph. II, 146.
— über deren Mißbrauch klagen ſchon die Kirchenväter zu Konſtanz im Jahr 1414. Ph. II, 148.
Feſtus. S. I, 165.
Feuda, Lehen oder Lehne, deren Urſprung ꝛc. Ph. III, 184 ff. S. II, 99.
— deren Unterſchied von der Precarey. O. II, 148. 153. 195.
— Sunderlehne. O. II, 185.
Feudum ligium. Ph. III, 192.
Feuerprobe. O. II, 171.
Feuerſtellen in Frankreich, wieviel? Ph. I, 240.
Fibula, Krampe; was es ſey? Ph. III, 219.
Fideikommiß. Ph. I, 139.
Fideles, wer zuerſt ſo hieß. O. II, 126.
Fielding S. I, 78. 102.
Flauren, ſtehende. S. I, 109 f.
Flieaia. S. I, 199. 300.
Fiſcellus. S. II, 18.
Fiſchbeck. O. I, 324.
Fiſche im Osnabrückſchen. O. I, 101.
Fiurtiti. S. I, 88.
Flachs und Hanf. O. I, 104 ff.
Flachs, wo wird er am beſten zubereitet? Ph. II, 127.
Flämminger gehen nach Frankreich auf Arbeit. O. I, 110.
Flage. O. I, 140 f.
Flandern. Ph. I, 274. III, 175.
Flavius. O. I, 146. S. II, 258.
Flechiers. S. I, 198.
Flötzgebirge im Osnabrückſchen. O. I, 102.
Florimond, Remond von. S. I, 147. 152.
Florus. Ph. IV, 15 ff. O. I, 23. O. I, 144.
Fluch, der wohlthätige. Ph. II, 83
Flüſſe im Osnabrückſchen. O. I, 101.
Flur- oder Lagerbuch. Ph. II, 366.
Folker, Kirchenvogt. O. II, 97. 112.
Folko, Erzbiſchof von Rheims. O. I, 334.
Fontaine, Simon. S. I, 150.
Fontenay. O. I, 392 f.
Fontenelle. Ph. III, 95. S. I, 76.
Foote. Ph. I, 187. S. II, 210.
Forawerch. O. I, 327. 331.
Forban, was es bedeute. S. I, 328.
Forbannire, O. I, 261.
Forchheim. O. I, 303.
Formoſus, Papſt. O. I, 339.
Formular eines neuen Kolonatkontrakts. Ph. IV, 334 ff.
Foreſt, forreſtum. O. I, 362.
Foſſilien im Stifte Osnabrück. O. I, 92.
Francois, wie muß es in der Jugend überſetzt werden? S. I, 103.
Franken. Ph. IV, 298. O. I, 136 ff. 167 f. 184. 369. 392. S. II, 137.
— deren Urſprung. O. I, 167 f.

Frankfurt am Mayn. O. I, 296. 303.
Franklin. L. 92.
Frankreich. Ph. I, 103. 228 f. 240 ff. 273 f. 309. II, 66. 366. 369. III, 175. 349. IV, 34. 185. S. I, 174. 187. 378.
Frant, Bischof. Ph. IV, 208.
Französische Sprache, ist deren Erlernung für deutsche Kinder nützlich? Ph. I, 126.
Franzosen helfen den Spaniern in der Aernte. Ph. I, 94. und in andern Arbeiten. O. I, 110.
— lassen nur unsere rohen Produkte ein. Ph. II, 224.
Fray, was es bey den Holländern bedeute. O. I, 264.
Freda. O. I, 353.
Fredegar. O. I, 180. 182. 185. 197.
Fredum, Frieden, Bedeutung davon. O. I, 11 ff. 14 ff. 22. 54. 120. 211 ff. 227. 363. II, 130.
Freeholder, Begriff davon. S. II, 143 ff.
Freher. S. I, 241. S. II, 18. O. II, 90. 170.
Fremeaux, bereicherte sich durch levantische Handlung. Ph. I, 263.
Freron. S. I, 86. 108.
Fresen, Bedeutung davon. O. I, 164.
Du Fresne, s. Du Fresne.
Freundschaft. S. I, 39 ff.
Frey, verschiedene Begriffe davon. Ph. III, 312 f. 348. IV, 248. O. I, 66 f. 73. 76 f. 87. 263 f.
Freybriefe. Ph. III, 344.
Freydinge, Sitzungen der Karolingischen Kommission. Ph. IV, 195.
Freye, gemeiner Art. O. I, 66 f. 73. 76 f. 87. 341 f. II, 118 f. 217.
Freye Hausgenossen. O. I, 68 f.
Freygeist. S. I, 52 f.
Freygericht, das erste. Ph. IV, 196. O. I, 262 f.
Freygerichte, wo findet man noch welche? Ph. IV, 202.
Freygrafen. Ph. II, 342. IV, 193 ff. O. I, 262.
Freyheit. Ph. III, 272. S. II, 143. O. II, 168.
— deutsche. Ph. II, 322.
— Personal- Ph. II, 203 ff. O. I, 356. II, 159.
— Real- Ph. II, 203 ff. O. I, 356 f. II, 158.
— Steuer- Ph. I, 234 ff. II, 168. 192. 199 ff.
— in geschlossenen Orten. Ph. I, 234 ff.
— in offenen Dörfern. Ph. I, 234 ff.
— von Steuern. Ph. I, 234 ff. II, 192. 199 ff. 203 ff. O. II, 119.
Freyheitsbaum. Ph. III, 230.
Freyheitsliebe, Denkmal der alten Deutschen. Ph. IV, 158 ff.
Freyherr. S. II, 143. O. II, 119.
Freymaurer. Ph. I, 206. S. II, 280.
Freymeisterey, dessen Absicht und Nutzen. Ph. I, 33. 207 ff.
Freystamm, was es sey? Ph. III, 294 ff.
Freystatt, wozu sie diente. O. I, 355.
Fricke. S. II, 269. 271. 274.
Friderum, Aebtissin zu Herssebrock. O. II, 52.
Frieden, s. Fredum. O. I, 22.
Friedensadvokat. Ph. II, 218 f. 220 ff.
Friedrich, Bischof von Osnabrück. Ph. IV, 242 f. 335.
— — — Cölln. O. II, 59.

Fries

Friedrich I. Kayser. Ph. II, 252. IV, 229. S. I, 241. O. I, 329. II, 71. 80. 109. 142. 171. 179. 200. 222.
— II. Kayser. Ph. I, 313. O. I, 378.
— II. König von Preussen. L. 85. S. I, 184.
— Wilhelm I. König von Preussen. L. 102.
Friesen. O. I, 139. 163 f. 177. 186. 209 f. 282 ff. 392.
Friesland. O. I, 95. 312. 3,2 f.
Friesoyte. O. I, 283.
Frising. O. I, 378.
Frislar. O. II, 58.
Frohvard. O. I, 294.
Fronleichnamsfest, eingeführt im XIII Jahrhundert. Ph. II, 146.
Fündlinge, über deren Unterhaltung. Ph. II, 179 ff. 186.
v. Fürst, ehemaliger Großkanzler. S. II, 155.
Fürsten, welchem Judicio sie unterworfen sind. S. II, 7.
Fürstenau. O. I, 140. 158. II, 227.
v. Fürstenberg. S. I, 206. II, 238.
Fulda, Kloster. O. I, 292.
Fullon. O. I, 277.
Fundus dotalis. O. I, 234.
Fußdecken haben wir von Wilton. Ph. I, 21.

G.

Gabinius. O. I, 153. 161 f.
Gänse, über deren Naturgang. Ph. IV, 186 f.
Galba. O. I, 153. 161. 165.
Gallen, Mönch von St. Gallen. O. I, 290. 371.
Gallier. O. I, 125 f. 142. 166.
— ihre und der alten Deutschen Mysterien und Volksglauben. S. II, 262 ff.
Gambrivii. O. I, 134.
Ganna. O. I, 169 f.
Garn und Linnen im Osnabrückschen. O. I, 103 ff. 105 ff.
Garrick. Ph. II, 270 f. IV, 6. S. II, 210.
Gartenfrüchte im Osnabrückschen. O. I, 103.
Garth. S. I, 78. 108.
Gatterer. O. I, 78.
Gay. S. I, 111. II, 209.
Gebauer. O. I, 11 f.
Gebhard, Erzbischof. O. II, 128.
Gebirge, hercinische, s. Hercinia.
— pyrenäische. O. I, 200.
Geburt, die Vorrechte derselben vermittelst einer mühsamen Controlle erhalten, wozu nützt es? was wäre besser? Ph. IV, 253.
Geckorden. Ph. II, 244 ff. L. 82.
Gedanke, welches war der kühnste den jemals ein Sterblicher denken konnte? S. I, 19.
Gefälle, unterschiedene Arten derselben. O. II, 217.
Gefallen, das leichteste Mittel dazu. Ph. II, 229 f.
Gefilde, roncalische. O. II, 77.
Gefolge. O. I, 62 ff. 76. 84. 193. 202. 246.
Gehardi. S. I, 84.
Geheimniß, welches die Engländer suchen. O. I, 104. 106.
Geheimnisse, Eleusinische. S. II, 265. 277.
Geist, der heilige. S. I, 137.
Geist- und Körperfertigkeiten. Ph. III, 139 f.
Geistliche, reguläre. O. I, 285.
Geläut der Glocken, statt desselben lief ehedem ein Geschrey von Nachbar zu Nachbar durch den Gow. O. II, 209.
Geld, dessen Einfuhr widersetzten sich die alten Sachsen sorgfältig. O. I, 259.

Geld,

Geld, Einfluß und Werth deſſelben. O. II, 223.
— hat man in England längſt mehr gehabt, als in Deutſchland. O. I, 213.
— Vergleichung deſſelben mit der Sprache. S. II, 241.
Geldbußen. O. I, 261.
Gelehrte, aus welchem Stande kommen die beſten? Ph. II, 255.
— deutſche, werden Pedanten. Ph. III, 130.
— iſt's gut, daß ſie allein Criminalurtheile abfaſſen? Ph. I, 388 ff.
— waren ehemals Gildebrüder; machten ſich dies zur Ehre und Pflicht. Ph. I, 28.
Geleitsbrief für die Gothländiſchen Kaufleute. O. II, 208.
Gelen. O. II, 62. 81.
Gellert. S. I, 201.
Gellius. S. I, 317.
Gelnhauſen. O. II, 82.
Gemeine. O. I, 248. 253 f.
General, wer es wird. O. II, 94.
Generalrevolutionen. Ph. I, 350.
Genf. IV, 34. S. I, 351.
Genoſſen. O. I, 14. 16 ff. 19 f. 255 ff.
le Gentil. Ph. II, 159.
Gentlemans, in eigentlichen Verſtande. Ph. IV, 249.
Genugthuung. O. I, 55. 60.
Georg III. Ph. I, 41. IV, 242 ff. 134. 347.
Georg, Ritter. S. II, 208.
Gepiden. O. I, 176.
Geraldus. O. I, 390.
Gerard. Ph. IV, 275.
Gerde. O. I, 286.
Gerhard. S. I, 255 ff. 252.
— Biſchof von Osnabrück. Ph. III, 190. O. II, 86 f.
Gerichtsbarkeit. O. I, 120. 245. 340. 349. 352. 358. 361. II, 160. 162. 170. 208 ff. 218
Gerichtsbarkeit, mit dieſem Worte wird viel Unfug getrieben. Ph. IV, 168.
Gerichtstage der alten Sachſen. O. I, 260 ff.
Geringe und Vornehme. Ph. I, 151.
Gerken. Ph. III, 358. O. I, 72.
Gerion. O. I, 127.
Germani. O. I, 179 ff.
Germanien. O. I, 128 ff. 131. 195.
Germanier. O. I, 136 ff. 173.
— konnte dreyerley zugleich ſeyn. K. 76. O. I, 135.
— Urſprung und Bedeutung dieſes Worts. O. I, 128 f. ſ. auch Deutſche.
Germanikus. O. I, 141. 151 f. 154. 157.
Germaniſche Gottheiten. S. II, 267.
Germantowner Zeitung. Ph. I, 179.
Gero, Erzbiſchof von Cölln. O. II, 12.
Geronimo de Uſtariz. Ph. I, 245.
Gertrudenburg, Kloſter. O. II, 71. 80.
Geſandtſchaft, oder Sendgraf. O. I, 230 ff. 240 ff. 251 ff. 382. 385 ff. II, 174.
Geſchichte Germaniens, neuer Plan dazu. Ph. IV, 153 ff. O. I, 133.
Geſchichtſchreiber, erſter osnabrückiſcher. O. I, 303.
Geſchmack in der Bauart. Ph. III, 115.
Geſchrey. O. I, 41.
Geſellen, wie viel darf ein Handwerksmeiſter halten? Ph. I, 286.
Geſetze der Arier. O. I, 259.
— die Alten duldeten keine Geſetzgebung. O. I, 32.
— rhodiſche. Ph. III, 352.

Gesetze, sollten den Menschen schon von Jugend auf bekannt gemacht werden. Ph. I, 343.
— wer giebt sie? O. I, 255.
Gesetzgebung, deren Veränderungen. O. I, 255.
Geßler. Ph. IV, 274. S. I, 34. O. I. 45. S. II, 11.
Gesner. S. I, 191.
Gesundbrunnen im Osnabrückische. O. I, 101.
Getraidesperre, Gedanken darüber. Ph. II, 42 ff. 262.
Getreue, liebe. O. II, 124.
Gewissenhaftigkeit, die wahre. Ph. II, 239 ff.
Gewürzhändler. Ph. I, 11.
Geyser. S. II, 165.
Giselbert, Bischof. O. II, 112.
Gilde, deren Errichtung. Ph. II, 28. O. II, 140.
— Nutzen einer Geschichte derselben. Ph. I, 63.
— durch dieselbe den Stand der Handwerker zu heben, ist in Charlestown noch nicht gebräuchlich. S. I, 343.
Gildebrüder waren ehemals Geistliche. Ph. I, 28.
Gildemeister. Ph. I, 177.
Gilderecht, nahmen die Vornehmsten einer Stadt an. Ph. I, 28.
Gildewort, erste Bürgerfreyheit. O. II, 135.
St. Gilles. S. II, 234.
Girard, Bischof. O. II, 103.
Giseler, Erzbischof zu Magdeburg. O. II, 17.
Glasgow. Ph. I, 11.
Glauben. S. I, 5.
Gleichheit unter den Webern, Aufhebung derselben. O. I, 3..
Gleim. S. I. 190. 201. 204. II, 2.1. 211.
Glocken, s. Geläut.
Glücksspiele, am Abend der heil. drey Könige. Ph. II, 317.
Glyphe. S. II, 279.
γλυφεῖν und ἱερὰ γλυφεῖν. S. II, 279.
Gnade, was die alten Deutschen darunter verstanden. Ph. III, 275.
— Gottes. S. I, 5. O. I, 45 f.
Gobelin. O. I, 208. II, 82.
Godewin. S. I, 92.
Göding oder Musterplatz. O. I, 40 f. 69 f. 122. 249. 260 f. 347. 350. II, 138. 175 ff. 188. 198. 209.
Gödingsfolge. O. I, 382.
Gödingssprüche. Ph. IV, 161. O. I, 122.
Göthe. S. I, 191 ff. 201. 204. 298. II, 154.
Götter der alten Deutschen. O. I, 57. S. II, 273 ff.
Göttingen. L. 16.
Götz von Berlichingen. S. I, 185. 189. 191.
Götze. O. I, 92. 148 f. 207. II, 136.
Goldast. O. I, 391. S. II, 203.
Goldenstedde oder Goldenstett. O. II, 97. 118. 154.
Goldoni. S. I, 101.
Goldsmith. L. 38.
Goris. O. I. 69.
Gosbert, vierter Bischof von Osnabrück. O. I, 295. 303.
Goslarischer Vertrag. O. II, 36.
Gosmar, Bischof. O. II, 26. 154.
Goswin, dritter Bischof von Osnabrück. O. I, 292 ff. 303. 382. S. II, 22.
Gothen. O. I, 125. 133. 142. 176.
Gott, was soll er nicht vorher wissen? S. II, 72.
Gottesfriede. O. II, 126 ff. 130. 170. 171. 199.
Gottessteuren. O. I, 323.
Gottfried, Bischof. S. I, 239.

Gott-

Gottlob, Mahler. S. II, 153. 165.
Gottſchalk, Biſchof. O. II, 57.
Gottſched. L. 20. S. I, 202. II, 202.
Gowgericht. S. I, 283. O. I, 301. 307. II, 139. 150. 198.
Graf. O. I, 230. 238. 240 ff. 245. 249. 306 ff. 312. 343. 345. 349. 376 ff. 382.
Grafen und Edelleute, waren zugleich Richter. O. I, 377.
Grafftgau. S. I, 77.
Grafſchaft in den erſten Zeiten, ſ. Gefandſchaft.
Granches. Ph. IV, 59.
Grasnarben. Ph. I, 143. III, 205. O. I, 90. 96 ff.
Gratia Dei, ſ. Gnade.
Gratian, Kaiſer. Ph. III, 368. O. I, 178.
Graun. S. I, 82. 107.
Greenville. S. II, 212.
Gregor der Große. S. I, 318.
— der Siebente. S. I, 209. 214. O. II, 37. 44. 103.
— Tur. O. I, 25.
Grenzberichtigungen. O. I, 282 ff.
— beſtimmungen. O. I, 364.
— götter. O. I, 57.
— linie der weſtphäliſchen und frieſiſchen Sachſen. O. I, 281 ff.
Greſſet. S. I, 78.
Gretesche. O. I, 148.
Gretesche Steine. O. I, 148.
Gretry. Ph. II, 221.
Gretſer. S. II, 203.
la Greve. S. II, 217.
Griechen. O. I, 125.
Grönenberg. O. I, 140. 183. 367. II, 11.
Gronenbau. O. II, 11.
Grotius. Ph. I, 235 f. L. 51. S. II, 94.
Grubſtreet. Ph. I, 306. S. II, 217.
Grüne, ſ. Grut.
Grundherr, ſupremus ordinarius. Bedeutung davon. O. I, 306.
Grupens deutſche Alterthümer. Ph. IV, 109. O. I, 58. 144. 150. 160. 163. 177. 201. 269. 274. 279. 280. 319.
Grut, Bedeutung davon. O. II, 210 f.
Gualdo. Dichter. O. I, 299 f.
Guckkaſten, der neue engliſche. Ph. II, 41.
Guden. Ph. IV, 276. O. II, 78.
Gudin. S. I, 335. 338.
Günther. Ph. IV, 125 O. I, 330. II, 17 ff.
Güterſteb. II, 127.
Güſte Kindelbier. Ph. IV, 32.
Gutrecardini. S. I, 159.
Guido Reni. Ph. II, 258.
Guildhall, hanſiſche Niederlage in London. Ph. I, 29. III, 175.
Gundling. O. I, 320.
Guntram. O. I. 180.
Gusmann. S. I, 106.
Gutsherrlichkeit. O. II, 214 ff. 219
Gut, wohl zu bauen, was auf mehreren dazu reizen kann. O. II, 221.

H.

Haaren. O. I, 148.
Haarſcher Berg. O. I, 138.
Habeas corpus-Akte. S. I, 319 f.
Haber, verſchiedene ſonderbare Benennungen deſſelben. O. I, 375 f.
Haddinga. S. II, 272.
Hadrian, ſ. Adrian.
Hadwin. O. I, 313. II, 109.

Häberlin's Analecta med. aeui. Ph. I, 10. 270. 278 f. IV, 203. 218.
Handel. Ph. II, 273.
Hänfenes Linnen, deſſen Verkauf vor dem flächſenen. O. I, 106.
Hängebaum. Ph. II, 351.
Häuſer der Landleute im Osnabrückiſchen, ſind in ihrem Plan die beſten. Ph. III, 144 ff.
Hagedorn. G. I, 78. 114. 201.
Hagerinatorf, O. II, 52.
Hagenholtz oder Weiberfeind. Ph. II, 87.
Hagenholtzenrecht, worin es beſtehe? Ph. IV, 334.
Hahn. O. II, 28.
Hainulf O. I, 185.
Halberde. O. I, 4.
Halle. O. II, 75.
Hallebarde. O. I, 231.
Haller. G. I, 79. 204. II, [illegible].
Halifax. Ph. II, 170.
Halthaus. O. I, 72. 234.
Ham. G. I, 225.
Hamburg. Ph. I, 14 f. 265. 312. III, 175. IV, 185. O. I, 109. 297. 299. 393.
Hamelmann. G. I, 259. O. I, 208. 291.
Hamlet. G. I, 106.
Hanau. G. I, 197.
Hand, etwas mit eigener annehmen, übergeben, unterſchreiben: wer dieß konnte? O. II, 202. 208.
Handel, deutſcher. Ph. I, 16 ff.
— eines ganzen Landes verdirbt die Seeſtädter. Ph. I, 9.
— mit Leinſamen; Urſache des Abfalls dieſes Handels. Ph. I, 56 ff.
— und Gewerbe, darf der Adel ſich damit abgeben? Ph. IV, 251
— und Münzwerth von Osnabrück. O. I, 372 ff.
Handlung, deren Verfall in den Landrichten. Ph. I, 7 ff.
— Beſchaffenheit derſelben. O. II, 224.
— wegen derſelben wird Deutſchland von Engländern beherrſcht. Ph. I, 19.
— levantiſche, Beſchaffenheit derſelben. Ph. I, 262.
Handwerk, Urſache deſſen Verfalls in kleinen Städten. Ph. I, 181.
— deſſen Verfall befördert der Reichsabſchied. I, 29.
— nach Rouſſeau ſoll jeder eins lernen. Ph. I, 37.
— jeder Gelehrter ſollte eins lernen. Ph. III, 130 ff.
Handwerker, Georg's III. Reſkript wegen Unterſtützung derſelben auf Reiſen. Ph. I, 41.
— vermindern ſich. Ph. I, 21.
— was iſt er? Ph. I, 52.
— deren Buden der prächtigſte Anblick von London. Ph. I, 22. 28.
— empfingen den letzten Stoß von den Fabriken. I, 29.
— handelnde in England. Ph. I, 35.
— ſeine Sklaverey in der Türkey leidlich. Ph. I, 37.
— Urſachen, warum einige dem Staat abſterben. Ph. I, 63.
— das Arbeiten derſelben in den Feyerſtunden läuft auf Geldſchneiderey hinaus. Ph. III, 153 f.
Handwerksburſchen, Nothwendigkeit eines Inſtituts für dieſelben. Ph. III, 136 ff.
Hanſe. Ph. I, 7. 258 ff. III, 174 ff. 181 ff. G. II, 229.
— Grundſätze der ehemaligen I, 11 ff.
— Urſachen des Steigens und Fallens derſelben. Ph. I, 269 ff.
— wann ſie zu Stande kommt. Ph. I, 314.

Hanſe, deutſche, deren Streitigkeiten mit der engländiſchen Kompagnie. Ph. III. 173 ff.
— deren Meſſen oder Märkte für die europäiſchen Reiche. Ph. III, 175.
— deren Privilegien, unterſucht von Maria und Eduard VI. Ph. III. 180 f.
Harald. S. II. 268.
Harburg. Ph. I, 14.
Harenberg. O. II. 101.
Harlekins Heirath. S. II. 311. 211. 214 f. 217.
Harniſche. O. II. 175.
Harriſon's Uhren. Ph. III, 68.
Hartheim, Pater S. J. Ph. I, 320. III, 356. O. I. 287. 375. 391.
Harudes. I. 76.
Hartsburg, Feſtung. O. II, 36 f.
Hartzwald, ſ. Hercinia.
Haſe, Fluß. O. I, 101 f. 148 f. 203.
Haſelünne. O. I, 101 f.
Haſſer. O. I. 97.
Hauptmannſchaften, ſ. Edelvogteyen.
Hauptvölker im ehemaligen Deutſchland. O. I, 178.
Hauſen. S. II, 221.
Hausgenoſſen. O. I. 66. 68. 82. 348. II, 126. 176. 178. 205. 220.
Haza, ſ. Catten.
Hechtel, berüchtigter Nachdrucker. S. II, 132.
Hedam. O. II, 26.
Helotten. S. II, 137.
Heerbann. S. I. 315. 355. O. I, 37. 62 f. 76. 84. 129. 133. 188. 203. 206. 214 f. 241. 376. 381 f. 389. 392 ff. 395 ff. 401 f. S. II. 122. 170. O. II. 101. 117. 119.
— brüche. O. I. 242.
— Verfall deſſelben, wodurch? O. I. 376. 379. 381. II. 174 ff.
Heerbann, Geſchichte deſſelben. O. II. 174 f.
— Unterſchied des neuen vom alten. O. II. 177.
Heerbannspflicht. O. II, 139.
Heerbannsrolle. O. I. 70. 376. 378.
Heerbannsſteuer. O. I, 76. 376 f.
Heergewedde oder Heergewette. S. I, 232. 246. 256. 356. O. I. 64. 66 f. 71. 74. 76. 221. 223. 238. 246. 256. II. 220.
— hatte urſprünglich nicht auf Treue, ſondern auf der Hörigkeit. III, 197. 271. 356. IV. 256.
Heermannie. O. I. 35. 44. f. 75 f. O. I, 37. 128 ff. 181.
Heermund. O. I. 150. 152 f.
Heerrolle, ſ. Heerbannsrolle.
Heerſchild des Reichs. O. II. 181. 182. 195.
Heerwege der Römer im Osnabrückſchen. O. I, 157.
Heerzöpfe. O. I. 406 f.
Hege, ſ. Hode.
Heuewiſch. Ph. IV. 157.
Heide macht ihre Bewohner kriegiſch. O. I. 57.
Heiden. O. I. 345.
Heilig, Veranlaſſung dieſes Titels. O. I. 45.
v. Heiligenſtadt. S. II. 212.
Heiligentracht. O. I. 57.
Heiligſprechung, wie und von wem ſie geſchah. Ph. I. 45. 358.
Heinrich. O. I, 32.
Heimſchnat, Bedeutung davon. O. I, 19 f.
Heimweh, wer bekommt es leicht? Ph. I. 349.
Heineccius. O. I. 19. 234. 327. 392. II. 116.
Heinrich I. S. I. 309. O. I. 71. 223. 391. II. 108.

Heinrich II. G. I, 357. O. II, 93. 183.
— III. Ph. I, 269. O. II, 30. 108.
— IV. Ph. II, 74. G. I, 247. O. I, 276. 374. II, 32. 51. 54. 201 f. 228 f. 135. 181. 184. 223.
— V. O. II, 55. 57. 62. 159. 180.
— VI. Ph. III, 242.
— VII. G. I, 233.
— VIII. Ph. I, 272.
— von Lothringen, Herzog. O. II, 185.
— Kaiſer. Ph. III, 107. G. II, 214. 232 f.
— Biſchof von Holſtein. Ph. IV, 207.
— der Heilige, Herzog von Bayern. O. II, 5. 80. 175. 186.
— der Löwe. G. I, 250. O. II, 3 f. 77. 80 ff. 84 f. 98. 163. 168. 181. 183. 187.
— Finkler oder der Vogler. O. I, 333. II, 6. 136. 170. 176. 181.
v. Heinsberg, Philipp. O. II, 77.
Helluba. G. I, 293.
Helae. G. II, 278.
Helene. Ph. I, 50.
Helioabal. Ph. I, 160.
Hell, P. in Wardehus. Ph. II, 361.
Helmold. O. I, 233. G. II, 268.
Helwing. G. II, 238.
Henker. Ph. I, 254.
Henot. O. I, 68.
Henriade. G. I, 151.
Henrici conſtitutio. Ph. I, 313.
Henſchen. O. I, 298.
Henſler. G. I, 235. O. I, 279. 291. II, 31.
Her, Bedeutung davon. O. I, 140.
Herbſtbreden, ſ. Bete.
Herbſtſchauungen, ſ. Bete.
Hercinia ſylva. O. I, 91. 125. 136. 176.
Hercals. O. II, 27 f.
Herford. G. I, 234. O. I, 147. 190. 324. 396. II, 71. 101.
Heribert, Erzbiſchof zu Cölln. O. II, 23.
Herimann, O. I, 244.
Herina, eine Ketzerinn. O. I, 401.
Heringe. Ph. I, 10.
Herkules. Ph. II, 339. G. I, 120. O. I, 127.
Hermann der Krüppel, Geſchreiber. O. II, 31.
— Herr. von Lützelburg. O. II, 44. 48 f.
— v. Calvela. O. II, 190.
Hermundur. L. 76.
Herodian. O. I, 174.
Herodot. O. I, 174.
Herr, Urſprung dieſes Worts. O. I, 126.
Herrenſtand, wie es möglich ſey, daß ein ganzes Volk deſſen Vorzug einer gewiſſen Klaſſe von Unterthanen einräume. G. II, 87.
Herſfebrock, Kloſter. O. I, 301. II, 62.
Herſtall. O. I, 210.
Hertfeld, Kloſter. O. I, 311.
Hertha. G. II, 275. 276. 278.
Herzberg, Miniſter. L. 85. 89. G. I, 190. 521. II, 237 ff.
Herzfeld, Kloſter, an der Lippe. O. I, 404.
Herzoge, in den alten Zeiten. O. I, 240 ff. 310 ff.
— werden Leute (Lati) des Biſchofs. O. II, 181.
Heſperiſche Inſeln. O. I, 127.
Heſſen. O. I, 186.
Heſſen, woher ſie das Sprüchwort blind bekommen. G. I, 297 f.
Heuerleute. O. I, 255.

Heyen oder Hoden. Ph. I, 255. II, 29. III, 312. 347 ff. IV, 120. 289.
Heyne. S. I, 196.
Hienüber, Herr Jagdrath von. Ph. II, 361.
Hierarchie. S. I, 148. 216 f.
Hieronymus. O. I, 179.
High life below stairs. Ph. I, 65.
Hilarius. O. I, 137.
Hildeberg. O. II, 112.
Hildeger, Erzbischof von Cölln. O. I, 189.
Hildesheim. O. I, 399.
Hildeswith. O. II, 52.
Hilduin, Abt zu St. Denys. O. I, 382. 384.
Hill, Dr. Ph. I, 121.
Hiltermark. O. II, 67.
Hingelage. O. II, 52.
Hinkmar. O. I, 35. 232. 254. 398.
Hiotar. O. I, 181.
Hobleling. O. I, 283.
Hochdeutsch vermehrt sich gegen das Jahr 1572. Ph. II, 316.
Hochheim. Ph. I, 354.
Hochseburg. O. I, 189.
Hoch-Wohl- und Edelgeboren. O. II, 120. 129.
Hode oder Hut. O. I, 71. 73 f. 192.
Hodegerechtigkeit. O. II, 216.
Hoden, s. Echten.
Hof, Begriff dieses Worts. O. I, 244.
Höeig, Hörige Leute, Hörigkeit. Ph. III, 187. S. I, 351 ff. 364. S. II, 109 f. 241. O. I, 81. 87 f. II, 120. 199. 221.
Hörigkeit, deren Unterschied von Knechtschaft. Ph. III, 187. IV, 330. L. 60. S. I, 329 f. 352. O. I, 45 f. 85. II, 119. 120. 124. 147. 176.
Hörnertragen, Gebrauch u. Alter desselben. Ph. I, 358.
Höxter, Kloster. O. I, 321.
Hofgewehr, was es sey. Ph. III, 263.
Hoffmann. Ph. II, 215. L. 15. O. I, 31.
Hogarth. S. I, 229.
Hogarthsche Linie der Schönheit. Ph. II, 274. S. I, 93.
Hogarth, ein guter Handwerker. Ph. II, 274.
Hogarth's Junge, dem die Pastete in den Händen bricht und die Brühe durch die Hosen fließt. Ph. I, 39.
Holland. Ph. I, 274. II, 195. 333 f. IV, 82. 185. I, 144. O. I, 104. II, 26.
Hollandgänger. Ph. I, 85 ff. III, 226. IV, 298. O. I, 110. 118 f.
Holländer, deren Größe ist gesunken. Ph. II, 138.
Hollenberg. S. II, 175. 226.
Holsaten. O. I, 163.
v. Holte, Grafen, Störer des Landfriedens. O. II, 67 f. 72. 130. 195.
Holzgrafschaft. O. II, 226.
Holzschuhe. Ph. I, 219.
Holzsparkunst. Ph. I, 210.
Holzungsordnung, Spanisch-Lingische, ein Meisterstück ihrer Zeit. Ph. III, 216.
Homer. Ph. I, 50 f. S. I, 78. 107. II, 263. Ph. I, 318.
Homo ligius. Ph. III, 192.
Honorati, was sie sind. O. I, 357.
Honorius III. Papst. Ph. III, 356.
Hontheim. Ph. III, 193. O. I, 378. 390. II, 54.
Horaz. Ph. IV, 7. 91. S. I, 102.
Horich. O. I, 296.
v. Horstmar. O. II, 86.
Hosen, kauften die Sachsen von Krämern, warum? O. II, 224.

Hona, Johann von der, Biſchof. Ph. IV. 208. O. II, 136.
Hrabrat. O. I, 396.
Hubertus, Abbas et Dux. O. I, 380. 382.
Hugo, Graf. O. II, 226.
Hulde hat mit der Obrigkeit etwas ähnliches; iſt aber doch weſentlich von ihr unterſchieden: in wie fern? Ph. III, 1. 5.
Hume. Ph. I, 104. L. 105. S. I, 114. 130. O. I, 118.
Hunderden, ſ. Centen.
Hunnen. O. I, 125. 153 f. 179. II, 115. 134. 170. 176.
Hunold I. O. I, 304.
Hus, Joh. O. I, 101 f. 281.
Huntsburg. O. I, 102. 140.
Hurerey. Ph. I, 288 ff.
Hurkinder. Ph. I, 288 ff. II, 67. 161 ff.
Hut, ſ. Echten.
Hue, Hven, ſ. Echten.
Hypochondrie, worin deren Grund wahrſcheinlich liege? Ph. III, 131.
Hypochondriſten. Ph. III, 118.

J.

Jacobi. S. I, 5. 205.
Jade, Fluß. Ph. I, 324.
Jäckerey. Ph. I, 266 ff.
Jagd, der einzige deutliche Charakter des ächten Eigenthums. Ph. IV, 165. O. I, 365 ff.
— hohe. O. II, 155.
Jagdgerechtigkeiten, was deren gemeinſames Intereſſe erfordre. O. I, 365.
Jagdluſt, von den Wiſſenſchaften verdrungen. O. I, 104.
Jahrmärkte, in geographiſcher Ordnung. Ph. I, 226.
Jamaika lieferte ſeinen Koloniſten ganze Wälder von den beſten Holzarten und eine Menge wilder Gewächſe zu Spezereyen. Ph. I, 348.
Japhet, S. I, 225 f.
Jaxyges. O. I, 157.
Iburg, Ph. I, 36. III, 360. L. 11. S. I, 246 ff. O. I, 73. 107. 140. 159. 189 f. 289. II, 34. 42. 45. 49. 51. 54. 55. 83. 216.
Ida, die heilige, Gemalinn Eberts O. I, 310.
Idumaeus, Urſprung und Bedeutung dieſer päbſtlichen Benennung. O. I, 127.
Jena. L. 16.
Jenaler, Ulrich, deſſen Lapenſpiegel Ph. II, 155.
Jeruſalem, Abdr. L, 83. S. I, 186. II, 110. 201.
Jeſus. S. I, 151. 170. 318.
Idee, Gloſſarium. S. II, 153. O. II, 114.
Illustris, O. I, 295.
Immunität der Geiſtlichen. O. I, 355 ff.
Imperium, ſ. Dominium.
Impoſt. Ph. I, 272.
Inachus. S. II, 263.
Indien, S. I, 145. O. I, 104. 198.
Infanterie, die ſo genannte dyoniſche. Ph. II, 248.
Ingelheim, Kirchenverſammlung daſelbſt. O. II, 6.
— Reichsverſammlung daſelbſt. O. II, 202.
Ingenui der Deutſchen, was waren ſie? Ph. IV, 272. S. I, 316.
Ingroſſation vertritt die Stelle der Immiſſion ex primo decreto. Ph. IV, 265.
Innocentius II. O. II, 60.
— IV. S. I, 257.
Inokulation der Blattern. Ph. IV, 64 ff.
Inquiomerus. O. I, 141. 155.
Intereſſirt. O. I, 362.

Intelligenzblätter, deren Verbeſſerung. Ph. I, 179.
Intoleranz. Ph. IV, 148 f. S. I, 276.
Johann, Biſchof. S. I, 237. O. I, 75. II, 51. 54 f.
— Herzog zu Brabant. Ph. III, 176.
— König von England. S. II, 130.
— und Martin. S. I, 154.
— I. Biſchof. O. II, 54 f.
— XXIII. S. I, 304.
St. Johann, Collegiatſtift. O. II, 74.
Johannes de Ilſendia. O. I, 191.
— Dux Brabantiae. O. I, 374.
— der Evangeliſt. Ph. IV, 139.
— der Heilige. O. I, 73.
— de Schaelen. O. I, 191.
Johnſon. L. 50. S. I, 107. O. I, 94.
Jones. S. I, 102.
Joſeph. S. II, 97. O. II, 50.
— erforderte von den Aegyptern d. Eigengebung ꝛc. Ph. IV, 315.
— Klemens, Kurfürſt von Cöln, hat unter dem Namen Ritterde pont eine Art von Geckorden errichtet. Ph. II, 247 f.
v. Ippenhüren, O. I, 157. II, 82.
Irene, griechiſche Kaiſerinn, O. I, 368 f.
Irländiſche Butter. Ph. I, 16.
Iromen, Bedeutung davon. O. I, 201.
Iromenſäule. O. I, 199. 201.
Irokeſe. S. I, 124.
Iſabella. S. I, 99.
Iſis. O. I, 56.
Iſle, de l', Herr. Ph. II, 362.
Iſrael. O. I, 12.
Iſraeliten. Ph. I, 137. S. I, 317 f. O. I, 24.
Italien. Ph. I, 103. 273 f. III, 175. 379. O. I, 175. 212. II, 179.
Italiäner weiſen den Weſtphälingern die Kirchen und verſorgen dieſelben mit Naufragen. Ph. I, 94. 229. IV, 218.
Italus. O. I, 156. 161. S. II, 258.
Juda, Stamm. O. I, 56.
Juden, müſſen in England erſt kommuniziren, ehe ſie einen Kontrakt von der Krone erhalten. S. I, 282.
Juden und Krämer wurden ehemals auf dem platten Lande im Osnabrückſchen nicht geduldet; warum? Ph. I, 221 ff.
— in Rom, gelbe Kokarde am Hute. Ph. II, 6.
Judenſchuh. O. I, 29. 226.
Judith, Großſinn. O. II, 189.
Jünger des Biſchofs. O. I, 284.
Juudole. S. II, 104.
Julian. O. I, 177 f.
Julius Capitolinus. O. I, 130. 133.
Julius II. S. I, 153.
Jung. S. I, 255. O. I, 101. II, 78.
Jupiter. S. I, 46. 333.
Juramentum Praepoſiti, Decani, Canonicorum, Paſtorum. S. I, 244 f.
Jurisdictio kann nicht in corpore haften, ſondern erfordert einen Vicarium oder Lehnträger; und deshalb weigert ſich der Papſt, gewiſſen Schöpfen eine Commiſſionem perpetuam über die Ex- und Blutbfe zu geben. S. II, 6.
Jus, Definition deſſelben. Ph. I, 296.
Jus mortuarium vel ſpolii, deſſen Urſprung. Ph III, 365.
Jus primi occupantis, wie weit es gehe Ph. IV, 133.
Jus publicum. L. 15.
Juſtin. Ph. IV, 123.
Juſtinian. O. I, 36.

Justinian, Kaiser. Ph. III, 78; mußte das Recht der Hörigkeit abschaffen. Ph. III, 198.
Justinus, Kaiser. O. I, 129.
Juvenal. S. I, 294.
Juvenal (Jean) des Ursins. S. I, 304.

K.

Kadmus. S. II, 263.
Kämpfsche Klystiere. S. II, 189.
Kästner. S. II, 175. 226.
Kaffee, s. Coffee.
Kahlenwelle, die. O. II, 197.
Kaiser und Könige mußten ehedem immer von einem Orte des Reichs zum andern reisen, warum? Ph. I, 235.
Kalksteine, giebts verschiedene Arten im Osnabrückschen. O. I, 100.
Kalmucke. S. I, 124.
Kalvin. S. I, 142.
Kammer, kaiserliche. O. I.
Kampe, göttingischer Bauherr. Ph. II, 361.
Kandide. S. I, 134. S. II, 73.
Kant. S. II, 86 ff. 95.
Karakalla. s. Caracalla.
Karl, Kurfürst. Ph. III, 231. 220 f. IV, 193.
— der Dicke. O. II, 138. 173.
— der Einfältige. O. II, 6.
— der Kahle. O. I, 365. 375. 377. 390.
— IV. S. I, 320 f. O. I, 208. 318.
— V. S. I, 149. 304.
— XII. S. I, 101.
— der Große. S. I, 178. 232 f. 241. 243. 373 f. II, 233. O. I, 34. 49. 55. 64. 136. 148 f. 177. 186. 190. 192 ff. 196. 201. 227. 234. 366. 369 ff. 377. 392. 405. II, 55. 95. 158. 201. 226.
Karl der Große wollte, daß jedes Kind etwas lernen sollte, wovon es sich ernähren könnte. Ph. I, 83.
— — Eifersucht desselben. Ph. I, 256.
— — sagt, wer Urtheile über Freyheit und Eigenthum fällen soll. Ph. I, 300.
— — Errichtung der Gilden vor seiner Zeit. Ph. II, 28. 205. 342. IV, 153. 194. 201. 231. 372.
— — erklärt gewisse Verbrechen für unablöslich. Ph. II, 345.
— — führt die Zehntkasse in seinem Lande ein. Ph. III, 97. 98.
— — wollte, daß der Kriegsstaat immer aus unbesoldeten Landbesitzern bestehen sollte. Ph. III, 105.
— — dessen Theilung unter seine drey Söhne. Ph. IV, 286.
— — dessen Einrichtungen im Osnabrückschen. O. I, 228 ff.
— — läßt sich selbst von den Schülern ihre Carmina und Epistolas vorzeigen rc. O. I, 371.
— — dessen Grab läßt Otto III. öffnen. O. II, 20.
Karolina, Produkte dieses Landes. Ph. I, 348.
Karolingisches Reich, wodurch ward es ein Raub aller benachbarten Barbaren? O. I, 403.
Karolingischer Stamm, dessen Ausgang. O. II, 3 f.
Karrikatur. S. I, 89.
Karschin, Madame. Ph. II, 53. S. I, 201.
Kartoffeln. Ph. I, 218. O. I, 98.
Kassel. S. I, 197.
Kassiterische Inseln, was sind sie? S. II, 28.

Ka

Katilina. S. II, 136.
Kato. S. I, 34. 74. 104.
Katten, s. Catten.
Kauchen, s. Caici.
— wovon sie ihren Namen haben. O. I, 93 f.
Kaufleute, erste Klasse der Bürgerschaft, wer sollte dazu gehören? Ph. I, 31.
— wer sollte auf diese folgen? Ph. I, 32.
— wo sollten sie hinreisen? Ph. I, 264.
Kauxei. O. I, 94.
Kayserswerth. O. II, 77.
Kelten. O. I, 125. S. II. 264. 273.
Kerbstock, simple nützliche Erfindung der Alten. Ph. II, 144 f. II, 312.
Kern, Professor. S. I, 173.
Kerssenbrock. O. II, 76.
Kettner. O. II, 202.
Keyßler. O. I, 53. 58. 165. II, 268. 269. 273.
Kies, Prof. in Berlin. Ph. II, 362.
Kilver im Grönengau. O. I, 396.
Kinder sollte man im Schwimmen sich üben lassen, warum? Ph. III, 141 ff.
Kindern ist es gut, allerhand Arbeit zu lernen. Ph. I, 132.
— muß man Gefahren nicht größer, und Schmerzen nicht als Vergnügen, vorstellen. Ph. II, 309.
Kirche, erste christliche in Osnabrück. O. I, 271. O. II, 51. 54.
— erste steinerne in Westphalen. O. I, 286.
Kirchenbuße. O. I, 60.
Kirchenorbar. O. I, 232.
Kirchenversammlung zu Troyes. O. II, 55.
— — zu Clermont. O. II, 128.
Kirchenvögte. O. I, 236 ff. 344. II, 97. 135. 164.
Kirchspiele, wieviel hat deren Frankreich? wieviel das Stift Osnabrück? Ph. I, 241.
Kistenfüllung, was nennt man so? Ph. IV, 223.
Klacholt, s. Claholt.
Klage, Egilmar's, über Osnabrücks traurige Lage. O. I, 302 ff. 335.
Klarholt, s. Claholt.
Kleiderordnung, Vorschläge deßhalb. Ph. I, 149 ff.
Kleinsorg. S. I, 251. O. I, 302. II, 82.
Klemens, s. Clemens.
Kleuker. L. 108.
Klinger. S. I, 201.
Klobsleute. O. I, 66. 69.
Klöster, deren Ursprung und erste Beschaffenheit. O. I, 301.
Klöster, deren Vertilgung u. Zeit. S. I, 144 ff.
Kloppenburg. O. I, 157. 262.
— und Vechte, Münstersche Aemter, darin werden sehr viele wollene Strümpfe durch Nebenarbeit verfertigt. Ph. II, 238.
Klopsleute. O. I, 68 f. 120 f.
Klopstock. S. I, 78. 108. 191. 200. 204. 333. II, 211 f.
Kloßer, erstes im Osnabrückschen. O. I, 301.
Klugkist. O. I, 67.
Knappe, miles serviens. O. II, 122.
Knechtschaft, deren Unterschied von Hörigkeit. Ph. III, 184.
Knigge. L. 93.
Koch, Hofrath. Ph. IV, 199. O. I, 263.
Köhler, Prof. S. II, 21.
Kölln. S. I, 342. O. I, 372 f.
Könige, s. Kaiser.
— wurden gesalbet. O. I, 44. 154. 156.
Königs- Herzogs- Grafen- Ritter- und Freyherrn-

herrnsöhne zu Lüttich. O. II, 93.
Körperfreyheit, s. Geist.
Kötter. Ph. I, 243. O. I, 4 f. 43 f. 394.
Kötter. Ph. I, 211. 243. O. I, 4. 5. 43. 255 ff. 354. 294.
Kohlsamen von der Braunschweiger Messe. Ph. I, 227.
Kokette, die liebenswürdige. Ph. II, 37 ff.
Koketterie, Arten derselben. Ph. II, 74.
Kollar. S. II, 221.
Kolumbus, Geschichte des Barbiers desselben. Ph. II, 23[illegible].
Konrad II. O. II, 26. 170. 208.
— König. Ph. II, 251.
— s. Conrad.
Konstantin. O. I, 368. 371. s. auch im C.
Konstantinopel. S. II, 26. s. auch im C.
Konstitution. S. I, 307 ff. 335 ff. 341 ff.
Kontribution, deren Bestimmung nach Provinzen. Ph. II, 195.
Kopernik. S. I, 130.
Koppel. Bedeutung davon. O. I, 19 f.
Kormündig, s. Churmündig.
Kornhandlungskompagnie. Ph. I, 306 ff.
Kornpreis, ist am theuersten auf Ostern und Pfingsten. Ph. II, 48.
— wie ist dessen Theurung abzuhelfen? Ph. II, 21 ff.
Korntheurung, Mittel dagegen. Ph. II, 21 ff.
Korsen. Ph. I, 353.
Kossäten, s. Casati.
Kostnitz. Ph. II, 149. S. I, 15[illegible].
Kostoboken. O. I, 133.
Kott oder Kotte, Ursprung und Bedeutung davon. O. I, 4 f.
Kotten, s. Kötter.
Krämer im Osnabrückschen. O. I, 114 ff.
Krämer vermehren sich. I, 21.
— was ist er? I, 22. 32.
— verhindern das Emporkommen der Handwerker. I, 34.
— Unterschied zwischen ihm und dem Kaufmann. II, 175 ff.
Krampe, s. Fibula.
Kranach, Lukas. S. I, 156.
Kranz. O. I, 291. S. II, 266.
Kredit, vom öffentlichen; und dessen Nutzen. Ph. II, 325.
Kreishandlungsversammlung. Ph. I, 205 ff.
Kreß. Ph. II, 198. III, 354. IV, 199. O. I, 16. 33. 67. 73 f. 223. 263.
Kreuzzüge. Ph. I, 260. II, 193.
Kreysig. O. II, 113.
Krieg, Karls des Großen, mit den Sachsen. O. I, 198 ff.
— drey und dreyssigjähriger. O. I, 227.
— siebenjähriger. L. 21. 29. 36. O. I, 113.
— ward ehedem zunftmässig erlernt. Ph. I, 30.
Kriege, sächsische. O. I, 288.
Kriegsadvokat. Ph. II, 219.
Kriegsart der alten Deutschen. S. II, 259 ff.
Kriegsartikel. O. II, 126 ff.
Kriegsjahr, fing mit 13 Jahren an. O. II, 171.
Kriegskunst im Gefolge. O. I, 65.
Kriegsrolle. O. I, 70. 76. 81 f.
Kriegsstaat, sollte nach Karls des Großen Absicht immer aus unbesoldeten Landbesitzern bestehen. Ph. III, 105. O. I, 340 ff.

Kriegs-

Kriegsstaat, Bischöflicher. O. II, 117. 135 ff.
Kriegsstand. O. I, 65 f.
Kriegsverfassung, der alten Deutschen. O. I, 7 ff 37. 138 ff.
Kriminalurtheile, müssen sie von Gelehrten oder Ungelehrten abgefaßt werden? Ph. I, 339 ff.
Kristalle im Osnabrückschen. O. I, 100.
Krofdorf. S. I, 61.
Kuaken. O. I, 139.
Kuakland. s. Bebeland.
Küchenkräuter und Obstbäume, Vorsorge Karls des Großen dafür. O. I, 369. 372.
Künstler, griechische, was lobt man an ihnen? Ph. II, 16.
Kuhlmann. Ph. IV, 212. S. I, 256. O. II, 62. 120.
Kupido. S. I, 104.
Kurfreye Leute. O. I, 20 f. II, 168.
Kurmündig, s. Churmündig.
Kuß im Finstern. Ph. II, 370.
Kyburgh, Graf von. S. II, 205.

L.

Labbeus. O. II, 142.
Lachs, wie weit dieser Fisch im Osnabrückschen steige. O. I, 102.
Lagerbuch, s. Flurbuch.
Λαγκία. O. I, 38.
Lambert von Aschaffenburg, größter Geschichtschr. Deutschlands. O. II, 36. 40 f.
Lametrie. S. I, 88.
Lamey. S. I, 261.
Land, das gelobte, Einfall da. O. II, 88. 90.
Landaktie. S. I, ...
a Land-Baronie, s. Baronia Anglica.
Landbuch der Mark Brandenburg, s. Catastrum.
Lande, de la, Prof. in Berlin. Ph. II, 362 f.
Landesherren, Landeskassen, Landstände, Landesunterthanen, } deren Alter. III, 96.
Landesuniform, allgemeine, Vortheile derselben. Ph. II, 60 ff.
Landfrieden, statt derselben waren erst Reichsfrieden.
— Friedrichs I. O. II, 171. 200.
— in Pohlen Konföderations. Ph. I, 319.
— egrischer. Ph. I, 321.
— von 1495. [illegible] derselben fing ein ganz [illegible] an. Ph. IV, 155.
— maximilianischer. Ph. IV, 155 f.
— westphälischer. Ph. IV, 202 f. 212.
— O. II, 199.
Landgericht, höchstes. O. I, 2[illegible] f. Sala und Oversale.
Landgrenzen. O. I, 364.
Landleute, deren Häuser, wo werden sie am besten gebauet? Ph. III, 144 ff.
Landmann, englischer und holländischer. O. I, 170.
Landmiliz, s. Heerbann.
Landplagen, moralische Vortheile derselben. Ph. II, 33 ff.
Landräthe, woraus sie erwachsen sind. Ph. IV, 213.
Landrecht. Ph. II, 218. IV, 203. O. II, 125.
Landschatz in Frankreich, wieviel? Ph. I, 242.
Landschatzungen, was sie waren. Ph. IV, 21.
Landstände, deren Ursprung. Ph. IV, 206 ff.
Landstädte, Verfall der Handlung in denselben. Ph. I, 7 ff.

Land-

Landſchöte, deren Urſprung. O. I, 6.
Landtage, deren Entſtehung. O. I, 252.
Landtagsfähigkeit. Pb. IV, 165.
Landwehren. Pb. I, 191. O. I, 400. 402. 405. II, 179. 184. 207.
Landweri. O. I, 406.
Langen, Konrad von. Pb. IV, 199.
Lanuvium, Biſchof von. Pb. II, 248.
Lanze. O. I, 58.
Lanzknechte, was ſie waren. Pb. IV, 297.
Laokoon. S. I, 294.
Lappenberg. O. I, 92.
de Laſſau. Pb. IV, 246.
Latbergen, im Tecklenburgiſchen. O. II, 72.
Latrocinia. O. II, 114.
Laune, Mittel wider die böſe. Pb. II, 242 ff.
Launewinkel, ſ. Boudoir.
Lauterbach. S. II, 215.
Lavardin. O. I, 217.
Lavater. Pb. IV, 10. 106. 304. S. I, 216.
Lazzi, was es bedeute. O. I, 195.
Le Blanc. S. I, 111. O. I, 374.
Le Cointe. O. I, 298.
Lectures on heads. Pb. I, 186.
Leda. S. I, 140.
v. Ledebuer. S. II, 21.
Leder, engliſche. Pb. I, 36.
Ledigmann, ſ. Homo ligius.
Leer, Stadt. O. I, 102.
Legationsdiätrikt. O. I, 231.
Legionarii. Pb. II, 159.
Lehen oder Lehne, ſ. Feuda.
— — — wurden von Klöſtern und Stiftern den Herzogen gegeben, warum? O. II, 85—123.
Lehmanns Speyerſche Chronik. O. II, 285.
Lehnen, ſächſiſche. S. II, 98.
Lehnmann, wer es werden kann. O. II, 126.
Lehnmannſchaft. O. II, 117. 126.
Leibeigenthum. Pb. III, 261. 271. 330. 375. IV. 324 ff. 346. 351. O. I, 109 ff. S. II, 97 ff. 106 ff. 114. 166. 171. 178. 241.
Leibeigner, homo proprius. Pb. III. 187. ſ. Servus.
Leibniz. S. I, 178. 205. 233. O. I, 91. 212. 246. 385. 401. S. II, 2. 80. O. II, 193.
Leibzucht, Leibzüchter, Bedeutung hievon. Pb. II, 1. IV, 120.
Leichenpredigt, ohne dieſelbe darf ehemals kein Mann von Anſehn. Pb. II, 320.
Leidener Tuchfabrike. Pb. I, 15.
Leidenſchaften. S. I, 23. 250.
Leinſamen. Pb. I, 10. Urſache des Abfalls des Handels mit demſelben. Pb. I, 56 ff.
— wird in Schweden unter obrigkeitlicher Aufſicht angeſchafft. Pb. I, 59.
— wo gerath er am beſten. Pb. I, 61. O. I, 103 ff.
Leinwand, wahrſcheinlich das erſte, was Cölniſche Kaufleute auf dem Osnabrückſchen Markte angekauft haben. O. I, 373.
Leipzig. O. I, 158.
Lentfried, Domprobſt. Pb. IV. 361. O. II, 82. 86. 90. 115.
Lenz. S. I, 301.
Leo I. S. II, 24.
— III. O. I, 273. 279. 291. 378.
— IV. O. I, 321.
— X. S. I, 153.
Leonidas. S. I, 33.
Leopold II., Kaiſer. S. II, 3.
Le Sage. S. I, 111.
Leſcalopier. S. II, 272.
Leſſing. Pb. I, 129. V. 69. 91. S. I, 91. 208 f. 294 f. 869.

Leut, Leute, Bedeutung davon. Ph. III, 188. 273. O. I, 83. 88. 381. S. II, 144. 217. O. I, 61 f. 66. 196. 227. II, 178 f.
Leutereyd. O. I, 80.
Leutegeld. O. I, 79 f.
Leutegut. O. I, 79 f.
Levante. Ph. I, 14. 259.
Leviten. Ph. I, 139.
Leyser. Ph. III, 255. IV, 126.
Libanus. O. I, 182.
Libauischer Leinsamen. Ph. I, 61.
Liberi et pauperes. S. II, 143.
Liberty und property. Ph. III, 272.
Lichtenberg, Prof. in Göttingen. Ph. II, 360. 362. L. 93. S. II, 175.
Liebe zum Vaterlande. Ph. IV, 83 ff. S. I, 42 ff.
Liefland. I, 307. mit Hülfe der Hanse erobert. Ph. I, 259.
Liemar, Erzbischof. O. II, 36. 48. 51.
Ligeitdt. Ph. III, 192.
Ligius. O. II, 120.
Limburger Chronik. Ph. I, 53.
Lindenberg. O. I, 26.
Lindence. O. I, 31.
Linc. O. II, 54.
Linge. O. I, 282.
Linguet. Ph. IV, 324.
Linnen wird ausgeführt. Ph. I, 16 ff. O. I, 103 ff. 10[illegible] ff.
— wieviel bezahlen die Deutschen in England? Ph. II, 322.
Lintorf. O. I, 283.
Lippe, Fluß. S. I, 232. O. I, 144. 157. 172. 206.
v. Lippe, Grafen. O. II, 71. 80. 136. 196.
Lippstadt. S. I, 232.
Lipsius. O. I, 131.
Lissabon. Ph. I, 12. S. I, 134. O. I, 108.
— von der Hanse erobert. Ph. I, 258. S. II, 156.
Liti, Litones*), was waren sie bey den alten Deutschen? Ph. III, 188. 273. O. I, 61 f. 66. 7[illegible]. 88. 196. II, 178.
Litimonium. O. I, 81.
Liverpool. Ph. I, 11.
Livius. O. I, 9.
Livreemen. Ph. I, 199.
Locatelli. S. I, 87.
Loch durch die Ohren gebort, war bey den Israeliten ein Zeichen ewiger Knechtschaft. Ph. I, 138.
Locke. Ph. IV, 314.
Locus, verschiedene Bedeutungen des Worts. O. I, 356.
Lods et ventes. S. I, 354.
Lodtmann. L. 10. 54. 70. S. I, 248. O. I, 16. 67. 75. 92. 141. 148. 160. 191. 208. 262. 269. 366. II, 73.
Logen der Freymaurer. S. II, 280.
Λογχοφορος. O. I, 38.
Loh, Begriff davon. O. I, 19 f.
Lohgerberey. Osnabrücks gute Lage dazu. Ph. I, 36.
Lohhausen. O. I, 18.
Lollius. O. I, 144.
London. Ph. I, 8. 12. 15. 199. 20[illegible] II, 161. L. 37. O. I, 109. S. II, 20[illegible].
Longin. S. I, 158.
Longobarden. O. I, 38. 68. 128. 162. 183. 197.
Longobardische Gesetze. O. I, 364.
Loppinant, was es bedeutet. Ph. II, 248.
Lorsch, Stift. O. II, 179.
v. Los, Graf. O. II, 185.
Lotharl. Kaiser. Ph. III, 329. IV, 277. 285. O. I, 185. 340. 354. 379. 383. 392 f. II, 201.
— König, machte einen Abt zum Herzog und setzte ihn über mehrere Bischöfe. O. I, 379.
— Herzog von Sachsen. O. II, 59 f. 63.

Lot-

*) Leute.

Lotterie, deren Vortheil für den Staat. Ph. I. 162.
Louvois. O. I, 130.
Lucius, Pabst. Ph. III, 205. O. II, 94. 108. 112.
Luckner, im siebenjährigen Kriege, was er dem Herzog Ferdinand antwortete. S. II, 96.
Lucus, Bedeutung davon. O. II, 83.
Ludewig. O. I, 45. 216. 373. 375.
Ludgerus. O. I, 393 f. II, 153.
Ludolf. G. I, 252. O. I, 68. 75. 316. 388. II, 72. 102. 112. 152.
— Kirchenvogt. O. II, 97. 152.
— Herzog von Osnabrück. Ph. I, 295. G. I, 252. O. I, 68. 75. 316. 388. II, 18 f. 46.
Ludwig, Sohn Karls des Großen. O. I, 367. 373. 384.
— der Deutsche. Ph. IV, 193. O. I, 261. 276. 296. 318. 393. 403. II, 109.
— der Fromme. Ph. III, 103. O. I, 31. 34. 221. 233. 237. 284. 291. 326. 344. 350. 375. 379. 383. 390. 392. O. II, 98.
— X. G. I, 357.
— XIV. G. I, 88. 196.
— XIV. schlich sich aus der Garderobe auf den Trödelmarkt. Ph. I, 129.
— XV. ihm ward in einer Leichenpredigt die Wahrheit nachgesagt. Ph. II, 321.
— XVI. adelte jährlich zwey Kaufleute; warum? Ph. I, 197.
— der Jüngere. O. I, 403.
— das Kind. O. I, 403.
Lübeck. Ph. I, 12. 14. III, 183. O. II, 141 f.
Lüder, Graf. O. II, 186.
Lüdger. O. I, 271. 277. 285.
Lüneburg. Ph. III, 184.
Lünig. G. I, 300. G. II. 13.
Lüttich. O. II, 93.
Luidbert. O. II, 90.
Lulat. G. I, 87.
Luitbrand. O. I. 404.
Lukon. G. II, 270. 278. 272. 274.
Lukas, der Evangelist. Ph. IV, 139.
Lunig. Ph. III, 349. O. II, 89.
Luppia. O. I, 158.
Lustbarkeiten, was sind welche? Ph. II. 254 ff.
Luther. L. 84. G. I, 141 ff. II, 188.
Lykurg. G. II, 137. 263.
— verbannt alles Geld. Ph. II, 63. O. I, 259.
— verbot die Mädchen auszusteuern. Ph. IV, 223.

M.

Madii Campus f. Campi.
Mabor. O. I, 391.
Mäkler, Sensali, führen levantischen Handel. Ph. I, 263.
Maerschapy. Ph. I, 309.
Magna charta in England. Ph. III, 379.
Maanat, Ungarischer, vor dem Karren. Ph. I, 37.
Magnus, Herzog. Ph. IV, 285. O. II, 183. 186.
Mahl, Bedeutung davon. O. I, 348.
Mahljahr. Ph. I, 246 ff.
Mahlleute, was sie waren. O. II, 27. 147. 169. 217.
Mahlmann, f. Mahlleute.
Mahomet. G. I, 142.
Maji Campus, f. Campi.
Maimburg. G. I, 147.
Majordom, Major domus. O. I, 286.
Malevendus. O. I, 155.
Mallet. Ph. IV, 154.
Manessische Sammlung von Minneliedern. Ph. III, 240. 245. G. II, 204.

Mane

Manger, Bauinspektor. S. II, 178. 180. 182.
Mania, bedeutet: Reich, regnum. O. I, 55.
Manipulus, s. Compagnie.
Mann. O. I, 37 f.
Mannie. O. I, 35 f. 44 ff.
Mannitio, Bedeutung davon. O. I, 25.
Mannus. S. II, 275.
Mansio. O. I, 244.
Mansus, Bedeutung davon. Ph. III, 301. S. I, 307. 321. 326. 348. O. I, 244. II, 159.
Mantua. S. I, 156.
Manufakturen, englische, wodurch werden sie zurückgehalten? Ph. II, 323.
Marabodus. O. I, 136. 144. 156.
Marcellinus, Ammianus. Ph. IV, 128. S. I, 311. O. I, 24. 178. 182. 19[illegible].
Marcilian. O. I, 11.
Mard, Remond von Saint Mard. S. I, 79.
Maria, Königinn. Ph. I, 272. III, 181 ff.
Marianoskotus. O. I, 267.
Marie, die Heilige. O. I, 73.
Marienfeld, Kloster. O. II, 201.
Marienmünster, Kloster im Paderbornschen. O. II, 70
Marius. S. I, 148. O. I, 182.
Marivaux. L. 18. 20. S. II, 188.
Mark, Bedeutung davon. O. I, 13 ff.
— Grafen von der, wie sie sich erst schrieben. O. II, 81.
— Grafschaft. Ph. IV, 202.
— Aurel. O. I, 173.
Marken, kaiserlichfreye, woher dieses Epitheton. O. II, 225. 227.
Markgenossen. O. I, 13 f. 33.
Markgötter. O. I, 57.
Markkotten, s. Kötter.
Markkötter, s. Kötter.
Markloh. O. I, 133.
Markmann. S. 7[illegible].
Markomannen. O. I, 130. 158. 173.
Markomannie. O. I, 128 ff.
Markulf. O. I, 81. II, 158.
Markus, der Evangelist. Ph. IV, 139.
Marmontel. S. I, 196. 202.
Marmontel's Belisaire. Ph. I, 127.
Marmor, giebts verschiedene Arten im Osnabrückschen. O. I, 1[illegible].
Maroboduus, s. Maraboduus.
Marquard, Abt. O. II, 47 ff. 112. 151.
Marsi. O. I, 134. 151. 161.
Marteuc. O. I, 277. II, 21.
Martii Campus, s. Campi.
Martin. S. II, 269. 271.
Martin und Johann. S. I, 154.
Mascow. O. I, 17. 75. S. II, 274.
Maskovey. Ph. I, 205.
Massillon. S. I, 198.
Masson. Ph. I, 209.
Massonetzen. Ph. I, 208.
Masyus. O. I, 170.
Mate. Ph. I, 20[illegible].
St. Maternin. Ph. III, 356.
Mathilde, Kaiserin, Mutter Otto's des Großen. O. I, 318. II, 8.
Mathildis, Gräfinn. O. II, 39.
Matrimonium ad Morganaticam. Ph. IV, 118.
Matthäus, der Evangelist. Ph. IV, 139.
— Script. Amersf. O. II, 29.
Maudert. O. I, 110.
v. Maupertuis. Ph. I, 82. II, 362. S. I, 131.
Mauritius, Kaiser. O. I, 180.
Maximus Tyrius. O. I, 90 f. S. II, 258.

Maximian. O. I, 176.
Maximilian, Kaiſer. Ph. II, [illegible]. S. I, 153.
Maximin. O. I, 174.
Maybeeden, ſ. Herbſtbeeden.
Mayer, Prof. in Greifswalde. Ph. II, 363.
Mayfeld, ſ. Campi.
Mayna. O. I, 267. II, 42 f. 55. 88. 103. 113.
Manichäerungen, ſ. Herbſtbeeden.
Meapou führte eine beſſere Verwaltung der Gerechtigkeit ein, um ſeine Feinde damit zu kürzen. Ph. III, 94.
Mechtildis, Aebtiſſinn von Herforden. Ph. IV, 275.
Mecklenburgiſches Lehenseenthum. O. I, 111.
Mede, Bedeutung davon. O. I, 72 f.
Medekürige. O. I, 70.
Medicis, Katharine von. Ph. IV, 107.
Meerſchwein, Jakob. S. II, 17.
Meadre. S. I, 153.
Meginwald. S. I, 249. O. II, 56. 57.
Meginhard. O. I, 207. 267. 290 f.
Meginherr oder Moncher, Biſchof. O. II, 25 f. 154.
Meibom. S. I, 233 ff. O. I, 248. 288.
Meichelbeck. O. I, 340.
Meil. S. II, 177.
Meinders. O. I, 243.
Meiners. S. I, 377.
Meinrad. O. I, 41.
Meinwercus. S. I, 233. O. I, 286. 385. II, 26. 171. 175.
Mela, Pomponius. S. II, 271. 272. 273.
Melampus. S. II, 263.
Melchiſedek. S. I, 209. O. I, 45.
Melle, Stadt. O. I, 107.
Menage. Ph. I, 358. IV. 107. O. I, 5. 69.
Menantes. Ph. I, 129.
Mendelsſohn. S. 69 f. 83. S. II, 134. 186.
Menge. Ph. IV, 13. S. I, 188.
Menſch, was iſt er? S. I, 128. 178.
Menſchen, deren Eintheilung unter den Angelſachſen. O. I, 86 ff.
Meppen. O. I, 157. 283. 326. II, 109.
Mercatores aduenturatores. Ph. I, 20. III, 173.
Mercier. S. 48.
Mereſuid, eine Heilige, Stifterinn von Schildeſche. O. II, 6.
Merkel. S. 64.
Merkur. O. I, 160.
Merſeburg. O. II, 20. 48.
Meſſias. S. I, 161.
Meſanſtalten im Osnabrückſchen. O. I, 107.
Metaſtaſio. S. II, 252. 211.
Metrie, ſ. Lametrie.
Mettingh. O. I, 247.
Meuſchen. O. I, 100.
Mevius. Ph. I, 134. 136. II, 215 f. III, 127.
Mezzetin. S. I, 105 ff.
Michaelis in Göttingen. S. II, 143.
Middelburg. Ph. III, 175.
Middendorf. O. II, 67.
Miles, dreyfache Bedeutung dieſes Worts. O. I, 122.
Militärſtand, deſſen Verfaſſung. Ph. I, 30 ff.
Milites eccleſiae. O. II, 122.
Miller. S. I, 206.
Miltiz. S. I, 155 f.
Milton. S. I, 200. 223.
Minden. S. I, 67. O. I, 160. 283. 399. II, 8.
Mingotti. S. II, 209.
Minerva. Ph. I, 93. S. I, 46.
Miniſter, Bedeutung davon. O. I, 219.

Ministeriales, bischöfliche, wurden aus edelen Herren. O. I, 384 f. II, 145.
Minnelied, westphälisches. Ph. III, 241. S. II, 236.
Mirabeau. Ph. II, 136. S. I, 83. II, 197. O. I, 118.
Miräus. S. I, 241. O. II, 21. 79.
Missaticum, s. Legationsdistrikt.
Mission, schwedische. O. I, 295 ff.
Missionsanstalt Karls des Großen. O. I, 271.
Missus, Sendgraf, s. Graf.
Mißfarben. S. I, 105.
Mißheyrath. S. I, 375.
Mißtheile, Mißtöne, S. I, 105.
Mittelbare Reichsunterthanen. O. I, 231 f.
Mode à la greeque, worin sollte sie bestehen? I. 3 ff.
— In England verändert die größte Frau, nach dem dreyßigsten Jahre, ihre Moden nicht mehr. Ph. . . .
Modejournale, Modeintelligenzblätter, seit wann es deren gebe? Ph. IV, 40.
Möser's Werth oder Eigenschaften. L. 1 ff. Seine Gattinn. L. 19. Sein Aufenthalt in England. L. 37. funfzigjährige Amtsfeyer. L. 46. Person. L. 102. Bruder. L. 104.
Mohre, Mohrgenossen, Mohrwege, O. I, 19 f. 93.
Moliere Ph. IV, 126. S. I, 74. 76. 97. 101. II, 157.
Molino, del. O. I, 131.
Monasteria, was man so nannte. O. I, 267.
Monerif. S. I, 84.
Monnet. S. I, 86.
Monopolien, s. Commerztractate.
du Mont. O. II, 82.
Montaigne. S. I, 203.
Montecuculi, General. Ph. I, 47.
Montesquieu. Ph. II, 16. 215. III, 79. IV, 32. 156. S. I, 138. 196. 339. II, 137. O. I, 34. 90. 213 f. 327.
Montreuil, wie nutzen dessen Einwohner ihr Land? Ph. II, 137. L. 104.
Mopsordin. Ph. II, 248.
Morbidezza. Ph. II, 220.
Morgenkorn, Ursprung desselben. Ph. I, 191.
Mornay. S. I, 151.
Moser, von. L. 86. S. I, 221. 223. II, 221.
Moses. Ph. I, 137 ff. III, 327. 336. IV, 138. 353. S. I, 120. 124. 162 ff. 170. 209. 312. O. I, 8. 24. S. II, 110.
Moses Mendelssohn, s. Mendelssohn.
Moskau. Ph. I, 273.
Moulin, du. S. I, 73.
Mühle, das natürliche Recht der ersten. Ph. II, 276 ff.
Mühlen, von der landesherrlichen Befugniß bey Anlegung derselben. Ph. II, 282 ff.
Mühlhausen. O. II, 36.
Münch von St. Gallen. O. I, 247.
v. Münchhausen, Landdrost. Ph. I, 99. II, 45. L. 34. S. II, 220. O. II, 123.
Münnig. Ph. II, 348.
Münster, Stadt. O. I, 196. 265. 267. II, 144.
— Stift. Ph. II, 44. O. II, 60.
— zu Osnabrück, wer dasselbe zuerst recht in Stand gesetzt. O. I, 303.
Münze, mit der Aufschrift: palatina moneta oder christiana religio, für wen geschlagen? O. I, 373.

Münzen, klingende, hatten die Sachsen nicht. O. I, 259. 370. 373.
— Abdruck davon. O. I, 375.
— woher deren Verschiedenheit. O. II, 211. 212.
— wann und warum ward dieselbe verrufen. Ph. III, 366.
Münzen, römische. O. I, 159. S. II, 257.
Münzregal, haben es die Karolingischen Kaiser an andere verliehen? O. I, 374 f.
Mund, Bedeutung davon. O. I, 341.
Mundmann s. Mahlmann.
Munn. O. I, 108.
Munnoz, s. Eskobar.
Muratorius. IV, 179.
Musäus. S. II, 263.
Musterpläne oder Gödinge. O. II, 175. 178.
Muzell. S. II, 168.
Mystagogen. S. II, 266. 275. 280.
Mysten. S. II, 280.
Mysterien der alten Deutschen und Gallier. S. II, 262 ff.
— — ihr Ursprung. S. II, 262.
— — der Passions- und Apostelgeschichte. S. II, 276.

N.

Nägel, an der rechten Hand sehr lang zu tragen, ist in China ein Zeichen des Adels. Ph. II, 159.
Nantes. Ph. I, 307.
Narbe, s. Grasnarben.
Narren- und Eselsfeste. Ph. II, 252. S. I, 112 f.
Nationalcharakter der Deutschen ist: gar keinen zu haben. S. I, 224.
Nationalgeist. S. I, 221 ff.
Nationalgröße der Osnabrücker. O. I, 118.
Nationalkleidung, Schreiben eines Frauenzimmers darüber, mit Anmerkungen eines Gelehrten. Ph. II, 71 ff.
Nationalton. O. I, 104. 139.
Nationalversammlung. O. I, 48.
Naturalzehnten. O. II, 115.
Neapel. S. I, 192.
Nebenbruchszehnten. O. II, 115.
Necker. Ph. IV, 268. L. 49. S. I, 338.
Nekrologium der osnabrückschen Domkirche. Ph. IV, 256 ff.
Neller de feriis. Ph. II, 148.
Nelson. O. I, 68.
Nero. O. I, 162. 165. 281.
— unter ihm erklärte der Senat alle Bürgschaften der Frauen für ungültig. Ph. III, 78.
Newton. S. I, 96. 130.
— und Pascal wußten in ihrem zwölften Jahre noch kein Latein. Ph. III, 121.
Neuyork. Ph. I, 179.
Nibelung. O. I, 286.
Nicolai, Briefwechsel mit Möser. S. II, 129 ff. 221.
v. Nicolay, Russ. Kaiserl. Staatsrath. S. II, 169.
Nicole. S. II, 248.
Nicolini bildet Kinder zur Pantomime. Ph. II, 127.
Niebuhr, Cap. Ph. II, 361.
Niederlage der Bruckter. O. I, 170.
— des Varus. O. I, 146 ff.
Niederlande. Ph. I, 273. III, 175.
Niedersachsen und Westphälinger machen eine erbärmliche Figur in der Seehandlung; warum? Ph. I, 207.
Nimia, was es sey. O. I, 397.
Ninon. S. I, 97.
Niphen. S. II, 204.
Nippes, Pariser. Ph. I, 221.

Nid-

Nithard, Karls des Großen Tochtersohn. O. I, 194 f. 296. 3[illegible]. 394.
Noah, der Erzvater. Ph. II, 44. S. I, 225.
Nomaden. O. I, 140.
Norbert. S. I, 247. O. I, 294. II, 46. 106.
Norcia, ehemals Nursia. Ph. I, 300.
Nordamerika. S. II, 123.
Nordland. O. I, 32[illegible].
Normänner. O. I, 310. 392 f. 399 ff. 403. II, 135. 139.
Norwegen. Ph. III, 175. S. I, 144.
Nostradamus, Jean de, Ph. II, 249. 252.
Nothanker, Sebaldus. Ph. II, 53.
Nothfreye. O. I, 70 f. 341. II, 168.
Nothrecht, seruitus necessaria. Ph. III, 229.
Nottingham. S. I, 92.
Novogrod. Ph. I, 8. 65. III, 175.
Nunningh. II, 317. O. I, 360.
Nuntien, was sie sind? S. II, 5 f.
— warum sie der Papst nach Deutschland geschickt. S. II, 6.
— besitzen nebenher gewisse Fakultäten; woher dieß rühre. S. II, 6.
Nuntii camerae. O. II, 5.

O.

Obererbere, s. Echten.
Oberforstgerechtigkeit, wer sie hatte. O. I, 358 ff.
Obernkirchen, Kloster, an der Weser. O. I, 404 f.
Obersala. Ph. II, 345. O. I, 260. 350. 352.
Obrera. Ph. IV, 93.
Obstbäume, s. Küchenkräuter.
Ochtema. O. II, 114.
Oboclunias. O. I, 390.
Oeder's Museum. Ph. I, 246.
Oenopides. S. II, 263.
Oesede. Ph. I, 61. IV, 202. O. I, 100. II, 52. 72. 81. 83. 100 f.
Oestreich. S. I, 181.
Oestreicher. Ph. IV, 198.
Offenbarung. S. I, 122 ff. 169 ff. 287.
Officiere, des Kaisers und der Reichsfürsten, warum sie noch an Würde einander gleich, und nur nach Rang und Dienstalter verschieden sind. O. I, 381.
Officiere, wurden vom Kaiser ernannt und mußten Lebenslang dienen. O. I, 217 ff. 376 ff.
Ohr, Ursprung und Bedeutung dieses Worts. O. I, 126.
Ohrband. O. I, 126.
Ohrenbeichte. S. I, 380 f. II, 231 f.
Ohrseigentaxe zu Rom. O. I, 33.
Oktavia. S. I, 106.
Oktavius. O. I, 45.
Oldenburg. O. I, 282. II, 12.
v. Oldenburg. O. II, 192.
Oper. S. I, 79 ff.
— the beggars opera. Ph. III, 52. S. II, 209.
Ophelie. S. I, 106.
Oporto. Ph. I, 12.
Ora, Ursprung und Bedeutung davon. O. I, 126.
Orakel. S. I, 114 f. O. I, 42.
Orbaren. O. I, 73 f. 126. 232 ff. 249. 351. II, 200.
Orbis, Ursprung und Bedeutung davon. O. I, 126.
Orcinia, s. Hercinia Sylva.
Orcus. O. I, 126.
Ordalien. S. II, 273.
Orden, pour la merite militaire. Ph. IV, 94.

Orden, pour le merite. Ph. IV, 94.
Ordensritter, deren Unterschied von andern Rittern. O. II, 122.
Ordenszeichen. Ph. II, 67.
Ordolf oder Otto. O. II, 186.
Ortacht, was es sey? Ph. IV, 164 f.
Oriflamme, Ursprung und Bedeutung davon. O. I, 126.
Originalkontrakt zwischen dem Lande und seinen Städten in ganz Deutschland. Ph. I, 190.
Orkaden. O. I, 187.
Orleans, Herzogin von, wie schmeichelt ihr Boileau? S. II, 181.
Orok. O. I, 145.
Orpheus. S. I, 137, 150. II, 2[illegible].
Osnabrück, Stadt. IV, 199. 202. O. I, 1. 73. 107. 200. 265. 267. 285. II, 30. 71. 135 ff. 141 f.
— große Höhle bey dieser Stadt, wozu sie wahrscheinlich gebraucht worden. S. II, 277.
— was gereichte dem Orte zur Aufnahme? O. I, 370.
— Stift. II, 115. 129. III, 110. 156. 16. ff. 279. 281. 369. IV, 242 f. 305. S. 21 ff. 31. S. I, 274. O. I, 94 f. 265 ff. 367. 401. II, 85. 90.
— geographische Lage dieser Stadt. II, 160 ff.
— deren Verfassung. O. II, 127.
Osnabrückische Geschichte. I, 70. 90.
Osnabrückisches Linnen, verdrängt vom Irrländischen. Ph. I, 17.
Ossian. Ph. III, 98.
Osbur, ursprünglicher Name von Ausburg. O. II, 30.
Osning. O. I, 358. 362. II, 8.
Ostermann, Graf, dessen Leben ist wichtig. Ph. I, 362.
Ostindien. O. I, 119.
Ostphälinger. O. I, 183.
Ostphalen. O. I. 140 f.
Otaheiti. Ph. IV, 29.
Otfried. S. II, 201.
Otto. O. I, 165. 372. 378.
— der Erlauchte, Herzog von Sachsen. O. I, 400. 403. II, 4.
— der Große. Ph. IV, 158. 160. S. I, 232. O. I, 307. II, 5. 8. 10. 101. 181 ff.
— von Ravensberg. S. I, 256.
— I. O. II, 168. 224.
— II. O. II, 143. 217.
— III. O. II, 17. 80.
— IV. S. II, 78.
Oxford, Mylord, Faktor in Aleppo. Ph. IV, 247.

P.

Pactum nudum. Ph. II, 224.
Packenträger, welchen Nebenkrämer er sey. Ph. I, 219 ff. 227.
— Schutzrede derselben. Ph. I, 223 ff.
— Urtheil über dieselben. Ph. I, 220 ff.
— lassen sich in zwey Klassen theilen. Ph. I, 220.
Paderborn. Ph. I, 198. S. I, 211. O. I, 189. 197. 203 f. 272. 285. II, 19. 72. 218.
Paganissimi et perviceissimi, wer so genannt wird. O. I, 197.
Paglicarotti. S. I, 298.
Paisoineaus. S. II, 26.
Pallavicini. S. I, 101. 153. 305.
Palmyrenischer Geschmack in der Bauart. Ph. III, 115 f.
Pandekten, was sie sind? Ph. II, 215.
Panisbriefe, wer darf dieselben verleihen? E. II, 3 f.
Pannel. Ph. I, 44.

Pannonien. O. I, 130. 133. 175.
Pansa. S. Sancho.
Paolo. S. I, 155.
Papebroch. O. II, 31.
Papst, abgesetzt, wann und von wem? O. II, 42.
Parafreda, was es bedeutet. O. I, 353.
Paraguay. S. I, 83. 317 f.
Parfaits. S. I, 88.
Paris. Ph. II, 161. 220. S. I, 75. 82.
Parlement in England. O. I, 24. 194.
— in Frankreich. O. I, 255.
Parma. O. II, 138.
Partgericht, dessen Entstehung. s. Gowgericht.
Pascal und Newton. Ph III, 128.
Paschal. S. I, 241. O. I, 291. II, 55. 57.
Patricier, wovon man sie herleitet. O. II, 140 f.
Patrimonium, s. Dominium.
Patronen und Beschützer des Stifts Osnabrück. O. I, 278 ff.
Paul IV. S. II, 26.
Paulinius. O. II, 49.
Paulus. S. I, 162. 165 ff. 198. 311.
Pausanias. O. I, 128.
Pauw sagt: Les Barbares veulent toujours un roi. S. II, 96.
Pavea. O. II, 43.
Peculium. S. II, 102.
Pedanten. Ph. III, 130 ff.
Pelletier. O. I, 141.
Pelouse, was es sey. Ph. I, 370.
Penelope. Ph. I, 50.
Pensylvanien. Ph. I, 351.
— eine dortige Colonie ernährt sich bloß vom Spinnen und Weben; Erziehung der Kinder dieser Colonie. Ph. III, 69.
Pergolesi. S. I, 82. 157.
Pernauischer Leinsamen. Ph. I, 61.
Perrart. O. II, 175. 180.
Perser. S. II, 264.
Persona. Gobelinus. S. II, 8.
Personalfreyheit, s. Freyheit.
Pest, wer daran gestorben. O. II, 87. 89.
Petavius. O. I, 195.
Pet en l'air. Ph. II, 92.
Peter der Große diente als Junge und Geselle, und ward Schiffszimmermeister. Ph. I, 30.
— der Heilige. O. II, 120. 149.
Peterfreye. O. I, 73.
Petrarch. Ph. II, 97. 250.
Petrus. S. I, 179. 216. 332. II, 231. 235. O. I, 278. 347.
Πετρος μοχλευειν, Bedeutung davon. S. II, 27.
Peucinen. O. I, 133.
Pfeffinger. Ph. IV, 200. O. I, 312. II, 101. 141.
Pfennig, Ursprung dieses Worts. Ph. I, 44.
Pferde, deren Beschaffenheit im Osnabrückschen. O. I, 103.
Pflege, s. Echten.
Pflügen, ist in Spanien so schimpflich, als in Deutschland das Abdecken. Ph. I, 150.
Pfründen, beneficia, worin bestanden sie, und wer bekam sie bey den alten Deutschen? Ph. III, 189.
Phädon, von Moses Mendelssohn. S. II, 145.
Phantasieen, patriotische. S. II, 148 ff. 228.
Pharao. S. II, 97.
Phidias. Ph. I, 93.
Philadelphia. Ph. I, 179.
Philipp III. K. von Spanien. Ph. II, 160.
— IV. K. von Frankreich. Ph. I, 258.
— Bischof. O. II, 65. 71 ff. 76. 91. 107. 115. 195.

Philipp v. Katzenellenbogen. O. II. 76.
Phönicier, schiffen nach England, S. II, 28.
— auch nach Sicilien und Grönland. II, 29. 291.
— S. II, 264.
Phollis. S. I, 81.
Picard. S. I, 97.
St. Pierre. Ph. IV, 170. S. I, 214. 280.
Piesberg, bey Osnabrück, hat eine Kohlengrube. O. I, 99 f.
Pilatus. Ph. IV, 141.
Pilgrim, Erzbischof zu Cölln. O. I, 174.
— Bischof von Passau. O. II, 117.
Pinto. Ph. II, 114. S. I, 207.
Pipe. O. I, 14 ff. 18.
Pipin. O. I, 186. 188. 280. 411.
Pitt der holländische, woraus besteht das? Ph. I, 91.
Pius. S. I, 150.
Piderine. O. I, 380. II, 94.
Placitum generale, s. Reichstag.
Plage, s. Klage.
Plaggen, s. Grasnarben.
Plan, neuer, zur deutschen Reichsgeschichte, Ph. IV, 151 ff. O. I, 133 f.
Plato. S. I, 166. II, 263. 279.
Plattdeutsch verliert sich [illegible] allmählich. Ph. II, 316.
Plautus. S. I, 70.
Plessenberg. S. I, 149.
Plinius. O. I, 92. 96. 106, 140 ff.
[illegible]. S. II, 206. 218.
Plündern der alten Deutschen. O. II, 314.
Plutarch. O. I, 9.
Pluto. S. I, 150.
Pöbel. Wir sind alle Pöbel.— S. I, 128.
Polen. Ph. I, 208. 312. III, 175. IV, 162. O. I, 188. 216. S. II, 96. 99. 100. 111.
Polen, Bedeutung davon, s. Bilden.
Polhöhe von Osnabrück. Ph. II, 361.
Policey, Grundsätze, welche sie zu beachten hat. O. I, 107.
Polinarde. S. I, 113.
Politik. O. I, 163. 248.
Polndn. O. I, 128.
Polyphem, Beschreibung desselben. S. II, 23.
Pompejus. S. I, 72. 148.
Pontoppidan. O. I, 145.
Pope. Ph. II, 83. S. I, 78. 89. 95 f. 103. 158. S. II, 80.
Populiscitum. O. I, 214.
Portugall. Ph. III, 175. IV, 185. S. I, 138. O. I, 104.
Posse, was sie sey. S. I, 102.
Possessio, s. Dominium.
Postadvocatus. O. II, 28.
Pot de chambre cassé. S. I, 103.
Potsdam. S. I, 75.
Potsdamische Garnisonschule. P. 67.
Pouvoir legislatif. O. I, 259.
Prabende, wie man ehemals keinem umsonst. O. II, 93.
Praescription, wie war es damit bey den Römern? Ph. III, 306.
Praktika für's Landvolk. Ph. II, 154 ff.
Praxis, die ganze des Richters, worin sie bestehe. Ph. IV, 134.
— s. Theorie.
Precarienen, was sie waren. O. II, 146. 153. 195.
Premium's, offered by the Society at London for the encouragement of Arts, Manufactures and Commerce. O. I, 104.
Prenacke, O. II, 101.
Predarcepen, s. Precareyen.
Preussen. S. I, 144. 181.

Priam.

Priam. S. I, 14. 291.
Priester. O. I, 50 ff. 58. f. 284.
Prinn. O. I, 224.
Pritchard, deren Grabschrift. Ph. II, 273.
Privilegien der Hanse, untersucht von Maria und Eduard VI. Ph. III, 180 ff.
Privilegium de non appellando. O. I, 172.
— das Wildeshäusische. O. I, 383.
— de non evocando. O. II, 71. 141 ff.
Probus. O. I, 175 f.
Produits de l'Allemagne. Ph. I, 307.
Produkte von Jamaika. Ph. I, 348.
— von Karolina. Ph. I, 348.
— von Virginien. Ph. I, 348.
Proprietarius originarius liber. S. II, 141 f.
Proprietas, s. Dominium.
Protectio regis vi oppressorum, was es sey? Ph. III, 110.
Protectio et subditorum defensio, quid sit. Ph. III, 113.
Prozesse, Neigung der Osnabrücker dazu. O. I, 120 ff.
Prozesse, wie wurden sie von den Alten abgekürzt? Ph. I, 295 ff.
Prüderie, Begriff davon. Ph. IV, 1 7.
Prünn, Abtey, ihr wird von Ludwig das Münzrecht verliehen, warum? O. I, 373. 375.
Ptolomäus. O. I, 177.
Pütter. Ph. IV, 137. L. 15. O. I, 112.
Pufendorf. Ph. I, 135. IV, 234. 264. O. I, 7[illegible].
Pulati, wo liegt dieser Distrikt? S. II, 25.
Pumpernickel. Ph. I, 366.
Putz der Kinder. Ph. I, 25 ff.
— der Weiber. Ph. I, 66 ff.
Pyramide, der Staat damit verglichen. Ph. II, 253 ff.
Pyramiden, ägyptische. S. II, 27.
Pyrenäische Gebirge. O. I, 200.
Pyrmont. L. 96.
Pyrrhus. S. I, 14. 292.
Pythagoras. S. II, 263. 280.
Pythäus. O. I, 182. 211.

Q.

Quaden. O. I, 169. 178.
to Quake, s. Cuacian.
Quakenbrück. O. I, 102. 157. 162.
— Ursprung des Namens dieser Stadt. O. I, 95.
Quaker, trembleur. O. I, 94.
Querenheim, erst Kloster, jetzt Fräuleinstift. O. II, 71.
Querimonia Egilmari, s. Klage.
Quiete vivere, Bedeutung davon. O. I, 377.
Quintilian. S. I, 198.
Quiritarium dominium. O. I, 366.
Quiriten in Rom. S. I, 343. II, 144.
Quodlibet. S. I, 102. 107.

R.

Racine. S. I, 91. 94. 105. 106.
Radbot. O. I, 186.
Raleigh, Walter. S. II, 104.
von Ramdohr. S. I, 350.
Ramler. S. I, 201.
Raphael. Ph. II, 258. III, 259. S. I, 188.
Rapinae, der alten Deutschen, in welchem Verstande. O. II, 134.

Rasen, s. Grasnarben.
Rache, Begriff davon. O. I, 324.
Raunen, Bedeutung dieses Worts. S. II, 280.
Ravenna. O. II, 13.
Ravensberg. O. I, 281.
v. — Otto. O. II, 67. 237.
Raynal. S. II, 236.
Realfreyheit, s. Freyheit.
Realschulen, welcher übeln Folge kann durch dieselben vorgebeugt werden? Ph. III, 129.
Recht der Menschheit. S. I, 307 ff. 313 ff. S. II, 114 ff.
— der Soldaten. O. II, 84. 142. 162.
— Erbe. O. II, 196.
— Ritter. Ph. IV, 234.
— römisches, Ph. IV, 224 f. O. I, 113.
— Unterschied des wirklichen und förmlichen. Ph. IV, 113 f.
Recke im Ringelchen. O. II, 86.
Reckenberg. S. I, 333. O. I, 140.
Rectoren, wen man ehedem so nannte. O. II, 142.
Redemeyer oder Schulze, wer so genannt wird. O. I, 68.
Referendarius. O. I, 232.
Reformation. S. I, 137. 142.
Regale ministerium. O. I, 242.
Regalien. S. I, 318. 336. O. I, 29. 69. 101. 233. II, 157.
Regensburg. Ph. II, 180. P. 40. O. II, 103.
Regino. O. I, 380. 384. 400. 401
Reglement für die königl. Pr. allg. Wittwenverpflegungsanstalt. Ph. III, 101.
Regnare. O. I, 165.
Reich, Karolingisches, wodurch es ein Raub benachbarter Barbaren geworden. O. I, 403.
Reichsabschied befördert den Verfall des Handwerks. Ph. I, 79.
Reichsabschied, Folgen desselben für Gilden und Zünfte. Ph. I, 291.
— von verschiedenen Jahren. Ph. I, 357 ff.
Reichsallode. O. I, 232.
Reichsfrieden. O. I, 233. II, 129.
Reichsgeschichte, deutsche, neuer Plan derselben. Ph. IV, 153. P. 77. O. I, 133 f.
Reichs- oder Amtslaut. Ph. I, 236.
Reichsheerschild, was man so nannte. O. II, 182.
Reichs-Kammergericht, Vorschlag zu dessen besserer Unterhaltung Ph. II, 321.
Reichs-Tag, generale placitum. O. I, 234. 258. II, 169. 206.
— zu Bamberg. O. II, 110.
— — Goslar. O. II, 81.
— — Magdeburg. O. II, 81.
— — Worms. O. II, 81.
— — Würzburg. O. II, 81.
Reichs-Unterthanen, mittelbare. O. I, 231.
Reichs-Versammlung. O. I, 233.
Reimar. S. II, 104.
Reimarus. O. I, 148.
Reinbern, der tapfere. O. I, 403.
v. Reineck. O. II, 76.
Reinold, Erzbischof. O. II, 77.
Reis. Ph. I, 10.
Reisige Leute. O. I, 88.
Reistres, was sie waren? Ph. IV, 299.
Rekahnische Landschule. P. 67.
Religion, ist eine Politik. S. I, 123 ff.
— deren Einfluß auf Bereicherung eines Landes. II, 135 ff.
— christliche. O. I, 40. 55. 60. 83. 195 f.
— befördert die Uebereinstimmung der Gemüther. O. I, 369.

Relig-

Religion, natürliche, haben alle Geſetzgeber und Staatenſtifter für unzulänglich gehalten ꝛc. S. I, 122.
— Verſchiedenheit derſelben. O. I, 29 ff.
— iſt auf dem Lande ſtärker, als in den Städten. S. II, 91.
Reliquien. O. I, 278 ff.
Rembert. O. I, 299. 394.
Reme an der Weſer. O. I, 395.
Remond von St. Mard. S. I, 79.
Remus, Urſprung und Bedeutung dieſes Namens. O. I, 127.
Reni, Guido. Ph. II, 258.
Rennes. S. I, 81.
Rentekauf für Zinskontrakt. Ph. II, 97 ff.
Repräſentation der Gemeinen. O. I, 252.
Resnel. S. I, 158.
Reſſort de perſonnes. O. I, 391.
Retberg, Konrad von. Ph. II, 198. 201. III, 354. IV, 208.
Reuberus. O. I, 190. 200.
Reuterey, beſtändige, der alten Deutſchen. Ph. IV, 273.
Rex. O. I, 165.
Rez, Kardinal von. S. I, 143 f.
Rhedo. O. I, 282.
Rhein, Fluß. Ph. I, 344. O. I, 136. 142 f. 145. 403.
Rheme. O. I, 189.
Rhescuporis. O. I, 136.
Rhetia. O. I, 135.
Riccoboni. S. I, 72.
Richard II. Ph. I, 272. IV. 270.
Richardſon. S. I, 199.
Richenza, Kaiſerinn. O. II, 76.
Richezza, Königinn von Polen. Ph. III, 347. 365. O. I. 383.
Richter, königlicher, deſſen Anſetzung. O. I, 217 f.
Riedel, Jaufrid, verſchmachtete aus idealiſcher Liebe für die Gräfinn von Tripolis. Ph. II, 251.
Riedeſel. S. I, 241.
Rieſe, einnahrückliche Bauerſchaft. Ph. III, 70.
Riga. Ph. I, 61.
Ritberg. Ph. III, 354. S. I, 240. O. I. 282.
Ritterermane, was ihnen zu wünſchen? S. II, 111.
Rittereigene, ſ. Hörige.
Ritterſchaft, ehemalige, deren Stufen. Ph. IV, 273 ff.
— deren Vereinigung mit den Domkapiteln, ſ. Domkapitel.
Rizcuanſat. S. I, 102.
Robertſon. Ph. IV. 254.
Rochefter, lord. Ph. IV. 60.
Röhl, Prof. in Greifswalde. Ph. II, 362.
Römer. O. I, 125. 138. S. II. 137.
Röthen, den Flachs, rouir und rouiſſage. Ph. I, 220.
Rogers, Schiffshauptmann. S. II, 119.
Rokker, Biſchof. O. II, 61.
Roleving. S. I, 248. O. 184. 196. 208.
Rolle, die beſte eines Mädchen. Ph. II, 232 ff.
— Heerbanns. O. I, 376 f.
— Turniers. O. I, 391.
— wetterieene. O. II, 214.
Rollin. Ph. I, 129.
Rom. S. I, 75. 148. 151. 174. 179. 298. II, 209. O. I, 44.
— Aufruhr deren Bürger. Ph. I, 142.
Roma. O. I, 127.
Romanus, ein Mahler. O. I, 289.
Romulus, Urſprung und Bedeutung dieſes Namens. O. I, 127.

Roncalische Gefilde. O. II, 77.
Rorico. O. I, 180. 185.
Rosch, [illegible], welcher Völkername soll davon herkommen? O. I, 127.
Roscius. S. II, 210.
Rosschweif bey den Türken, was stellt er vor? O. I, 244.
Roth, Ursprung und Bedeutung dieses Worts. O. I, 127.
Rothe Reusse. O. I, 127.
Rothes Meer. O. I, 127.
Rothrud, Tochter Karls des Großen. O. I, 368.
v. Rothwerd. O. II, 54.
Rotte Kora, Dathan und Abiram. S. I, 125.
— was man ehedem so nannte. O. II, 19[illegible].
Rotten. s. Röthen.
von Rottorf. Ph. IV, 242.
Roturiers, Ruptuarii, woher diese Benennungen. Ph. IV, [illegible]. O. II, 196 f.
Rousseau zeigt, warum Jeder ein Handwerk lernen soll. Ph. I, 27.
— Ph. I, 319. S. I, 119. 121. 131. 1[illegible]. 17[illegible]. 20[illegible]. 203.
— nähret sich vom Kräutersammlen. Ph. II, 95.
— Ph. II, 213. IV, 7. S. I, 231. 298 f. 3[illegible]. 324. 336. II, 130. 158. O. I, 56. 104.
Rorane. S. I, 106.
Roxe. O. I, 231. 234.
Roxolanen. O. I, 133.
Royer de la Sauvagère. O. I, 92.
Rube. O. II, 82.
Rubens. S. I, 78.
Rudbeck. S. I, 226.
Rudolph I. Kaiser. O. II, 143.
— II. Kaiser. Ph. III, 174. 185. O. II, 41. 43.
Rügen, Insel. O. I, 324. II, 108.
Ruelius. S. I, 146.
Rulle. O. I, 207.
Rune, Bedeutung dieses Wortes. S. II, 278 f.
Ruprecht, Kaiser. Ph. IV, 201.
Ruptuarii, s. Roturiers.
Ruricola. s. Bauer.
Russen. Ph. I, 312. O. I, 127.
Russen kriechen in den heißen Backofen, und aus diesem in den Schnee. Ph. II, 287. 289.
Russi. O. I, 127.
Rußland. Ph. I, 16.
Rusticus, s. Bauer.
Rymer. O. I, 174.
Rysen, insurgere. O. II, 9.

S.

Sachsen. Ph. I, 61. O. I, 136. 139. 369. 382. 392. 400. 403. II, 3. 103. 128. 157. 184. 192. 198.
Sachsen, Großherzogthum, Trennung desselben. O. II, 80 ff. 198.
Sachsenbuch, auf dem Amte Fürstenau. O. II, 227.
Sachsenland. O. I, 141.
Sachsenrecht. O. I, 10.
Sachsenspiegel. Ph. III, 207. 211. 214. O. I, 365.
Sachslinge. O. I, 283.
Sächsische Lehnen. S. II, 99.
Säeland, wie viel hat Frankreich. Ph. I, 241.
Säemaschinen. Ph. I, 217.
Sage. s. Lesage.
Sagittarius. O. I, 342.
Sakkorn, statt Zehntgeld. O. II, 115.
Sakramente. S. I, 174.
Sala, was es war. O. I, 352.
Saladin, der berühmte. O. II, 86.
Salern, dahin flüchtete Benno. O. II, 45.
Salgado de Somoza. Ph. III, 113.

Sal-

Gallengare. Ph. IV. 179.
v. Galm. O. II, 76.
Galmaſius. Ph. I. 358.
Galome. G. I, 104.
Galus Hercinia. ſ. Hercinia.
— Teuroburgenſis. O. I, 150.
Salzquellen im Osnabrückſchen. O. I, 101.
Sancho Panſa. G. I, 71.
Sandhoff. O. II, 72.
Sarmati. O. I, 120. 156.
Satiren. L. 73. O. I, 158 ff. 354. 162. 169. f. 173. 176 u. 180. 183. 186. 194. 200 f. 203 f. 209 f. 227. 229 ff.
Satellites regis, was darunter zu verſtehen. O. I, 401.
Saterländer, wer jetzt ſo genannt wird. O. I, 281.
Saterleute, was ſie waren. Ph. IV. 213.
Saturninus. O. I, 245.
Sauvagere. O. I, 92.
Savannah, Gegend in Amerika. G. II, 119.
Savarey. G. I, 104.
Saxo, der Poet. O. I, 192, 202. 246. 395.
— Gramm. O. II, 85.
Saxoniae comes palatinus. O. I, 232.
Saxonum Schola war ſchon vor dem Jahre 800 zu Rom. O. I, 371.
Scabinei. O. I, 253 f.
Scapin. G. I, 110.
Scarron. G. I, 78.
Schafzucht. O. I, 95 ff.
Schalksnarren. Ph. I, 357.
Schaten. G. I, 232. 256. O. I, 169. 176. 190. 207. 289. 291. 368. 384. II, 79.
Schatzung, gemeine. Ph. II, 200 ff.
— Herds- oder Manſchatzungen. O. I, 386.
Schauanſtalt in Osnabrück, ſ. Mechanſtalt.
Schaubühne zu London. G. II, 208.
Scheib. O. I, 173.
Scheid. Ph. IV, 211. O. I, 191. 207. 267. II, 120.
Scheiver. O. I, 77.
Schilderiche, Stift. O. I, 6.
Schillinge, ſränkiſche und ſächſiſche, deren Werth und Verſchiedenheit Ph. IV, 372. G. I, 376. O. I, 36. 259. 373 f.
Schilter. O. I, 137. 294 399.
Schinderlehne. Ph. I, 254.
Schinken von Kalb. Ph. I, 160.
Schirmvogt. O. I, 230 ff.
Schismatiker, wen man ehedem ſo nannte. O. II, 48.
Schlacht an der Haſe. O. I, 272.
— auf dem Haferfelde. O. II, 197.
— bey Detmold. O. I, 272.
— — Merſeburg O. II, 42.
— — Belvins. O. II, 87.
Schlegel. G. I, 91.
Schleitwein. Ph. II, 45.
Schlichtegroll. L. 67. G. II, 240.
Schlippenbach, Gräfinnen von. G. II, 206.
Schlüter. Ph. IV, 267.
Schmeicheley, verſchiedene Arten derſelben. G. II, 249 ff.
Schmidt, Geſchichtſchreiber. Ph. IV. 157. L. 61. 74 ff. O. I, 304. 191. II, 10. G. II, 228.
— in Gießen. G. II, 245 ff.
Schmieden, läßt ſichs bey ſchwarzem Torf beſſer, als bey Steinkohlen. O. I, 94.
de Schneelage. O. II, 144.
Schöpfen. O. I, 39. 122. 220 ff. 249 f. 357.
Schöpfenbarkeit. Ph. IV, 165. O. I, 250.
Schöpfenwahl. O. I, 250.
Schöpfung, zerfällt in zwey Hauptſtücke. G. II, 71.
Schola Saxonum war ſchon vor dem Jahre 800 zu Rom. O. I, 371.

Schottgen. O. II, 104.
Schottland. S. I, 182.
Schrae. O. I, 120.
Schreyadding, ſ. Göding.
Schrubbery, was ſie ſey. Ph. II, 435.
Schütz. S. II, 269.
Schulden ſchädlicher Unterthanen, Mittel, ihnen vorzubeugen. Ph. I, 141 ff.
Schuldigkeit in puris naturalibus. Ph. II, 266.
Schulen, lateiniſche Nothſchule. Ph. III, 189.
— deren Beförderung von Karl dem Großen. O. I, 369 ff.
Schulenburg, das adliche Haus. O. I, 73.
Schultheißen. O. I, 130 ff.
Schulze, wer ſo genannt wird; ſ. Redemeyer.
Schurzfleiſch. O. I, 208.
Schutter, berühmter Schauſpieler in London. Ph. I, 71. f. 39.
Schutzgerechtigkeit. O. II, 218.
Schwaben. Ph. IV, 198. O. I, 137.
— verſchiedene Mauern in Weſtphalen. Ph. I, 94.
Schwabenrecht. O. I, 10.
Schwediſcher Bund. O. I, 128. 130. 135. 154. 173. 175.
Schwanenburg. O. II, 118. 151.
Schwarz. S. II, 206. 215.
Schwarzwald, ſ. Hercinia.
Schweden. Ph. II, 70. S. I, 144.
— was erhält es von uns? Ph. II, 334.
Schweidnitz. S. II, 55.
Schweine, vom Hüten derſelben. Ph. III, 206 ff.
Schweiz. S. I, 18.
Schweizer, hüten den Franzoſen die Thüre und putzen ihnen die Schuhe. Ph. I, 94.
s. Schwichelt. S. II, 201.
Schwimmen, darin ſollte man die Kinder ſich üben laſſen, warum? Ph. III, 141 ff.
Scipio. S. I, 18.
Scudery, Mlle. Hiſtoire de la Coquetterie. Ph. IV, 107.
Sculcerus, ſ. Droſt.
Scythen. O. I, 133. S. II, 264.
Sebaldus. S. II, 146 ff. 151. 155. 158.
Seck, Joh. Otear. Ph. I, 315.
Seckenberg. O. I, 57. II, 171.
Seckendorf. S. I, 158.
Sedaine. S. I, 113.
Seeland. Ph. I, 274.
Seeräuber verdirbt den Handel eines ganzen Landes. Ph. I, 9.
Segeden, was ſind ſie? Ph. III, 225. O. I, 89 f.
Segeſt. O. I, 50. 146. 155.
Segimer. O. I, 155.
Selan. S. I, 107.
Seidenbau, deſſen Einführung im Osnabrückiſchen. Ph. III, 169. O. I, 98.
— welchen Ländern er vortheilhaft ſey. Ph. III, 169.
Seitz. O. I, 212.
Sem. S. I, 225 f.
Semnoni. O. I, 170.
Sendeboten. Ph. II, 341. O. II, 174.
Sendgraffſchaft, ſ. Geſandſchaft.
Seneka. L. 73.
von Senkenberg. Ph. III, 295. 330.
Sensali, ſ. Mäkler.
Sequani, L. 74.
Sergius III, Papſt. O. I, 305.
Seruiles. O. II, 159.
Seruitium, Bedeutung davon. O. II, 9.
Seruitus neceſſaria, Nothrecht. Ph. III, 229.
Seruius O. I, 45.
Seruus ſeruorum, päpſtlicher Titel, verwandelt in Suus ſuorum. Ph. III, 198.

Seuche, ist nicht aus Ungarn zu uns gekommen. O. I, 395.
Seven, [illegible]. L. 28.
Severus. O. I, 174.
Sevigny. [illegible] IV, 27. S. I, 97. O. I, [illegible]
Shaftsbury. S. I, 6.
Shakespear. Ph. I, 129. II, 27[illegible]. S. I, 80. 19[illegible] f. 19[illegible] f. II, 211.
Shandy, Tristram. Ph. II, 3[illegible].
Sicambri. O. I, 138. 143. 168. 171.
Sidonius. O. I, 170. 179.
Sieg Karls des Großen an der Haft. O. I, 275.
Siegfried, Markgraf. O. II, 181.
Sigismund (Philipp), Bischof von Osnabrück, verbot, bey 10 Goldst. Strafe, die Ansetzung eines neuen Hauses. Ph. I, 99. 101. — IV, 208.
— — Ph. II, 198.
Sigon. O. II, 180.
Sigruna. S. II, 272.
Sigwin, Erzbischof. O. II, 126.
Sikoboten. O. I, 133.
Silber, dessen ehemaliger Werth. O. I, 373.
Silbergrube im Osnabrückschen. O. I, 100.
Simon. S. I, 254. O. I, 296. II, 77. 84. 98.
Simonia. S. I, 382.
Simultaneum. S. I, 378.
Simplifikation, kurze Geschichte derselben. I, 182.
Sintfeld. S. I, 210 f.
Sitten, politische, der Osnabrücker. O. I, 117 ff.
— über deren Veränderung. Ph. I, 357 ff.
Skaramusche. S. I, 99.
Skinner. O. I, 94.
Sklaven, durften nicht am Gottesdienst der alten Deutschen und Gallier Antheil nehmen. S. II, 278.
Sklavenkleider, wurden beym Gottesdienst der alten Deutschen getragen. S. II, 278.
Slaven. O. I, 202. II, 176.
Smirna. Ph. I, 14.
Socialtontrakt. S. I, 336. 341. 3, 3 ff. O. [illegible] 72. S. II, 203 f.
Society at London, s. Premium's.
Sögelter Friesen, woher diese Benennung. O. I, 283.
Soest. Ph. I, 10.
Soissons. O. I, 278.
Sokrates. S. I, [illegible] 53 f.
Solatium, was es bedeute, s. Orest.
Sold. Soldat. O. I, 61. 81.
Solidi, s. Schillinge.
Solon verbot die Aussteuer der Mädchen. Ph. IV, 223.
— S. II, 2[illegible].
Sommer. O. I, 72.
Somoza, s. Salgado.
Sonnenlehne. } O. II, 185.
Sonnenreiche. }
Soliden. O. I, 133.
Spalatin. S. I, 146.
Spanien. Ph. I, 273 f. II, 160. III, 175. IV, 185. S. I, 138. 148. O. I, 104. 175. 212. 392.
Spannen, die Bank: eine gerichtliche Feyerlichkeit an einigen Orten. O. I, 17.
Sparta. S. II, 137.
Speigung, was es bedeute. S. II, 21 f.
Spellmann. S. I, 376. O. I, 26. 222.
v. Spiegel, Domdechant. S. II, 212.
Spielordnung, auf den Kreuzzügen. O. II, 198.
Spinnen, zu demselben wenden im Osnabrückschen Mann, Frau, Kinder und Gesinde

die

die Zwischenräume ihrer Arbeit an. O. I, 104.
Spinnstube. Ph. I, 42—56.
Spolien oder die Exuvien eines Bischofs zog ehemals der Kaiser. O. II, 47.
Sprache der Osnabrücker. O. I, 118.
— französische, ist deren Erlernung deutschen Kindern nützlich? Ph. I, 126.
— friesische, wer sie noch spricht? O. I, 252 f.
— Vergleichung derselben mit dem Gelde. S. II, 241.
Sprengel, bischöfliche. O. I, 252 ff. 251 ff.
Sprickmann. S. I, 205. II, 150.
Spurinna. O. I, 172 f.
Staat, leidet weniger, wenn er mehr an Einheimische, als wenn er weniger an Fremde bezahlt. Ph. I, 32 ff.
— wird durch Schuldenmacher reicher. Ph. II, 325.
Staatsaktie. O. I, 43.
v. Stabilimenta Ludovici sancti, Baron. Ph. III, 349. 360.
Stade. Ph. III, 175.
Stadt, nagelneue. Ph. I, 187.
Stadtberge. O. I, 271.
Städte und Dörfer, duldeten die Urdeutschen lange nicht unter sich. O. I, 3 f.
Stände, wieviel erkannte die sächsische Nation? O. I, 257.
Stärke, bey deren Fabrike sind hundert von hundert zu gewinnen. Ph. I, 34.
Stangenfell. S. I, 259. O. I, 291.
Stapel. Ph. III, 175.
— der so genannten englischen Adventürer. Ph. I, 20.
— freyen, wann und von wem die englische Compagnie denselben erhalten? Ph. III, 173.
Starhorst. O. I, 297.
Statuten, was gehört zu deren Verbindlichkeit? O. I, 255.
Staupenschlag. O. II, 223.
Steck. L. 15.
Steckbriefe, bessere Einrichtung des Laufs derselben. Ph. III, 164 ff.
Steelyard, was es bedeute? Ph. III, 175. 196.
v. Steinen. Ph. III, 295. IV, 235. O. I, 67. 73.
Stein der Weisen. L. 104.
v. Steinfurt. O. II, 60. 145.
Steinigung der Juden. Ph. I, 254.
Steinkohlen aus Tecklenburg. O. I, 100.
Stellinger, wer sich so nannte. O. I, 393 f.
Stephan V. Papst. O. I, 302.
Sterbefall der Biesterfreyen. S. I, 327.
Stertebrink hat eine Silbergrube. O. I, 100.
Steuern, im Heerbann. O. I, 385. II, 116. 205.
Steuer, sind Gemeinheiten nach der Theilung damit zu belegen? Ph. II, 192 ff.
Steuerfreyheit. s. Freyheit.
Steuerrollen. O. II, 156.
Steuersammlung, erste Veranlassung dazu. Ph. III, 95 f.
Steuerwesen, bischöfliches. O. I, 321 ff. 101 ff.
Steuren, deren Vortheil für Städte und Weichbilder. Ph. II, 352.
Stica, Bedeutung davon. S. II, 22.
Stiernhelm. O. I, 40.
Stifelius. S. I, 76.
Stift, welches das erste und größte in Westphalen gewesen. O. I, 282.
Stiftsstände. O. II, 145.

Stifts-

Stiftsunterthanen, wo wird zum erstenmal davon gesprochen? Ph. IV, 208.
Stiftung, erste, in Sachsen. O. I, 278.
— von Osnabrück, Geschichte derselben. O. II, 90.
Stillestand der Leibeigenen, was er sey. Ph. III, 367. 374.
Stimmbarkeit. Ph. IV, 165.
Stipulationen der Römer waren gestempelte Versprechungen. Ph. II, 124.
Stockjobbery, was es ist? Ph. III, 40.
Stomachical Lozenges. II, 353.
Stone-henge, was es ist? S. II, 28.
Stosch. S. II, 168.
Stoughton, Ph. I, 121.
Strabo. O. I, 27. 49. 131. 155. 241.
Strafe, sonderbare, womit Kaiser Ludwig den Abt Herzog Hilduin bestrafte. O. I, 384.
Strafen, deren Beschaffenheit und Unterschied. O. I, 258. 351. 355. 357.
Straßburg. S. II, 11.
Streitschriften über die Aechtheit der ersten karolingischen Urkunde. O. I, 359 f.
Streitzen, die hörigen, mußten in Rußland mit Gewalt aufgehoben werden. Ph. III, 197.
Streugrafschaft. O. II, 187.
Strodmann, de iure curiali litonico. Ph. III, 334. IV, 373. O. I, 67. 70. 72. 82.
Strohkappen. O. II, 224.
Strubberg's Entwurf einer osnabrückschen Geschichte. O. I, 289.
Strube. Ph. II, 181. 216. III, 127. O. I, 387. II, 125.
Struve. O. I, 36. 380.
Studiren. Ph. III, 137.
— soll man nicht verbieten. Ph. III, 126 ff. L. 13 ff.
Stufen der Reuterey bey der beständigen Miliz der alten Deutschen. Ph. IV, 273.
Stumpfens Schweitzer-Chronik. S. II, 206.
Sturmio. O. I, 231.
Sturz. L. 93. ff.
Sudde, was es sey. O. I, 96.
Südersee. O. I, 158.
Südjüten. O. I, 310.
Südsee-Compagnie. P. I, 259.
Sühnde oder Versöhnung. O. I, 30.
Sühndegeld. } O. I, 53.
Sühnopfer. }
Süßmilch. Ph. I, 245.
Sueton. O. I, 153. 163. 169.
Sueven. L. 73. S. I, 318. O. I, 8. 36. 38. 47 f. 131. 136. 171.
— bey denselben waren auch die Bauern enregimentirt und geübt. IV, 18. O. I, 40. 128.
Suevische Verfassung. O. I, 7 f. 47. 132. 136 f.
Suevisches Reich. O. I, 136.
Suger. O. II, 62.
Suibert. O. I, 196.
Suidas. O. I, 162.

Suitas. Hörigkeit, worin beſtand ſie bey den Römern? worin bey den alten Deutſchen? Ph. III, 187 ff. IV, 330. O. II, 120.

— geiſtliche, deren Unterſchied von der Seruitute. Ph. III, 191.

Sulzer. S. I, 190. 405. II, 152.

Sunderleute. O. I, 82. 88. 120 f.

Sundern, was iſt es? Ph. II, 364. O. II, 55. 83.

Sundervogel. O. II, 83.

v. Suppliburg. O. II, 186.

Supremus ordinarius, Grundherr. O. I, 366.

Surinam. Ph. I, 14.

Sutherberg. O. I, 309.

Suus ſuorum, päpſtlicher Titel, verwandelt aus Seruus ſervorum. Ph. III, 191.

Swift. S. I, 78. II, 220.

Syagrius. O. I, 180.

Sydenham. L. 15.

Sylla. S. I, 148.

Sylua Bacenis. O. I, 137.

— Caeſia O. I, 151.

— Hercinia, ſ. Hercinia.

Symon, Edler Herr zur Lippe. Ph. I, 295.

Synodalartikel. O. I, 391.

Synodalgrafen, Zent- oder Centgrafen. Ph. II, 342.

Syrien. O. I, 145.

T.

Tabelle, wie die Menſchen unter den Sachſen eingetheilt worden. O. I, 86 ff.

Tacitus. Ph. II, 122. 342. IV, 13 ff. IV, 217. 222. 271. L. 71 73. 96. 109. 155. 168. 231. 326. 342. — O. I, 4. 7 f. 10 ff. 23 ff 38 f. 42. 45 ff. 56 ff 91. 95. 114. 128. 138. 144 ff. 164 ff. 170. 196. 283. 378. S. II, 256. 260 ff. 266. 267. 268. 270. 274. 275.

Tafel, ſo genannte runde. Ph. I, 208.

Taſſor, Generalzahlmeiſter. Ph. I, 28.

Talander. Ph. I, 129.

Tanfan's Tempel. O. I, 151.

Tangmar. O. II, 21.

Taufe, durch dieſelbe verſöhnte ſich Karl der Große mit Wedekind. O. I, 204. 207 f.

Taufen, laſſen ſich die Sachſen in Menge. O. I, 200.

Taufendkünſtler. Ph. I, 184.

Tectoſages. O. I, 126.

Tecklenburg O. I, 150. 157. 282.

v. — Graf. O. II, 77. 124. 196.

Tecklenburger und Lingen machen neues Wieſeland. L. 210.

Telemach. S. I, 106.

Teniers. S. I, 95.

Tenkterer. O. I, 126. 170.

Tenquenebute. O. II, 87.

Terenz. S. I, 74. 76. 101.

Terray. Ph. I, 361.

Territorialgerichtsbarkeit. O. II, 160. 162.

Territorialhoheit. O. I, 155. 229. 388. II, 227.

Territorium, Begriff deſſelben. III. 96. 350. S. I, 328. O. I, 155. 220.

Teſchenmacher. O. II, 71.

Teſſin, Graf. S. II, 209.
Teſtamente, davon wuſte man in ältern Zeiten ſo wenig, als bey den alten Deutſchen. Ph. IV, 238.
— zu machen, wem der Gedanke zuerſt eingefallen ſey. O. II, 94.
— zu einem gültigen wird in Dännemark des Königs Erlaubnis erfordert. O. I, 31.
Teufelsbruch. O. I, 148. 267.
Teufelsgilden. S. I, 373.
Teufelskirchen, wer ſo hies, ſ. Blutbuhde.
Teutoboch, König der Cimbern. Ph. IV, 15.
Teutomeyer. O. I, 250.
Teutonen. O. I, 125. 135 f.
Thesel. S. I, 355.
Thaten, wo einer ſoll mit thaten, da muß er auch mit rathen. O. II, 140.
Theer, ſoll in einigen osnabrückſchen Gegenden aus der Erde quillen. O. I, 94.
Thegan, Lobredner Ludwigs des Frommen. O. I, 380 f.
— O. II, 94.
Thegede, Verſammlung. O. II, 167.
Theilung, Karls des Großen. O. I, 405.
Theodericus. O. I, 191.
Theodoſius, Kaiſer. Ph. III, 368. S. I, 302. O. I, 178.
Theophanis Chronographia. O. I, 368.
Theoretiker, neuere, ob deren Bemühungen zu verachten. S. II, 94.
Theorie und Praxis, Gedanken darüber. S. II, 86.
Theorien, die jenigen, gehen zu weit zurück S. II, 80.
Thereſia, Maria. S. I, 184.
Thermopolä. S. I, 33.
Thetmar, ſ. Dietmar.
Thevegraf, was es war. O. II, 166.
Thiederich. O. II, 90.
Thietbard. O II, 90.
Thietmar, Biſchof. O. II, 84.
Thionville. O. I, 290. 293.
Thiota, Prophetinn. O. I, 355.
Thomas. S. I, 101 f.
Thomaſius. S. I, 138.
Thomaſius. S. I, 210. O. I, 371. II, 214.
Thorem. O. I, 188. 192.
Thraci. O. I, 156.
Thran. Ph. I, 10.
Thrymſe. S. I, 376. O. I, 26.
Thuanus. S. I, 159. O. I, 260.
Thüringer. O. I, 138. 181. II, 104.
— verfertigen Mauern in Weſtphalen. Ph. I, 94.
Thule, ultima O. I, 127.
Thurm zu Ibura, darin beſchloß Benno II. ſein Leben, welches zur biſchöflichen Reſidenz Veranlaſſung gab. O. II, 52.
Thy, Verſammlungsort einer Bauerſchaft. O. II, 167.
Tiberius. O. I, 152. 162. 179.
Tiburinen. O. I, 125.
du Tillot. Ph. II, 248. 253.
Timmo. O. II, 90.

Tinian, Inſel. Ph. I. 259. 254.
Tiſſot. Ph. I, 126. II, 254. III, 120.
Titon. S. I, 84.
Titulare und Formularbuch, erſtes gedrucktes deutſches, Nachricht von demſelben. S. II, 10 ff.
Titular-Baronie, ſ. Baronia Anglica.
Tiuphad, ſ. Compagnie.
Toback. Ph. I, 10.
Tod des erſten Biſchofs von Osnabrück. O. I, 288 f.
Todbau oder Todſaat. Ph. II, 104.
Todesſtrafen. Ph. IV, 146. 357.
— Gedanken darüber. IV, 170 ff.
Toleranz. Ph. IV, 188 f. S. I, 266 ff.
Toof, ſ. Mohre.
Torfacht, was es ſey? Ph. IV, 164
Torfdus. O. I, 312. 394.
Touf, ſ. Compagnie.
Toufen, ſ. Centen.
Toufhaupt, ſ. Compagnie.
Townsſend, Mylord. Ph. IV, 247.
Trajan, S. I, 318. O. I, 170.
Tranſlation, feyerliche, der Reliquien. O. I, 278 ff.
Trauerſpiele, darin ſollten alle Perſonen von ausnehmender Leibesgröße ſeyn. S. II, 210.
Trenſeln. Ph. I, 54.
Treuer. Ph. III, 191. O. II, 123.
Treuga Dei. O. II, 127. ſ. Gottesfriede.
Tribur. O. I, 303. 339.
Trident. S. I, 304.
Trier. O. II, 77.
Trinklied, geiſtliches. Ph. III, 245.
Tripolis. ſ. 104.
Trithemius. O. I, 184. II, 98.
Trivelin. S. I, 110.
Troja. S. I, 292.
Trojaner. S. I, 34.
Troſten, ſ. Droſt.
Troyes. O. II, 55.
Trübliet. S. I, 87.
Trutmann. O. I, 238.
Tryzwinus. O. I, 394.
Tuchfabrike, leidener. Ph. I, 15.
Tüffiere. S. I, 78.
Türgott. ſ. 45. 49.
Türken. O. I, 137.
Türkenkorps. O. I, 315.
Tuſa. O. I, 244.
Tugend. S. I, 15 ff.
Tuiſko. S. I, 226. II, 275. 276.
Tungri. O. I, 129.
Turbilly. O. I, 98.
Turnicere. Ph. I, 318.
— wodurch ſie hervorgebracht. O. I, 382.
— wer ward dazu gelaſſen? Ph. IV, 288 f.
Turnierrolle. O. I, 391.
Tyrus. O. I, 244.
Tyburn. Ph. I, 306. S. II, 217.

Tyroler gehen des Sommers nach Westphalen auf Handarbeit. Ph. I, 95. O. I, 110.
Tzetzes. O. I, 127.

U.

Ubert, Bischof. O. II, 103.
Ubier. O. I, 98. 135. 141.
Uchte-pennig. O. II, 114.
Udalricus. O. II, 52.
Udo, Bischof. O. II, 44. 63. 135.
Uebergabegebühr, s. Behandlungsgebühr.
Ueberzeugung. S. I, 7.
Uechten, parere. O. II, 114.
Uetrecht, berühmte Schule. O. I, 288.
Uffing. O. I, 312.
Ugbel. O. II, 82. 96.
Ulysses. S. II, 106.
Uncise porcorum, was heissen sie? S. II, 22.
Unehrlichkeit, ehemaliger Begriff dieses Worts. Ph. I, 289.
Ungarn. O. I, 212. 395. 403.
Ungenoß, was es heisse. Ph. I, 277.
Unruhen, in Westphalen. O. II, 80.
— sächsische. O. II, 135. 191.
Unsterblichkeit der Seele. S. II, 68 f.
Unwan, Erzbischof. O. II, 26.
Urban II. O. II, 128.
Urbs, Ursprung und Bedeutung dieses Worts. O. I, 136.
Urigraviarus, s. Comitatus.
Urlog, Entscholdung der Waffen. Ph. I, 321.
Ursache, Ursprung und Bedeutung dieses Worts. O. I, 126.
Ursinus. L. 89. S. II, 165. 230.
Ursus; Bedeutung davon. O. I, 365.
Urtheilfinden unter Personen, davon sind ausgenommen die Schlichter. Ph. I, 340 ff.
Urtheilfabrik, Vorschlag dazu. Ph. II, 212 ff.
Ussipeter. O. I, 126. 170.
de Ussaria, s. Geronimo.
Uthilolfus, s. Wacholfus.
Utrecht, s. Uetrecht.

V.

Vadé. S. I, 78.
Valerio. S. I, 99.
Vales. O. I, 179. 185. 365.
Vannius. O. I, 156 f.
Varenhölzer. O. I, 150.
Varenwinkel. O. I, 150.
Varfallas. S. I, 147. 152.
Varro. O. I, 141. S. II, 267.
Varus. O. I, 145 ff. 157. S. II, 260.
Vaterlandsliebe, was sie sey. Ph. IV, 82 ff. — S. I, 185.
Vatermord. O. I, 42.
Vauban, Ritter. Ph. III, 97.
Vechte, Münstreisches Amt, s. Kloppenburg.
Vechteler, Burg. S. I, 232.
Vegetus. O. I, 149.

Vehmgericht, ſ. Fehmgericht.
Veit, der Heilige. O. II, 48.
Velleda. O. I, 56 ff. 169.
Velleius. O. I, 146. 155, 168.
Venetianer, woher die Größe herrühren? Pb. I, 260.
Venuti, S. I, 88.
Veränderſetten, was es in Weſtphalen bedeute. S. I, 354.
Verhallmünden, was es bedeute. Pb. III, 358.
Verhallmen. O. I, 77. 79.
Verhieſtern, was es bedeute. Pb. III, 358. IV, 120. O. I, 77.
Verdienſte, ſelten iſt ein Menſch ohne einige. Pb. I, 216.
— über die Beförderung nach denſelben, Pb. II, 187 ff.
Verein. O. I, 138 ff. 178. 180.
Verfaſſung der Germanier, O. I, 7 f. 132.
— karolingiſche. O. I, 289 ff.
— politiſche. O. I, 197 f.
— des Reichs, nimmt unter den Karolingern eine ganz neue Wendung. O. I, 266.
— der Sueven. O. I, 7 ff. 47. 136 f.
— ſächſiſche. O. I, 272.
— von Osnabrück. O. II, 137 ff.
Verſehmen, was es heiſſe. Pb. IV, 200. 206. O. I, 261 f.
Vergleiche, alte. Pb. I, 237.
Verödhrung. O. I, 142.
Vermehrung ſchadet dem Adel, nicht aber den Edelgebornen. Pb. IV, 257 f.
Vernunft, wo hat ſie am mehreſten zu arbeiten? S. I, 16. — reine. S. II, 88.
Verſammlung zu Waldeck. O. II, 85.
Verſetio, Speigung ꝛc. S. II, 12.
Verſöhnung, ſ. Sühnde.
Verſprechungen, Meynungen der Römer und der alten Deutſchen darüber. Pb. II, 122.
Verſtand. S. I, 7.
Vertuggen, wegziehen. O. II, 167.
Verzichte auf die älterliche Verlaſſenſchaft. Pb. IV, 222, 225.
Veſpaſian. O. I, 165.
Viehweiden im Osnabrückſchen, deren Beſchaffenheit. O. I, 102.
Viehzucht im Osnabrückſchen. O. I, 101.
Villiers. S. I, 110.
Vinkenboom. S. I, 78.
Viſtovalen. O. I, 133.
Vir, Mann, Wehr, Waer, Wair. O. I, 36 f. 46 f.
Virgil. S. I, 291. II, 277.
Virginien, Produkte dieſes Landes. I, 348.
Virianus. O. I, 188.
Visbeck. O. II, 109.
Vitellius. O. I, 165.
Vitruv. Pb. III, 145.
Vitus, der Heilige. S. I, 335.
Völte, was ſie waren. O. II, 98.

Wörden. O. I, 140. 159 f.
Vogelſchieſſen. Ph. II, 69.
Vogt, advocatus. O. I, 236 f. 257.
Vogtey, ſ. dominium quiritarium.
Vogtshöfe, mit Schlöſſern beſetzt. O. I, 243.
Volcae Tectosages. O. I, 125.
Volchard. O. II, 91. 119.
Volksglauben und Myſterien der alten Deutſchen und Gallier. S. II, 262 ff.
Volkslieder. S. II, 160.
Volksverſammlungen. O. I, 355 f.
Vollerbe. O. I, 4. II, 112.
Vollmacht der Alten. Ph. I, 296 f.
Voltaire. I. 58. 84. S. I, 78. 93. 103 f. 104. 134. E. I, 148. 160. 193 f. 206 f. 257. II, 188. 281. O. I, 280. Ph. I, 126. 129. 130. Ph. II, 15. 18. 82.
Voplſcus. O. I, 168. 176.
Vorfahren der Weſtphälinger ſind keine Germanier geweſen. O. I, 136 f.
Vornamen, ſ. Wappen.
Vornehme und Geringe, welche ſind es? Ph. I, 151.
Vorrechte der Geburt, mit Hülfe einer langen Controlle erhalten, wozu? Ph. IV, 253.
Vorwürfe, falſche, treffen flach; aber wahre faſſen tief ꝛc. Ph. I, 214.
Voſſius. S. II, 22.
Votum ad imperatorem, worin es ſeinen Grund habe. S. II, 7.
— deſſen Zweck. S. II, 7.

W.

Wachelfus, Wachelphus, Biſchof von Osnabrück. O. II, 20.
Wachsbleiche, deren Anlegung vor der Stadt Osnabrück. Ph. III, 171.
Wachter. O. I, 5. 25 f. S. II, 22. 273. O. II, 168.
Waffenjunker, miles ſimplex. O. II, 122.
Wagner. S. I, 201. II, 132.
Wahl an der Elbe. O. I, 296.
Wahl der Biſchöfe, ſ. Biſchof.
Wahlkapitulation, neueſte kaiſerliche, Anmerkungen über die Zuſätze derſelben. S. II, 3 ff.
Wahre, was es ſey. O. I, 18.
Wahrheit, je mehr ſie flieht, deſto beſſer wird ſie gefühlt. Ph. III, 143.
— was förmliche ſey? Ph. IV, 114.
Wahrſager bey den Germaniern und Gallicrn. S. II, 265.
Wahrthürme, ſ. Landwehren.
Wal, erſter Kirchenvogt. O. II, 97.
— Biſchof. O. II, 112.
Walch. O. II, 21.
Waldburg, erſtes Kloſter im Osnabrückiſchen. O. I, 301.
Wald, hercyniſcher, ſ. Hercinia.
— Düteburger. O. I, 150.

Wald, teutoburgischer. O. I, 150. 157.
Waldeck, Franz von, Bischof. Ph. II. 198. IV, 208.
— Versammlung zu. O. II, 86.
Walderich, Graf von Oldenburg Ph. III, 190.
Wallen. O. II, 13.
Wallendorff. O. I, 207.
Walraven, Bischof zu Münster Ph. II, 347.
Walther. S. II, 204.
Wandalen. O. I, 125. 133, 176.
Wanno, s. Wacholfus.
Wapen, Wapenbürtigkeit, darauf wird in England und in Brabant noch stark gesehen. Ph. IV, 253 ff.
— sind älter als Zunamen. O. II, 133.
Warburton. S. II, 277.
Warens, Madame. S. I, 298 f.
Wargentin, Astronom. Ph. II, 363.
Warin. O. I, 311.
Warnefried. O. I, 183. 197.
Washington. S. II, 124.
Wasserprobe. O. II, 171.
Wastinsig, s. Churmündig.
Watteau. S. I, 78. 94.
Webestuhl, bey Hebräern, Griechen und Römern fast in jedem Hause. Ph. I, 132.
— auch noch im Osnabrückschen. O. I, 104.
Wechsel. I, 9.
Weddigen. S. I, 232. 246. 256.
Wedekind. O. I, 148. 198. 200. 202 f. 204 f. 206 ff. II, 133.
— dessen Familie. O. I, 317 ff. II, 8. 133.
Wege zu flicken, ist rathsamer als neu zu machen. Ph. II, 287 ff.
Weddum. Ph. I, 236.
Wehr. O. I, 36. 46 ff. 196. 227. 246. 249. 345. 347. 376. 381. 400. II, 140. 149. 164. 170. 213.
Wehre. O. I, 21 f. 35 f. 40, 86 f.
Wehrgeld, was es sey? Ph. I, 254. II, 339. S. I, 328. O. I, 25 ff. 28. 30. 32. 47. 78 f. 261. 351.
Wehrgut. O. I, 43. 248. 377. 400. II, 320.
Wehrung. O. I, 212 ff.
Weichbild, Abstammung und Bedeutung dieses Worts. O. I, 72.
— O. II, 137. 140.
Weiden, s. Viehweiden.
Weihgut. O. I, 233.
Weingart, Mönch. O. I, 383.
Weinrechnung, Gedanken darüber. Ph. I, 65 ff.
Weisheit grenzt an Willkür. Ph. II, 298 — O. I, 120.
Weisung, Begriff davon. O. I, 19 f.
Weizen hat in glücklichen Ländern den Namen Frumentum erhalten. O. I, 376.
Welf I. ein Heerbannsgraf. O. I, 382.
Welf, Herzog von Bayern. S. II, 111.
Welfo. O. I, 246.

Wel-

Wellenlinie iſt die Linie der Schönheit. Ph. II, 274 f. G. I, 93.

Welt, die beſte, worin ſie beſtehen ſoll? G. II, 70. 75.

— ob ſie beſſer ſeyn könne? G. II, 81.

— wie man ſich darin zu betragen. G. II, 81.

Weltleben. L. 53.

Wenzel, König von Böhmen. Ph. II, 250. III, 242. IV, 201.

Werdeman, Jeduleln Neſine von. Ph. IV, 222.

Werenbrecht. O. II, 112. 120.

Werinbert. O. II, 87.

Weringart. O. I, 246.

Werlich. Ph. IV, 298.

Werner, Biſchof. O. II, 75. 90.

Werre. O. I, 147.

Werthers, des jungen, Leiden und Freuden. G. II, 154.

Weſer, Fluß. Ph. I, 307. II, 324. O. I, 86. 136. 145. 151. 198. 403.

Weſſel. L. 103.

Weſtphal. G. II, 212.

Weſtphalen. O. I, 140. 151. 183. II, 80 f.

— warum es rothe Erde genannt wurde. Ph. IV, 201 f.

Weſtphälinger helfen den Holländern und Brabantern in der Aernte. Ph. I, 94. und in andern Arbeiten. O. I, 110. ſ. Hollandgänger.

— werden von einigen Frankfurter Kaufleuten mit dem Zinnhandel ſehr betrogen. Ph. I, 204.

Weſtphälinger haben zu Bremen und Emden alle Freyheit zur Handlung. Ph. I, 205.

— und Niederſachſen machen eine erbärmliche Figur in der Verhandlung; warum? Ph. I, 207.

— deren Vorfahren waren keine Germanier. O. I, 136 f.

Wette, Witte oder Wera. O. I, 71. 76.

Wetterau. G. II, 207.

Wetterfeye. O. I, 74.

Wetzel. G. I, 252. O. II, 66. 97.

Wheeler, John. Ph. III, 173 f.

Wheloc. O. I, 34.

Wibald, Abt. O. II, 109.

Wich. O. I, 75.

Wichmann, Erzbiſchof. O. II, 109 f.

Widekind, ſ. Wedekind.

Wido oder Wipo. O. II, 51 ff. 90. 118. 151. 154. 190. 223.

Wiedenbrück, Stadt. Ph. I, 191. 232 ff. O. II, 8.

Wicksburg. O. I, 207 f.

Wieland's Agathon. Ph. III, 15. L. 93. G. I, 198. 205.

Wienand. O. I, 360.

Wibo I. erſter Biſchof von Osnabrück. O. I, 288. 349. 366. 369.

Wibo II, oder Wido. O. II, 52.

Wilberforce. L. 58.

Wilbert, Erzbiſchof von Cöln. O. I, 331.

Wildbann. O. I, 358 ff. II, 8.

Wildbret im Osnabrückſchen. O. I, 105.

Wildeshauſen. O. I, 205. 207. 267. 277. 282.

Wildeshauſiſche Privilegium. O. I, 283.

Wildfangsrecht. S. I, 327.

Wildprett ſ. Wildbret.

Wilhelm, der Eroberer. O. I, 310.

— Herzog zu Jülich. Ph. II, 161.

— Herzog von Braunſchweig. Ph. IV, 199.

— römiſcher König. Ph. III, 195.

Wilkins. S. I, 309. 376. — O. I, 78. 283. 384.

Wilkom. O. II, 205.

Willebrand. O. I, 374. S. II, 156.

Wilton, von dieſer Stadt bekommen wir Butdecken. Ph. I, 29 f.

Windauiſcher Leinſamen. Ph. I, 61.

Winkelmann. Ph. I, 76. IV, 155. S. I, 196. 205. II, 140. 142. 144. O. I, 208.

Wiſſenden, die, wer nannte ſich ſo? Ph. IV, 200.

Wiſſenſchaften, tragen nächſt der Religion das mehrſte bey zur Uebereinſtimmung der Gemüther. O. I, 369.

Witechind. O. II, 182.

Witebead. Ph. II, 273.

Witich. Ph. IV, 158 f.

Wittius Hiſtoria weſtphalica. O. I, 289. II, 54.

Wittlage, Amt. O. I, 107. 183.

Wittwenverpflegungsanſtalt, ſ. Reglement.

Wochenmarkt, Pro und Contra deſſelben. Ph. II, 257.

Wodilulfus, ſ. Wachelfus.

Wölfungen braucht Möſer anſtatt Ahnen. S. I, 15.

Wörden, Amt. O. I, 107.

Wohlthun. S. I, 11.

Wohner, einzelne. O. I, 123f

Wohnungen der Osnabrükker. O. I, 122.

Woldemar. S. I, 264. O. II, 85.

Wolf. S. I, 205. 273. Ph. II, 361.

— Dietrich. S. I, 114. Ph. III, 92.

Wolfsgrube. O. II, 175.

Wollaken. O. I, 105.

Wolle, deren ehemaliger ſchädlicher Ausgangszoll in England. Ph. III, 176.

Wollenfabriken, Mittel zu deren Beförderung. Ph. II, 139 ff.

Wollenwaaren, engliſche, wie viel werden in Deutſchland abgeſetzt? Ph. II, 322.

Word, Wordgelder, weſtphäliſche Bedeutung davon. O. I, 6.

Worms. O. I, 303. II, 37. 64. 81.

Wortlolfus, Wortlolofus, ſ. Wachelfus.

Wulften. O. I, 148.

Wundarzt, ſ. Arzt.

Wunder. S. I, 130.

Wurdwein. O. I, 351. II, 122. 162.

X.

Xanten. O. II, 64.

Y.

York, Herzog. K. 104.
v. York, Herzog. K. 19.
Yorkraum. Ph. I, 179.
Young. I, 129. G. I. 73. 88. 96.
— Nachtgedanken. Ph. I, 281. IV, 179.

Z.

Zacharias, Papſt. O. I. 72. II, 114.
Zacharid. G. I, 78. II, 281.
Zahl, arabiſche, tritt in der Rechnung vom Jahre 1504. ſtatt der römiſchen ein. Ph. II, 316.
Zaire. G. I, 74.
Zamore. G. I, 100.
Zehnten, osnabrückiſche. Ph. III, 97. IV, 351. O. I, 6. 224 ff. 238 ff. 283. 321 ff. 335 f. 388. O. II, 6. 18. 101. 109 ff. G. II, 173 f. 247.
Zehntfeſt. O. I, 226.
Zehntfluren. O. I, 239.
Zehntfreyheit. O. I, 325. 331.
Zehntgeld. O. I, 239 f. II, 54. 112. 114 f. 217.
Zehntherr. O. II, 118.
Zehntkaſſe, führte Karl der Große in ſeinem ganzen Reiche ein. Ph. III, 97. — O. I, 388.
Zehntkorn. O. II, 114.
Zehntloſe. O. II, 112.
Zehntpflichtige. O. I, 245. II, 112.
Zehntpfunde. O. I, 238 ff. II, 115.
Zehntproceß mit Herford und Corvey. O. II, 71. 101 ff.
Zehntſache. O. II, 6. 13. 34. 36.
Zehntſchilling, deſſen Urſprung. O. I, 239 f. II, 223.
Zehntſchuldner. O. I, 240.
Zeit, beſchloſſene, was auch jetzt noch ſo genannt werde. O. II, 126 f.
Zeitung, die Germanicher. Ph. I, 179.
Zettelbank, Vorſchlag und Nutzen derſelben. Ph. II, 331 ff.
Zierden. Ph. IV. 24. G. II, 240.
Zigeuner beſtraft, warum? Ph. II, 316.
Zink, Legationsſekretär. G. II, 130 f.
Zinn, mit deſſen Handel werden die Westphälinger von Frankfurtern betrogen. Ph. I, 204.
Zinninſeln, was ſo heißt? G. II, 28.
Zirkellinie, die Linie des Reizes. Ph. II, 275.
Zoll. Ph. I, 271.
— einer Brücke in London bringt jährlich 50000 Rthl. ein. Ph. II, 288.
— Rußlands. Ph. II, 324.
— Deutſchlands. Ph. II, 324.
— ehemaliger jährlicher Ausgangszoll der Wolle aus England. Ph. III, 176.

Zollrollen, woher rührt es, daß die alten in ganz Deutschland eine gewisse Aehnlichkeit mit einander haben? O. I, 370.
Zonaras. O. I, 148.
Zopf, stellte in alten Zeiten, wie jetzt bei den Türken der Roßschweif, die Vereinigung mehrerer Leute zu einer Compagnie vor. O. I, 244. 407.
Zopfhaupt, wer so hieß. O. I, 407.
Zoroaster. S. II, 263.
Zosimus. O. I, 177 f.
Zucht, mit welcher kann man große Sachen ausrichten? O. II, 34 f.
Zuchthäuser, etwas zu deren Verbesserung. Ph. IV, 141 ff.
Zufriedenheit. S. I, 24 ff.
Zug, italiänischer. O. II, 184.
Zug, Römer-. O. II, 205.
Zugvögel. Ph. I, 108.
Zunamen, s. Wappen.
Zundervogel, s. Sundervogel.
Zuschläge. Ph. I, 210.
Zwangbrauereyen. Ph. I, 176.
Zwangkrüge, Ph. I, 176.
Zwentibold. O. I, 340. 391.
Zweykampf, Gedanken darüber. Ph. IV, 225 ff.
Zwingli. S. I, 142.
Zwischenzeit, in der bischöflich osnabrückschen Regierung. O. I, 295 ff.
Zwivelten, eine Bauerschaft. O. II, 54.
Zwoll, Ph. III, 155. O. I, 158.
Zyli, Thomas von. S. II, 17.

Verbesserungen.

S. 130. Z. 11. statt Schinke l. Schenke.
" 131. letzte Zeile statt agoinst l. against.